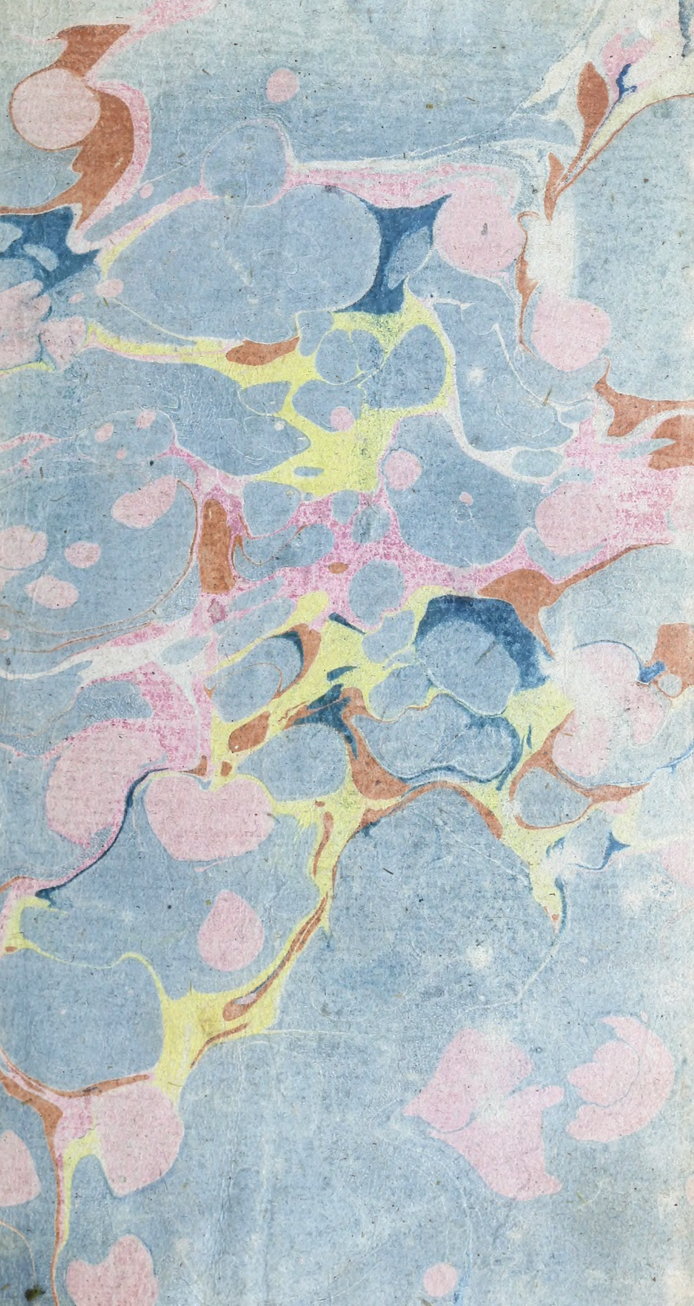






6.50

Verf.: Wallenrodt, Johanna, Isabella Eleonore von, geb. v. Koppy.

Goed. V, 477, 6.

1740-1819

Heinrich Robers Begebenheiten.

Aus den Jahren 1740 bis 80.



Erster Theil.

Leipzig und Riga,
bey W. E. A. Müller, 1794.

Vorbericht des Herausgebers.

Freund Robers, welcher jetzt in seinem ruhigen Winkel die ganze Welt vergißt, und sich blos auf einen kleinen Wirkungskreis eingeschränkt hat, in welchem er thätig und geliebt ist, hatte seine Begebenheiten zwar völlig zu Papiere gebracht, aus verschiedenen Ursachen aber die Lust verloren, sie bekannt zu machen — haben Sie, sagte ich, als ich sie durchlesen hatte, schon einen Verleger?

Robers. Nein.

Ich. Wie kömmt das?

Robers. Ich habe es noch Keinem angetragen, weil ich die Absicht, es herauszugeben, beynahe in den Entschluß, es zu verbrennen, verwandelt habe.

Ich. Warum das, lieber Robers? Ich finde, daß Ihr Werk den Beyfall des Publikums verdient, und denke mich nicht zu irren. Die traurigen, und denn so gut entwickelten Begebenheiten der Frau von Hohenkreuz, der Antonette Stark und des Kaufmanns Philippi, des Gustavs von Oltenholm und seiner Louise, ferner der unglückli-

chen

chen Frau von Zeilmann, des verruchten Scharfs, u. s. w. sind sämmtlich so unterhaltend, erregen den Beyfall hier, und dort den Abscheu für diese Personen, mit denen sie uns durch Darstellung Ihrer Geschichte bekannt machen, so lebhaft, daß Sie Unrecht hätten, dem Publiko eine Sammlung von Gemählden zu entziehen, die so wahre Natur enthält, und wo man so oft zur Freude, zum Mitleid, oder zum Erstaunen hingerissen wird. Ihre Charakteristik ist überhaupt so, daß man zu jeder der auftretenden Personen mehr als ein Original findet; man denkt bey einem Vater Zeilsdorf und seinem Sohn Carl, bey einem Graf Güldenstern, einen Herrn Philippi, den beyden Oltenholms, — einer Hohenkreuz, Frau Hoppe, Antonette Stark, u. s. w. an manchen treflichen Mann und Jüngling, an manches herrliche Weib und Mädchen, die man kennen lernte; eben so erinnert man sich bey Ihrem Kriegscommissarius, bey Knausern, Scharfen, Feldheim, bey den Damen Breitenstein, Zeilmann, Reigenau und Serini, an Bösewichter und Thoren, Megären und Thörinnen, die man ebenfalls auf seinem Wege antraf, auch wüßte ich fast keinen Einzigen von ihren vornehmen oder gemeinen Theilhabern der Geschichte, welcher nicht interessirte. Der Gang ihres eigenen Schick-

sals

sals, und derer, die durch sie ihre Wohlfahrt fanden, ist — wenigstens nach meinem Gefühl ganz nach dem Wunsch des Lesers, denn Sie machen sich uns als ein Mann bekannt, der aller Welt wohl will; es ist also billig, ihm wieder Gutes zu wünschen, und da Sie uns mit so viel interessanten Geschichten unterhalten, so haben Sie auch Anspruch an unserer Dankbarkeit — also in Druck mit Ihrem Werke!

Robers. Es hat gar nicht den Stiel und die Laune, welche man jetzt in Romanen verlangt: man wird sich über meine christlichen Gesinnungen aufhalten; aber, Freund, die letzten kann ich nun einmal nicht ablegen, und so natürlich gut meine Laune ist, so bin ich doch zu dem immer scherzhaften dun muntern Ton eines Jüngers und Kramers nicht aufgelegt.

Ich. Ihr Ernst ist doch aber nicht finster, sondern heiter und lächelnd; auch kommen sehr muntere, so gar komische Scenen vor, wobey ich herzlich lachen mußte, besonders im zweyten und dritten Theil. Was die Frömmigkeit betrift, die Sie selbst und verschiedene Ihrer Freunde äußern, so gehört sie zu der Denkungsart der 60 ger und

70 ger

70 ger Jahre: von dieser Seite betrachtet, wird man sie durchgängig gelten lassen, weil man Ihr Werk zu den Geschichten der Vorzeit rechnet, in welchen das Personale nach den Sitten und Meinungen des Zeitalters aufgeführet wird. Auch ist die Religion noch nicht so ganz ausgebannt, aus jedem Kopf und Herzen, daß man sie in einem Werke der Unterhaltung gar nicht mehr mitunter leiden könnte; Viele sogar werdens Ihnen Dank wissen, daß Sie beytragen, das Andenken an eine Zukunft wieder zu erneuern, wie es z. B. bey ihrem aufgestellten Sterbebette geschieht.

Robers. Wenn Sie das glauben, so nehmen Sie dies mein Kindlein hin, und führen es in die Welt ein.

Ich. Gut, und unsere jetzige Unterredung darüber mit ihm. Sie kritisiren sich selbst in ihr, und ersparen diese Mühe einem Kunstrichter.

Robers überließ mir also seine Begebenheiten, und ich theile sie der Welt nebst dieser Unterredung mit. Die Letzte mag dem Ed. in die Nachsicht des Lesers erwerben und ich hoffe, mir durch das Werk selbst seinen Dank zu verdienen.

Der Herausgeber.

Vorerinnerung.

Als ich hier in meinem Winkel, wo ich dem Alter ruhig entgegen sehe, den Entschluß faßte: der Welt diese Sammlung von Begebenheiten mitzutheilen, beschloß ich, sie meine Begebenheiten zu nennen, obgleich diese, wenn ich sie geradehin erzählen wollte, auf fünf oder sechs Bogen Platz hätten, und wenig Interessantes enthielten, da meine eigne Geschichte nur durch den Zusammenhang mit dem Schicksal meiner Freunde merkwürdig wird. Ich schmeichle mir in so fern, den Beyfall der Leser für mein Werk zu erhalten, da eben die sonderbaren Gänge in dem Schicksal der aufgestellten Personen, ihrer Aufmerksamkeit, wie mich dünkt, einigermaßen werth sind.

Wegen der geringfügigen Rolle, die ich selbst im ersten Theil dieser Begebenheiten spiele, würde

sich

sich mein Stolz vielleicht empören, oder sich — weil ich doch von da ausgehen muste, wenn ich alles getreu erzählen wollte — der Bekanntmachung dieses Werks widersetzt haben, wenn ich nicht immer eine ganz besondere — manchem hochgebohrnen Herrn, und fast allen hochgnädigen Damen — sehr lächerlich scheinende Einbildung gehegt hätte. Ich dünkte mich nemlich schon als der Pursche, der ich im Anfang meiner Begebenheiten bin, in einem gewissen Verstande eben das zu seyn, was der größte Mann, der mir eben einfiel, war; ihn demonstrirte ich, von der Leiter des Abstands, zwischen uns etwas weiter herunter, mich aber höher hinauf, dennoch standen wir in der Mitte der Leiter, auf einer Stufe. Die Wärme meiner Einbildungskraft führte das Gemälde weiter aus — der große Mann, der sich so erniedrigt sah, gab mir für diese Verwegenheit einen drohenden Blick, und schon war ich im Begrif, ihn wieder auf seine Höhe zu stellen, selbst aber so tief, als es mir zuzukommen schien,

herab-

herabzusteigen, aber siehe, da erschien der Sensenmann, und schleuderte uns beyde mit schnellem Hieb dahin, wo bald jede Spur eines Unterschieds zwischen uns verschwand. Dergleichen Träumereyen flossen immer aus einer und derselben Quelle, und diese entsprang aus der unleugbaren Wahrheit, daß ich und alle Großen der Erde, Wesen von einer Gattung sind. Eben diese Phantasie herrscht jetzt noch so lebhaft in mir, daß mir jeder meiner Mitbrüder, am meisten als Mensch betrachtet, bemerkenswerth ist: daher ich auch die Absicht habe, meine Leser blos auf die Handlungen, nicht auf den verschiedenen Rang meiner Helden und Heldinnen aufmerksam zu machen. Menschen-Werth überall hochzuschätzen, die Tugenden des Tagelöhners neben die Tugenden des erhabensten Sterblichen zu stellen, nach dem Maas ihrer Erziehung und Lage gegen einander abzumessen, und auf gleiche Art mit den Fehltritten der verschiednen Menschengattungen zu verfahren — war immer eine Lieb-

lings-

lingsgrille bey mir: wem sie nicht gefällt, beliebe zu erwägen, daß uns die Natur sehr verschiedene Augengläser gegeben hat, und ein Jeder durch das Seinige sieht.

Und nun, ob ich gleich, wie schon gesagt, von mir selbst das Wenigste zu erzählen habe, so muß ich doch mein Werk damit anfangen, meinen Lesern zu sagen, wer ich eigentlich bin.

Das erste Kapitel.

Welches lauter Kinder aufstellt.

Nicht weit von St. liegt ein blühender Rittersitz, auf demselben ward ich geboren. Mein Vater — er hies Ulrich Robers, war aber nichts mehr als Verwalter des Herrn dieses Orts. Ich war, ohne Ruhm zu melden, ein so hübscher Junge, daß die Schmähsucht gern einen halben Edelmann aus mir gemacht hätte, und unsern Herrn, als den Stifter dieses Halbadels würde angesehen haben, wenn dieser nicht durchgängig einen Ruf gehabt hätte, der ihn von dergleichen Muthmaßungen völlig frey sprach. Um es aber doch nicht ganz natürlich zu finden, daß der Sohn eines Verwalters, ein eben so schlanker und hübscher Knabe seyn könne, als die Junkers seines Patrons, so war das Resultat dahin ausgefallen, daß sich meine Mutter an der Herrschaft versehen hätte. Der Gewogenheit dieser Herrschaft gegen meine Aeltern, und der Neigung, welche Karl, der älteste Sohn, mir schenkte, hatte ich den freien Zutritt zu ihren Kindern, die gute Erziehung und die

ich

ich denn mit ihm zugleich genoß, zu danken. Der gutherzige Junker, welcher kaum einen Monat jünger als ich war, theilte seine Spiele, sein Obst, Kuchen und Butterbrodt mit mir, und brachte es durch seine Bitten dahin, daß ich gleich ihm gekleidet ward, und mit ihm in einem Zimmer logirte. Vielleicht hätte er dieses nicht ohne viele Schwierigkeiten, oder niemals erlangt, wenn nicht die Liebe der Frau von Zeilsdorf, zu ihren Kindern so groß gewesen wäre, daß sie durchaus keine Einwendungen, weder von Seiten des Stolzes, noch der Oekonomie hörte, so bald diese etwas verlangten. Der Vater hingegen suchte den Schaden, den diese Schwachheit seiner Gattin hier anrichten konnte, dadurch zu hindern, daß er das Zutrauen seiner Kinder zu gewinnen suchte, und in den kleinen spielenden Unterhaltungen mit ihnen, immer der Erste war, der ihre jedesmaligen Wünsche herauslockte, die er denn, nach seiner Willkühr, entweder unterdrückte, oder mäßigte, so daß ihre Mutter sie füglich erfüllen konnte, ohne daß auf irgend einer Seite Nachtheil daraus erwuchs. Eben so hätte er auch Karls Wunsch, mich als einen Bruder, der gleiche Rechte mit ihm hatte, um sich zu sehen, leicht im Entstehen ersticken können,

nen, wenn nicht seine eigne und gewiß sehr edle Art von Schwachheit dabey ihre Regung gefunden hätte. Der Herr von Zeilsdorf hatte nemlich eine besondre Neigung, Menschen aus dem Staube zu ziehen, und sie neben ihre erhabene Mitbrüder zu stellen, er sah in dem Sohne seines Dreschers, eben den Keim von Vernunft und Tugend, den er in seinen Söhnen fand, hielt das mehrere und wenigere Talent für reichlichere oder sparsamere Naturgabe, beym Vornehmen sowol, als beym Geringern, deren eigentlichen Gehalt nur die Mühe der Ausbildung bestimmen müsse, und da ihm dieser Grundsatz beständig im Sinn lag, war ihm nichts erwünschter, als Gelegenheit zu Proben von dieser Art. Karls Neigung zu mir, die sein schon erwähntes Verlangen zuwege brachte, machte demnach seinem Vater unendliche Freude, weil er in seinem Plan nun von Seiten seiner Gemahlinn keinen Widerspruch zu besiegen hatte.

Als der Junker das sechste Jahr erreicht hatte, wurde ein Hofmeister für ihn angenommen, und beschlossen, daß ich mit unter seiner Aufsicht stehen sollte. Es ist, sagte die Frau von Zeilsdorf, als dieser eintrat, blos um Karln, der es verlangt,

langt, hierinnen den Willen zu thun, damit er um dieser Nachsicht willen, desto fleißiger lernen möge. Nicht ganz allein deshalb, sagte ihr Gemal zu dem Neuangekommnen — indem sie eben mit den letzten Worten das Zimmer verließ — ich will, daß der kleine Heinrich wirklich Etwas lernen soll, und bin bereit, Ihnen die Mühe, die Sie sich mit ihm geben, noch ausser Ihrem bestimmten Gehalt, zu belohnen. Das Bewußtseyn, einen menschlichen Geist ausgebildet, und ihn zum brauchbaren Mann erzogen zu haben, wird uns Beyden einst sehr wohlthuend seyn.

Der Hofmeister trat hierauf sein Amt an, und wir eröfneten unter ihm die Laufbahn unsrer Wissenschaften. Einige Wochen gieng alles vortreflich; die Neuheit der Sache gab ihr von unsrer Seite, ihre gewöhnliche Annehmlichkeit, und unser Mentor — Herr Ruprecht, ließ ihr noch dazu viel Spielraum, indem er nicht rasch zu Werke gieng, sondern meinte, wir müßten uns erst zusammen einrichten. Doch diese schöne Seite verschwand allmälig, Herr Ruprecht fand es, da er unsre Bekanntschaft, nach seinem Ausspruch, nun völlig gemacht hatte, nöthig, die ungezogenen

Buben

Buben mit Anbinden an die Stühle, Knien und Hungern zu bestrafen, wenn sie die aufgegebnen Lektions nicht in der Zeit, die er dazu festsetzte, lernten. Es blieb nicht bey diesen Züchtigungen, sondern der liebreiche Mann sorgte für Ruthen, die er sich nach seinem Affekt nicht zu klein band. Der Erste, den dieses Strafinstrument, oder auch zuweilen Ruprechts Fäustenschläge trafen, war ich, der arme Heinrich, den er allemal dabey einen dummen Bauerschlingel nannte, welcher des Unterrichts nicht werth sey, und Karl bekam bey einer solchen Exekution, immer die Lehre, sich daran zu spiegeln. Doch beym Spiegeln bliebs nicht lange! des Hofmeisters Grimm fand bald auch Ursach, ihm die theoretische Erfahrung praktisch kenntbar zu machen; ich aber war dabey doppelt schlimm daran, denn des Lehrers Zornflamme loderte gemeiniglich auch auf mich hin. Als mich meine Mutter eines Tages mit Schwühlen auf Armen und Rücken versehen sah, erhub sie ein jämmerliches Geschrey, und wollte von meinem Vater die Erlaubniß haben, mich vom Hofmeister wegzunehmen, und zum Dorfschulmeister zu schicken; der Vater aber nahm mein Elend nicht so sehr zu Herzen, als seine Gattin, und schlug

daher ihre Bitte rund ab, weil es mir nicht allein Ehre sey, mit dem Junker unterrichtet zu werden, sondern ich auch auf diese Art was Rechtes lernen, und einst ein vornehmer Mann werden könnte. Meine gute Mutter muste also ihren Jammer unterdrücken, und mich den fernern Züchtigungen des Herrn Ruprechts überlassen. Aber ihre Zärtlichkeit fand ein Mittel, solche für die Zukunft zu mäßigen: sie buck den besten Kuchen, der je von einer Verwaltersfrau gebacken wurde, überreichte selbigen dem Hofmeister mit einem Knix und erbot sich zugleich, zur unentgeldlichen Besorgung seines Weißzeugs, weil doch Herr Ruprecht mit ihrem dummen Jungen, den sie zugleich zu fernern Gnaden empfohl, so viel Mühe hätte. Seitdem, — ich muß es dem ehrlichen Mann zum Ruhme nachsagen — bekam ich wenigstens nicht mehr Schläge als Karl, auch ward mir zuweilen was übersehen. Es scheint bemerkenswerth, daß die Frau von Zeilsdorf, die Züchtigungen ihres Lieblings so geduldig mit ansehen konnte, deswegen ist es nöthig, den Leser zu berichten, wie es eigentlich um diese Sache stand: wo kein Kläger ist, sagt das Sprichwort, ist auch kein Richter, aus eben dieser Ursache nun rächte die gnädige

Mama

Mama die Qualen ihres Karls nicht, denn er klagte nie, wenn sie ja bey Tische die Farbe seines Gesichts erhöhet fand, und nach der Ursach forschte, so wußte er dem Bekenntniß der Wahrheit auszuweichen. Karl that dieses weniger aus Furcht vor Ruprechts weiterer Rache, die vermuthlich erfolgt wäre, wenn er ihm den Unwillen seiner Mutter zugezogen hätte, als aus Herzensgüte, die ihn immer bald wieder mit seinem Peiniger aussöhnte. Zuweilen hatten wir Beyde freylich Strafe verdient, weil Wollen und Vollbringen nicht selten bey uns im Streit lag, aber Herr Ruprecht besas auch eine ganz eigne Stärke, uns seinen Unterricht von Herzen verhaßt zu machen. In den Schulstuben wohnt überhaupt das erste Leiden des Menschen. — Ein Kind wird von der Natur angetrieben, immer in Bewegung zu seyn, und alle Augenblicke die Gegenstände seiner Beschäftigung zu ändern, weil es noch unfähig ist, sich bey Einem davon lange aufzuhalten, oder ihm nachzudenken — indem die Kräfte seiner Seele noch zu schwach sind, und ihm keine Erfahrung zu Hülfe kommt, nach welcher es die Dinge und ihren Nutzen ermessen kann. Solch ein Geschöpf soll viele Stunden sitzen, sich mit fremden, ernsthaften Materien den Kopf

zerbrechen, und sie zu fassen suchen; kaum läßt sichs als möglich denken, dennoch ist es Pflicht, die Kinder frühzeitig dazu anzuhalten, aber unbillig ists, wenn man den armen Kleinen nicht ihre Last auf alle mögliche Art erleichtern will. Herr Ruprecht glaubte nicht, daß eine solche Schonung nöthig sey, wenn die Last der Lehrstunden uns drückte, so machte sie sein eiserner Zepter zehnfach schwerer. Er wär uns mehr als ein Kerkermeister gewesen, wenn er uns nicht zuweilen halbe Tage hätte herumlaufen lassen, wo es uns beliebte; auch entschädigten wir uns, in solchen Stunden, durch Ausübung allerley Schelmenstückchen, für unsere erlittenen Widerwärtigkeiten.

Auf diese Art waren zwey Jahre hingegangen, in welchen wir sehr wenig gelernt hatten. Der Herr von Zeilsdorf war damit unzufrieden, weil er aber immer so lange als möglich das Beste von den Leuten glaubte, und Ruprecht, wenn Ersterer etwa beym Unterricht zugegen, uns ganz anders behandelte, so dachte er, die Schuld läge an uns allein; dies bestätigte der Hofmeister auch durch öftere Klagen. Wegen des Herumlaufens aber,

aber, welches Herr von Zeilsdorf sehr oft bemerkte, sprach er mit unserm Erzieher aufs ernsthafteste; allein dieser erhob seine Posaunenstimme, und bewies: Lernende sowol, als Lehrer, müsten Erholungsstunden haben. Daher faßte der gütige Mann lange Geduld, ermunterte uns sehr nachdrücklich zum Fleißigseyn, und gab selbst auf uns Acht, wenn die so genannten Erholungsstunden einfielen.

Aber die Stunde erschien demohngeachtet, wo dieser Peiniger seine Herrschaft über uns verlieren sollte. An einem Vormittag führte das Ohngefähr die Frau von Zeilsdorf bey unsrer Thüre vorbey, da Karl eben einen derben Backenstreich, der ihn zu Boden stürzte, bekam; sie hörte das Geschrey des Hofmeisters, den Fall, und Karls weinende Stimme, und schloß aus dem Allen, was vorgieng. Wie ein Wind flog die Thüre auf, Mama stand da, und sah ihren Liebling mit blutender Nase auf dem Fußboden liegen. Sie hob ihn auf, und es entfuhren ihr einige so harte Worte gegen Ruprechten, daß dadurch sein Zorn noch mehr angefacht wurde; daher er seine Gönnerinn ziemlich mit gleicher Münze bezahlte. Sie, die nun froh war, alle Winke, die sie ihrem

Gemahl schon verschiedenemal über die Lage in der Schulstube gegeben hatte, mit einer Thatsache rechtfertigen und auf seinen Beystand zählen zu können, gieng mit Karln an der Hand, stillschweigend zu ihm, Ruprecht lief hinterher, um sein Recht gegen den Herrn von Zeilsdorf zu vertheidigen. Es wurde von beyden Seiten geklagt, für und wider die Sache gesprochen, Vorwürfe gemacht und gehohnlacht; der Schluß von alle dem war: daß Herr Ruprecht verabschiedet wurde.

Das zweyte Kapitel.

Noch immer Kinder.

Einige Wochen nach Herrn Ruprechts Abschied, trat ein neuer Hofmeister bey uns ein; es war ein junger Mann, dem unsre Herzen beym ersten Anbkick entgegen flogen. Er fand uns in der angestellten Probe völlig unwissend, bezeichnete es aber mit nichts, als einigen sehr gemäßigten Worten, und mit dem Lächeln, das dem Klugen eigen ist, wenn er nicht sagen will, was er denkt.

Herr

Herr Weis besas einen gewissen Zauber, uns an sich, und so oft es erforderlich war, an unsre Bücher zu fesseln. In einem halben Jahre hatten wir mehr gelernt, als in jenen zwey Jahren des Herrn Ruprechts. Schläge, erinnere ich mich gar nicht, von dem Herrn Weis empfangen zu haben; unsre ganze Strafe, für kleine Vergehungen, bestand in Aussetzung der Lehrstunden, in einem langen Stillschweigen, welches er gegen uns beobachtete, und endlich in einer Gefangenschaft auf unserm Zimmer. Das Letzte verdroß uns eben nicht, wir hatten ohnedem unter diesen Umständen keine Lust, uns die Zeit zu vertreiben; das Stillschweigen aber kränkte uns mehr, als Schläge: denn wenn wir, durch unsern Fleiß, mit Herrn Weise auf einem freundschaftlichen Fuß waren, so erzählte er uns interessante Geschichten und schlug Zeitvertreibe vor, die sowohl lehrreich als angenehm waren. In den Stunden, wo wir nach unserm eignen Gefallen spielten, überließ er uns nie so ganz uns selbst, daß er nicht unsre Handlungen hätte bemerken sollen: wir mußten uns immer einer Ueberraschung versehen, wenn wir auch nicht unter seinen Augen beschäftigt waren. Zur Belohnung unsers Wohlverhaltens, ordnete

nete er, mit Einstimmung der Aeltern, zuweilen kleine Feste an, die den doppelten Nutzen hatten, uns Freude zu machen, und unsre Sitten zu bilden.

Die Frau von Zeilsdorf wurde daher so sehr Weisens Freundinn, daß sie ihn mit Lobeserhebungen ins Angesicht, die der kluge Mann immer für Beleidigung hält, oft schamroth machte. Ihr Gemahl hatte ihr deshalb öfters kleine Winke gegeben, sie glaubte aber doch, diesen Zoll dem Hofmeister schuldig zu seyn. Es fehlte ihr an jener feinen Empfindung, die alle Arten von Schonungen, welche man den verschiedenen Denkungsarten der Menschen schuldig ist, kennt, selbst fühlt, und also auch für sich verlangt. Aus dieser Ursach war sie über die schönen Sachen, welche sie Weisen sagte, nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar war es ein Beweis ihrer Billigkeit, die das, was ihr gefiel, auch gegen Andre ausübte; denn sie hörte sich gern loben, und that es oft, in Ermangelung guter Freunde, selbst. Diese Dame hatte manche gute Eigenschaft, war treue Gattinn, zärtliche Mutter, und besorgte Hausfrau; war dabey gastfrey und gutthätig; ihr Verstand war

aber

aber in den meisten Stücken so schwach, wie ihr Herz; ein wenig Stolz und Eigenliebe stimmten Beydes nicht immer aufs Beste. Ueberdem besaß sie den Fehler, einen unauslöschlichen Groll auf Leute zu werfen, die sie nachdrücklich erzürnten; dagegen hatte sie aber auch nie Worte und Belohnungen genug, denen, die es um sie verdienten, ihre Dankbarkeit sehen zu lassen. Aus eben diesem Grunde überhäufte sie auch den Hofmeister mit Geschenken, die er aber zuweilen mit guter Art ausschlug. Dies war eine Art Stolz an ihm, denn er hätte sich am liebsten von jedem anscheinenden Bedürfniß losgemacht, um alles umsonst zu thun, und sich denn sagen zu können: ich thue das Gute blos um des Guten willen. Dies war nun freylich ein kleiner Zug von Sonderlingssucht, die immer seltner wird, oder vielmehr beständig selten war, weil die Lage der Dinge, und beynahe unser Wesen selbst, es erfordert, bey Ausübung der Tugend, auch auf unsern Vortheil zu sehen. Der erhabenste menschliche Geist, der die Vorschriften der Tugend in jeder Handlung übt, würde sich dennoch täuschen, wenn er sich ganz frey von Eigennutz dünkte. Schon der Lieblingsgrundsatz, die Ausübung der Tugend macht an sich selbst

und

und ohne Belohnung glücklich, ist Eigennutz; denn welcher Vortheil, welche Belohnung befriedigt unsre Wünsche, wenn sie nicht nach unserm Sinne ist? Der besondere Mann, welcher sein Glück in der unbelohnten Uebung des Guten sucht, arbeitet also immer für sich — so wenig können wir die Triebe unsrer Natur verändern, daß, bey allen Versuchen, die Haupträder anders zu drehn, sie doch immer wieder in das ihr vorgeschriebene Gleis zurückkehren müssen. Ein Wink des Gewissens belehrt mich eben, daß ich nicht auf diese philosophische Betrachtung gekommen seyn würde, wenn mich die Neigung, auch an den besten Menschen, Fehler aufzusuchen, nicht dahin geführt hätte. Mein ehemaliger Lehrer und Freund Weis, welchen ich eben eines gewissen Stolzes bezüchtigt habe, ist selbst Schuld, daß mir diese Neigung eigen ward, Er meinte immer, es wär die beste Art, das Unvollkommene der menschlichen Tugend kennen zu lernen, und eben diese Kenntniß sey fähig, uns gegen Schwächere nachsichtig zu machen. Bey dieses Mannes vielen Verdiensten, die ich hier neben den kleinen Schatten derselben, meinen Lesern an Weisen gezeigt habe, konnte es nicht fehlen, daß Herr von Zeilsdorf ihm als einen Freund begegnete;

gegnete; er brachte die Zeit, welche Beyde von ihren Geschäften übrig hatten, am liebsten mit ihm hin. Die Erziehung der Kinder wurde nach einem vernünftigen, aber nicht überall klugen Plane, unter ihnen verabredet; sie erlaubten uns nach demselben, unter andern, so lange wir Kinder wären, als Kinder zu handeln, und kindische Anschläge zu haben. Ihrer Meinung nach, muste man die Natur nicht auf Stelzen gehen machen, sondern in dem Maaße, wie sie zu der gehörigen Vernunftshöhe anwüchse, ihr nachhelfen, und auch die Eigenheiten eines jeden kleinen Zeitraums, welcher sich zwischen den Jahren der ersten Kindheit bis zum Alter des Jünglings befindet, zu bequemen Fortschritten, in der mit ihnen habenden Absicht nutzen.

Das dritte Kapitel.

Die Jünglingsjahre fangen an.

Karl hatte unter so guter Aufsicht das sechszehnte Jahr erreicht, weswegen es Zeit war, an weitre Verfügung mit ihm zu denken. Sein Vater hatte ihn der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet,

um

um einen brauchbaren Mann für die Justitz aus ihm zu ziehen; zu dieser Absicht ward er durch die Spuren eines sehr weichen Herzens und einer besondern Gerechtigkeitsliebe an seinem Sohn bewogen, und da er hofte, daß er gegen den mit ihm gemachten Plan nichts würde einzuwenden haben, so war er bemüht, diese Gerechtigkeitsliebe zu nähren, und besonders das Gewissen seines Sohnes so aufmerksam zu machen, daß es bey der geringsten Gelegenheit Lärm machte. Karls Genius hingegen besorgte, daß er sich mit solch einer Gesinnung in das bestimmte Fach nicht passen möchte, und flößte dem Junker eine vorzügliche Neigung zum Soldatenstand ein. Ueber diese Neigung war ich nicht nur völlig belehrt, sondern auch mit ihm einstimmig; auch Weisen hatte Karl über diesen Punkt sein Herz eröfnet, aber ein Gleiches getrauete er sich nicht gegen seine Aeltern, deren Absicht er wußte; doch da Weis dieses Geständniß von ihm erhalten hatte, war es auch für den Vater kein Geheimniß mehr. Als eines Tages die Hausgesellschaft im Garten ohnweit der Baumschule war, nahm dieser Gelegenheit, mit seinem Sohn über die Sache, die ihm jetzt am Herzen lag, zu sprechen: Sieh, Karl, sagte

er,

er, aus dieser Baumschule habe ich voriges Jahr einige Stämmchen versetzen lassen, dort stehn sie, haben geblüht und setzen Früchte an. Mir fällt dabey ein, daß mein Haus die Pflanzschule für Euch, Kinder, ist, und ich finde, es sey Zeit, Dich, als den ältesten meiner Söhne, in einen ausgebreiteten Wirkungskreis zu versetzen; damit ich bald das Vergnügen haben möge, auch von Dir Früchte zu sehen. — Karl bezeigte seine Bereitwilligkeit dazu sehr lebhaft, und sein Vater fuhr fort: aber ich bin nicht Willens, Dich wie die Bäume zu behandeln, und nach meiner Willkühr da oder dorthin zu verpflanzen, Du sollst für Dich wählen. Herr Weis hat es nicht an Mühe fehlen lassen, Dich zu Allen geschickt zu machen, was Du etwa ergreifen willst, auch giebt er Dir über Deinen Fleiß das beste Zeugniß; sprich also, in welchem Felde von Geschäften willst Du künftig Deine Früchte hervorbringen? Denn ob ich Dir gleich Vermögen hinterlassen werde, so will ich doch nicht, daß Du ein unnützes Mitglied des Vaterlandes bleibst; Du bist ihm seine ganze Thätigkeit schuldig. Ich selbst würde unruhig seyn, wenn ich nicht einen Posten besäße, in welchem ich meinem König und dem Kreise, in welchem ich lebe, Dien-

ste

sie leistete. Jeder Mensch ist dazu auf einige Zeit seines Lebens verpflichtet, wenn nicht besondere Umstände ihn daran hindern. Mit Dir habe ich die Absicht, daß Du den Lauf der Studien vollenden sollst, um Dich künftig bey einem Kollegio der königlichen Lande anstellen zu lassen. Karl schwieg, und sah seinen Hofmeister an. Soll ich für Sie antworten? sagte dieser.

Der Vater. Rede doch selbst. Hast Du Lust dazu?

Die Mutter. Karl weiß ja schon unsre Absicht, er wird uns, als ein gehorsamer Sohn, folgen.

Alles schwieg. Mir schlug das Herz vor Furcht, daß Karl der entscheidenden Sprache seiner Mutter unterliegen, und den Civilstand wählen würde. Ich war bestimmt, mit ihm zu studiren; unter uns aber hatten wir es ausgemacht, daß ich ihn auch, wenn er Soldat würde, begleiten sollte: und dies wünschte ich, ohne zu wissen, warum, so sehr als er. Aber mein lieber Schulkamerad erklärte sich nach einem wiederholten Befehl des Vaters, daß er aufrichtig seyn sollte, ganz unbedingt für den Soldatenstand.

Frau

Frau von Zeilsdorf schlug die Hände zusammen, und fragte: ob er muthwillig zum Tode laufen wollte.

Karl. Liebe Mutter, wenn der Tod gleich mit den Soldaten zu Felde geht, so vergißt er deswegen die übrigen Menschen doch nicht; bin ich bestimmt, frühzeitig zu sterben, so holt er mich von der Studierstube, oder aus Ihren Armen ab; soll ich aber alt werden, so mögen, wenn ich auch ins Militair trete, tausend Kugeln um mich her sausen, mich wird doch keine treffen. *)

Die Mutter. Aber der Mensch kann sich sein Leben auch verkürzen.

Der Vater. Wohl, mein Kind, aber nicht durch Erwählung dieses oder jenes Standes. Was halten Sie davon, Herr Weis?

Weis. Ich bin eben der Meinung. Wenn es gewiß ist, daß die Menschen ihren Tod beschleunigen können, so gilt doch das nur von denen, die

*) Man zanke sich um den Glauben und Nichtglauben an Prädestination herum, so viel man will, immer bleibt es, wenn Karl hier Unrecht hat, ein Problem: warum ein Ziethen so vielen Kriegsgefahren entgieng, und 80 Jahr alt wurde, da mancher Jüngling, im Schooße der Sicherheit gepflegt, in der Blüthe stirbt.

die es durch Ausschweifung, oder im Drange heftiger Leidenschaften thun; es wäre aber der Vorsicht und Allmacht Gottes zu nahe getreten, wenn wir behaupten wollten, ein Soldat habe sich das Leben verkürzt, weil er diesen Stand ergrif. Gelte dieses von Einem, so müßte das von Allen gelten: wir wissen aber, daß wenigstens die Hälfte Krieger, (es kommt hier nicht auf einige mehr oder weniger an), aus den langwierigsten Feldzügen und blutigsten Schlachten glücklich entkommen sind; hatten nun diese andere Mittel, dem Tode zu entgehn? Warum sind sie nicht mit Jenen, die bey der Gelegenheit sein Raub wurden, in gleicher Lage? Also scheint es, daß die Laufbahn der Ersteren nicht weiter reichen sollte, und die Schutzengel der Letztern Kugeln und Schwerdter von ihnen ablenkten, so scheint es, sag ich, denn wer kann mit Gewißheit bestimmen, was eigentlich Zufall oder Bestimmung ist: Ich bin geneigt, die Hauptbegebenheiten der Menschen für das Letzte zu halten. Doch diese Meinung läßt sich zwar rechtfertigen, aber nicht Andern aufdringen. Ich denke, wie Sie, sagte Vater Zeilsdorf, und wenn es richtig ist, so kann man auch nicht sagen, Einer, der im Kriege sein Leben endiget, sey dem Tode

geflis-

geflissentlich entgegen gegangen; es hängt von den Soldaten, die zum Dienste des Vaterlandes seyn müssen, nicht ab, ob sie zu Felde gehen wollen; sie folgen dem Befehl des Fürsten, und der Tapferste unter ihnen wird dennoch wünschen, glücklich aus der Schlacht wieder zurück zu kommen, ob er gleich als Mann von Ehre und Entschlossenheit, auch den Tod nicht scheuet.

Die Mutter. Aber wer nicht dazu gezwungen ist, dürfte ja nur davon bleiben; wer ohne Noth hingeht, kann nicht Beruf vorwenden.

Karl. Liebste Mutter, der Trieb zu meinem Stande ist fast Beruf.

Der Vater. Ja, wenn es nicht rasche Leidenschaft, sondern kaltblütiger Vorsatz ist.

Karl. Dies ist bey mir die Neigung, Soldat zu werden. Ich habe viel darüber nachgedacht; gern hätt ich auch diesen unwiderstehligen Hang unterdrückt, weil es mir schien, als wenn Sie es Beyde nicht wünschten, aber ich konnte den Trieb zum Soldatenstand nicht verbannen. Nun dacht ich zuweilen alles, was mir Herr Weis darwider sagte, durch: ja sogar die Unzu-

friedenheit etlicher Offiziers von unsern Bekannten entgieng meiner Ueberlegung nicht, und doch fand ich immer wieder Gründe, mir diesen Stand vorzüglich zu wünschen. Alle, dachte ich, sind nicht unzufrieden, die Meisten sind mit Leib und Seele Soldat, und das würd ich auch seyn, folglich mein Schicksal immer angenehm finden. Viele rechtschafne Männer dieses Standes sind bekannt; Ehrliebe, Billigkeit und ein biedrer Sinn herrscht nirgends allgemeiner, als bey den Soldaten. Es kann wohl seyn, daß Mancher diese Eigenschaften nicht besitzt, dann aber ist er auch nicht geachtet, wie wir solches oft gehört haben. Zu unsern Zeiten ist es so weit gedieyen, daß ein Offizier für desto brauchbarer gehalten wird, jemehr er seinen Verstand mit Wissenschaften ausgebildet hat. Und denn bedenken Sie, beste Aeltern, wie vielen Nutzen ein rechtschaffener Offizier im Kriege stiften kann; wie vieles Unrecht, wie manche zu vermeidende Bedrückungen kann er verhüten. Ich schließe dieses aus den Erzählungen, die uns etliche Offiziers aus den Feldzügen machten, denen sie beywohnten. Was die Ehre betrift, so finde ich sie doch gewiß als Soldat, oder es müßte an mir liegen, sie nicht zu erhalten; ich kann in keinem

nem Fache ein berühmterer Mann werden. Diese Hofnung darf ich mir wohl noch nicht machen, da ich nicht weiß, ob ich jemals das Glück und das Verdienst dazu haben werde; aber ein Jeder kann sich doch, wenn er seine Pflicht thut, schmeicheln, mit der Zeit Ehre und Brodt zu erwerben. Kommts nicht bis dahin, und man wird todtgeschossen, nun, stirbt man denn nicht auf dem Bette der Ehre? Sollte dieses auch mein Schicksal seyn, was würde ich dabey verlieren? Ich gieng aus einer Welt etwas früher, die ich 30 oder 40 Jahre weiter hin, doch verlassen müßte.

Der Frau von Zeilsdorf war, während der Rede ihres Sohnes, das Herz so weich geworden, daß sie die zärtlichsten Thränen weinte. Die Freude, welche ihr sein guter Verstand machte, hatte vielen Theil daran, zuletzt aber ergossen sie sich aus schmerzlicher Wehmuth. Der Vater hatte ebenfalls ziemlich feuchte Augen, und man sah die Wonne über Karls richtige Denkungsart in seinen Augen funkeln. Weis sah ihn mit innigem Wohlgefallen an. Du hast wohl, sagte der Herr von Zeilsdorf, darauf studirt, uns zum Besten Deines erwählten Standes einzunehmen, und eine solche Rede zu halten? —

Wohl hatte dies Karl gethan, mir allein aber war es bekannt, daß er sich schon vor einigen Monaten das, was er jetzt gesagt, zu Papiere gebracht und memorirt hatte, um, wenn eine Veränderung mit ihm aufs Tapet käme, seine Aeltern durch eine so überzeugende Rede zu gewinnen, er übergieng aber seines Vaters Frage mit Stillschweigen und dieser fuhr fort:

Vater. Aber er hats so hübsch gemacht, daß wir alle gewonnen sind; ich denks wenigstens; wie hälts, Mutter?

Mutter. Nun, Karl hat nicht ganz unrecht, auch habt Ihr mich durch das, was Ihr über die Gefahr seines Lebens sagtet, ziemlich beruhigt; nur Eins liegt mir noch am Herzen, er könnte zum Krüppel geschossen oder gehauen werden, auf die Art könnte er freylich noch lange mit einem verstümmelten Körper leben, aber wie elend! und dies wär doch in einem andern Stande zu verhüten.

Vater. Ich glaube nicht, wenn wirs als ein Unglück ansehen, was uns überall betreffen könnte; hat nicht unser Nachbar das linke Bein verloren, weil aus Unvorsichtigkeit eine Scheere

ins

ins Bette geworfen war, mit der er sich in die Wade stach.

Weis. Es giebt so viele muntre Krieger, und hingegen so viele Gebrechliche von jeder Klasse der Menschen, daß man kaum sagen kann, die Erstere wäre der Gefahr, elend zu werden, näher, als die Letztere; Jedem von uns sind gewisse Leiden bestimmt, (Wenige werden eine Ausnahme machen), es seyn nun körperliche, oder innere, sie mögen von unsrer Constitution, oder von den Umständen ausser uns herkommen, (die Vorsehung entschädigt uns, aber gewiß auf eine oder andre Art), so wird z. B. ein Soldat, der einen zerstümmelten Körper mit aus dem Felde bringt, geschätzt, und doch auch oft belohnt. Aber wir wollen hoffen, unser Karl werde ein solches Schicksal nicht erfahren.

Noch seufzte die Frau von Zeilsdorf einigemal, als es beschlossen wurde, ihren Liebling unter das Militair zu geben, indessen wendete sich ihr Gemahl an ihre Schwachheit, die er durch die Vorstellung auf seine Seite brachte, es werde ihr doch ausnehmende Ehre seyn, wenn ihr Sohn mit der Zeit sich hervorthun, und vielleicht gar

 bey

bey ihren Lebzeiten noch der Anführer eines Regiments würde. Sie begann nun dies schon für ganz ausgemacht zu halten, denn Karl hätte nicht so viel gute Eigenschaften haben dürfen, als er besas, um sich vorzustellen, er müsse vor Tausenden hervorleuchten; er war ja ihr Sohn, und dies genug, sie davon zu überzeugen.

Seine Reise nach B. ward nun festgesetzt, und sollte in einigen Monaten vor sich gehen, dort wollte ihn sein Vater bey der Kavallerie unterbringen. Ich erhielt die Erlaubniß, ihn zu begleiten, nicht so leicht, als wir beyde gehoft hatten; denn Herr von Zeilsdorf wollte, da es nun auf keine Akademie gieng, daß ich Weisens Unterricht noch einige Jahre genießen sollte, um zu einer Bedienung fähig zu werden; indessen da Karl auch in B. seine Uebungen fortsetzen und einige Lehrmeister bekommen sollte, so gab er der Bitte, mich in seiner Gesellschaft zu lassen, mit der Bedingung nach, daß wir ferner zusammen fleissig studiren möchten. Zeilsdorf hatte einige Ursachen zu dieser Begünstigung: es war ihm nicht entgangen, um wie vieles sein Sohn leichtsinniger wie ich war, aber er sah auch die Gewalt, die ich

über

über seine Handlungen hatte. Wenn ich aber auch ein gesetzteres Wesen besas, als er, so war er hingegen mit weit mehr Feuer, und einer schnellern Beurtheilungskraft ausgesteuert, durch dieselbe faßte er geschwind, was vor ihm lag, verweilte aber nicht lange bey einem Gegenstande, da ich hingegen, der nicht so leicht eine Sache übersah, mich mit mehrerer Beharrlichkeit dabey aufhielt. Sein lebhafter Geist hatte auf alle seine Handlungen Einfluß, da er ein ziemlich richtiges Gefühl von Recht und Unrecht hatte, so waren sie selten ganz zu tadeln, sobald besonders nichts Ausserordentliches in den Weg kam; ward aber das leiseste seiner Gefühle, eine seiner Lieblingsneigungen gekränkt oder gehemmt, durch irgend einen Zufall, dann flog sein feuriger Geist so schnell mit ihm auf, daß die Vernunft nicht nachkonnte; er dachte dann erst, wenn er gehandelt hatte, und sah auf seine Uebereilung mit Unwillen über sich selbst hin. Ich hingegen übereilte mich selten, und hatte mir überhaupt, weil ich meinen Verstand mehr anstrengen muste, das Denken so angewöhnt, daß ich darüber oft zu langsam handelte; wenn Karln, bey seiner Eilfertigkeit ein kleiner Nachtheil zuwuchs, so begegnete mir das nemliche aus zu vielem Be-

dachte.

dachte. — So verschieden sind die Fähigkeiten und Mängel unter die Menschen vertheilt. Da man mich also zum Begleiter des jungen Herrn von Zeilsdorf bestimmte, so war auf die Verschiedenheit unsrer Eigenschaften Rücksicht genommen; man hofte, ich würde ihn im Fleiß erhalten, und vielleicht manche rasche That verhindern.

Viertes Kapitel.

Enthält die Beschreibung einer artigen Dame in B.; und Zurüstungen zum Krieg.

Unter vielen Thränen und Bitten der Frau von Zeilsdorf, Karl möchte sich im Dienst nicht zu sehr angreifen, giengen wir, in Begleitung ihres Gemahls und des Hofmeisters; nach B. ab. Diese Reise — die weiteste, welche wir noch je gemacht, hatte viel Annehmlichkeit für uns, besonders, weil uns keine ermüdenden Predigten gehalten wurden, sondern mit unter Erzählungen und Anmerkungen, über die vorkommenden Gegenstände abwechselten; nur dann und wann wurde die Gelegenheit ergriffen, uns eine gute Erinnerung zu geben.

Wir

Wir hatten ein Nachtquartier zu halten, welches ohne Merkwürdigkeiten in einer kleinen Stadt geschah, des folgenden Tages wollten wir gegen Abend in B. eintreffen. Als der Mittag herankam, befahl Herr von Zeilsdorf, in dem vor uns liegenden Dorfe die Pferde abzufüttern, indessen im Wirthshause kalte Küche verzehrt werden sollte. Kaum waren wir abgestiegen, als meinem Gebieter ein Mann im grünen Rock, in Küraßier-Stiefeln mit Sporen, einen großen Degen an der Seite, einen wachsleinewandnen Huth auf dem Kopf und einer Peitsche versehn, mit ofnen Armen entgegenlief. Herr Bruder! schrie er, meiner Seele, das bist Du! Bists nicht? Gelt, Zeilsdorf? Sieh, was ich nicht für ein Gedächtniß habe, zehn Jahre nicht gesehn! Nun willkommen in meinem Dorfe, willkommen! Woher? Wohin? Sind das Deine Jungen? Hübsche Jungen, hol mich der T.... Komm, Bruder, mußt eine Suppe bey mir essen, mußt aber vorlieb nehmen, wie du mich findst; alle mit, die Du da bey Dir hast, Ihr Diener, allerseits! Diese kleine Bewillkommungs- und Einladungsrede wurde in der größten Eilfertigkeit hintereinander herausgestoßen; Herr von Zeilsdorf hatte zwar einigemal zu antworten ver-

sucht,

sucht, aber umsonst, und wir übrigen waren begierig, zu wissen, wer der fremde Herr sey. Endlich, als Zeilsdorf zum Wort kam, erfuhren wir, es sey der Baron von Breitenstein, und aus dem, was er selbst hinzusetzte, ergab sichs, daß er eben von seinen Feldern zurückkam. Der Vater Zeilsdorf beantwortete, als ihm zu sprechen vergönnt war, alles, was er vorhin in einem Athem gefragt und gesagt hatte, stückweis, verbat aber die angebotne Suppe so höflich, als möglich, weil es uns gar zu lang aufhalten würde. Aber dies half nichts; der Baron riß, zerrte, schwor, fluchte, setzte einen Trumpf darauf, und, um die Sache zu endigen, beschloß Zeilsdorf, zu folgen. Der Baron umarmte uns vor Freuden Alle recht herzlich, und wir nahmen unsern Weg nach dem adlichen Hofe, wohin er den Herrn von Zeilsdorf mehr schleppte, als führte. Er stieß, als wir die Treppe herauf waren, eine Thür mit dem Stocke auf, und schrie: Frau, hier bring ich Dir einen alten guten Bekannten, den Herrn von Zeilsdorf: er wird so gütig seyn, mit uns zu speisen. Alloh! was hast Du zu essen? Dieser hier ist sein Sohn, und der dort, der Herr Informator, der zur Seite, ein gewisser Monsieur Robers. So hatte

Karl,

Karl, der mir bey aller Gelegenheit Ehre erweisen wollte, mich aufgeführt. Der Frau Baronessin schien unsre Ankunft nicht so erwünscht zu seyn, als ihrem Gemahl, sie schnitt uns eins der schrecklichsten Gesichter, das ich je gesehn habe, welches zu jenen dringenden Einladungen nicht sonderlich stimmte. Herr von Zeilsdorf machte ihr zwar das Kompliment, mit seiner ihm eignen, einnehmenden Art, und versicherte, er sey blos auf den unumschränkten Befehl ihres Herrn so frey, sie zu belästigen, wir Andern verbeugten uns stillschweigend sehr tief, sie that uns Letzten aber nicht die Ehre an, es zu bemerken, und der erste bekam einen kleinen Knix, wobey sie mit verdrüßlichem Tone sagte: ich habe wol nicht die Ehre, Sie zu kennen, und zu ihrem Gemahl sich wendend, — Du führst sie auch ohne Umstände hier herein, wo Alles untereinander liegt. Der Herr Baron wurde so roth, wie das karmoisine Band an ihrer Nachthaube; sie war überhaupt noch im Negligee und mit Wirthschaftsangelegenheiten beschäftigt — und versicherte, daß es Zeilsdorf nicht übel nehmen würde; so nehme ichs übel, versetzte die Dame, wenn ich zu thun habe, und nicht angezogen bin, nehme ich nicht gern Besuche an.

Vater Zeilsdorf war verlegen, ob er gehen, oder bleiben sollte, und des Barons Zorn war um etliche Grade gewachsen; noch eben dämmte er vor, und suchte einen Scherz daraus zu machen. Herr Bruder, sagte er, meine Frau sieht Dich zum Erstenmal, aber sie sieht Dirs doch schon an, daß Du ein aufgeräumter Kerl bist, und will also ihren Spaß mit Dir haben.

Baronin. O! nein, ich spaße nicht, aber da Sie meinen Mann schon lange kennen, so wird es Ihnen wohl nichts neues seyn, daß er ein Narr — — O! Du Ausbund von einem N. . . . schrie Breitenstein, und lief mit der Peitsche, die er noch an der Hand hatte, auf sie zu.

Ehe ich weiter gehe, muß ich etwas bemerken, welches die Szene, die jetzt erfolgte, noch interessanter machte. Als wir ins Zimmer traten, saß ein kleines Fräulein auf der Erde, das dem Hündchen, welches auf einem Kleidungsstücke lag, das daran hängende Band an einen Ring des Halsbandes knüpfte. Da der Baron also mit der Peitsche auf seine Frau losgieng, sprang diese zur Thür hinaus, er blieb im Verfolgen mit den

Spornen

Spornen an dem Kleidungsstück hängen, das Hündchen sprang auf, weils aber befestigt war, mußte sichs mit fortziehen lassen. Nun lief die Dame die Treppe hinunter, und schrie um Hülfe! der Herr ihr nach, fluchte und schimpfte; das Hündchen, das mit fort muste, schrie erbärmlich, das kleine Fräulein lief hinter diesem Zug her und weinte, zu gleicher Zeit schlugen zwey Uhren im Zimmer, wo wir stunden, mit unaufhörlichem Sumsen. Dieser verwirrte Lärm machte bey Jeden von uns einen besondern Eindruck. Vater Zeilsdorf war halb ärgerlich, halb erstaunt; Weise wuste nicht, ob er es lustig oder traurig finden sollte. Karls Urtheil aber war gefällt, dem zu Folge lachte er aus vollem Halse, und ich würde gern ein Gleiches gethan haben, wenn mich eine Miene seines Vaters nicht ernsthaft zu bleiben gezwungen hätte. Es ist nicht zum Lachen, sagte dieser, wir wollen uns geschwind wegschleichen, und nachher Abschied nehmen lassen. Wir giengen also leise hinab, und sahn zwar keins von der gnädigen Herrschaft, hörten aber ein entsetzliches Geschrey, nebst der Thätigkeit von des Barons Peitsche. Als wir uns der Thüre näherten, hinter der die Handlung vorgieng, winkte Zeilsdorf dem Hausgesinde, welches

ches davor stand und horchte, daß ja Keins nichts sagen möchte, und so bald wir nur den Hof erreicht hatten, eilten wir, was wir konnten, nach dem Wirthshaus. Wir waren aber kaum zwey Minuten da, als der Baron mit einigen Bedienten erschien, welche Wein und andre Erfrischungen mitbrachten: er bat inständigst, die Grobheit seiner Frau zu vergeben, und ihm ja nichts zuzurechnen. Bis nicht böse, lieber Bruder, begann er, kann Dir freylich nicht zumuthen, wieder mitzukommen, und wär an Deiner Stelle auch fortgelaufen: aber bis nicht böse, wir wollen hier ein Glas Wein trinken, bis nicht böse! Aber sieh, was ich vor'n geplagter Kerl bin, so'n Teufel hab ich am Halse! S'ist ein Drache, das Weib, und konnte sich in einen Engel des Lichts verstellen, als ich um sie freyte. Na, bis nicht böse, lieber Bruder! Hätte ichs wissen sollen, daß ihr der Beelzebub wieder in Kopf gestiegen wäre, so hätte ich Euch nicht zu ihr geführt. Aber ich hab sie tüchtig auskuranzt. So muß ich ihr kommen, wenn ich auf einige Zeit Friede haben will. — Na! Herr Bruder, auf bessre Zeiten! — Bis nicht böse! Zeilsdorf hatte auf jedes: Bis nicht böse! betheuert, daß er's nicht sey; er thats noch einmal

in den überzeugendsten Ausdrücken; genoß von Allem, was der Baron gebracht hatte, und dieser vergaß aus Vergnügen darüber, sein ganzes Aergerniß, nur dann und wann sagte er noch, s'ist eine Bestie! Zeilsdorf bat ihn, ihr zu vergeben, und machte ihre Entschuldigungen so gut sichs thun ließ; er goß selbst ein, und brachte dem Baron ein Glas auf die Versöhnung mit seiner Gemahlin. Gut, sagte dieser, Dir zu Gefallen solls ihr vergeben seyn, bist doch ein guter Kerl! bists Zeitlebens gewesen. Hier umarmte er seinen Freund bis zum Ersticken, na! soll ihr vergeben seyn, aber s'is doch eine Bestie! Junger Herr, fuhr er gegen Karln fort, wenn Sie einmal heyrathen, so erkundigen Sie sich vorher, was die Person, auf die Sie Gedanken ha'n, für ein Temperament besitzt. — Alloh, auf eine gute Mariage! — Daran darf ich noch lange nicht denken, versetzte Karl. Mit der Zeit bricht man Rosen, erwiederte der Baron, manchmal sind's aber Dornen, wie bey mir. Na, na, soll vergeben seyn — s'ist doch eine Bestie! — Hör, Zeilsdorf, s' ist nicht häßlich! — Zeilsdorf bekannte, daß es eine sehr hübsche Frau sey — S' ist Dir nicht dumm, hat hübsch Vermögen gehabt, ist eine gute Wirthin,

und

und manchmal recht angenehm, aber wenn ihr der Raptus in den Kopf kommt — na, wart! Doch es soll ihr diesmal vergeben seyn. Bist doch nicht böse! Daß es Vater Zeilsdorf nicht wäre, wurde nochmals versichert, und darauf getrunken, wir alle mußten die Flaschen leeren helfen. Der Baron wollte nach andern schicken, aber es wurde angespannt, und Herr von Zeilsdorf bat inständigst, diesesmal von ihm Abschied nehmen zu dürfen, welches unter den besten Wünschen von allen Seiten geschah.

Nachdem wir die Reise wieder angetreten hatten, berichtete uns Herr von Zeilsdorf: Baron Breitenstein sey mit ihm einige Zeit auf dem Gymnasium gewesen, dieser aber wäre nur kurze Zeit da geblieben, hernach aber hätte er noch öfter Gelegenheit gehabt, ihn zu sehen, weil er ehemals ein Guth in der Gegend von Zeilsdorf besas. Da er diese liebenswürdige Dame ehelichte, wollten ihre Aeltern, daß er sich in ihrer Nachbarschaft ankaufen sollte, so war er in diese Gegend gekommen, und so hatte auch der Umgang mit seinen ehemaligen Bekannten aufgehört. Er ist, fuhr Vater Zeilsdorf in seiner Erzählung fort, ein ganz

redli=

redlicher Mann, durch die Einfalt seiner Mutter aber, welche sich einbildete, er brauche nichts zu lernen, weil er hinlängliches Vermögen hätte, ist er verhindert worden, seinen Verstand, der natürlich gut ist, aufzuklären, überdies hat er wenig Umgang mit Leuten von Lebensart gehabt, daher sind seine Sitten roh und wild geblieben, wozu sein lebhaftes Temperament noch mehr beyträgt, wie wir in dem Verfahren mit seiner Frau ein Beyspiel gesehen haben. Ich bedaure den guten Mann, wegen seiner schlechten Frau, er verdiente wohl eine bessere.

In dem Verfahren mit ihr, versetzte Herr Weise, seh, ich wohl überlegt, nichts außerordentliches für einen Mann, von seiner Art, vielmehr finde ichs bemerkenswerth, daß er noch so lange an sich hielt, obwohl sein Zorn schon zweymal im Begriff war, auszubrechen, so faßte er sich dennoch immer wieder; was er hernach that, war plötzlicher Ausbruch dieses lange unterdrückten Mißfallens. Von ihrem Verfahren kann ich nicht so urtheilen, es verrieth vorsetzliche Grobheit gegen uns, und giftige Feindschaft gegen ihren Mann. Sie muß in der That sehr schlimme Neigungen

haben,

haben, er wollte uns zwar versichern, sie sey nicht dumm, ich weiß aber nicht, ob eine Person, die Verstand hat, sich nur halb so beschimpfen könnte.

Die kleine Lobrede, sagte Zeilsdorf, die ihr Gemahl ihr hielt, hatte sie theils seinem guten Herzen, und theils seiner Eigenliebe zu danken. Nach der ersten wollte er seiner Frau wieder zu einiger Achtung bey uns verhelfen, und nach der letztern uns zeigen, daß seine Wahl, sie zum Weibe zu nehmen, so gar unrecht nicht gewesen sey; wir können hieraus, wie ich vorhin schon sagte, allerdings auf seinen natürlichen Verstand schließen. Aber wir hatten heute ein Beyspiel, wie unleidlich ein weibliches Geschöpf ist, wenn es ihr an Sitten und Güte des Herzens mangelt, und sie nicht ihre Leidenschaften zu unterdrücken gewohnt ist. Die Eigenliebe ist eine vorzügliche Neigung dieses Geschlechts, wird diese nicht bestritten, so erlauben sie sich alles, was ihre Leidenschaften verlangen, und bilden sich dabey fest ein, es könne sie Niemand strafbar finden, ja diese Tyranney beherrscht sie so sehr, daß sie sich ungescheuet lächerlich, verhaßt und verächtlich machen.

Als

Als wir in B. . . anlangten, stellte der Herr von Zeilsdorf seinen Sohn, sobald er konnte, gehörigen Orts vor, und empfahl ihn besonders dem Major von Brunnenfels, bey dessen Compagnie er angestellt wurde. Der Major war seit langer Zeit schon ein Freund des Hauses Zeilsdorf, daher der Vater ihm gern alle seine Rechte über Karln einräumte, die er auch sehr willig übernahm, und in der Folge gänzlich dem Vertrauen des Vaters entsprach. Einige Tage nach unsrer Ankunft reiste dieser mit dem werthen Weise wieder zurück, und sie verließen uns in der Hofnung, daß wir ihren guten Lehren getreu bleiben würden.

Fünftes Kapitel.
Bekanntschaften in B. . .

Die erste Zeit unsers Aufenthalts in B. . . war uns die Versetzung in eine andre Welt; diese Menge von neuen Gegenständen, die Schönheiten der Stadt, das Mannichfaltige, das Prächtige derselben riß unsre Aufmerksamkeit so sehr hin, daß wir die Erfüllung des Versprechens, fleißig zu studiren, einige Wochen lang verschoben. Es

schien uns Beyden ein großes Glück zu seyn, daß wir in einer so großen Stadt wohnten, und wir freueten uns schon im voraus auf das Ansehen, welches uns die zu machenden Erfahrungen und der ganz andere Ton, nach dem wir uns nun stimmen würden, in Zeilsdorf geben sollten, wenn wir einmal wieder dahin reisten.

Karl war in seinem väterlichen Hause eben nicht immer in der Schulstube geblieben, er sah oft Gesellschaft und begleitete seine Aeltern zu Besuchen in der Nachbarschaft; zuweilen nach St... und andre Oerter, aber nirgends hatte er das Geräuschvolle, welches der Jugend vorzüglich gefällt, angetroffen. Die Erlaubniß, sich überall umzusehen, wurde ihm daher auch nicht versagt, und benutzte sie mit einer Begierde, die nur mit der meinigen zu vergleichen war, wenn ich ihn begleitete. Indessen ward doch seine Aufmerksamkeit auf das Allgemeine, durch die Bekanntschaften, die er machte, und die Besuche bey verschiedenen Anverwandten einigermaßen zerstreut, da ich hingegen alle Muse hatte, es zu beobachten; nur fehlte es mir an einem Führer, um mich von Allen, was ich sah, gehörig unterrichten zu lassen.

Ein

Ein gewisser Stolz verhinderte mich, ihn unter den Bedienten unsrer Offiziere zu suchen, und außer ihnen war in unserm Bezirk kein Mensch, der mir nicht entweder zu gering oder zu vornehm schien, um seine Bekanntschaft machen zu können. Die, von welchen ich das erste besorgte, waren äußerst schlecht gekleidet, wer aber nur durch etwas Stutzermäßiges, es mochte auch in der größten Kleinigkeit bestehen, mir ins Auge fiel, war in meinen Gedanken ein Herr, an den ich mich nicht wagen durfte. Gieng eine geputzte Mannsperson, im vollen Glanz der Mode bey mir vorüber, so war es, meiner Meinung nach, wenigstens ein Edelmann Zu vorzüglicher Achtung gegen diesen Stand gewöhnt, bückte ich mich vor ihm so viel ich konnte; hatte der galante Herr noch ein artiges Frauenzimmer an der Hand, denn verdoppelte ich meine Hochachtung; Einige lachten, Einige sahen mich an, als ob sie glaubten, ich spottete ihrer, Andre erwiederten meine Höflichkeit doch einigermaßen. Ein dicker Reitknecht, der eines Tages ohnweit unsrer Wohnung an der Thüre stund, mäßigte sie endlich, denn als ich sie eben wieder gegen ein galantes Paar bezeigte, lachte er aus vollem Halse, und ich konnte mich, ohne langes Rathen, als die

Ursache dieses Hohngelächters ansehen. Aeußerst empfindlich darüber, fragte ich, was er mich auszulachen hätte? Nun ja, sagte er, was macht Er auch allen Leuten solche tiefe Bücklinge; es ist man Schade, um seine Reverenze. Wie so denn? erwiederte ich, gegen solche Leute muß man nun wol höflich seyn! Der Mensch lachte noch unsinniger — Herr! sagte er, was meint Er denn, was dies für Leute sind? Es war ein Schneidergeselle. — Wirklich? — Freylich, und die er bey sich hatte, die Tochter eines Bedienten; sie sind mir Beyde bekannt. Ich habe schon oft lachen müssen: die Meisten, die Er so komplimentirte sind solche Leute gewesen; überhaupt, hier hat Er viel zu thun, wenn er sich immer bücken will; die man nicht kennt, läßt man unbegrüßt laufen. Dieser Unterricht machte mich klüger, und nun ward mir überhaupt bald alles, was mich so sehr befremdet hatte, gewöhnlich; ja, bald trat in die Stelle des Wohlgefallens, eine gewisse Sehnsucht nach meinem Geburtsorte, wo ruhige, einfache Natur ihren Sitz hatte. Karl schien einen dauernden Wohlgefallen an dieser Mannichfaltigkeit zu finden, welches, in Rücksicht auf unsre verschiedene Lagen, auch natürlich war. Als wir Beyde mit allen äus-

sern

sern Gegenständen und dem ganzen Ton in B... bekannt waren, dachten wir an unsre Pflicht und unterhielten uns zu gehöriger Zeit mit Büchern und Lehrmeistern. Die Bekannten, welche Karl unter seinen Kameraden und etlichen jungen Offizieren bekommen hatte, wurden bald auch die meinigen; er hatte dafür gesorgt, mir das möglichste Ansehn bei ihnen zu geben, und stellte mich, als seinen Mitschüler vor, der blos, gelehrter Uebungen wegen, mit nach B... gereist sey.

Zuweilen versammelten sich kleine Gesellschaften, von unserm Alter, bey uns, durch deren Gespräche wir, in vielen Stücken, ein gefährliches Licht erhielten. Unsre Kenntnisse wurden dadurch zwar erweitert, doch gerade nicht in der Moralität, auf welche man bey unsrer Erziehung stets Rück sicht genommen hatte. Allein, dieser hatten wir es auch zu danken, wenn wir nicht an den Klippen der Beyspiele scheiterten; wir wunderten uns doch blos, als wir gewahr wurden, wie sehr wenig wir noch von gewissen uns ganz neuen Dingen wußten, und wie gelehrt im Gegentheil jene Jünglinge waren. Es ist gefährlich für junge Leute, wenn sie mit solchen Dingen bekannt wer-

den;

den; eine gewisse kindische Einbildung, als ob sie männlicher durch Ausübung derselben würden, reißt sie gemeiniglich zur Ausschweifung hin, sollten sie auch dazu noch keinen Trieb empfinden. Die Wollust, zu der ihr Körper, weil er seine Säfte noch zum Wachsthum und Vermehrung der Kräfte braucht, nichts übrig hat, wird ihnen gleichwohl ein Bedürfniß; sie suchen es zu befriedigen, und verlieren dadurch Stärke, Gesundheit, und die Blüthe, welche auf dem Angesicht des unverdorbenen Jünglings prangt. Zu unserm Glück hatte uns Herr Weis vor dieser Verderberin der Sitten, die das Leben untergräbt, gewarnt, ohne uns doch ihr Bild mit allzulebhaften Farben zu schildern; demnach bestand aller Eindruck, den die freyen Reden unsrer Gäste auf uns machten, in einem aufrichtigen Mitleiden, daß sie sich schon so früh zum Schlachtopfer der Wollust gemacht hatten. Einer von ihnen wurde von den übrigen, wegen einer gewissen Krankheit, aufgezogen, von der sie zweifelhaft waren, welcher von seinen Schönen er sie zu verdanken hatte; seine Blässe und Magerkeit vermehrte unsern Abscheu vor Ausschweifungen noch mehr. Die Frage, ob wir diese oder jene Nimpfe noch nicht kennten?

ward

ward immer sehr kurz und ernsthaft beantwortet. Indessen wankten wir doch zuweilen auf dem Wege der Unschuld, und waren halb und halb entschlossen, uns ebenfalls nach hübschen Mädchens umzusehen, um der Beschuldigung los zu werden, daß wir Kinder wären; aber es blieb nur immer beym Vorsatz, und Major von Brunnenfels suchte unsre vom Hause mitgebrachten Grundsätze immer wieder zu befestigen. Er überfiel bisweilen den Junker unvermuthet, und lud ihn öfters zu sich ein: bey diesen Gelegenheiten arbeitete er unvermerkt an Aufrechthaltung seiner Moralität. Wenn er übrigens, bey seinen kleinen unerwarteten Besuchen, etwas zu erinnern fand, that er dies mehr als ein Freund, der guten Rath giebt, als im Tone des strengen Lehrers. Bey Kleinigkeiten hielt er sich nie auf, oder wenn er sie bemerken wollte, so scherzte er darüber: doch war dieses eine Art von Scherz, der allemal die verlangte Wirkung hatte. Karl liebte und schätzte ihn ungemein, er verdiente es auch vollkommen; es war ein schöner Mann, in allem Verstande der männlichen Schönheit, voll warmen Eifers für sein Metier, verband aber die feinste Lebensart mit diesem Verdienst, und einige angenehme Wissen-

schaften.

schaften. Da sein ehrwürdiger Ernst mit der einnehmendsten Höflichkeit vereinbart war, so ward er im Regiment allgemein geschätzt und geliebt, auch kam eben daher die Furcht seiner Untergebnen, von ihm getadelt zu werden; da hingegen der Major Breitmann nur ausgelacht wurde, wenn er jede Gelegenheit vornahm, um die, die unter seinen Befehlen standen, dies so ganz im Tone der Brutalität empfinden zu lassen.

Wir hatten beynahe ein Jahr in B... zugebracht, als es zum Kriege kam. Das ganze Militair machte sich nun auf den Ausmarsch gefaßt, und die meisten jungen Leute, so auch mein Karl, thaten es mit der größten Freude. Nichts ist natürlicher, als die Lust der Jünglinge, mit zu Felde zu ziehen; sie wünschen, sich hervorzuthun, wünschen Ehre und Beförderung; der Jugend erscheint alles rosenfarbig; sie hoft immer das Beste, das Schlimme würde sie niederschlagen, also wird lieber gar nicht daran gedacht. Aus allen diesen Gründen sehen junge Offiziere nicht Wunden und Tod, sondern Lorbeern, die ihnen entgegenwinken, und wenn ja ein vorübergehender Gedanke sie an die Möglichkeit des ersten erinnert,

nert, so rührt es sie weiter nicht; denn, nach einer richtigen Bemerkung, lieben auch junge Leute das Leben weniger, als die alten. Ganz anders ist die Empfindung älterer Krieger; sie gehn, wohin sie Pflicht und Ehre ruft, mit Standhaftigkeit, mit dem Vorsatz, kaltblütig allen Gefahren die Stirne zu bieten; aber sie kennen auch jene namenlosen Beschwerden des Krieges, wissen den Werth des Lebens, und eines gesunden Körpers zu schätzen; mancher ist vielleicht durch vorhergegangne Feldzüge geschwächt, durch Wunden, deren schmerzliches Gefühl ihnen noch lebhaft erinnerlich ist. Sie haben vielleicht eine geliebte Gattin und Kinder, diese würden durch ihren Tod alles verlieren, daher sie neue Feldzüge als eine traurige Nothwendigkeit ansehen, denen sie mit männlicher Standhaftigkeit, mit Unterdrückung aller Regungen des Herzens entgegengehn, indem sie dem Abschiedskuß der Ihrigen entweder ausweichen, oder mit anscheinender Gelassenheit hinnehmen; obgleich die Natur dem vollen Herzen nichts von ihrem Tribut erläßt. So geht der Mann zu Felde, wenn der Jüngling mit brausendem Feuer und mit den reizendsten Bildern hinfliegt. Karl mahlte sich besonders dieselben so schön, als möglich. Einer von

seinen

seinen Freunden aber, der Kornet von Stein, suchte zuweilen einige Schatten in dieselben einzumischen. Er war nur einige Jahre älter, hatte folglich keine Erfahrung von Jenen voraus, aber er war gesetzter, und dachte daher mehr ans Mögliche. Dieser junge Offizier besas die schönsten Talente, hatte ein zur Freundschaft gebildetes Herz, und war lustig, ohne ausschweifend zu seyn. Auch Karl war die frölichste Seele von der Welt, und besas einen angenehmen Witz, deswegen stimmten sie sehr gut, und genossen manches Vergnügen zusammen; zuweilen aber übten sie auch ihren Verstand, durch das Lesen guter Bücher und besonders solcher, die der brauchbare Offizier nicht entbehren kann. Kornet Stein war also ein würdiger Freund des jungen Zeilsdorf, wir entdeckten aber zu unserm Kummer, daß er kein Christ war, und das hielten wir, die in der Religion so fest gegründet waren, für höchst bejammernswerth; alle unsre Kräfte boten wir auf, um ihn auf andre Gedanken zu bringen: aber umsonst, auch war es ein allzukühnes Unternehmen für zwey Jünglinge, welche doch dazu nicht den gehörigen Ernst besaßen, Grundsätze bey ihm zu bestreiten, in welchen er von einem äußerst gelehrten Vater unterrichtet

tet war. Als Karl zu Hause reiste, um seine Aeltern noch einmal zu sehen, begleitete uns dieser Kornet Stein, und dort klagten wir unserm Weise die unrichtigen Religionsgesinnungen dieses jungen Offiziers, welchem es aufrichtig nahe gieng. Um die eigentlichen Meynungen desselben kennen zu lernen, suchte er sein Zutrauen zu gewinnen, und erlangte auch bald seinen Zweck, denn Steins Seele verband sich geschwind mit jedem edeln Wesen. Es wurde ein Briefwechsel festgesetzt, in welchem Weise doch so viel Zweck erreichte, daß sein neuer Freund das Ehrwürdige in der Christen-Religion von dem nicht ganz Einleuchtenden unterscheiden lernte.

Ich könnte jetzt meine Leser mit den guten Lehren, welche Karln von seinem Vater und Hofmeister mitgegeben wurden, und mit den Klagen seiner Mutter unterhalten; aber Sie wissen ja, wie Mütter klagen, und was Männer, wie diese Beyde, bey solchen Gelegenheiten sagen können.

Sechstes Kapitel.

Welches allerley Geschwätz und etwas von selbst betreffend enthält.

Weil verschiedene Offiziers abgiengen, so wurde Zeilsdorf zu seinem nicht geringen Vergnügen Kornet — Der Feldherr, des Steigens schon gewohnt, tritt auf die letzte und höchste Stufe des Ranges mit Gleichgültigkeit, und hält es kaum für einen Zuwachs seiner Höhe; der neue Kornet hingegen fühlt in sich eine Würde, die ihn, seiner Meinung nach, zu einem ganz andern Wesen umschaft, deswegen ist es nicht rathsam, einem solchen Mann zu nahe zu kommen, so lange noch die ganze Wichtigkeit seines neuerhaltenen Postens ihm im Blute kocht: denn er denkt an nichts, als an die Vertheidigung seiner Ehre, und ist immer, dies zu beweisen, fertig. Sobald das Port d'epée an seinem Degen prangt, denkt er sich auf die Liste der Helden hinauf, hoft bey aller Gelegenheit, dem Feinde Abbruch zu thun, und, um sich dazu vorzubereiten, schläft er die ersten zwey, drey Nächte nicht, weil er Plane zu Schlachten, Scharmützel, Ueberfällen und so weiter machen muß, wobey ihm allemal eine wichtige Rolle zu Theil wird.

Eine

Eine andre Gesinnung ist, solchen jungen Herrn nicht zu wünschen, wenn der große entscheidende Punkt, der seit Friedrich Wilhelm I. das ganze Korps preußischer Offiziere wie in einen Sinn fesselte, wenn das Point d'honneur fortdauern soll; wenn dieser Gemeingeist bey einer Armee aufhörte, und an seine Stelle Schläfrigkeit, Unzufriedenheit und eine gewisse nachtheilige Gleichgültigkeit einträte, denn könnte man behaupten, daß die stärkste Stütze des Staats wankend zu werden begänne. Bey dieser Gelegenheit ein Wort über den Duell — er scheint unumgänglich, scheint zur Ehrliebe, zur Tapferkeit des Mannes zu gehören, und kann also nicht so behandelt werden, als er es eigentlich verdient; das heißt, als barbarisches Ueberbleibsel jener rohen Zeiten, in denen Mord und körperliche Verletzung, welche jetzt die Gesetze gehörig bestrafen, nur als rechtliche und erlaubte Handlungen angesehen wurden; aber eine oft wiederholte ausdrückliche Vorstellung, daß der junge Krieger Muth und Blut für das Vaterland, für seinen König sparen möchte; daß es albern, sogar unedel sey, um unerheblicher Beleidigungen willen, Blutrache zu suchen, und denn eine festgesetzte Strafe für den, welcher den Andern auf eine eh-

renwi-

renwidrige Weise zu nahe käme, würde vielleicht gute Wirkung thun, und zugleich keine Gleichgültigkeit über Ehre und Schande zulassen. Tapferkeit, im Angesicht des Feindes, ist eine der schönsten Früchte männlicher Gesinnung: Händelsucht hingegen unter Kameraden, das Unkraut, welches dazwischen wächst, die Frucht erstickt, oder ihr wenigstens Wachsthum und Stärke benimmt.

Eben seh ich mich im Begriff, den Kornet Zeilsdorf ins Feld zu begleiten, ohne meinen Lesern die Ursache davon gesagt zu haben, welches mir doch mein Stolz nimmermehr verziehn hätte. Man würde mich wegen einer solchen Nachlässigkeit nicht anders, als in der Lage eines Bedienten vermuthen, und das wäre mir damals bey aller meiner Philosophie doch ein wenig ärgerlich gewesen, denn ob ich gleich meinen Lesern in den ersten Bogen gestand, daß ich zu der Zeit für nichts mehr und nichts weniger gelten konnte, so war mir dennoch nicht wenig daran gelegen, in dem Mäntelchen zu erscheinen, welches der Sache wirklich umgehängt wurde. Also zur Sache: Karl wollte von mir und ich von ihm nicht getrennt seyn, und Stein, der mir ebenfalls seine Gunst

ge-

geschenkt hatte, sann auf einen Vorwand für mich, mitgehen zu dürfen. Sobald der Ausmarsch festgesetzt war, kam der Herr von Zeilsdorf nach B... um die nöthigen Anstalten für seinen Sohn zu treffen; er versprach zugleich, ihm einen Bedienten mitzugeben; mir aber kündigte er an, daß ich vor der Hand nach Zeilsdorf zurück müsse, wo er gelegentlich mein weiteres Schicksal einrichten wollte. — Denn es wäre unbillig, sagte er, wenn ich Heinrichen eine solche Erziehung gegeben, und zu weiter nichts, als zu Deiner Bedienung bestimmt hätte. Hierwider war nicht sogleich etwas einzuwenden, allein die Sache gieng uns gewaltig im Kopfe herum, besonders kränkte es mich nicht wenig, wenn ich mir einen Feldzug dachte, in dem viel zu sehen, zu hören und zu erfahren sey, und von dem ich entfernt bleiben sollte. Stein gab mir also den Einschlag: den Herrn von Zeilsdorf zu bitten, daß er mich so lange um seinen Sohn lassen möchte, bis sich eine Schreiberstelle bey einem Adjutanten, oder sonst Jemanden, der dergleichen benöthigt wäre, vorfände; denn es sey meine Absicht, einst Sekretair bey einem Herrn vom Range zu werden, wozu ich vielleicht durch diesen ersten Schritt mit der Zeit gelangen könnte.

Da Karl nun nach Zeilsdorf reiste, um dort Abschied zu nehmen, wurde meine Bitte vorgetragen, und Vater Zeilsdorf sowol, als mein Vater, willigte darein, jedoch unter der Bedingung, meine bisherige Kleidung zu behalten, und keine andre Dienste zu thun, als die Karls Person und die Aufsicht über seine Sachen erforderten. Vater Zeilsdorf machte diese Einrichtung aus doppelten Gründen: einmal hatten meine Aeltern die Hofnung, es werde etwas Vornehmes aus mir werden, schon zu fest gefaßt, und thaten sich darauf nicht wenig zu Gute; diese Aussicht nun wollte ihnen mein Wohlthäter nicht wieder rauben, oder doch verringern, außerdem liebte er, wie ich schon erinnert, selbst die Idee, Jemanden, trotz seiner Geburt, empor zu heben, und aus ihm einen brauchbaren und angesehnen Mann zu machen, viel zu sehr, als daß er sie sogleich wieder hätte aufgeben sollen. Nach alledem wär aus unserm Anschlage nichts geworden, wenn er sich nicht eingebildet hätte, es sey vielleicht der Wille der Vorsehung, mich bey dieser Gelegenheit auf den Weg einer ehren- und glückvollen Laufbahn zu führen. Weise hatte, während unsers Aufenthalts in Zeilsdorf, eine kleine Prüfung mit

mir

mir angestellt, ich bekam das Zeugniß des Fleißes und der Zunahme in verschiedenen Wissenschaften von ihm. Dies machte dem Herrn von Zeilsdorf so viel Freude, daß nur die eben angeführte Ursache ihn abhalten konnte, mich nicht sogleich auf eine Universität zu schicken. Fast nie habe ich solch eine allgemein wohlwollende Gesinnung gefunden, als bey diesem edlen Manne; das niedrigste menschliche Geschöpf wurde seiner Achtung werth gehalten; gern hätte er aus jedem Bauerjungen einen großen Mann gebildet, und war oft über die Unmöglichkeit jeder Sache unzufrieden. Weise hatte deshalb bisweilen einen kleinen Streit mit ihm, indem er ihm zu überlegen gab: ob es nicht die Einrichtung der göttlichen Weisheit tadeln hieß, und ob es nicht schlimm um Nahrung und Kleider aussehen würde, wenn er diese Grille ausführen könnte. Zugleich ließ er ihn zu seinem Troste den Werth bemerken, den diese niedriger stehende Klasse von Menschen hätte, welche doch die unentbehrlichsten Bedürfnisse des Lebens besorgten, ja sich oft noch weit glücklicher, als die Vornehmen in ihrem Stande schätzten; aber, wenn, auch Herr von Zeilsdorf diese Gründe gelten ließ, so verfiel er doch immer wieder in die nemliche kleine Schwach-

heit, hatte aber auch Selbsterkenntniß genug, es Thorheit zu nennen.

Seine Gemahlinn war, über den guten Ausgang meines Entwurfs, mit ihrem lieben Karl zu reisen, sehr froh; denn sie glaubte, wenn er krank, oder verwundet werden sollte, an mir einen sehr guten Pfleger zu haben, und versahe mich daher mit einer ganzen Apotheke, nebst einer Verordnung, wie und wenn die darinnen befindliche Arzeney zu brauchen sey.

Siebentes Kapitel.

Es geht ins Feld.

Da ich nun also Karln ins Feld begleitete, so war ich fast beständig ein Zeuge von Allem, was ihn betraf, und weil doch Manches bemerkungswerth ist, so will ichs, soviel es, ohne langweilig zu seyn, möglich ist, mittheilen. Doch vielleicht werden die Nachrichten, welche ich zu geben habe, meinen Lesern nicht wichtig genug scheinen, um ihre Aufmerksamkeit zu beschäftigen, denn sie betreffen nur meinen lieben Karl und einige

andre Personen, die in dem großen Kriege, der die Augen der Welt sieben Jahre auf sich zog, in unsern Zirkel gehörten, oder deren Bekanntschaft wir machten; indessen ich hoffe, Sie bereits für den theuren Jüngling Zeilsdorf gewonnen zu haben, und daher Verzeihung zu erhalten, wenn ich noch länger von ihm spreche.

Die jungen Leute, unter die er gehörte, und in deren Sphäre ich mich aufhielt, waren meist von meinem Alter und die Einzigen, deren Handlungen mich interessirten; zuweilen sprachen sie ausnehmend klug, über die Nachrichten des Tages, die Lage der Sachen und der Dinge, die da kommen sollten, welches mir freylich vorzüglich angenehm war: aber diese ernsthaften Materien wurden bald wieder verdrängt, um den scherzhaftern Platz zu machen. Auch, wenn es Anlaß zur Niedergeschlagenheit gab, waren sie es nicht ganz, oft reizten sogar die größten Beschwerden sie zum Lachen, und selbst der Mangel, welcher, durch mancherley Umstände veranlaßt, hin und wieder in den Armeen entsteht, gab Gelegenheit dazu; sie jagten sich denn um ein entdecktes Lebensmittel scherzend herum. Doch schnell kamen Zeitpunkte, wo der Scherz gänzlich aufhörte: es wurden

Schlachten geliefert, Viele von ihnen wurden verwundet und getödet, da fühlte der Freund die Leiden des Freundes, oder beklagte seinen Verlust. Besonders machten solche Szenen den tiefsten Eindruck auf Zeilsdorfs weichgeschafne Seele; kaum fühlte er, als er einmal selbst verwundet wurde, seinen Schmerz, so stark war das Mitleid, welches er für seine unglücklichen Kameraden empfand; er beklagte sowol Gemeine als Offiziers wie Brüder, und trug sehr viel zum Trost und Erleichterung derselben bey. Aber die Gewohnheit, welche auf der Welt am geschicktesten ist, uns über traurige Szenen gleichgültig zu machen, verminderte doch nach und nach meines Herrn Fühlbarkeit um ein beträchtliches; auch fand sich Ahndung einer baldigen Endigung seines Lebens bey ihm ein; oft äußerte er mir diese Ahndung, doch seine gute Laune, seine Lebhaftigkeit ward dadurch nicht gestört. Mit diesen Eigenschaften begabt, ward er allgemein geliebt; eine Gesellschaft, wo Zeilsdorf und Stein nicht waren, hatte nur halbes Leben; sie kamen, und man empfieng sie mit Freudengeschrey, Fröligkeit und Witz zogen mit ihnen ein. Bey so guter Laune ist es bemerkenswerth, daß sich diese Jünglinge beständig von denen, welche aus-

schwei-

schweifende Freuden liebten, allezeit entfernten. Stein vermied solche Unordnungen, theils wegen einer natürlich guten Moralität, theils aus Sorge für seine Gesundheit, Zeilsdorf, weil bey ihm der Einfluß der Religion das meiste that.

Auch unsre Erfahrungen vermehrten sich während des Feldzuges so sehr, daß der Zweck einer guten Erziehung schon gänzlich müste verloren gewesen seyn, wenn wir sie nicht genutzt hätten. Wir sahen Ausschweifungen und ihre Folgen, Grausamkeit, Chikane, Eigennutz, Falschheit und jede Art von Laster; wir sahen aber auch Edelmuth, und so manche andre Tugend. Wir lernten Unglück und Dürftigkeit, aber auch das Süße einer angenehmen Veränderung kennen. Gewohnt, über Alles, was vor unsern Augen vorgieng, zu denken, unterließen wir nicht unsre Anmerkungen zu machen; freylich waren sie, besonders bey Zeilsdorf, sehr kurz, und ihr Eindruck ward bald von einem andern Gegenstande verdrängt, aber dennoch gieng ihre Wirkung nicht ganz verloren. Doch diese Erfahrungen verschiedener Art machten ihn nicht von allen Seiten klug: denn welche Beyspiele er unter andern vor sich sah, die ihn Behutsamkeit lehren konnten,

konnten, so beherrschte ihn doch eine unzubesiegende Leichtgläubigkeit so sehr, daß er gleich jeden für seinen Freund hielt, der ihm schmeichelte, oder die Miene der Rechtschaffenheit annahm; zwar hatte er oft gesehen, wie sehr man ihn hintergangen, allein, deswegen glaubte er nicht das Recht erhalten zu haben, neue Bekannten nachtheilig beurtheilen zu dürfen; sondern er meinte behutsam genug zu verfahren, wenn er nur einige vorzüglich liebte; übrigens sey es Pflicht, mit allen freundschaftlich umzugehen, und jedem das zu gewähren, was er wünschte, sobald es möglich war. Bey dieser Gesinnung kam er zuweilen in Gefahr, auf schlimme Wege geleitet zu werden; auch setzte es daher hin und wieder einen kleinen Verlust, und so gerieth er, durch diese guten Freunde, mit seinen Einkünften in ziemliche Unordnung.

Achtes Kapitel.

Winterquartiere und neue Bekanntschaften.

Als die rauhe Jahreszeit eingetreten war, giengen die Armeen mit solchem Vergnügen in die Winterquartiere, wie die Kinder aus der Schule, oder

oder ein Kranker, der lange gelitten hat, in den Himmel. Das Regiment, bey welchem Zeilsdorf war, rückte in der Gegend von † † † ein, es geschah unter lautem Lustgeschrey von Seiten der Soldaten, und manchem Ach und Weh der Bauern, die sich bald über allzustarke Einquartierung, bald über das Ausräumen der Stuben und Kammern beklagten. Zeilsdorf ward auf ein Freygut einquartiert, welches ein ehemaliger Kaufmann in dem einen großen Dorfe besaß, wo die Kompagnie des Majors von Brunnenfels ihren Winteraufenthalt finden sollte. Der Wirth bestrebte sich einen von den Großmüthigen zu spielen, welche sich aus Einquartierung auf etliche Monate nichts machen, dafür aber die Soldaten, als eine Art von Bettler ansehen, die von ihrer Gnade leben und daher auch alles Recht zu haben meinen, unhöflich gegen sie zu seyn. Herr Leonhard hatte in seinen Empfangs- und Abschiedskomplimenten, so wie im ganzen Zeremoniel, gewisse Grade festgesetzt: War's beym Militair ein General, so war er unterthäniger Diener; ein Obrister, gehorsamster; ein Obrist-Lieutenant, gehorsamer; ein Major, ergebenster; ein Rittmeister oder Hauptmann, ergebner, ein Lieutenant, schuldiger Ehrendiener; ein Fähndrich,

schuldiger

schuldiger Diener; ein Fahnenjunker oder andrer Unteroffizier, Ihr Diener. So hielt er auch, in Ansehung des Huthes oder der Mütze, seine Rangordnung Vor dem General zog er sie ganz ab, und senkte sie herunter, so weit sein Arm reichte; vor dem Obristen hielt er den Arm etwas krumm, so daß der Huth oder die Mütze bis an den halben Leib kam, und so giengs denn wieder stufenweis. Vor dem Letzten hielt er sie nur etwas über den Kopf empor und dies immer niedriger, bis auf den Unteroffizier, welcher nichts als eine Grimaße bekam, die aussah, als sollte Huth oder Mütze abgenommen werden. Schuldiger Diener, sagte er, als mein Herr zu ihm ins Zimmer trat, hob die Mütze einen halben Zoll hoch, warf sie aber geschwind wieder in ihre vorige Lage. Einen Schritt entgegen zu gehen, hätte für ihn zu demüthig ausgesehen; es war schon Ehre genug, eine Bewegung zu machen, als wolle er sich von dem Stuhle erheben; auch war er so gütig, den Kornet zum Sitzen zu nöthigen, weil er nicht wisse, ob seine Leute schon das Zimmer bereitet hätten. Zeilsdorf setzte sich nicht, sondern fieng an, seinen Ueberrock aufzuknöpfen, wozu er sich das Gehenke abschnallen muste; ey, sagte der Wirth, das können Sie

ja lassen, bis Sie hinauf kommen, in meinem Zimmer muß nichts herumliegen. Das Blut fieng an, bey Karln zu steigen, er hatte den hölzernen Empfang wohl empfunden, auch übersehen, dies aber verdroß ihn. Was Henker, fieng er an, — und: sogleich besann er sich, daß der Kerl ein Narr seyn müsse, und man am besten thäte, solche Leute laufen zu lassen, er hielt also ein. Ey! sagte Leonhard noch einmal, indem er glaubte, der Kornet besinne sich so eben, daß er Respect vor ihm haben müsse: ey, Herr Kornet, hübsch höflich und bescheiden! Sie müssen immer sehen, wen Sie vor sich haben; man wird Ihnen alles, was möglich ist, zu Gute thun, aber führen Sie sich auch auf, wie es recht ist. Zeilsdorf sah mich an und lachte überlaut. Was lachen Sie? fragte der Wirth, darf man in Ihrer Stube auch nicht lachen? erwiederte Karl. Nicht zur Unzeit, sagte Leonhard mit Nachdruck. Der Kornet lachte noch mehr, und versicherte Herrn Leonhard, daß er nicht klug sey. Was? schrie er, und sprang auf, Sie sagen mir solche Grobheiten in meinem Hause, wo Sie Zimmer und Alles umsonst bekommen? gleich will ich zum Obristen fahren — mit diesen Worten wollte er

zur

zur Thüre hinaus; aber seine Frau kam eben herein, und verhinderte ihn daran, indem sie fragte: warum er so aufgebracht sey? Hier, der Kornet, antwortete er, sagte mir beym ersten Kompliment, daß ich nicht klug sey. Madam, versetzte Zeilsdorf lächelnd, Ihr Herr Liebster hat mir, ehe ich dieses sagte, so viel unverständiges Zeug vorgeschwatzt, daß ichs wol glauben mußte. Sie sehn hieraus, daß es nicht mein erstes Kompliment gewesen ist, welches ich ihm so höflich als möglich machte. Madam Leonhard, die uns gleich beym ersten Anblick sehr viel Einnehmendes zeigte, kannte ihren Eheherrn so gut, daß sie es wol wahrscheinlich zu finden schien, er habe sich zuerst vergangen; sie besänftigte ihn also dadurch, daß sie sagte, der Großknecht sey aus der Stadt zurück, und hätte den Weitzen sehr hoch verkauft, worauf er mit einem geschwinden und freudigen So? zur Thür hinauseilte. Jetzt bot unsere Wirthin meinem Herrn einen freundlichen Willkommen und bat ihn, ihr in sein Zimmer zu folgen. Ihr Betragen gefiel ihm so gut, daß er den ärgerlichen Auftritt mit Herrn Leonhard gänzlich vergaß, und da er oben ein hübsches, mit allen Nothwendigkeiten versehenes, Zimmer fand, fieng er an, mit seinem Loose zufrieden zu seyn.

Herr

Herr Kornet, sagte Madam Leonhard, ich denke, wir werden gut zusammen auskommen, warum sollte ich nicht glauben, daß ein so hübscher, junger Herr den Frieden liebte? An meiner Bereitwilligkeit, Ihnen zu dienen, solls nicht fehlen; wenn Sie was brauchen werden, wenden Sie sich an mich, mein Mann ist alt, und hat Launen, sonst ists ein ehrlicher Mann. Gut, Madam, versetzte mein Herr, ich werde mich also immer an Sie wenden; indessen denke ich, Sie nicht oft zu belästigen. Ihr Herr Liebster sprach so was von Gutes thun und umsonst bekommen, welches mich beynahe verdrossen hätte, da ich gar nicht in Willens bin, auf solche Art hier zu leben. Sie müssen es ihm zu gute halten, erwiederte sie, er hat wirklich keine üble Meynung dabey, nur sind seine Ausdrücke manchmal auffallend. Wir bewilligten der Frau Leonhard, ohne alle Einschränkung, unsern Beyfall, da das, was sie sagte, so vernünftig war; auch lag in ihrem Anstande so viel sanfte Würde, daß sie bald unsre Achtung in einem sehr hohen Grade erwarb; besonders schienen uns die Entschuldigungen für ihren Mann ein Beweis ihrer Klugheit und Güte des Herzens. Bey ihrer nähern Bekanntschaft erfuhren wir, daß sie die

Tochter eines Predigers und die zweyte Frau des Herrn Leonhards sey. Er hatte die Handlung seinem Sohne übergeben, und sich dieses Freygut gekauft, wo er ruhig lebte; aus Hochmuth bisweilen Gäste bat, und denn was drauf gehen ließ: außerdem aber den Werth des Geldes zu schätzen wuste. Nichts galt ihm Rang und Verdienst gegen diesen allgemein angebeteten Götzen, dieser allein gab, seiner Meynung nach, Ehre und Würde. Demnach maß er sich selbst nach seinen Kapitalien, und schien sich im Besitz derselben ein Mann, der nicht gegen Jeden höflich zu seyn brauchte, zumal, wenn er die Vermögensumstände des Gegenstandes, den er vor sich sahe, noch nicht untersucht hatte, und also nicht wuste, ob sie in einige Betrachtung zu kommen verdienten. Hatte nun Jemand das Unglück, von ihm abzuhängen, oder war er genöthigt, ihn um Etwas zu bitten, dann glaubte er ein völliges Recht zu haben, ihm gebieterisch oder gar verächtlich zu begegnen. Eben so sollte, nach seinem Plane, der Umgang mit seiner zweyten Frau seyn: denn da er sie aus der armen Waise, die sie war, zur Gattin eines reichen Mannes erhoben hatte, so hielt er sich für berechtigt, sie als Sklavin behandeln zu können. Um diese

Ge-

Gewalt noch weiter auszudehnen, hatte er ihre Mutter zu sich genommen, die, anstatt des Kostgeldes, seiner Großherrlichkeit die tiefste Unterwerfung bezeigen sollte. Frau Leonhard verstand aber die Kunst, von allen diesen Auflagen soviel herunter zu handeln, daß gerade nichts mehr blieb, als jedes rechtschafne Weib — die Xantippen und Megären mögen sagen, was sie wollen — ihrem Mann, der nun einmal der Herr seiner Frau ist, schuldig zu seyn glaubt. Die Würde, die sie in seinen Augen dadurch erhalten hatte, daß sie seine Gemahlin war, kam ihr in diesem Handel zu statten, und die Ueberlegenheit ihres Verstandes über den seinigen hatte es sogar dahin gebracht, daß er sich von ihr leiten ließ. Auf diese Art genoß sie und ihre Mutter eines leidlichen Schicksals, allein, diese gutherzige Frau, mit ausserordentlichen Gaben zu loben und beständig zu reden begabt, sah nicht, daß sie es der Klugheit ihrer Tochter zu verdanken hatte; sie schrieb es alles auf Rechnung der Politik, nach welcher sie ihrem Schwiegersohn bey jeder Veranlassung Lobreden hielt, und ihrer Beredsamkeit, durch deren Hülfe ihm in ihrer Gesellschaft die Zeit so angenehm vergieng. Die gute Matrone war so schwach, nicht einzusehen,

daß

daß man den Kleindenkenden durch Lob und Gefälligkeiten nur aufgeblasner macht; hätte ihre Tochter nicht die Geschicklichkeit gehabt, dem Herrn Leonhard Achtung und Bescheidenheit beyzubringen, so war alle Klientenschaft der Frau Pastorin nicht im Stande zu verhindern, daß sie Beyde das Amt überkommen, dem alten Herrn die Strümpfe auszuziehen, und andre dergleichen kleine Dienste zu verrichten, wobey er nur eine sehr gleichgültige Miene würde gemacht haben.

Frau Leonhard hatte von ihrem Vater eine feine Erziehung erhalten; er wollte zwar keine Gelehrte aus ihr machen, sie aber wohl in den Wissenschaften unterrichten, die den Geist erheben und das Herz bilden. Sie las mit Auswahl und Nutzen und liebte diese Beschäftigung, aber nie versäumte sie den kleinsten Theil ihrer Pflicht im Hauswesen, um dieser Lieblingsneigung willen. Sie spielte das Klavier, Zeilsdorf begleitete es zuweilen mit der Flöte, und meine Violine mußte denn auch das Ihrige zu dem kleinen Konzert beytragen. Diese musikalische Uebung wurde gemeiniglich im Wohnzimmer gehalten, wo der alte Herr, mit der Pfeife im Munde und untergestütztem Arm, ernsthaft auf

und niedergieng, und sich zuweilen so laut räuſperte, daß er damit beynahe die vierte Stimme ausmachte; da aber die Töne dieses Instruments zu den unsrigen nicht stimmten, so setzten sie bald unser Zwergfell, bald unsre Galle in Bewegung.

Frau Leonhard und mein Herr wurden so gute Freunde, als es allezeit Leute von ähnlicher Gemüthsart werden; da sie Beyde die beste Laune hatten, so fehlte es nicht an Scherz unter ihnen. Der Argwohn oder die Schmähsucht wünschte hierüber wenigstens bedeutende Halbworte fliegen zu lassen, doch das Betragen der Madam Leonhard war so behutsam, und Karls Absicht so schuldlos, daß Fama nicht wußte, wo sie eigentlich die Beweise zu einer deutlichern Sprache hernehmen sollte. Verschiedene Offiziere, die zu uns kamen, versuchten wirklich einen kleinen Liebeshandel mit der hübschen Frau anzufangen, aber im Gewand des Scherzes zeigte sie ihnen den ernsten Vorsatz, ihre Versuche zu vereiteln.

Mit Herrn Leonhard stand der Kornet jetzt auf einem ziemlich guten Fuß; er hatte wenig mit ihm zu thun, und hörte so mit unter seinen Groß-

sprече-

sprechereyen geduldig zu, dadurch hatte er seine Gewogenheit einigermaßen erlangt. Ueberdies war dem Kaufmann nun bekannt worden, daß Zeilsdorf keinen Anschlag auf seine Braten und seine Weine gemacht hatte, um sich damit aufzufüttern; auch wußte er, durch einige herablassende Unterhaltungen mit mir: daß die Vermögensumstände des Herrn von Zeilsdorf sehr gut wären. Aus alle diesen Gründen wurde zwar zu dem schuldigen Diener nichts zugesetzt, die Mütze aber um einen halben Zoll höher gehalten, wenn komplimentirt wurde.

Zeilsdorfs Freuden wurden nach wenig Wöchen durch die Bekanntschaft mit einigen Häusern in der Nachbarschaft vermehrt, und die Zirkels, welche nun in denselben abwechselnd gehalten wurden, waren durch die Anwesenheit der Gattinnen unsrer verehelichten Offiziers lebhafter worden; diese Ehemänner entschädigten sich, wegen der langen Trennung, durch die Freuden, welche sie nun mit den Ihrigen zusammen genossen. Dies Glück des Wiedersehens, welches der große Philosoph von Sanssouci so rührend beschreibt, wurde durch allerhand Lustbarkeiten gefeyert: es konnte also nicht

an Unterhaltung jeder Art fehlen. Mein guter Karl ergötzte sich bey solchen Gelegenheiten so sehr, daß nur Dienstgeschäfte ihn davon abhalten konnten. Er war ganz Freude, und Wohlbehagen blickte aus jeder seiner Miene. Mitunter fühlte er bereits Anwandlungen von Liebe, die aber noch immer das Gepräge von Unbestimmtheit trugen; bald hatte ihn das Fräulein F... bald die Tochter des Obristen entzückt; bald wünschte er sich eine Frau, wie die Rittmeisterin von H... Da er mir immer die empfangnen Eindrücke gestand, so sah ich sehr bald, daß es nur flüchtiger Beyfall war, welcher blos zum Beweis dienen konnte, wie geschwind der Jüngling die Reize des weiblichen Geschlechts empfinden lernt. Ganz frey war unser Kornet damals noch von dem Schwärmerischen in der Liebe, seine Ruhe litt nicht das Mindeste bey den kleinen, vorübergehenden Anfällen von Zärtlichkeit: Er war einmal so frölich, wie allezeit; die Damen, welche seinen Beyfall hatten, mochten ihn gütig behandelt, oder übersehen haben. Wohl hatte die gute Börse, welche ihm sein Vater zum Wintergeschenk gemacht, vielen Antheil an diesem unüberwindlichen Frohsinn, und sie war durch die Freygebigkeit einer zärtlichen Tante noch reich-

haltiger worden. Wunder war es also nicht, daß sich der Gram von keiner Seite ins Herz meines jungen Helden einschleichen konnte. Aber nicht zu unnützer Verschwendung verwandte Karl seine Baarschaft; hingegen folgte er, bey so reichlichen Umständen dem Triebe der Gutthätigkeit, fast ohne Einschränkung; die Reiter des Regiments genossen die Früchte davon sowol, wie die Armen der Gegend, welche häufig herbey kamen, um aus einer so ergiebigen Quelle zu schöpfen. Frau Leonhard beobachtete die allzugroße Freygebigkeit des Kornets nicht so bald, als sie sich angelegen seyn ließ, eine Art von Pförtnerinn vorzustellen, und zuweilen solche abzuweisen, von denen sie wuste, daß sie die Güte eines edeln Herzens nur mißbrauchen und übel anwenden. Sie gab ihrem Einquartirten hierüber kleine freundschaftliche Erinnerungen, und er folgte ihnen auch hin und wieder; denn er wuste, daß sie nicht aus Geitz oder Mißgunst, sondern aus der besten Absicht entsprangen; wuste, daß unsrer Wirthinn Hand selbst sehr geschwind war, zu geben, so bald von wirklich Nothleidenden die Rede war. Dennoch war es Zeilsdorfen nur selten möglich, Jemanden, der ihn um Etwas ansprach, unbefriedigt von sich zu lassen: so geschah es auch

einst

einst, daß er einem Weibe, die im jämmerlichsten Tone bettelte, das verlangte Allmosen reichte: Lieber Herr Kornet, sagte die eben dazukommende Frau Pastorinn, die Mutter unsrer Wirthin, geben Sie dieser nichts mehr, es ist ein Ausbund von faulem und lüderlichem Weibe. — Geht, Ihr böse Kreatur, rief sie der Bettlerin nach, und untersteht Euch nicht, wieder herzukommen! Das Weib brummte noch Etwas zwischen den Zähnen und gieng. Die Frau Pastorin fuhr fort zu sprechen, und erzählte die ganze Geschichte dieser Elenden so weitläuftig, daß Zeilsdorf darüber ins Wohnzimmer gieng, der Frau Leonhard Noten aufs Klavier zu legen, von da in den Stall, seine Pferde zu besuchen, von da in sein Zimmer, wohin sie ihn immer begleitete, indem sie die Geschichte weitläuftig fortsetzte. Endlich war sie zu Ende, und nun kam die Nutzanwendung: d'rum, lieber Herr Kornet, geben Sie ja nicht Allen, solch Gesindel giebts viel; ich bin auch mildthätig und kann nicht leicht Nothleidende sehen, ohne zu helfen, das weiß der liebe Gott! Ich gäbe das Hemde vom Leibe, koche den Kranken manche gute Suppe, und werfe armen Kindern alte Kleidungsstücke zu; ich mag mich damit nicht rühmen, denn

es heißt: laß deine linke Hand nicht wissen, was die Rechte thut: aber ich habs so gehalten, wie mein seliger Herr lebte, und halts noch immer so. Gutes thun, so lange man kann, das muß der Mensch. Ach Gott! man kann doch nicht so viel geben, als man gern wollte, es sind der Armen zu viel. Da hab' ich gestern erfahren, was ich noch nicht wuste, lieber Gott! man kommt so wenig aus — da ist ein alter, bald achtzigjähriger Mann im Dorfe, der liegt auf Stroh, in einer kalten Kammer und kann schon seit geraumer Zeit nicht aufstehn. Sein gottloser Sohn, hör ich, läßt ihn halb verhungern, ich will aber — Wo ist der Mann? sagte Zeilsdorf hastig. — Nun wie ich sag, hier im Dorfe, er heißt Streusler; schnell nahm er seinen Huth, Stock und Degen, und lief die Treppe herunter; weil ich hier einen Originalzug vermuthete, lief ich ihm nach, und so eilten wir ins Dorf. — Streusler, hieß er, Heinrich? — Ja — lauf doch voraus, und such ihn auf — ich fragte ihn bald aus, oder vielmehr Karl selbst, welcher schneller lief als ich, ob er mich gleich vorausgeschickt hatte. Als wir ankamen, gieng er ohne weitere Anfrage in eine Kammer, welche der Wohnstube gegenüber war, halb offen stand,

und

und uns sogleich den siechenden Greis gewahr werden ließ. Abgezehrt, wie der Tod, lag er auf dem Stroh, über welches ein weißgewesenes Tuch gebreitet war; unterm Haupte hatte er ein schmutziges Kissen und eben so war die Decke. Er klapperte vor Kälte, Kummer und Elend sas in seinem Gesicht; vor ihm stand ein alter Schemel, auf dem wir einen Topf ohne Henkel mit Wasser, in welchem das Eis schwamm, und eine dürre Brodtrinde sahn. Dieser Anblick brach uns das Herz. Thränen, die wir nicht zurückhalten konnten, strömten uns aus den Augen die Wangen herab. Wie gehts Euch, Vater, sagte Zeilsdorf in einem sanften Ton, seyd Ihr krank? Ach, lieber Herr, antwortete der Alte, ich bin schon lange elend — wer ist Er denn, ich sehe nicht wohl? — Ich bin ein Offizier und komme, Euch Hülfe zu leisten. — Habt Ihr denn keine Pflege? Der Wirth im Hause ist ja Euer Sohn? — Ja, er ist mein Sohn, aber meine Leute sehen nicht oft nach mir; sie sprechen immer, sie hätten nicht Zeit. Es ist ein rechtes Elend, daß ich nicht sterben kann, auf der Welt bin ich doch nichts nütze, und dabey ist der Magen noch gut, mich hungert immer und doch hab ich nichts. Hier erstickte der Jammer seine

Stim-

Stimme, und aus den hohlen Augen des Greises fielen bittre Zähren in die Furchen der eingefallnen Wangen. Karls Mitleiden vereinigte sich mit Grimm; vors erste sagte er, indem er mir ein Thalerstück gab: geh ins Wirthshaus, lieber Heinrich, und bringe ihm sogleich Essen und Trinken, das Uebrige wird sich ebenfalls finden. Da wir ins Haus getreten waren, hörten wir, daß die Wirthsleute in der Stube eben anfiengen, ihr Tischgebet herzuplappern; es dauerte so lange, als wir mit dem Alten sprachen, und weil alle beteten, so hatten sie uns weder kommen, noch mit dem Kranken sprechen hören. Sobald Zeilsdorf das Essen des Alten bey mir bestellt hatte, stürzte er in die Stube, wo die Familie eine sehr gute Mittagsmahlzeit zu verzehren begann, bey welcher ein großes Gefäs mit Bier stand; Zeilsdorfs Eifer wuchs bey diesen reichlichen Anstalten so sehr, daß er dem Wirth 6 bis 8 tüchtige Schläge mit dem Stocke gab. Der Mann riß gewaltig die Augen auf, und suchte ohne Zweifel den hinreichenden Grund von diesen unvorhergesehnen Prügeln so emsig, daß er nicht Zeit hatte, denselben auszubeugen: denn er sas so ruhig auf der Bank, als ob nichts auf seinem Rücken vorgieng. Da hast Du,

was

was Dir gehört, Du heilloser Kerl, schrie mein Herr, Du lebst hier so gut und läßt Deinen alten Vater indes erfrieren und verhungern. Nun hatte der Bauer die Ursache der erhaltenen Züchtigung vernommen, und kam von seinem Nachdenken zu sich. — Also, darum schlagen Sie mich? Was haben Sie darnach zu fragen? — Ohne ihm dies zu beantworten, fuhr Zeilsdorf fort: Ihr, Bösewicht, wißt Ihr nicht, was im vierten Gebot steht? Lange Tischgebete hersagen und gottlos handeln, ist unverantwortlicher, als sich zu gar keiner Religion bekennen. Das ist nicht Ihre Sorge, erwiederte der Bauer; Ihre Ordre aber bringt mit sich, keinen Menschen zu schlagen — denken Sie, ich weiß das nicht? Warten Sie, ich werde schon erfahren, wie Sie heißen, und den Augenblick zu Ihrem Chef gehen. Der Kornet sagte ihm seinen Namen selbst, der Bauer gieng fort, und Zeilsdorf zu seinem Alten zurück, wo er auf meine Zurückkunft wartete. Sie dauerte etwas länger, als er vermuthet hatte, denn so willig ich auch war, dem Kranken die zugedachte Erquickung herbeyzuschaffen, verschob ich sie doch einige Augenblicke, um mit anzusehen, wie der Kornet mit dem Manne zu Werke gieng. Alles, was ich im Wirthshause für

unsern

unsern Alten Erquickendes haben konnte, brachte ich nun, und händigte ihm das übrige Geld ein. Seine Freude und Danksagung war unbeschreiblich; aber Zeilsdorf, welcher das Vergnügen genießen wollte, seine Erquickung mit anzusehen, bat ihn, nicht so viel zu danken, sondern zu essen, und versprach ihm, noch bessre Versorgung zu verschaffen. Es verdrüßt mich, sagte er beym Zurückgehn, daß man so selten ein Uebel aus dem Grunde hebt: die alte Pfarrfrau hätte dem armen Greis vielleicht manchmal etwas Suppe geschickt, aber immer frieren, und seine Glieder auf dem harten Lager drücken lassen, das heißt keine Hülfe, der Mann muß ganz versorgt werden. Er gieng jetzt geradeswegs zum Major Brunnenfels zur Tafel, und dieser wartete auf ihn, weil der Bauer ihn wirklich schon verklagt hatte. Zeilsdorf erzählte die Sache, wie sie war; der Major erzwang eine ernsthafte Miene, ihm, wegen seines raschen Betragens, einen kleinen Verweis zu geben: zwar billigte er seine gute Absicht, meinte aber, daß, da er nicht über Streuslern, den Sohn und seine Aufführung gesetzt wäre, er doch viel zu rasch gegen ihn gehandelt hätte: solch ein Verfahren besserte eigentlich nicht, und sollte er es auch täglich

zu wiederholen die Erlaubniß haben, so könnte es doch für den Alten nicht länger von Nutzen seyn, bis sie das Dorf verlassen hätten, alsdenn aber ihm desto schlimmre Behandlung zuziehen. Ich seh es ein, Herr Obristwachtmeister, sagte Zeilsdorf, aber mein Unwille über den unnatürlichen Sohn war zu groß, verzeihn Sie mir. Der Major ließ sich nicht lange um diese Verzeihung bitten, und vereinigte sich mit seinem Kornet, in der Absicht, dem Alten ein bequemeres Loos zu verschaffen; es ward beschlossen, ihn in die nächste Stadt, in ein Spital zu kaufen. Brunnenfels gab hierzu sehr willig einen Beitrag, und eben dies that Kornet Stein; Zeilsdorfen aber überließ man die Ausführung der Sache, und dieser brachte sie mit Hülfe seiner Wirthin sehr bald zu Stande, welche aber, während der Zurüstungen, manchen freundschaftlichen Streit mit ihm bestand, weil sie vieles Ueberflüßige und dem Alten ganz Ungewohnte, was er zu seiner Bequemlichkeit anschaffen wollte, nicht billigte.

Neuntes Kapitel.
Wir müssen wieder zu Felde.

Das Frühjahr kam, und mit ihm von neuem der Aufruf ins Feld, wohin unsre jungen Leute nicht ungern, aber auch nicht so froh, als das erstemal, zogen. Zeilsdorf wurde in dieser Kampagne abermals verwundet, aber auch bald wieder geheilt, und wieder guten Muths. Bis hieher war diese trefliche Laune unschädlich gewesen, aber nun erwachten einige gefährliche Leidenschaften in ihm, und er näherte sich hier und da einer Klippe, an welcher er vielleicht gescheitert wäre, wenn Stein ihn nicht zurückgehalten hätte. Sein Hang zum Spiel ward täglich größer, so viel Stein auch darwider predigte; und ich ihm vorstellte, konnte er doch nicht leicht vor einem Spielzelt vorbeigehn, ohne sich einzulassen. Eines Tages gerieth er an einen Pharaotisch: und blieb, wie gewöhnlich, dran gefesselt; einer von den Mitspielenden hatte diesen Tag entscheidendes Unglück, und gerieth darüber endlich in Wuth. Da Zeilsdorf am meisten gewonnen hatte, so machte er ihm, in der Hitze der Leidenschaften, ungemäßigte Vorwürfe. Zeilsdorf wurde dadurch beleidigt, antwortete ihm in eben

eben dem Ton, und warf ihm alles gewonnene Geld hin. Sein Gegner erwiederte dies, sie kamen hart aneinander, und es entstand endlich ein Zweikampf, in welchem mein Herr, seinem Gegner eine gefährliche Wunde beibrachte. Er wurde sogleich in Verhaft genommen, und die Sache sah bis auf den 9ten Tag sehr gefährlich aus. Stein bewies sich auch in diesem Falle als ein sorgsamer und schonender Freund: er machte Zeilsdorfen keine Vorwürfe, weil er es selbst that, hielt die Angst, in der er wegen des Verwundeten war, schon für Strafe genug, und glaubte sich auch nicht berechtigt, den Leidenden noch mehr zu kränken. Dieser treue Freund war selbst, weder beim Anlaß, noch beim Zweikampf gegenwärtig gewesen, um desto ungehinderter konnte er sich, zum Besten seines Zeilsdorfs, verwenden. Der Verwundete sagte indessen selbst aus: daß er meinen Herrn beleidigt, und ihn in die traurige Nothwendigkeit der Ausforderung gesetzt hätte; demnach war wol das Vortheilhafteste für meinen Herrn, die Besserung des Kranken, und die bald darauf erfolgte gänzliche Wiederherstellung desselben. Meines Karls gute Seele hatte bei diesem Vorfall ungemein gelitten, der Gedanke: einem Menschen so große Schmer-

zen

zen erregt zu haben, war ihm schon unausstehlich; dachte er nun vollends daran: ihm durch seine Hand den Tod gegeben zu haben, so war ihm die Welt zu enge, und er verurtheilte sich selbst aufs strengste. Gern hätte er Alles, was er besas, für den verwundeten Offizier gegeben. Stein sollte ihm auch seinen ganzen Vorrath an Geld zustellen. Um ihn einigermaßen zu beruhigen, brachte dieser den Kranken, der durchs Spiel in Mangel gerathen war, so weit, daß er Etwas davon als ein Darlehn annahm, worüber sich Zeilsdorf unendlich freute; noch tröstlicher aber war ihm die Nachricht von seiner gewissen, bald zu erfolgenden Wiederherstellung; sie wirkte so stark auf ihn, daß er krank wurde: denn so verschiedene heftige Bewegungen seines Gemüths brachten das Blut in zu große Wallung. Er verfiel in ein hitziges Fieber, doch schnell geleistete Hülfe und seine gute Natur stellten ihn bald genug wieder her. Da alle Gefahr von beiden Seiten vorüber war, so hielt Stein ihm eine kleine Strafpredigt, in der er bewies, wie seine Spielsucht an alle diesem Ungemach Schuld gewesen sei. Zeilsdorf gestand es ein, und versprach seinem Freunde, nicht wieder zu spielen, als wenn er etwa in Gesellschaft von Damen dazu genöthigt

nöthigt würde. Er hielt Wort, bekannte uns aber, daß, so oft er bei einem Pharaotisch vorbei gieng, er einen beinahe unwiderstehlichen Zug zu spielen empfände. Einige Zeit darauf gab Zeilsdorf einen Beweis, wie gern wir Erdenkinder mit unsern Neigungen zärteln, und ihnen hier und da ein Püppchen geben, damit sie nicht schreien. Er wurde von Seiten des Regiments nach B... geschickt, wo er sich einige Tage aufhalten mußte. Des einen Abends kam er zu Hause, und ihm folgte ein Kerl mit einer Schachtel, worinnen eine Haube, eine Enveloppe, ein seidener Unterrock, und noch verschiedene Bedürfnisse für Frauenzimmer lagen. Sieh einmal, Heinrich, sagte Karl, was ich da alles gewonnen habe. — Gewonnen, Herr Kornet? Haben sie mit Damen gespielt, und diesen so gar ihre Kleidungsstücke abgenommen? — Nachdem er mich eine kleine Weile, durch allerlei Erfindungen, die meiner Frage angemessen waren, aufgehalten hatte, erzählte er mir die Sache, wie sie war. Er gieng vor einer Spielbude vorbei, worinn lauter Damenstaat ausgespielt wurde. Es war nicht mit in dem gemachten Kontrakt, auch denn wenn Etwas ausgespielt würde, nicht Partie zu machen: also setzte er, und gewann diese erwähn-

wähnten schönen Sachen. Nun so hat doch, sagte ich, der Spielgeist wieder einmal Nahrung bekommen! Bilde dir ja nicht etwa ein, daß er dadurch neue Kräfte erhalten wird, antwortete er, aber was mache ich mit diesen Sachen? Weißt Du was, ich werde sie der Madam Leonhard schicken. Das können Sie thun, aber ich weiß auch Gelegenheit, sie besser anzubringen. — Nun! — Hier im Gasthof ist vor etlichen Stunden eine östreichische Offizierfrau angekommen, welche das Unglück gehabt hat, unter die Kobatschen Freihusaren zu gerathen, die sie und ihr Mädchen rein ausgeplündert, und ihnen statt ihrer Kleidung ein Paar alte Mäntel zugeworfen haben. Die gute Dame ist hier fremd, und in der größten Verlegenheit, wie sie nun zu ihrem in der Kriegsgefangenschaft befindlichen Gemahl kommen soll. Blos durch die Gutherzigkeit des Postillons ist sie hieher gekommen, ich fand sie am Posthause, als ich Ihre Briefe hintrug, fand eine Menge Neugierige um sie her versammelt, welche sie nur noch verlegner machten: Keiner von Allen aber bot sich zum Beistand an; ich glaubte es thun zu müssen, holte einen Wagen, und brachte sie hierher. Auf mein dringendes Bitten hat sie unsere Wirthin eingenom-

genommen, und Beiden indessen von ihren Kleidern gegeben; überdem hab ich den Verunglückten ein Abendbrodt besorgt, und zwar Alles auf ihre Rechnung, denn ich wußte, daß Sie dies gut heißen würden. Vortreflich, schrie Zeilsdorf, vortreflich, auch alle diese Sachen soll sie haben, und Geld dazu, um sich in Stand zu setzen, weiter reisen zu können. — Aber meine Kasse ist nicht mehr stark, Heinrich, schaff mir gleich 20 Dukaten. — Wollen Sie Schulden machen? — Das sind Schulden, die ich nicht meinetwegen mache; hier erforderts die Pflicht, ich werde die Summe schon wieder bezahlen, und sollt es auch mein Vater erfahren, zu diesem Behuf wird er es gewiß billigen — geh, hol Geld von seinem Agenten! — So warten Sie doch, bis morgen früh, es ist ja schon spät. — Nein, ich will ihr heute noch eine gute Nacht verschaffen. — Wir wollen ihr unterdessen diese Sachen geben. — Auch das! aber wart, wie viel habe ich denn noch? — 14 Dukaten. — Hast Du nicht das Uebrige? — Ich werde sehn. — Ha sieh! von unserm eignen Gelde wirds zusammenkommen; nun gieb her, morgen früh werde ich selbst zum Agenten gehn, um es Dir und mir wieder zu ersetzen; — nimm Du die Schachtel und's

Licht,

Licht, und zeige mir ihr Zimmer. — Aber, Herr Kornet, sie wird schon schlafen. — Ach, Narr! Der Bekümmerte schläft nicht, das hab ich wol erfahren. Als wir hinauf kamen, fiel es Karln doch ein, daß sie vor ihm erschrecken möchte; daß es daher besser seyn würde, mich, den sie schon kannte, allein zu ihr gehn zu lassen, und es ihr zu überbringen; er selbst wollte an der Thüre stehen bleiben, und ihre Freude mit anhören. Nun setzten wir das Licht auf einen Tisch, ohnweit der Treppe, und näherten uns dem Zimmer der unglücklichen Dame. Es war gerade das schlechteste im Gast-hofe; schon die Thür zeigte das hinlänglich, denn das Schloß an derselben taugte nicht mehr zu seiner eigentlichen Bestimmung. Dagegen hatte die Wirthin ein Fragment von spanischer Wand vor die Thür setzen lassen, welche äußerst gebrechlich war. Ich schlich mich dennoch ohne Anstoß zwischen diesen Schirm und die Thüre, an welcher ich horchte Auf die Frage: wer da? gab ich Bescheid, daß es der sey, welcher sie hergebracht hätte, und setzte hinzu, ich wünschte sie noch heute von etwas Angenehmen zu benachrichtigen. Es dauerte lange, eh sie sich entschließen konnte, öffnen zu lassen, weil sie eine schlimme Absicht vermu-

thete,

thete; ich beruhigte sie hierüber so gut ich konnte, und da sie einiges Vertrauen gefaßt hatte, bat sie, ein wenig zu warten, und ich hörte Anstalten zum Aufstehn, Ankleiden und Thüröfnen. Das letzte konnte nicht geschehen, ohne das Bollwerk von Stühlen, welches sie gebauet hatten, hinwegzunehmen; sobald dies verrichtet war, öfnete das Kammermädchen die Thür. Zeilsdorf, der in allen seinen Handlungen zu rasch und oft zu unbehutsam war, wollte, indem sie aufgieng, durch einen Riß, der in der spanischen Wand war, sehen, drückte aber das Auge so schnell und stark darauf, daß die Maschine zu fallen anfieng; er wollte sie aufhalten, da er aber nicht das Gestelle, sondern die Leinewand erhaschte, welche zu sehr angespannt war, um sich fassen zu lassen, und er sich zu geschwind nachbog, so fiel er in dem Augenblick, da ich eintrat, mit dem Schirm auf mich, ich hinwieder stieß das Kammermädchen zu Boden, und die Schachtel, die ich nicht halten konnte, schob vor mir hin in das Zimmer hinein. Das Mädchen schrie, die Dame glaubte sich aufs neue unter den Freyhusaren und schrie: Jesus Maria! indem sie das Kreutz machte. Jetzt raffte sich der Kornet eilend auf, und riß das Werkzeug unsrer Nieder-

lage von mir hinweg; eben so schnell kamen wir Beyden Andern wieder auf unsre Füße, und ich suchte meine verlorne Schachtel. Zeilsdorf bat die Dame in den höflichsten Ausdrücken um Vergebung, wegen des gemachten Schrecks, und sagte ihr denn die Absicht unsers nächtlichen Besuchs. Die gute Frau war in schlimmen Umständen; der unerwartete Beystand war ihr so angenehm, daß sie nicht länger an ihre Bestürzung denken konnte; sie bezeigte vielmehr viel Dankbarkeit und bat um Zeilsdorfs Adresse, damit sie ihm den Vorschuß wieder schicken könnte. Es war nicht schicklich, gegen das Wiedergeben etwas einzuwenden, daher ersuchte er sie nur, mit vieler Artigkeit, zum wenigsten die in der Schachtel befindlichen Kleinigkeiten von ihm anzunehmen, welches sie auch nicht abschlug. Indessen hatte der Lärm, den wir erregten, eine nicht weit davon schlafende Magd aufgeweckt, welche heruntergelaufen war, und den Wirth davon benachrichtigt hatte: dieser kam mit ein Paar Hausknechten herbey, um zu sehen, ob den fremden Frauenzimmern ein neues Unglück begegnet sey, welches er abwenden müsse. Die Dame erzählte nun, wie freundschaftlich mein Herr an ihr handle, und dieser die Begebenheit mit der

spani-

spanischen Wand. Bey dem ersten Theil der Geschichte, sprach der Wirth ein beifälliges, das ist brav, aus, und bei dem andern kam sein dicker Bauch in Bewegung, und sein Zwergfell erlitt eine gewaltige Erschütterung. Nachdem alles auseinander gesetzt war, gieng Jeder dahin, wo diese Nacht sein Haupt ruhen sollte: ich aber behielt diese Geschichte sorgfältig, und erzählte sie, als wir wieder im Lager ankamen, dem Lieutenant Stein, dieser brachte sie bald unter andere gute Freunde aus, und lange diente sie dazu, im Scherz Zeilsdorfen aufzuziehn.

Zehntes Kapitel.

Wir gehn wieder in die Winterquartiere, und bekommen neue Freunde.

Dieser Feldzug war nun wieder zu Ende, und ich pries die Vorsehung, die den Kornet Zeilsdorf, welcher mir mehr Freund als Herr war, vor den Gefahren derselben beschützt hatte. Es fand sich noch keine Gelegenheit für mich, nach der Meynung seines Vaters und unserm Vorgeben gemäß eine zu erhalten, auch zeigte sich solche nie,

so

so lange ich bey Karln war; doch diese Verzögerung war mir nichts weniger als verdrüßlich, denn ich glaubte andre Absichten dabey im Spiel. Dieser Wahn war, wie man in der Folge sehen wird, nicht ganz ungegründet.

Das Corps, bey welchem Zeilsdorf war, stand damals in Sachsen, und bekam dort Winterquartiere. Die gefällige Begegnung und die freundlichen Gesichter dieses guten Volks versprachen uns einen angenehmen Winter, und wir irrten uns auch nicht. Da wir als Feinde vermuthet hatten, nur verdrüßliche und mürrische Menschen anzutreffen, welche alles gezwungen und unter Wehklagen hergeben würden, so waren wir über den freundlichen Willkommen und die Bereitwilligkeit zu geben, bey unsern Wirthen um so angenehmer betroffen; kaum konnten wir dies Betragen für ganz aufrichtig halten, es schien ohnmöglich, daß die Sachsen diese Gäste gern wieder aufnehmen sollten, durch die sie nun schon eine Zeitlang so viel Verlust erlitten; dennoch hatte ihr freundschaftliches Beginnen ziemlich das Gepräge der Wahrheit, um so mehr, da sie bey alle dem bekannten: daß sie nicht irgend geheime Anhänger

unsrer

unsrer Partey wären; sondern uns lieber aus dem Lande trieben, wenn es in ihrer Gewalt stünde. Sie waren Bewundrer unsers großen Königs, und doch erklärten sie sich, ihrem Landesherrn getreu, gegen ihn. Eine solche Aufrichtigkeit und biedre Gesinnung einer Nation gefiel allgemein, und Jeder war der Meynung, daß wir als Freunde mehr, als wir wünschen konnten, von ihnen zu erwarten haben würden, da sie uns als ihren Feinden schon so gütig begegneten. Die Sachsen hatten zu dieser Zeit mit der französischen Nazion einige auffallende Aehnlichkeit, und das sowol in Ansehung der guten Eigenschaften, als der Fehler, auch waren sie so, wie die Franzosen, in Vergnügungen erfinderisch; unsre Offiziers, ihre Gattinnen und Töchter brachten, bey diesen Gesinnungen, den Winter unter abwechselnden Freuden zu. In dem Dorfe selbst, wo Zeilsdorf einquartiert war, schien es, daß unter den Einwohnern keine umgängliche Seele zu finden sey; da er aber die Stunden, welche er nicht in den Gesellschaften der Nachbarschaft und im Dienst zubrachte, ungern im Zimmer verweilte, und überall nach Bekanntschaft umherforschte, so suchte er alles im Dorfe auf, was einigermaßen in Betrachtung kam. Wer da sucht,

wird

wird finden — dies erfuhr Kornet Zeilsdorf, denn nicht lange, so hatte er einen gewissen Wagner ausgekundschaftet, der ihm vollkommen behagte. Dieser Mann, welcher einst zum Predigtamt bestimmt ward, hatte, eines menschlichen Fehltritts wegen, allen Ansprüchen darauf entsagen müssen. Verlegen um Brodt, hatte er seine Zuflucht zur Errichtung einer Privatschule genommen, wobey er das Mädchen, die Mitgehülfin seines Falls, die er zur Ehe nahm, nebst der Frucht ihrer Liebe, zu ernähren hofte. Dies große Dorf, welches von reichen Bauern und Handwerkern bewohnt wurde, schien ihm zur Erreichung dieser Absicht bequem, da die Einwohner desselben ihre Kinder sonst auf ein ziemlich entlegenes schicken musten. Wagner hatte die meisten davon in Unterricht bekommen, und Verschiedene von den Aeltern waren für die redliche Mühe, die er sich mit ihren Kindern gab, so erkenntlich, daß er mit seiner Familie wenigstens ohne Mangel leben konnte. Zeilsdorf, welcher alle seine übrigen Stunden mit ihm zubrachte, gewann den Mann ungemein lieb, den man, seiner Talente und seiner Rechtschaffenheit wegen, beklagen muste: auch war es nicht nur betrübt, daß dieser Mann durch einen Fehltritt,

der freylich nicht zu billigen ist, aller Aussicht zum Glück beraubt seyn sollte, sondern auch ein Schade fürs Ganze, welches diese Talente und diese Rechtschaffenheit verlor. Indessen stiftete er auch hier viel Gutes, und seine Thätigkeit war auf mehr als eine Art den Einwohnern zum Segen gediehen. Eines Tages fiel es Zeilsdorfen ein, ihn zu besuchen, als er eben Schule hielt, da fand er unter andern Kindern, einen Knaben von 14 Jahren, der seine Aufmerksamkeit durch die liebenswürdigste Gestalt, auf sich zog. Es hätte nicht Karl von Zeilsdorf seyn müssen, der diese Bekanntschaft machte, wenn er nicht der Erkundigung, wer der Knabe wär, und mit den Beweisen der wärmsten Zuneigung zu demselben, nur eine Minute zurückgehalten hätte. Wagner berichtete ihn: es sey der Sohn einer adlichen Wittwe, welche in diesem Dorfe eingezogen lebte. Zeilsdorf ließ sich mit dem kleinen Junker in ein Gespräch ein, und freuete sich über seinen Verstand und gute Sitten. — Es ist, sagte Wagner, als er deshalb seinen Beyfall zeigte, in der That ein hofnungsvoller Knabe, nur Schade, daß die große Armuth seiner Mutter ihm fast alle Aussicht eines künftigen Glücks versperrt. Zeilsdorf horchte auf

und

und erkundigte sich genauer nach ihrer Verfassung, und da ihn Wagner versicherte, daß in diesem Dorfe gewiß keine bedürftigere Familie sey, als Frau von Hohenkreutz mit ihren Kindern, daß sie eine vortrefliche Frau wäre, die das beste Schicksal verdiente, so dachte Karls fühlbares Herz an nichts weiter, als an die Pflicht, ihr Erleichterung dieses traurigen Zustandes zu verschaffen. Mit der ihm eignen Ungeduld, erkundigte er sich nach ihrer Wohnung, und war schon auf dem Punkt hinzugehen. Frau von Hohenkreutz würde kaum ihren Besuch annehmen, sagte Wagner, denn sie ist von einigen Offiziers ihrer Truppen, welche eben nicht die löblichsten Absichten auf ihre älteste Tochter zeigten, zu sehr abgeschreckt worden. Zeilsdorf äußerte hierüber sein Mißfallen und bat Wagnern, ihm die Erlaubniß, sie besuchen zu dürfen, unter der Versicherung auszuwirken, daß er gewiß die schuldige Achtung gegen sie und ihre Töchter nicht vergessen würde; auch möchte er ihr zugleich sagen: er habe die Absicht, ihren Sohn unter das Regiment zu bringen; wenn sie es anders eingehen wollte, und sollte es dahin verfügt werden, daß ihm alles, was er jetzt und künftig als Offizier zur Equipage brauchte, ohne ihre Belästigung an-

geschaft würde.] Wagner versprachs, und nach einigen Tagen, während welchen der junge Hohenkreutz, auf Zeilsdorfs Bitte, einigemal bei ihm gewesen war, führte er ihn bei seiner Mutter ein. Die Familie bestand aus zwei Söhnen und zwo Töchtern, welche alle ausnehmend schön gebildet waren. Karl, der jüngste Sohn, ein Kind von 4 Jahren, hatte schon von seinem Bruder Wilhelm so viel von dem hübschen Offizier gehört, daß er augenblicklich sein Freund wurde, und da dieser ihm sagte, er hieße auch Karl, so glaubte er, ein näheres Recht, als sein Bruder, auf seine Freundschaft zu haben. Eingenommen von diesem Kinde, schrieb Zeilsdorf sogleich an seinen Vater, und bat in den dringendsten Ausdrücken: den kleinen Karl nach Pommern holen zu lassen, und ihn in seinem Hause zu erziehen, bis er in den Jahren seyn würde, Kriegsdienste zu nehmen, wo er denn gern alles sich selbst wollte abbrechen lassen, was zu seiner Equipage nöthig seyn würde; berichtete zugleich den üblen Zustand der Familie, und gab ziemlich deutlich zu verstehen, daß man in Zeilsdorf wol auch eine von den Fräuleins zu sich nehmen könnte. Ich zweifelte sehr an der Erfüllung dieser Zumuthungen, rechnete aber auf einigen Beistand, für die Frau

von

von Hohenkreuz. Für den ältesten Sohn hatte Zeilsdorf bald gewisse Versprechungen erhalten. Der Anschlag, welchen er mit auf den Major Brunnenfels gemacht, war ihm nicht vereitelt worden. Der Major hatte im vorigen Feldzuge einen Neffen, der bey seiner Kompagnie als Junker stand, verloren, dieser so arm, als der junge Hohenkreuz, wurde von seinem Oheim, mit allem Benöthigten versehen. Nach Zeilsdorfs Absicht sollte der junge Hohenkreuz nun an seine Stelle treten, und diese Absicht gelang ihm. Der Major freute sich, einen so muntern Knaben anwerben zu können, er gieng selbst zur Mutter und die Werbung war sogleich geschehen. Auch Wagner erhielt, wegen der Mühe, welche er sich, nach dem Zeugniß der Frau von Hohenkreuz, fast unentgeldlich, mit ihrem Wilhelm gegeben, allgemeine Achtung und Liebe, ja der Major sowol, als auch Zeilsdorf glaubten, ihm eine Belohnung seiner Rechtschaffenheit schuldig zu seyn. Es wurde also auch an diesem Mann wahr, daß gute Handlungen nie unvergolten bleiben, man möge auch bei der Ausübung noch so wenig Nutzen davon für sich voraus sehen. Wagner hatte, im Betracht der üblen Verfassung, in der er die Hohenkreuzische Familie sah, die Bezahlung

für

für Wilhelms und seiner Schwestern Unterricht, immer abgelehnt, indem er der Mutter, halb scherzend und halb ernsthaft, eine Veränderung ihres Zustandes prophezeihte, und sich denn auch wiederum Unterstützung und Empfehlung erbat. Freilich sagte er dieses, da er nirgend einen Grund zu seiner Weißagung vorhersah, blos in der guten Absicht, die Kinder unterrichten zu dürfen, und die Mutter wegen seiner Mühe zu beruhigen. Aber die vergeltende Vorsicht lenkte es dahin, daß er alles, was er versprochen hatte, erfüllt sehen sollte. Er wurde durch die Freigebigkeit des Majors von Brunnenfels und des Kornets Zeilsdorf nicht nur in den Stand gesetzt, viele Bedürfnisse für sich und die Seinigen zu befriedigen; sondern der Major verschafte ihm auch etwas später hin ein ziemlich einträgliches Schulamt, in einer mittelmäßigen Stadt, von wo er, weil daselbst seine Verdienste bekannt wurden, und sein Fehltritt unbekannt blieb, weiter befördert wurde. Ich habe mich seiner Beförderung gefreut, so oft ich dran dachte: denn so wenig ich auch wünsche, daß die Herren Kandidaten des Predigtamts die Erlaubnis bekommen möchten, so lustig, als sie wollen, zu leben, ohne ihrer Beförderung zu schaden, so ungemein befriedigte

es mich doch, in diesem und jedem andern Fall, wenn gute Menschen, welche dafür gestraft wurden, daß sie einst strauchelten, endlich wieder in das Gleis kamen, welches ihren Verdiensten angemessen war.

Wilhelm war so gut unterrichtet, als wäre seine Erziehung durch die größten Kosten betrieben worden; demohnerachtet beschloß der Major, nachdem er gehörig vorgestellt, und zu einem preußischen Freikorporal umgeschaffen war, ihn auf einige Zeit nach B. . . zu schicken, und ihm dort verschiedene Lehrmeister zu geben, die er auf dem Dorfe nicht hatte haben können. Er war jetzt diesem treflichen Mann völlig das, was der verstorbene Vetter, dessen Nachlaß er erbte, gewesen war; ja sogar traff er, im Fall seines Todes, Verfügungen für ihn. Die Freude und Dankbarkeit der Mutter war ganz dieser guten Handlung gemäß, auch trug sie kein Bedenken, mehrere Besuche von ihres Sohns Wohlthäter und von Zeilsdorfen anzunehmen, so bald sie Beide näher kennen gelernt, und sich von ihrer edlen Gesinnung überzeugt hatte. Auch Herr von Stein wurde bei ihr eingeführt, und in dieser ganz unverdächtigen Gesellschaft vergaß sie zuweilen

weilen ihr trauriges Schicksal; sie hingegen brachten mit Vergnügen die ihnen vergönnten Stunden bei einer Frau zu, welche die größte Hochachtung verdiente, und deren Unterhaltung ungemein angenehm war. Man sah es der Frau von Hohenkreutz an, daß sie nicht in einem so schlechten Zustande erzogen war, und da Wagner den Herrn von Zeilsdorf versichert hatte, sie sei nicht durch eigne Schuld darinn gerathen, so konnten sie ihr Verlangen, zu wissen, durch welche Zufälle sie so unglücklich geworden wäre, desto freier äußern. Brunnenfels machte eines Tages den Versuch, es von ihr zu erfahren: Ist natürlich, sagte er, wenn man sie kennen gelernt, gnädige Frau, zu urtheilen, das Schicksal sei nicht immer so hart gegen Sie gewesen, sondern habe Ihnen eine gute Erziehung und Umgang mit der großen Welt zu Theil werden lassen. Das ist wahr, versetzte die Frau von Hohenkreutz, es schien nicht, als wenn ich zu einer so elenden Verfassung geboren sey, auch könnte ich Ihnen leicht die Veranlassung meines jetzigen Zustandes erzählen, aber es möchte Sie ermüden: denn Geschichten, wie die meinige, intereßiren gemeiniglich Keinen weiter, als den sie angehn. Die Herren versicherten, daß sie alles,

was

was eine so gute Frau beträfe, wichtig finden würden; ja, sie ward dringend um die Erzählung gebeten. Diese Befriedigung, begann sie endlich, bin ich Ihrer mir erzeugten Güte schuldig, und da meine Begebenheiten nichts enthalten, worüber ich erröthen dürfte, so sollen Sie selbige erfahren; nur erzählen kann ich sie nicht, denn da Sie auch den kleinsten Umstand wissen sollen, so wird mir, wenn ich die Feder zur Hand nehme, jeder Vorfall richtiger, als beim Erzählen, einfallen. Ich schreibe gern, erlauben Sie daher, meine Geschichte aufzusetzen, sie sey aber nur für Sie drei, mit der besondern Bitte, sie, vorzüglich in dieser Gegend, nicht bekannt zu machen; meine Ursachen sind sehr wichtig, Sie werden selbige beim Lesen finden. Ueberhaupt bin ich hier herum ziemlich unbekannt, weil ich sehr verborgen gelebt habe, nur Wenige wissen meine Geschichte, und diese wenigen Freunde haben mich so viel unterstützt, als sie es nur konnten, es waren aber zum Unglück lauter solche, die nicht viel für mich zu thun im Stande waren.

Die Frau von Hohenkreutz hielt ihr Wort, und gab dem Major von Brunnenfels ihre Geschichte; ich nahm für Zeilsdorfen und für den

Freund Stein eine Abschrift davon, da ich das für den Ersten bestimmte Exemplar in der Folge behielt, so kann ich diese wirklich interessante Geschichte meinen Lesern mittheilen, welches zu Ende dieses Kapitels mit vollkommner Pünktlichkeit wörtlich geschehen soll.

Mein Herr erhielt erwünschte Antwort auf seine Briefe, und einige Tage vor dem Ausmarsch unsers Regiments kam Herr Weise an, um den kleinen Karl von Hohenkreutz abzuholen. Die älteste Schwester des Kornets war bereits verheyrathet, und da sie so mitleidig wie ihr Bruder war, so hatte sie nicht so bald von der unglücklichen Familie gehört, als sie beschloß, Eine von den Fräuleins zu sich zu nehmen; deswegen schickte sie eine weibliche Bediente, nebst einen Brief an die Frau von Hohenkreutz mit, in welchem sie diese Dame bat, ihr Eine von ihren Töchtern anzuvertrauen. Diese sorgsame Mutter bewilligte es sogleich, und war über die Versorgung von dreyen ihrer Kinder nicht wenig erfreut. Die Reise nach Pommern traf Amalien, welche 12 Jahr alt war. Karoline, die Aelteste, wollte ihre Mutter, der sie den Unterhalt durch allerley Arbeiten erwerben

half,

half, nicht verlassen. Das Herz blutete der guten Mutter, bey aller Empfindung des anscheinenden Glücks, da sie sich von drey geliebten Kindern auf einmal trennen sollte, denn sie waren ihr in dem betrübten Zustande dennoch Trost und Freude gewesen; aber lange schon gewohnt zu leiden, besiegte sie hier, um so leichter, alle Regungen ihres Herzens, da sie die Dankbarkeit ihres über das ihr von der Vorsehung zugeschickte Glück zu verringern glaubte, wenn sie, bey dem Abschiede von ihren Kindern, klagen wollte. Sie hatte eine Freundinn in D..., die Gattin des Herrn Hoppe, welcher sich durch jede Thorheit der Hypochondrie berühmt gemacht hatte. Sobald diese die glückliche Veränderung erfuhr, kam sie unerwartet an, und ließ nicht eher nach, bis die Frau von Hohenkreutz versprach, mit Karolinen bey ihr zu wohnen. Längst schon hatte Madam Hoppe dieser Familie eine Unterstützung gereicht, der Geitz und der Eigensinn ihres Mannes aber verhinderte sie, so viel zu thun, als sie wollte. Jetzt war er den Weg seiner Väter gegangen, und hatte ihr ein ansehnliches Vermögen hinterlassen; ihre Kinder waren versorgt, und sie glaubte, ihnen nicht Abbruch zu thun, wenn sie das Schicksal der Frau

von Hohenkreutz erleichterte. Herr Hoppe war also kaum begraben, als sie dieser den Fall meldete, und ihr zugleich ankündigte, daß sie jetzt gesonnen wär, sie ganz anders, als vorher zu unterstützen. Noch war sie über die Einrichtung dieser Unterstützung nicht mit sich selbst und ihrer Freundin einig gewesen, als sich aber das, was meine Leser bereits vernommen haben, mit den Hohenkreutzischen Kindern zutrug, beschloß die gutmüthige Matrone, ihre Freundinn nebst Karolinen selbst abzuholen, um ihr nun ein ganz ruhiges Leben zu verschaffen. Frau von Hohenkreutz wollte zwar so viel Gutes auf einmal nicht annehmen, aber Madam Hoppe wiederlegte ihr alles, was sie darüber sagen konnte, sehr ernstlich, und versicherte, daß sie ihr durch unnöthige Bedenklichkeiten mehr Kränkung zufügte, als sie vielleicht meinte. Einer solchen Sprache war nicht zu widerstehen; Frau von Hohenkreutz ergab sich; die Partehen kamen nach einer kleinen Kapitulation dahin überein: daß Mutter und Tochter Hohenkreutz ihre bisherigen Arbeiten fortsetzen und dadurch soviel als möglich zu ihrem Unterhalt beytragen sollten, welches Frau Hoppe nachgeben muste, um nur einmal zum Zweck zu gelangen.

So also brachen diese Freundinnen zusammen nach D... auf, in dem festen Vorsatz, einander in den übereingekommenen Punkten Wort zu halten. Eben so gewissenhaft will ich das Meinige erfüllen, und nun den Lesern die Geschichte der Frau von Hohenkreutz vorlegen.

Geschichte der Frau von Hohenkreutz.

Ich bin die Tochter eines Barons von Altstein, der an einem deutschen Hofe verschiedenen wichtigen Posten vorstand, und großes Vermögen besas. Da aber dieses Vermögen blos in Lehnsgütern bestand, so hatte zwar mein Bruder Hofnung, mit der Zeit sehr reich zu werden; meine Schwester aber und ich hätten nur auf Wenig Rechnung machen dürfen, wenn nicht meine Mutter, die aus einem reichen Hause war, eine demselben angemeßne Aussteuer erhalten hätte; dieser Umstand aber sicherte auch uns für die Zukunft. Ich war die älteste Tochter und der Liebling meines Vaters; die Mutter hingegen hatte meiner Schwester ihre Gunst in so großem Maaße geschenkt, daß davon bis auf mich nichts reichte. Sie hätte

mich

mich vielmehr am liebsten gänzlich verabsäumt, und ihre jüngste Tochter dafür im vollen Glanze aufgeführt, wenn ich nicht eine mächtige Stütze an meinem Vater gehabt hätte, welcher es nie geschehen ließ: daß mir das geringste Unrecht widerfuhr, sondern darauf drang, daß wir wenigstens in allen Stücken gleiche Rechte genießen musten; bey diesem Vortheil war es mir leicht, die ungütige Begegnung meiner Mutter und das unfreundliche Betragen meiner Schwester zu verschmerzen. Mein Vater hatte nichts versäumt, um unsre Erziehung glänzend zu machen, und als wir erwachsen waren, konnte es uns, bey dem Aufenthalt am Hofe, an Gelegenheit, feinen Ton zu nehmen, keinesweges fehlen. In unserm eignen Hause war ein Aufwand und eine Pracht verbreitet, die uns niemals Begriff eines eingezognen und häuslichen Lebens zuließ; alles um uns her athmete Lustbarkeit uud Zerstreuung, und überdem wurde uns, als den Töchtern eines so angesehenen Mannes ungemein geschmeichelt. Als ich ohngefähr 16 Jahr alt war, kam ein Graf, Güldenstern, an unsern Hof, welcher, als ein naher Verwandter, zu dem genauesten Umgang mit unserm Hause berechtigt war; ich erhielt seinen Beyfall, und dieser wurde

so ernsthaft, daß er mir seine Hand anbot. Meine Schwester hatte, theils wegen der schönen Figur des Grafen, theils wegen seines großen Vermögens, die Augen auf ihn geworfen, es war bey ihrem Stolz natürlich, daß sie sich einen Gemahl wünschte, der, seiner bekannten großen Besitzungen in Schwaben und seiner glänzenden Eigenschaften halben, bey unserm Hofe in großem Ansehn stand. Ihr Haß gegen mich wuchs, da sie die Neigung dieses Mannes zu mir entdeckte, in eben dem Maaße, wie diese Neigung zunahm; meine Mutter nahm gleichen Theil daran, mir ward jetzt von Beyden ohne Schonung begegnet, zugleich wanden sie alle Mühe an, den Grafen für meine Schwester einzunehmen. Es gieng so weit, daß sie Fehler in mir aufsuchten, und sie mir dann in Gegenwart meines Liebhabers, ohne Schonung und zugleich auf eine lächerlichmachende Art, vorwarfen. Dies alles aber bewog ihn nicht, seine Gesinnung gegen mich zu ändern, vielmehr schien es ihm, in derselben zu befestigen, und einen Widerwillen gegen meine Mutter und Schwester beyzubringen. Schon ehe ich ihn kennen lernte, hatte ich für einen jungen Edelmann, der den Posten eines Regierungsraths bekleidete, aber kein Vermögen besas, vorzügliche

Zu-

Zuneigung gefaßt, er aber liebte mich mit einer Beharrlichkeit, die selbst die Ueberzeugung nicht stören konnte, daß mein Vater in unsre Verheyrathung nie willigen würde. Als Graf Güldenstern sich öffentlich für meinen Liebhaber erklärte, sah Hohenkreutz wol, denn es war kein andrer, daß nun keine Hofnung mehr für ihn übrig sey, und sagte mir es selbst unter vielen Klagen; auch erschien er lange nicht, weder bey Hofe, noch in sonst einer Gesellschaft. Hätte ich dem Drange meines Herzens folgen dürfen, so würde ich ihn gern dem Grafen vorgezogen haben, allein, mein Vater, welcher der Leidenschaft des Stolzes allenthalben Gehör gab, und eine nähere Verbindung mit dem Letztern, als Vermehrung des Glanzes seiner Familie ansah, zeigte mir so viele Sehnsucht, diese Heyrath zu vollziehn, daß ich mich entschloß, einem Vater, der mein bester Freund und Beschützer war, blinden Gehorsam zu leisten; auch war mir sein hartnäckiger Sinn nur zu bekannt, ich hätte mir bey den Absichten des Grafen weniger als jemals schmeicheln dürfen, zur Verbindung mit Hohenkreutzen seine Einwilligung zu erhalten; zudem war auch Güldenstern liebenswürdig, und besas so viel persönliche Verdienste, daß ich ihm

wenig-

wenigstens die vollkommenste Achtung und die größte Freundschaft gewähren konnte. Dem Herrn von Hohenkreutz hatte ich, zur Entschädigung, Eine meiner Freundinnen bestimmt, nur erst verheyrathet wollte ich seyn, um diese Partie zu machen, welches nach meiner Meinung nicht schwer halten würde, da ich wuste, wie hoch sie ihn schätzte. Als meine Schwester sah, daß alle ihre Bemühungen, Güldenstern zu gewinnen, vergeblich seyn würden; ja, als er endlich die Sache bis zum Ernst trieb, so stimmte sie ihre Aufführung so ganz gegen mich um, daß sie mir sogar ungemein freundlich begegnete, und mit dem Grafen als mit einem Bruder umgieng. Meine Mutter, welche sich ganz von ihr leiten ließ, betrug sich auf eben diese Art. Wir wurden verlobt und unsre Vermählung würde ohnfehlbar bald darauf vollzogen worden seyn, wenn nicht Güldenstern von einem großen Prinzen die Einladung, mit ihm nach England zu reisen, erhalten hätte. Er selbst war unschlüßig, ob er sie annehmen sollte, aber mein Vater, welcher glaubte, daß seinem zukünftigen Schwiegersohne dadurch eine neue Ehre zuwachsen würde, beredete ihn selbst dazu, und meinte, unsre Verbindung könne wol, um solch eines vortheilhaften Umstands willen, aufge-

aufgeschoben werden, zumal da ein fleißiger Briefwechsel die Zeit verkürzen würde. Nach des Grafen Abreise dachte ich mit Ernst an den Vorschlag, welchen ich Hohenkreutzen machen wollte, jetzt schien mirs, als ob ich sein Glück zu lange verzögerte, wenn ich damit bis nach meiner Verehelichung warten sollte; ich beschloß dieses Geschäft sogleich vorzunehmen, aber es dünkte mir nöthig, ihn selbst darüber zu sprechen, ehe ich meiner Freundinn davon sagte, und da ich eine gute Absicht hatte, durfte ich, meiner Meynung nach, eine Zusammenkunft mit ihm nicht scheuen; dennoch schrieb ich ihm und bat, daß er gegen Abend in unserm Garten erscheinen möchte, weil ich ihm etwas von Wichtigkeit vorzutragen hätte. In seiner Antwort meldete er mir: daß er zur bestimmten Zeit dahin fliegen, und die Gelegenheit, mir noch einmal die Hand zu küssen, mit Freuden ergreifen würde. Die Ausdrücke in dieser Antwort zeigten so viel innige Freude und Erwartung an, daß es mich schon reuete, ihm geschrieben zu haben; indessen verließ ich mich darauf, ihn zu sprechen, und ihn von ganz etwas andern, als er vielleicht hoffte, zu überzeugen. — Mir ist nicht bekannt, durch welchen Zufall ich seinen Brief verlor, aber ich weiß

daß

daß dieser Umstand mir nach der Zeit, viele Unruhen und Vermuthungen verursacht hat. — Hohenkreutz stellte sich sehr pünktlich ein, ich sprach von meiner Freundinn mit ihm, allein, mein Antrag hatte nicht den erwarteten Erfolg; er versicherte mich zwar, daß er ihren Werth kenne und schätze, daß es ihm aber unmöglich sey, sobald an eine andre Wahl zu denken.

Kaum war Graf Güldenstern einen Monat abwesend, als mein Bruder von seinen Reisen zurückkam; dieser sollte nun auch am Hofe glänzen, und seine Laufbahn anfangen, welches neues Aufsehen und neue Ausgaben verursachte, und zu einer Menge Festen bei uns und Andern Anlaß gab. Etliche Wochen nach seiner Ankunft, versuchte er ein rasches Pferd zu reiten, das er eben gekauft hatte, er stürzte, und brach, im Angesicht meines Vaters, der dazu kam, das Genick. Dieser schreckliche Zufall warf meinen Vater zu Boden: man hob ihn auf, aber da war kein Leben. Nachdem man zu seiner Rettung alle mögliche Hülfsmittel angewendet hatte, kam er wieder zu sich, aber der erste Gedanke war sein Sohn, den er tod von der Erde hatte aufheben sehen; die schreck-

liche

liche Gewißheit, ihn verlohren zu haben, wirkte mit neuer Stärke auf ihn; noch einmal kam die Ohnmacht zurück, aus der er nochmals erwachte, um kurz darauf die Vorboten eines hitzigen Fiebers zu fühlen, welches ihn den siebenden Tag dahin riß. Dieses doppelte Unglück setzte unser Haus in die schmerzlichste Betrübniß, und zugleich in eine sehr veränderte Lage; der nächste Vetter bekam die Güter, auch fiel mit dem Tode meines Vaters die Besoldung vom Hofe weg, und wir mußten uns bei diesen Umständen ziemlich einschränken. Zwar konnten wir von dem Vermögen meiner Mutter und von dem, was uns noch aus dem Lehn zukam, ganz bequem leben: doch war unsre Einrichtung, gegen die vorige Pracht, die in unserm Hause herrschte, in keine Vergleichung zu setzen. Nun begann es meiner Mutter zum Trost zu gereichen, daß sie einen reichen Schwiegersohn zu hoffen hatte: sie sprach oft mit vielem Entzücken davon, und glaubte, unter dem Schutz desselben, ihre jüngste Tochter ebenfalls gut anzubringen. Meine Schwester war bei diesen Gesprächen immer ganz still, allein, es lag denn etwas so zweideutiges in ihren Mienen, daß ich mir davon keine Auslegung zu machen im Stande war. Ich hatte dem Grafen

die doppelten Todesfälle berichtet, erhielt aber lange keine Antwort darauf, welches ich natürlichen Vorfällen zuschrieb; endlich lief sie ein diese Antwort, aber wie kränkend war sie nicht! Er schrieb zwar sehr höflich, beklagte das Unglück, das uns widerfahren sey, und wünschte uns allen Trost vom Himmel; zugleich aber sagte er, es sey ihm leid, daß er der Ehre, mich wieder zu sehen, entsagen müßte, er wollte nicht so unbillig seyn, mir einen geliebtern Gegenstand zu entziehen, mit dem er mir viel Glück wünschte, indem er selbst jedem Anspruch auf mich entsagte. Obgleich ich den Grafen nicht mit Leidenschaft geliebt hatte, so schätzte ich ihn doch ungemein hoch. Sein Verlust gieng mir also schon von dieser Seite nahe; überdem war in seiner Sprache viel Erniedrigendes für mich, und es war mir nicht bewußt, es verdient zu haben. Dies alles wirkte so schrecklich auf mich, daß ich in die äußerste Schwermuth verfiel; meine Mutter wehklagte und meine Schwester wurde nicht müde, mir ihr Beileid zu bezeigen. Nachdem die ersten Regungen des Schreckens bey meiner Mutter vorüber waren, trat Haß und Verachtung gegen mich an ihre Stelle; meine Schwester verfolgte und höhnte mich ungescheuet, ja, ich wurde

so

so sehr herabgewürdigt, daß ich selten an den Tisch oder in meiner Mutter Zimmer kommen durfte; es war nun überhaupt unter ihrem Kammermädchen und mir kein Unterschied, als daß jene noch besser gehalten wurde. Besuche wurden gegeben und angenommen; es wurden vielerley Feten gehalten, das alles, — ohne auf mich Rücksicht zu nehmen, und fügte es sich ja, daß ich mit meiner Mutter und Schwester zusammen war, so wurden mir die schimpflichsten Vorwürfe gemacht, — ich müste eine schlechte Lebensart geführt haben, die der Graf gewiß erfahren hätte und so weiter. Anfangs konnte ich mich in ein so hartes Schicksal nicht sonderlich finden, und vergoß häufige Thränen, aber ein besondrer Zufall stimmte meine Seele zur Geduld, und zu standhafter Ertragung meiner Leiden, welche ich auch aus einem ganz andern Gesichtspunkt, als bisher, anzusehen begann. Es war auf dem Landsitz der Gräfin Wurmsfeld, wo jene Veränderung meiner Empfindungen erregt wurde. Diese mütterliche Freundin hatte mir die Erlaubniß ausgewirkt, sie dahin begleiten zu dürfen; es gieng ihr aufrichtig nahe, mich so unterdrückt und traurig zu sehen; was sie nur konnte, suchte sie hervor, um mich aufzuheitern, und mit

Trost zuzusprechen. Als wir eines Abends spazieren giengen, führte ein schattigter Gang uns in das Lustwäldchen der Gräfin; wir schlenderten ohne Absicht hindurch, nachdem wir aber diesen Weg einige Zeit verfolgt hatten, hörten wir singen, und — meist aus Neugierde näherten wir uns leise dem Ort, wo die Töne herkamen, und fanden einen Menschen, unter Bäumen sitzen, der mit dem Rücken gegen uns gelehnt war, er sang eben die Strophe:

Gott hat mich in guten Tagen
 Oft ergötzt,
 Sollt ich jetzt
Nicht auch Etwas tragen?

Ich erröthete über den Gedanken, welchen dieser Gesang enthielt, es fand sich eine noch nie empfundene Betroffenheit in meiner Brust ein; sie machte mir Vorwürfe, aber mitten unter denselben erhob sich mein Herz, wie aus der Tiefe in die lichteste Höhe, mit einem Wort: die jetzt empfundenen Gefühle waren auf einmal kränkend und wohlthuend für mich, und brachten zuletzt Thränen aus meinen Augen hervor, wie ich sie noch nie geweint hatte. Die Gräfin schien meine Gedanken zu errathen, auch ihr flossen einige Zäh-

ren

ren die Wangen herab. Was weinen Sie, Kind, sagte die liebe Frau, hat der Mann wol recht? und sollte dieses nicht auch auf Sie passen? Ich konnte nicht antworten, sondern wieß auf mein Herz und seufzte. Wir waren unterdessen dem Mann näher gekommen, welcher, da er uns gewahr wurde, aufstand, und uns höflich grüßte, wir erwiederten seinen Gruß mit Wärme, und meine Freundin fragte ihn: wo er her wär? Ich bin ein Zeugmacher, antwortete er, und wollte mit meinen Waaren auf die Messe ziehen, aber der ganze Kram wurde mir im letzten Nachtquartier von meinem Gesellen, der mit gegangen war und meine Tochter heyrathen sollte, gestohlen, er hat sich damit aus dem Staube gemacht, und ich gehe leer und betrogen nach Hause. Das Geld für die Waaren hatte ich zu meiner Tochter Ausstattung bestimmt, jetzt ist sie um die Ausstattung und um den Bräutigam. Indessen was will ich machen — Gott betrübt und kann wieder erfreuen, wenn ich nur erst mein armes Weib und Kind getröstet hätte. Wir lobten ihn, wegen seiner christlichen Gesinnung; die Gräfin schenkte ihm sogleich ihre ganze ziemlich volle Geldbörse und rieth ihm, seine Tochter mit der Vorstellung zu trösten, daß

der entlaufne Kerl ein schlechter Kerl müsse gewesen seyn, und sie also nun froh seyn könnte, ihn nicht zum Manne bekommen zu haben. Die Freude des Zeugmachers war unbeschreiblich. Herzlicher hatte ich nie danken gesehn, nun sagte er, so läßt Gott doch mein Vertrauen auf ihn nicht sinken und zu Schanden werden. — Getröstet und frölich eilte er nun ins Wirthshaus, um Etwas zu sich zu nehmen, und des folgenden Tages zu den Seinigen zu reisen; welchen er einen eben so guten Gewinn mitbrachte, als wenn er seine Waaren verkauft hätte.

Dieser Vorfall nun war es, der meine Gemüthsverfassung so gänzlich veränderte; so bald ich in meinem Zimmer allein war, untersuchte ich, ob wol ich ein Recht habe, von Gott immer gute Tage zu fordern, da der Zeugmacher eher hätte murren können, weil er seine Waaren mit saurer Mühe und vielen Kosten verarbeitet, nachher von seinem bestimmten Schwiegersohn darum gebracht worden war: demohngeachtet gedachte er, mitten unter dem Schmerz, über diesen, ihm nicht so leicht ersetzbar scheinenden Verlust, der genoßnen guten Lebenstage, und fand es billig auch wieder traurige, mit-

kindli-

kindlicher Ergebenheit zu ertragen. Ich hingegen, war von Jugend an auf Rosen gegangen, und hatte wenig, oder nichts von den tausendfachen Leiden gewußt, welche die größte Hälfte meiner Nebenmenschen erfahren, jetzt aber, da ich eine Zeitlang dulden mußte, meinte ich, es nicht ertragen zu können. Ich fand bei weiterm Nachdenken, daß ich sehr leicht höchst strafbar seyn und eine Demüthigung verdient haben könne, weil ich der Religion und den Pflichten, die sie uns lehrt, nie einen ernsthaften Gedanken gewidmet hatte, wenigstens schien mir mein gegenwärtiger Zustand, der mich zu meinem eignen Wohl bestimmte, Zeitraum des Nachdenkens und der Verbesserung meines Leichtsinns. Nie hatte ich vorhin ähnliche Ideen, aber auch nie Anlaß dazu gehabt, die Zerstreuungen in und außer unserm Hause waren so häufig und von der Art gewesen, daß wir uns ganz denselben überlassen, und nie über ernste Gegenstände nachgedacht hatten, auch wurden alle gottesdienstliche Handlungen höchst leichtsinnig behandelt. Die Gräfin Wurmsfeld, welche das wußte, hatte deshalb mit Bedacht eine Bibel und einige der besten Religionsbücher in mein Zimmer legen lassen. Ich schlug sie mit Begierde auf, gleich

einem Durstigen, der eine Quelle entdeckt hätte, woraus er mit langen Zügen trinken könnte, las ich, mit einer Art von Geiz, die halbe Nacht durch. So leer und so voll war mein Herz zu gleicher Zeit nie gewesen: ich fühlte ein neues Leben; fühlte Kraft in mir, allem Ungemach, das mir noch bevorstünde, entgegen zu gehen. Die Verabsäumung der Religion schlug mich, mitten in diesem Gefühl darnieder; es drang mich, hinzusinken auf meine Knie, und Gott mit wahrer Reue um Vergebung dieses Vergehens anzuflehen. Zugleich gelobte ich, ihm künftig mein Leben der Tugend und jeder mir von ihm befohlnen Pflichten zu widmen, und bat um Kraft und Geduld zu den bevorstehenden Leiden. Freudig stand ich, nach dieser ersten wahren Unterhaltung mit Gott, vom Boden auf, legte mich zur Ruhe, und schlief unter den seligsten Empfindungen ein. Des folgenden Morgens erwachte ich mit leichtem Herzen, ob wol der Tag angebrochen war, an dem ich wieder nach Hause sollte. Beym Frühstück entdeckte ich meiner mütterlichen Freundin die Beschäftigungen der vergangnen Nacht, nebst den Empfindungen, die sie verursacht hatten, um so offenherziger, da sie mich schon immer durch ihre Gespräche zu den Tröstungen der Religion zu

führen

führen gesucht hatte, sie umarmte mich mit so sichtbarer Freude, wünschte mir Glück, und den besten Fortgang in meinen Entschliessungen. Auf dem Rückwege zielten all' unsre Gespräche dahin, mich in meinem Vorsatz zu bestärken, und seitdem hab ich auch den sichersten Beistand, die offenbarste Quelle der Befriedigung in der Religion gefunden.

Die verächtlichen Antworten, welche ich bei meiner Nachhausekunft von Mutter und Schwester auf die demüthigste und zärtlichste Begrüßung erhielt, waren mir jetzt lange nicht so beißend, wie vorhin; ich ertrug alles, was mir Uebels geschah, mit Standhaftigkeit, — nicht als ob mich gar nichts mehr gekränkt hätte, die Empfindungen der Menschheit bleiben immer dieselben; aber es ward mir leichter, sie zu besiegen, und mich zu beruhigen. Mein hartes Schicksal dauerte noch ein volles Jahr, am Ende desselben erhielt ich einen langen Brief vom Herrn von Hohenkreutz; ich erfuhr durch dieses Schreiben, daß er in D... einen ansehnlichen Posten erhalten hatte, und bald dahin abgehen würde, weiter schrieb er, es sey ihm ohnmöglich, diesen Ort zu verlassen, ohne mich noch einmal gesehen zu haben, wozu er sich meine Vergünsti-

gung erböte; zugleich ließ er deutlich genug merken, daß mein trauriges Schicksal ihm nicht unbekannt sey, und daß er den lebhaftesten Antheil daran nähme, ja daß er nichts sehnlicher wünschte, als mich glücklich zu wissen; noch setzte er hinzu; — da er mir, ausser dem Einkommen seines Amts, nichts anzubieten hätte, so dürfte er kaum hoffen, daß ich seine Hand annehmen würde: sollte ich aber darüber hinsehen, und die beständige Liebe, die nie aus seinem Herzen gewichen, belohnen wollen, so würde er sich zu den Glücklichsten aller Menschen rechnen. Wenn ich den Herrn von Hohenkreutz auch niemals geliebt hätte, so würde mich schon die Dankbarkeit, wegen eines so edlen Verfahrens, zu der Seinigen gemacht haben. Es war wirklich viel Großmuth, mir, nachdem ich ihm einen Andern vorgezogen, dennoch seine Hand anzubieten, als mich dieser Andre selbst verlassen hatte; ich fühlte sie, diese Großmuth, in ihrer ganzen Stärke, da nun der Beyfall meines Herzens dazu kam, und sich mit dem süßen Gedanken aus einem Hause, wo es mir sehr übel gieng, in die Arme eines zärtlichen Gemahls fliehen zu können, verband, so bemächtigte sich eine nie empfundene Freude meines Herzens. Ich beschloß also,

dem

dem Herrn von Hohenkreutz meine Hand zu geben; zwar schien es mir ungewiß, ob ich auch dazu die Einwilligung meiner Mutter erhalten würde, allein, ich hoffte doch, daß sie die vortheilhafte Gelegenheit, mich los zu werden, mit Vergnügen ergreifen werde. Sie hätte mich aber so schüchtern gemacht, daß ich mich nicht entschliessen konnte, ihr die Sache vorzutragen, noch Hohenkreutzen seinem Wunsche gemäß zu sprechen; ich beschloß aber, mich deshalb an die Gräfinn von Wurmsfeld zu wenden, welche mich auf einen Tag bey meiner Mutter ausbitten sollte. Es geschah: mein Liebhaber kam dahin, und wir verlobten uns, unter dem Beifall der Gräfinn, welche, meine Mutter zur Einwilligung zu stimmen, über sich nahm, auch besuchte sie uns gleich am folgenden Tage und sprach, nach unsrer Abrede, für diese vorstehende Verbindung. Meine Mutter nahm, ob sie gleich die Freude, über die Aussicht mich aus dem Hause zu bringen, nicht bergen konnte, dennoch die Miene an, als sähe sie es ungern, daß ich mich an einen Mann, ohne Vermögen, verheyrathen wollte; ließ sich aber doch am Ende zureden, fügte aber, um mich zu kränken, ihrer Genehmigung die bittersten Anmerkungen bey; ich

sehe, sagte sie unter andern, es gefällt meiner Fräulein Tochter nicht bey mir, aber, warum hat sie sich auch durch die Schande, von Güldenstern verlassen zu seyn, überall Verachtung zugezogen, er ist als ein ehrlicher Mann bekannt; sie muß also ganz natürlich die Ursache zu solch einem Verfahren gegeben haben; ich mags oder kann es auch nicht untersuchen, wie weit dieses wahr ist, soviel aber wird mir sehr einleuchtend, daß der theure Herr von Hohenkreutz schon lange ein Verständniß mit ihr muß unterhalten haben. Sie mögen sich also heyrathen, mir aber ists nicht zu verdenken, wenn ich von Beyden nichts mehr wissen will, und mich weder auf die Aussteuer, noch auf die Hochzeit einlasse. Die Gräfinn redete meiner Mutter zu, uns, um der Welt willen, nicht so zu verstoßen, selbst meine Schwester, welche viele Freude über die Absicht, uns zu heyrathen, blicken ließ, sprach für mich. Es wurde endlich beschlossen, uns in der Stille trauen zu lassen, und meine Mutter versprach, eine kleine Ausstattung zu besorgen; die Gräfinn, meine Mittlerin, bat zu wiederholtenmalen um eine etwas größere und öffentlichere Hochzeit für mich, weil doch das geheime Trauen den Leuten einen übeln Verdacht beybringen möch-

te;

te: allein, sie konnte schlechterdings keine weitere Aenderung in der Gesinnungsart in der Sache bewirken, besonders da meine Schwester der mütterlichen Meynung beytrat, sie darinne bestärkte und die Unmöglichkeit, gewisser Ursachen wegen, vorwand, die sie nicht anführen könnte, die es aber nicht erlaubten, mit unsrer Hochzeit einiges Aufsehen zu machen. Wir wurden also still verlobt, und einige Zeit darauf eben so still zusammen gegeben; mein Bräutigam hatte in der kurzen Zeit, da ers war, kaum die Erlaubniß, mich zu besuchen; meiner Mutter durfte er gar nicht aufwarten, und gegen mich war ihr Betragen unfreundlicher, als jemals: indessen ließ es mich das nahe Glück, bald erlöst zu seyn, kaum bemerken. Hohenkreutz aber mußte eben der redliche, standhafte Liebhaber seyn, der er wirklich war, um durch solch eine Behandlung nicht zurückgeschreckt zu werden.

Was ich von meiner Mutter an Niftelgeräthe mit bekam, war in der That, in Rücksicht auf das, was sie geben konnte, sehr wenig, ich nahm es indessen doch mit ausserordentlichem Danke an, weil mir, bey der glücklichen Veränderung meines Schicksals, kein Nebenumstand wichtig genung

schien,

schien, um dabey stehen zu bleiben; überdem konnte ich doch nicht glauben, daß ich einst von ihrer Erbschaft, die eben nicht klein seyn konnte, ausgeschlossen seyn würde. Die Gräfin Wurmsfeld war durch die Hintansetzung, die mir widerfuhr, beynahe mehr gekränkt, als ich selbst; sie suchte mir sogar diesen Schaden, durch ein ansehnliches Hochzeitgeschenk zu ersetzen, und, um den üblen Nachreden, wozu die Meinigen durch meine stille Verheyrathung selbst Anlaß gaben, vorzubeugen, bat sie, einige Tage vor unsrer Abreise, eine ansehnliche Gesellschaft zu sich, und stellte uns derselben als junge Eheleute vor. Auch meine Mutter war, nebst ihrer jüngsten Tochter, dazu gebeten: aber sie hatten sich entschuldigen lassen, und lange Zeit nachher mit der Gräfin geschmollt. Ich vergaß nun alle mein gehabtes Ungemach, gieng vergnügt mit meinem Gemahl nach D.. und lebte an seiner Seite vollkommen glücklich; unser Einkommen war hinlänglich, um bequem davon zu leben, besonders da wir uns vor großen Ausgaben in Acht nahmen: denn ob wir gleich den Umgang der Menschen nicht flohen, so nahmen wir doch nie Theil an kostspieligen Vergnügen, und richteten uns überhaupt sehr ökonomisch ein, welches auch,

da

da wir Kinder bekamen, immer nöthiger wurde. Von dem, was übrigens, nach meiner Abreise, mit meiner Mutter und Schwester vorgieng, wußte ich sehr wenig, weil ich auf meine Briefe nur selten und noch dazu ganz kurze Antworten bekam. Aber gegen Ende des zweyten Jahres meiner Vereheligung schrieb mir die Gräfinn Wurmsfeld, mit der ich noch immer Briefe wechselte, daß sie Beyde ins Schwäbische gereist wären, und meine Schwester verschiedenen Leuten gesagt hätte, sie würde sich mit dem Grafen von Güldenstern verheyrathen: er hätte sie immer geliebt, nur wär sie, wegen des an mir verübten Streichs, nie so recht geneigt gewesen, ihm Gehör zu geben, doch da es nun klar geworden, wie sehr ich selbst an dieser Behandlung Ursach sey, da ferner nun ihr Vetter, bey der Rückkunft von einer langen Reise, aufs neue um sie anhielt, so könnte sie ihm nicht länger widerstehen; um aber hier am Hofe keinen Aufwand zu machen, hätten sie sich entschlossen, zu ihm hinzureisen. — Ich gestehe gern, daß diese Nachricht mich kränkte, weil daraus erhellte, daß ich von meiner Schwester und vom Grafen hintergangen worden war; aus was für Ursach hatte mich der Letzte so übel behandelt? warum wandte

er

er sich nicht gleich an meine Schwester? was hinderte ihn, ihr damals seine Hand anzubieten, da ich ihm nie einen lockenden Schritt entgegen gemacht hatte? war's nicht unedel, sich öffentlich mit mir zu verloben, um mich, durch Aufhebung seines Versprechens, destomehr zu beschämen, und denn zu meiner Schwester überzugehen? Mein Gemahl wollte seine Gedanken hierüber nicht äussern, meinte aber: daß der Graf wol am meisten zu entschuldigen sey, und der Verheyrathung noch manches kleine Hinderniß im Wege stehen würde. Er hatte Recht, denn kurze Zeit darauf berichtete man mir die Zurückkunft meiner Verwandten; und ich erfuhr, daß meine Schwester immer noch das Fräulein von Altstein, aber nicht von der besten Laune sey, und allerley Ursachen anführte, weswegen sie unmöglich eine Verbindung mit dem Grafen hätte eingehen können. Nun war mir wieder unbegreiflich, was sie sich eine vergebliche Hoffnung zu machen, oder dem Grafen solche zu geben, bewogen haben konnte? wenn aber Beydes nicht war, welche Umstände sie abgehalten hatten, ihren Vorsatz ins Werk zu richten. Ich fieng an, von dem Grafen Güldenstern durchaus eine schlechte Meynung zu nehmen; da

ich

ich seitdem nichts mehr von ihm hörte, so weiß ich nicht, ob ich ihm Unrecht gethan habe, oder richtig beurtheilte. Meine Schwester verheyrathete sich, einige Jahre nach diesem Fehlschlag, mit einem Kapitain Zweymann, der eben nicht in grossem Ansehn stand, und den sie selbst vormals verachtet hatte; nicht lange, so hörte ich: daß sie eine äußerst schlechte Ehe mit ihm führe, daß aber meine Mutter, troß aller üblen Behandlung, von dieser so sehr geliebten Tochter dennoch bey ihr wohnte, und alle Ausgaben des Hauswesens besorgte.

Mir waren 12 Jahre unter der seligsten Zufriedenheit und unter dem herzlichsten Gefühl meines Glücks verflossen, aber nun trat auch die Zeit neuer und weit stärkerer Leiden, als ich je erfahren, unvermuthet ein. Ein gewisser Scharf, den mein Mann von seinem 13ten Jahre an im Dienste gehabt, und in vielen nützlichen Kenntnissen hatte unterrichten lassen, vergalt ihm diese Wohlthat und das Zutrauen, welches wir in ihn setzten, mit dem schwärzesten Undank, denn er wurde mit der ganzen königlichen Kasse, die mein Mann unter sich hatte, unsichtbar. Die Summe, die dieser Ruchlose-

lose, von dem wir, ohnerachtet alles Nachforschens, nichts erfahren konnten, entwandt: belief sich zu hoch, um sie wieder aufzutreiben; da aber mein Mann, einen grossen wichtigen Mann, aus Ursachen, die ihm wirklich Ehre machten, zum Feinde hatte, so sahn wir uns genöthigt, die Sache zu verheimlichen. Wir nahmen daher die Miene an, als wenn uns der Diebstahl nur ganz allein betroffen hätte, und gaben uns unter der Hand Mühe, das Fehlende wieder aufzutreiben. Es war nichts natürlicher, als mich vor allen Dingen an meine Mutter zu wenden, deren Zorn ich überdem für verraucht hielt; sie konnte ja das Kapital, welches wir, so lange sie lebte, verzinsen wollten, im Testament abrechnen. Meine Vorstellung deshalb war auch in den demüthigsten Ausdrücken abgefaßt; sogar hatte ich nicht vergessen, mich mit der dringendsten Bitte an meine Schwester zu wenden, aber ich bekam schlechterdings auf alle wiederholte schriftliche Versuche gar keine Antwort; alle übrigen Verwendungen bei meinen Verwandten liefen eben so fruchtlos ab. Unterdessen war die Zeit gekommen, wo mein Mann von den unter sich habenden Geldern Rechenschaft geben sollte, und der Tag war von dem Minister, der schon

etwas

Etwas von unserer Angst erfahren hatte, nur zu pünktlich angesetzt. Das Falsum war da, und alle Entschuldigungen und Gegenbeweise wurden für ungültig anerkannt; mein Mann wurde in Verhaft genommen, man bemächtigte sich unsrer Baarschaft und der sämmtlichen Geräthe, und ich wurde mit 6 Kindern, die damals lebten, in die äußerste Dürftigkeit versetzt. So hart aber auch mein Schicksal in allen Stücken war, so schien mir doch die Gefangenschaft meines unschuldigen Mannes am unerträglichsten. Unsre Freunde unterstützten uns zwar insgeheim mit dem Nothdürftigsten, allein Keiner von Allen wollte etwas mehr thun; Einige davon konnten es auch nicht. Mein Mann hatte vor etlichen Jahren 500 Thaler an einen Freund geliehen, dieses wär uns, so unbeträchtlich es auch gegen die Summe war, die wir ersetzen sollten, dennoch da zu statten gekommen, aber dieser Mann war seit 4 Monaten mit seiner Familie außer Landes gegangen. Noch einmal bestürmte ich unsere Freunde, aber bald war man nicht zu Hause, bald ließ man mich mit frostiger abschläglicher Antwort von sich, machte mir wol noch gar die bittersten, unverdientesten Vorwürfe, die mein Herz zerreißen musten. Denn es giebt Menschen: die den Unglück-

lichen

lichen behandeln, wie der Löwe, welcher wüthend wird, wenn er Blut sieht. Ich versuchte noch einmal, an meine Mutter zu schreiben, und schloß den Brief in einen andern ein, den ich an die Gräfinn Wurmsfeld abschickte; diese bat ich inständigst, meine Mutter zur Hülfe zu bewegen. Einige Wochen darauf erhielt ich von der Gräfinn Antwort: sie hatte meine Mutter, mit dem Beystand einiger andern guten Freunde, dahin gebracht, drei tausend Thaler — freilich unter vielen Wehklagen und Vorwürfen, die sie der Gräfin, wegen unsrer Verheirathung machte, herzugeben. Ich überkam diese Summe nebst tausend Thalern, welche die Gräfin selbst zugefügt hatte, durch Wechsel. Die edle Frau beklagte noch, daß sie uns, wegen ihrer eignen Kinder, nicht reichlicher zu Hülfe kommen könnte. Die Ankunft dieses Geldes linderte meine Angst um ein Merkliches; ich berichtete es augenblicklich meinem Mann, den ich nicht selbst besuchen durfte, und ließ ihm wissen: daß ich willens sei, nach Hofe zu gehen, diese Summe anzubieten, und um gnädige Nachsicht, wegen des noch Fehlenden, zu flehen. Ich ward bei Hofe nicht vorgelassen, sondern bedeutet: daß ich mich bey dem Minister zu melden hätte. In der äußersten Bestürzung

gieng

gieng ich zurück, und, nachdem ich eine Weile mit Entwürfen zugebracht hatte, entschloß ich mich, einen Versuch auf diesen feindlichgesinnten Mann zu machen; er ist ja ein Mensch, dachte ich, und wird doch durch Etwas zu erweichen seyn: gern will ich jede Saite berühren, die nur ein Menschenherz treffen kann; will keine Demüthigung scheuen, um die Rettung meines Mannes zu erzwingen. So dachte ich, und eilte zu dem, welcher es in der Gewalt hatte, uns sogleich Glück und Ruhe wieder zu geben. Schneller als ich vermuthete, kam ich bei ihm vor, und ward noch dazu sehr gütig aufgenommen; er wuste bereits von dem Versuch, den ich gemacht hatte, mein Anliegen vor den König selbst zu bringen: sprach aber davon, als ob er es gar nicht übel nähme. Ich höre, sagte er, daß Sie den König haben sprechen wollen, aber, gnädige Frau, Sie hätten doch nichts ausgerichtet, wenn er Sie auch anhörte, denn Seine Majestät können nicht anders, als mir die Sache überlassen, weil die fehlenden Gelder schon ihre Bestimmung haben, daher kann der König nicht mehr darüber disponiren, sondern sie müssen ersetzt werden. Ich mußte, des Beyspiels wegen, mit Ihrem Manne so verfahren, wie ich gethan, es könnten sich sonst

Mehrere meine Nachsicht zu Nutze machen; indessen hoffe ich, Sie werden sich Mühe geben, den Schaden gut zu machen, und denn ist Ihr Mann wieder auf freyem Fuß. Ich sagte ihm, daß ich zwar nicht mehr als viertausend Reichsthaler aufbringen könnte, aber Hofnung hätte, Er würde aus Barmherzigkeit, die Gewalt, so Er in den Händen hätte, zu meines schuldlosen Mannes Besten verwenden. Dies kann ich nicht füglich, antwortete er, und machte eine Miene, als wenn er der Sache weiter nachdächte; also 4000, fuhr er fort — und Ihre Sachen möchten auch wol auf so viel können ausgebracht werden — Grausamer Mann, dachte ich, also auch diese werd' ich nicht wieder bekommen, dies Alles ist aber noch nicht die Hälfte, fuhr er fort, — nun, wenn das Geld bezahlt ist, will ich sehen, was ich weiter thun kann. Diesen halben Trost, eilte ich, meinem Mann mitzutheilen, welcher mir dagegen sagen ließ, er baue sehr wenig darauf, vielmehr rieth er mir, mich auf das Schlimmste gefaßt zu machen; das größte Leiden für ihn sey, daß ich es an seiner Hand werden müste; und unsre Kinder ein so trauriges Loos mit beträfe. Ich ließ nun das erhaltne Geld sogleich auszahlen, und begab mich noch

einmal zum Minister, wurde aber abgewiesen, welches mir schon nichts Gutes prophezeyte. Zwey Tage darauf erhielt ich ein Schreiben von Einem seiner Sekretairs, worinnen er mir berichtete: der Minister habe es aus Mitleiden beim Könige so weit gebracht, daß die 1000 Thlr. nebst dem, was aus unsern Sachen gelöst würde, statt Bezahlung angenommen, und das Fehlende aus der Chatulle ersetzt werden sollte. Vor Freuden warf ich, als ich so weit gelesen hatte, den Zettel von mir, und begann dem Menschen, der ihn überbracht hatte, eine Danksagung an den Sekretair aufzutragen, mit der Bitte, daß er mir bei dem Minister die Erlaubniß auswirken möchte, ihm persönlich danken zu können. Als ich noch sprach, zog der Bote einen Beutel mit Gelde hervor, und nahte sich, um mir ihn zu überreichen. Was soll der? fragte ich. — Der Minister, glaube ich, schickt dies, um Ihnen sein Mitleiden zu zeigen. Vielleicht, dachte ich, geschichts nun uns neues Hausgeräthe anzuschaffen? fürwahr, der Minister ist doch menschlich gesinnt. Stehts nicht, fuhr der Bediente fort, im Zettel, wozu das Geld soll? Ich nahm ihn nun wieder auf, und las weiter: es sei billig, daß mein Mann, das noch Feh-

lende mit seiner Person bezahle, und deshalb einige Jahre auf die Festung käme. Der Minister hätte sich aber auch deshalb verwendet, und die Strafe sey dahin gemildert: daß mein Mann nur seines Amts entsetzt, aber wieder auf freien Fuß würde gestellt werden. O! schreckliche, grausame Gnade, rief ich, und hätte noch mehr gesagt, wenn mir nicht eingefallen wäre, daß ich meinen theuern Gatten vielleicht noch um die ihm versprochne Freyheit bringen könnte, wenn es der lauernde Zeuge wieder berichtete; ich fertigte ihn also kurz ab und bat, so gelassen als es mir möglich war, das Geld dem Herrn Sekretair wieder einzuhändigen, übrigens solle er Sr. Excellenz für die Vorsprache gehörig danken. Vielleicht werden es mir einige für Trotz auslegen, daß ich die 300 Thaler vom Minister nicht annahm: allein, es war mir nicht möglich, Beystand aus der Hand eines Mannes zu nehmen, die uns erst Alles entrissen hatte. Als ich ganz allein war, verfiel ich in die äußerste Trostlosigkeit. Wohin nun? wovon leben? wovon diese Kinder erziehen? Welche Aussicht blieb uns noch übrig, da überdem mein Mann nirgeuds Bekanntschaft hatte. Meine unerzogenen Kinder waren noch zu jung, um die

ganze

ganze Größe ihres Elends einzusehen, nachdem ich ihnen gesagt, wovon die Rede war, suchten die Aeltesten mich durch kindische Vorstellungen zu trösten, die Jüngern schrieen um Morgenbrodt, und alles das häufte meinen Jammer unaussprechlich; er begann so schwer zu wiegen, daß er endlich mein ganzes Gefühl zu Boden drückte. Wie versteinert sas ich da, und starrte vor mich hin, als mein Mann ins Zimmer trat, da erwachte ich, und flog an seinen Hals. Lange lagen wir einander in den Armen, endlich machte ein Tråhnenstrohm unsern gepreßten Herzen Luft. Mit der innigsten Wehmuth umarmte dann der Vater seine Kinder, die nichts als die Freude, ihn wieder zu sehen, empfanden. Als die ersten Szenen des Wiedersehens vorüber waren, suchte er mich zu beruhigen; laß es immer seyn, meine Geliebte, sagte er, unser Schicksal ist hart, es begegnet uns aber in einer Welt, in der alles dem Unbestand unterworfen ist. Millionen Elende leben, und haben gelebt; Jene starben und wissen nun nichts mehr davon, daß sie einst unglücklich waren, diese überstehn ein Jahr nach dem andern, und kommen dem Ziele immer näher, wo es gleichviel ist, ob man Böses oder Gutes auf der Welt

genossen hat. Wir haben Religion, und bemühen uns, unsre Kinder ebenfalls damit bekannt zu machen: was wir also in einer bessern Welt hoffen können, kann uns kein Mensch rauben: Wegen unsers Unterhalts laß uns auf Gott trauen, er ernährt die Sperlinge, warum sollte er uns verlassen, gewiß wird es noch ein Mittel geben, uns ehrlich durch die Welt zu bringen. Wir müssen nur jetzt alle mit unserm Stande verknüpfte Bequemlichkeiten vergessen, und uns entschließen: als bloße Kinder der Armuth zu leben; es kommt nur drauf an, uns darein zu finden, so wirds auch mit Gottes Hülfe gehen; ehe unsre Kinder groß werden, kann sich Manches ändern und Du wirst sehen, daß Gott sie alle versorgen wird. Durch solche Aufmunterungen machte mich der liebenswürdige Mann fähig, mein Unglück zu ertragen; ich bestrebte mich dahin, und wurde durch Uebung immer stärker, besonders da ich einen so heldenmüthigen Vorgänger hatte, denn ich sah ihn nie verzagt, oder mürrisch, vielmehr bestrebte er sich stets, eine heitre Miene zu zeigen, und alles, was jetzt zu thun war, leicht und angenehm zu finden. Einigermaßen wurde auch dieses weise Verhalten sehr bald belohnt, denn der ehrliche

Mann,

Mann, welcher die erwähnten 500 Thaler von uns geborgt hatte, war von seiner Reise zurückgekommen, und überbrachte uns seine Schuld, der er 200 Thaler Interessen beigefügt hatte. Siehst Du nun, sagte mein Mann, daß Gott für uns sorgt — schon lange vor diesem Zufall gesorgt hat? darum mußte ich diesem Rechtschaffnen Geld vorschießen, und darum mußte er nicht eher zurückkommen, bis eben jetzt: wirst Du nun auf die Vorsehung vertrauen lernen? Thu ichs nicht schon, antwortete ich, aber, warlich, eine neue Stärkung für mein Herz ist dieser Zufall. Wir sahen wirklich dieses Geld als ein Geschenk an, und empfanden zugleich, mit dem innigsten Wohlgefallen, daß nicht alle Menschen hartherzig, sondern noch hier und da gute Seelen anzutreffen sind: unser Schuldner war kein reicher und begüterter Mann; denn von einem mittelmäßigen Vermögen muste er einige Kinder erziehen: aber sein redliches Herz nahm diese Entschuldigung nicht an, es eilte vielmehr die Pflichten der Rechtschaffenheit reichlich zu erfüllen. Mit diesem Gelde richteten wir uns nun hier im Dorfe, nach unsrer Meynung, nur auf so lange ein, bis sich vielleicht einmal Gelegenheit zu einer andern Bedienung fände. Zu die-

sem Ende unterhielt mein Mann Briefwechsel mit auswärtigen Freunden, in dem benachbarten Lande, bekam auch verschiedne Versprechungen, aber dabey blieb es auch immer; er übernahm indessen, um doch Etwas zu verdienen, Uebersetzungen bey einem Buchführer in D..., und schrieb verschiedene nützliche Werke. Ich stückte Kleider und andre Sachen, um zugleich meine Töchter zu unterrichten, damit sie mir mit der Zeit helfen könnten. Unsre Absicht war, das kleine Kapital im Nothfall aufzuheben, und soviel als möglich durch Arbeiten den Lebensunterhalt zu erwerben; dabey hoften wir theils auf eine Versorgung bey einem benachbarten Fürsten, theils auf den Nachlaß von meiner Mutter, von welcher mir die Gräfinn Wurmsfeld schrieb, daß sie täglich kränklicher würde. Zwey Jahre lebten wir unter so vielen Erwartungen ziemlich ruhig. Bald nach unsrer Ankunft wurde mein jüngster Sohn geboren, welcher die Zahl der sechs Kinder vermehrte, die uns bey unsrer schlechten Lage dennoch keinesweges zur Last fielen; wir unterrichteten sie wechselsweise und vertrieben uns unter allen diesen Beschäftigungen die Zeit recht gut: aber wir behielten unsre kleinen Gäste nicht lange beysammen, die Blattern raub-

ten

ten uns drey davon, dies verursachte uns Schmerz und Kosten, denn so gering wir übrigens auch die Ausgaben bey der Verpflegung einrichteten, so kostete uns dennoch ihre Krankheit und ihr Begräbniß, bey unsrer Verfassung, ein Beträchtliches; auch konnten wir unsre Arbeiten während der Krankheit nicht fortsetzen, folglich musten wir alles, was wir brauchten, von unsrer Baarschaft allein nehmen. Sogar mein guter Mann, der schon seit einiger Zeit kränklich war, bekam bald hernach sehr üble Zufälle, sie wurden immer schlimmer, bis er am Ende so schwach ward, daß er das Bette nicht mehr verlassen konnte; ich bestand darauf, einen Arzt kommen zu lassen, und besorgte alles, was dieser verordnete. Mein Mann ließ dies auch zu meiner Beruhigung geschehen. Bey solchen Umständen schmolz unser Vorrath an Gelde immer mehr zusammen, denn meines Mannes Umstände erforderten fast beständige Wartung; auch waren die übrigen Kinder noch nicht wieder gesund, ich muste also meine Arbeiten völlig liegen lassen, und alles, was nöthig war, von dem erwähnten kleinen Kapital nehmen. In dieser traurigen Lage erhielt ich die Nachricht von dem Tode meiner Mutter, der mir, aufrichtig gestanden, un-

endlich

endlich nahe gieng, besonders da ich, so lange ich mich erinnern konnte, nie einen mütterlichen Kuß von ihr erhalten hatte, und nun raubte der Tod mir auch noch die Hofnung, jemals in ihren Armen eine tröstende Verzeihung zu erhalten. Da ich meinen Mann nicht verlassen konnte, so schrieb ich an meine Schwester, und ließ die aufrichtigste Liebe zu meiner verstorbenen Mutter und zu ihr in jede Zeile fließen; wegen des Nachlasses aber wendete ich mich an die Gräfinn Wurmsfeld, welche ich bat, hinlängliche Nachricht davon einzuziehen. Ich erhielt eine so kränkende Antwort, daß ich nicht das Herz hatte, sie meinem Mann mitzutheilen. Die Gräfinn berichtete mir: sie sey bey meiner Schwester gewesen, und habe gefragt, ob ich auch wol so viel bekäme, daß ich dadurch aus meiner traurigen Verfassung gerissen würde, und hierauf den Bescheid erhalten: daß ich gänzlich enterbt wär, weil meine Mutter die übeln Streiche, die ich gespielt, nicht hätte vergessen können. Im Testament habe sie ausdrücklich gesagt: da ich, durch eine wider ihren Willen gethane schlechte Heyrath und vorher geführte üble Aufführung, ihren Unwillen so sehr gereitzt hätte, so erklärte sie hiermit, daß ich keinen Antheil an ihrer Erbschaft

schaft zu verlangen hätte, besonders da sie mich und meinen Mann bereits durch ein ansehnliches Kapital zu retten gesucht habe, welches aber, durch unsre schlechte Aufführung und Wirthschaft sowol, als auch den Dienst, in dem mein Mann gestanden, verloren gegangen sey. So niederschlagend und kränkend nun diese Nachricht für ein schon so gebeugtes Gemüth war, so suchte ich doch meinen Jammer aufs möglichste zu verbergen; allein, mein guter kranker Mann las mir diesen neuen Kummer auf dem Gesichte, und errieth schon halb, was ich ihm zu sagen, mich nicht entschliessen konnte. Ich sah mich endlich genöthigt, ihm die Wahrheit zu gestehen, so schonend ich auch hierbey verfuhr, so drang ihm die Grausamkeit und das Unrecht, womit ich behandelt wurde, doch so tief ans Herz, daß er anfieng, der Natur den Zoll eines ermüdeten Streiters zu entrichten; sein schon durch Krankheit und Unglücksfälle geschwächter Körper konnte dieses neue Leiden, das zu stark auf ihn wirkte, nicht ertragen, nachdem er mit Angst und Kummer, wegen der Seinigen, gekämpft und sie endlich besiegt hatte, warf er sich mit der Stärke eines Christen in die Arme der Vorsehung, und gieng zu einer bessern Welt über, den Lohn seiner

Tugen-

Tugenden und die Entschädigung für alle seine Leiden einzuerndten. Dieser Verlust zog mir eine lange Krankheit zu, von der ich mich nicht sobald erholte, als ich Anstalt machte, das Anerbieten der Gräfinn Wurmsfeld zu nützen, und mit meinen Kindern auf eins ihrer Güter zu reisen, wo sie uns freye Wohnung geben und ein kleines Auskommen anweisen wollte; doch ich erhielt, zu meiner größten Betrübniß, die Nachricht: daß auch sie gestorben sey, und ihre Kinder nicht willens wären, sich um mich zu bekümmern. Ich blieb also hier, und suchte meine Arbeiten wieder hervor, wobey mir meine Töchter, besonders Karoline, treulich Hülfe leisteten.

Durch so viele zusammengekettete Leiden ist also bis hieher mein Weg gegangen, und ich bin es gewohnt worden, unglücklich zu seyn; auch scheint es, als wenn ich seit langer Zeit an den Freuden der Welt keinen Anspruch zu machen hätte: meine Seele ist in eine Art von Unempfindlichkeit gegen Glück und Unglück gesunken, vielleicht würde sogar ein noch größeres Elend mir gleichgültig seyn, in sofern ich es allein zu tragen hätte; nur der Antheil, den meine geliebten Kinder daran

ran nehmen müßten, würde mir schmerzhaft gefallen seyn. Ich seh es daher als das größte Glück an, das mir begegnen konnte, daß diese nun, durch Gottes Güte und durch die Großmuth ihrer Wohlthäter, versorgt sind. Für mich verlange ich nichts — ich habe Gelegenheit gehabt, über die Vorfälle dieses Lebens nachzudenken, und gefunden, daß die Welt ein Schauspiel ist, dessen Repräsentanten hinter der Bühne sich alle gleich sind, und wo oft der, welcher einen König macht, ausgepfiffen wird, wenn man einem Andern, der die Rolle des Sklaven hat, Beyfall zulächelt; eben so gehts im menschlichen Leben, was ist also daran gelegen, welche Rolle man spielt? ist der Vorhang gefallen, so haben wir Alle einerley Werth, oder doch keinen andern, als den uns das gute Verhalten auf der Bühne des menschlichen Lebens giebt. Es schadet also nicht: arm und unbemerkt durch die Welt zu schleichen, und in einem Winkel zu leben; auch hier giebts Pflichten, zuweilen schwerere, als sie sich im Wohlstand finden, von deren Ausübung wir Rechenschaft ablegen müssen. Meine größte Sorge soll daher seyn, diese mir angewiesenen Pflichten, nach den Regeln der Vernunft und des guten Gewissens, zu erfüllen,

len, und mich bestreben, die Dürftigkeit mit einer gewissen Würde zu ertragen, welche sie der Schande entzieht, damit ich mich auch im größten Elende nicht geringer schätzen dürfe, als ich beym glänzendsten Glück thun würde. Meiner Schwester habe ich von Herzen vergeben, ihr Mann hat seit einiger Zeit in Z... ein Haus und auch Etwas an Gelde geerbt, sie sind deswegen in diese Stadt gezogen. Weil sie so nahe ist, bekomme ich zuweilen Besuch von ihr, und muß ihr dann und wann Kleider sticken; meine Kinder versorgt sie mit abgesetzten Kleidern, und ob sich gleich öfters meine Empfindlichkeit der Annahme dieser Geschenke widersetzt, indem es mir einfällt, daß ich in ihnen die Späne des mir geraubten Guts empfange, so ließ ich es doch immer geschehen, um nicht Rachgier, Stolz oder Neid in mir aufkeimen zu lassen, oder Ursach zu seyn, daß sie diesen geringen Theil ihrer Güte nicht abtragen könnte.

Eilftes Kapitel.

Ein neuer Feldzug, und Meldung einiger Thorheiten des Kornet Zeilsdorfs, als Schaden zu seinem Gemälde.

Zeilsdorf verließ dieses Winterquartier mit dem wohlthuenden Bewußtsein, einer unglücklichen Familie viel Gutes erwiesen zu haben; dies schmeichelt, wie jeder Wohlwollende es fühlen wird, edlen Herzen mehr, als die Ausübung einer Heldenthat. Damit aber auch wieder Schatten zu so viel lichtvollen Handlungen geliefert werde, sei dieses Kapitel, der Ausziehung einiger von seinen Seitensprüngen gewidmet: und demnach vors erste gemeldet, daß sich zwischen ihm und einem schönen Bauermädchen von 16 Jahren ein kleiner Roman angesponnen hatte. Diese Liebeley zwar trug noch ganz das Gewand der Unschuld, die Nimphe zuweilen zu sehen, ihr allerhand schmeichelnde Tändeleien zu sagen, und manchen zärtlichen Kuß auf ihre Rosenwangen zu drücken, war alles, was der seufzende Liebhaber begehrte. Doch damit meine Leser nicht etwa auf den Verdacht kommen, als verhehlte ich das Uebrige, so will ich aufrichtig gestehen, nicht gewiß behaupten zu können, ob nicht

das Halstuch, von dem sich emporstrebenden Busen des Landmädchens, bisweilen verschoben wurde — denn mein Kornet war ja von Adams Nachkommen — weiter darf ich aber, aus Liebe zur Wahrheit, nichts zugeben. Er hatte indessen der kleinen Dirne Liebe eingeflößt, sie nahm selbige so zu Herzen, als Mädchen von jedem Stande die Zärtlichkeit eines schönen Jünglings nehmen, und suchte die Gelegenheiten, ihren neuen Amadis zu sprechen, mit dem Eifer und der List auf, als es die jungen Schönen der feinen Welt nur immer thun mögen; bald hatte sie der Mutter den Auftrag abgeschwatzt, frische Butter zum Verkauf herumzutragen, wovon sie freilich, im Vorbeigehn, auch dem Kornet anbieten muste; bald fehlten ihr einige Hühner, die sie bei allen Nachbarn, folglich auch bei unsrer Thüre, mit vollem Locken und Rufen suchen muste; kam nun auch auf diese sanften Töne kein Hühnchen, so zog sie doch dadurch ihren Geliebten an die Thüre. Nicht ohne sehr schmerzhafte Empfindungen, nahm dieser, beim Aufbruch der Truppen, von ihr Abschied, vielleicht ließ er, bey den letzten Umarmungen, Etwas von ewig Treubleiben mit einfließen, und überzeugte sich diesen Augenblick selbst von der Gewißheit dieser Versicherung; dem sei, wie ihm wolle,

genug

genug, daß Dorchen fest daran glaubte, und, indem sie seine Abwesenheit nicht ertragen konnte, dem Geliebten, in der Hoffnung eines sehr guten Empfangs, nachreiste. Die Liebe macht verwegen, und überwindet alle Hindernisse — Dorchen gab einen Beweis davon: sie holte das Regiment, welches, durch verschiedene Märsche, schon weit von ihrem Geburtsort weggerückt war, glücklich ein, und ersann einen Vorwand, sich bis an das Zelt des Kornet Zeilsdorf zu fragen. Karls ersten Anblick seiner Geliebten begleitete Erschrecken, den zweiten Beifall und Dankbarkeit für den freundschaftlichen Besuch, welcher sogleich der Vorsatz, sie zu belohnen, folgte. Er umarmte sie mit vieler Zärtlichkeit, und bezeigte herzliche Freude, sie wieder zu sehen, und beschloß auf der Stelle, sie ins nächste Dorf zu schicken, damit ihre Ehre nichts leiden sollte. Hier hast Du Geld, liebes Mädchen, sagte er, damit Du dich mit Allem versorgen kannst, was Du brauchst, ich werde Einen meiner Leute mitschicken, der Dir eine Wohnung ausmachen soll, und Dich, sobald es mir möglich ist, selbst besuchen, es soll Dir an Nichts fehlen, gutes Kind, sei ganz ruhig, ich werde alle Anstalten treffen, die zu deinem Besten nöthig sind. Da er an mei-

nem Gesicht sah, daß ich eben nicht so ganz bereit seyn würde, Dorchen einzuquartieren, so gab er dem Reitknecht diesen Auftrag, und versicherte beim Abschied seinem lieben Mädchen, daß er sie vielleicht noch heute besuchen würde. Herr Heinrich, sagte er, als sie weg waren, was machen denn Sie für ein weises Gesicht dazu? Sie denken wol; wer weiß, was ich Böses mit dem Mädchen vorhabe? — Was haben Sie denn Gutes mit ihr vor? — Das konnte ich ihm sagen, wenn ich wollte, und davon würden mich auch seine Sittensprüche nicht zurückhalten, denn es ist meine Pflicht, so zu handeln, ich thue hier gewiß nicht unrecht, und wenn ich sie zu der Meinigen mache, so — also wollen Sie das Mädel heyrathen? — Das kann seyn! ich fuhr zurück! Laß Dir nur sagen, Heinrich, jetzt will ich sie noch nicht ehelichen, aber ich will Dich bitten, sie nach Leipzig zu begleiten, dort will ich sie vor der Hand bei einer rechtlichen Frau unterbringen, wo sie Lebensart und das erlernt, was die artige Welt verlangt: mit der Zeit will ich sie denn zu meiner Frau nehmen, wer weiß, ob ich je Eine unter meines Gleichen finde, die es so herzlich gut mit mir meint; was schadet ihr geringer Stand, kann ich

ihr doch einen bessern geben. Es ist ein liebes Geschöpf, Wagners Unterricht hat ihr schon beßre Gesinnungen beygebracht, als andre von ihrer Art haben, und denn muß ich auch ihre Treue belohnen, meinetwegen allen Gefahren Trotz geboten zu haben. Sehn Sie denn nicht lauter Frechheit darinnen? — Monsieur Robers, mäßige Er sich, wenn ich bitten darf! es ist, sage ich, gar nichts Freches an dem unschuldigen Dinge, blos Sehnsucht trieb sie zu mir. — Nun gut, so mags denn seyn, aber, Herr Kornet, werden ihre Aeltern zugeben, daß Sie ein Bauermädel heyrathen? — Mein Vater ist kein so stolzer Mann, er weiß, daß wir Alle vor Gott gleich sind, und meine Mutter werd' ich schon zu bereden wissen. — Aber wo sollen denn die Kosten herkommen, sie so zu bilden und zu kleiden, wie sichs der Herr Kornet vornehmen? So viel, dächte ich, hätten wir nie übrig gehabt, und ob es der Papa hergeben wird, weiß ich auch nicht so gewiß. — Wissen Sie was, Herr Robers, Ihnen soll nichts darunter abgehn; überhaupt, zum Hofmeister sind Sie mir zu jung, ich werde selbst thun, was ich verantworten kann, und Dorchen, ohne Sie, nach Leipzig schicken. — Mit dieser Versicherung verließ er mich, bestellte beym Packknecht

ein

ein Pferd, gieng, noch Verschiedenes zu besorgen, und bat sich denn auf eine Stunde Urlaub aus, damit er zu seiner Schönen traben könnte. Sobald er weg war, suchte ich den Herrn von Stein, dem ich geschwind die ganze Geschichte erzählte, und bat um seinen Beistand, Zeilsdorfs Absichten zu vereiteln. Stein kam eben an, als mein Herr zu Pferde steigen wollte, daher die Frage, wohin? nur obenhin beantwortet wurde. Es verdreußt mich, Dich eben jetzt wegreiten zu sehen, ich hab' hier eine Brochüre, die ich gleich abgeben muß, Dir aber gern erst vorgelesen hätte. — Du kannst mir ja nachher den Inhalt davon sagen. — Nein, es verliert beym Erzählen — ich hab es einmal dem Major gesagt — weißt Du was, ich will mit Dir reiten, es wird wol in der kurzen Zeit nichts vorfallen. Zeilsdorf konnte hierauf nichts fügliches einwenden; Jener schickte daher nach einem Pferde; — ich bekam aber dafür einen Blick von meinem Herrn, der ganz deutlich bezeichnete: Das kommt von Dir, Verräther! Er konnte seinen Freund unmöglich mit zu Dorchen nehmen, und war nicht willens, ihn zum Vertrauten dieser Intrigue zu machen, folglich ritten sie blos spazieren. Stein verließ uns, sobald sie zurückgekommen waren,

ren, und gab einer Reiterfrau, auf deren Ehrlichkeit er sich verlassen konnte, gegen das Versprechen einer guten Belohnung, den Auftrag, das verliebte Mädchen aufzusuchen, und sie mit der Versicherung: der Kornet Zeilsdorf könne sie unmöglich da behalten, wieder nach Hause zu bringen; sie hatte Befehl, Dorchen zuerst zu Wagnern zu bringen, der ihr den Kopf zurecht setzen, und ihr einen guten Empfang bey den Aeltern bewirken sollte. Als Stein weg war, gab mir mein Herr seine Empfindlichkeit über meine Indiskretion deutlich genug zu verstehen, und war den ganzen Abend ungehalten auf mich. Zwar hätte er das glückliche Unterbringen seiner Dulzinea von dem Reitknecht erfahren, aber er selbst konnte erst des folgenden Abends, nach der Retraite, ein Stündchen erschleichen, um das Mädchen zu besuchen, und das war allerdings verdrüßlich. Zwey Tage hintereinander um Urlaub zu bitten, war nicht schicklich, also mußte er sich, in einiger Vermummung heimlich wegschleichen, und dies geschah nun eben sobald den andern Tag, da die Retraite vorbey war. Zum Unglück wurde er, während seiner Abwesenheit, zu etwas kommandirt, und da der Adjutant nicht eben sein Freund war, so

meldete er ihn sogleich an den Obristen, er ward also bey seiner Wiederkunft, die bald genug erfolgte, weil kein Dorchen mehr vorhanden war, arretirt. Man hatte ihm in dem Hause, wo das Mädchen untergebracht war, eine so genaue Beschreibung von dem Weibe gemacht, die in aller Frühe gekommen sey, und sie, mit ihr nach Hause zu kehren, beredet habe, daß er Steins Anstalt nicht verkennen konnte; er schloß nun weiter und fand in mir den Urheber derselben, eilte also zurück, um jenen zur Rede zu setzen, und mir zu sagen: daß er meine Dienste nicht mehr brauche. Da er aber sogleich, nach seiner Zurückkunft zu den Standarten gebracht wurde, so konnte diesen Abend nichts von Beyden abgemacht werden. Aber während seines Arrests, kam er von seinem Eifer um ein groẞes zurück; schon bey dem ersten Morgenbesuch fand ich ihn mehr beschämt, als böse auf mich; und so ward er immer gelaßner, setzte auch seinen Freund, als er ihn besuchte, über den gespielten Streich nicht zur Rede. Als er wieder auf freyen Fuß gestellt war, sprach er zwar nicht sogleich im vorigen vertraulichen Ton mit mir, that auch gegen den Herrn von Stein ein wenig fremd, aber nach einigen Tagen bekann-

te

te er seine Thorheit und versicherte, daß er im Begriff gewesen sey, einen Fehltritt zu begehen. Ich weiß es, sagte er uns, welche Streiche Ihr mir gespielt habt, aber ich dank Euch jetzt dafür aufrichtig. Wir gestanden ihm, nach dieser Beichte, alles offenherzig, was wir, um ihn von seiner Schwachheit zu heilen, unternommen hatten, und dieser Zufall befestigte das gegenseitige Vertrauen aufs neue. — Dies war aber nicht die einzige und größte Gefahr für Karls Herz: weit nachtheiliger waren die Folgen der Bekanntschaft, die er mit einem Kriegskommissair, der sich beim Korps aufhielt, machte. Dieser Mann wurde wegen seines blendenden Witzes bewundert, und von allen Seiten nachgeahmt; da Zeilsdorfs Herz der Freundschaft offen war, und er überdem Verstand und Witz mit einer Art von Schwärmerey verehrte, so war ihm jede Stunde kostbar, die er in der Gesellschaft dieses Kriegskommissairs zubringen konnte, und das Band ihrer Freundschaft wurde bey jeder Zusammenkunft enger geknüpft. Allein, dieser Mann war, bey den herrlichsten Talenten, der giftigste Religionsspötter. Stein war ebenfalls kein strenger Christ, doch ein eifriger Verehrer der Gottheit, wiewol ihm gewisse Glaubensartikel nicht

einleuchten wollten, so erlaubte er sich doch nie, darüber zu spotten. Der Kriegskommissair hingegen machte sie zum Vorwurf seines Witzes, und hatte über die Bestimmung und Werth der menschlichen Seele, die niedrigsten Grundsätze. Wenn er ja ein höheres Wesen annahm, von dem vielleicht Er und die Schöpfung den Ursprung hätten, so glaubte er doch nicht, daß es unsre Anbetung verlange, oder wir demselben irgend Etwas von unsern Schicksalen zu verdanken hätten. Karl war zu sehr von dem Geist dieses Mannes verblendet, seine Spöttereyen über die Geheimnisse und Zeremonien der Religion hielt er blos für Fehler des schnellen Witzes, womit er alles antastete, um einen guten Einfall anzubringen, und schon fand er es nicht so strafbar, als man es ihm zu Hause zu zeigen bemüht gewesen war. Nicht lange, so begann er zu glauben: der Mann könne wol hier und da Recht haben. Stein, welcher zwar die ungezähmten Ausfälle des Kriegskommissairs nicht billigen wollte, und auch, durch den Briefwechsel mit Weisen, für die christliche Religion mehr gewonnen war, unterstützte dennoch diese Zweifel und wankte schon nicht wenig auf dem Wege, wo er einige Fortschritte gemacht hatte, indes jener Feind

Gottes,

Gottes, durch den Zauber seines Witzes, so manches unbewafnete Herz in den Bund der ungezähmtesten Freydenkerey verführerisch hineinzog. Noch war Zeilsdorf weit entfernt, gänzlich in diesen Orden zu treten, doch schien es: als würde er täglich leichtsinniger, einige ernsthafte Vorstellungen des Major Brunnenfels unterstützten indessen die Ermahnungen, die auch ich einfließen ließ, sehr kräftig; er selbst fieng an, über so manches, was ihm an seinem neuen Freund mißfiel, nachzudenken, er hielt einige seiner Handlungen mit den Pflichten des ehrlichen Mannes zusammen, und fand sie denselben nicht angemessen; dieser Umstand machte dem edelsinnigen Jüngling die Grundsätze des geistreichen Mannes am meisten verdächtig. Einst traf er in einer Gesellschaft mit ihm zusammnen, zu der sie Beyde eingeladen waren; der Witzling verließ sich auf das Uebergewicht, welches er bereits erhalten hatte, und demonstrirte Sitten und Tugend auf die launigste Art aus der Welt hinaus. Karl hörte ihm lange nicht mehr mit der ehemaligen Begeisterung zu, da Jener endlich sein Glaubensbekenntniß, freyer als jemals, zum Besten gab, und der Versammlung ungescheut die verwerflichsten Schriften, deren Inhalt dem Herrn von Zeilsdorf

bekannt

bekannt gemacht worden war, als die geistreichsten Bücher empfahl, so entstund in der Seele des Letztern eine Abneigung für den sonst so geliebten Mann, die alle Wärme der Freundschaft, womit er ihm vorher zugethan war, in nichts als Mitleid verwandelte; er war nun gänzlich entzaubert, und vermied den Verführer so sorgfältig, wie er ihn vorher gesucht hatte. Eben dieser Mann mußte noch ein merkwürdiges Beyspiel von dem eigentlichen Werth solcher Leute, von den Folgen ihrer Grundsätze seyn: es fanden sich in seinen Rechnungen merkliche Unterschleife, sie wurden entdeckt, sie zu ersetzen, häufte er eine schlechte Handlung auf die andre, und verwickelte dadurch die schlimme Lage seiner Sache immer mehr; als er sah, daß der strengsten Rechenschaft nicht mehr auszuweichen war, und er, allem Ansehn nach, Festungsstrafe erwarten konnte, machte er sich heimlich davon, und nun ward an seinem Namen und Bildniß die in solchen Fällen gewöhnliche Entehrung vollzogen. Er selbst gieng zur feindlichen Armee über, und ließ sich als Spion brauchen: allein, sein Unglück wollte, daß er kurze Zeit darauf von unsern Truppen ergriffen, gefangen genommen und erkannt wurde. Stein, welcher sich

von

von ohngefähr eben an dem Orte befand, wo seine Bestrafung vorfiel, sah ihn, mit schrecklicher Angst und wilder Verzweiflung kämpfend, zum Tode führen; vorher aber hatte er in den niedrigsten und kläglichsten Ausdrücken ums Leben gebeten. Schwermüthig kam Stein von dieser schrecklichen Szene zurück, nur der feste Entschluß, ganz Christ zu werden, heiterte ihn wieder auf Nicht eben diese Folge hatte das Unglück des ehemaligen Kriegskommissairs auf andre junge Offiziers, die seine Grundsätze angenommen hatten, sie behaupteten, daß diese Früchte seines Verstandes und die Fehler, die er gemacht, Kinder seiner Leidenschaften wären, vor denen man sich allenfalls hüten könnte, ohne an die Alfanzereyen der Geistlichen zu glauben. Aber mein Herr, auf welchen Begebenheiten dieser Art den tiefsten Eindruck machten, hätte beynahe seine gute Laune verbannt, um ja nicht irgend anzustoßen; zugleich fühlte er Mitleiden über den Unglücklichen, und konnte ihn lange nicht vergessen. Diese Geschichte und ihre Folgen knüpfte das Band zwischen ihm und seinem Stein immer fester zusammen, sie sahen sich als Brüder an, die sowol für dieses, als jenes Leben gemeinschaftliche Hofnungen hatten, und es blieb, als sich auch

die

die ersten Eindrücke verlohren hatten, ein gewisser sanfter Ernst auf ihren Gesichtern zurück, der besonders für meinen Karl ungemein vortheilhaft war.

Zwölftes Kapitel.

Zum letztenmal Winterquartiere, in welchen Karl Ernst in der Liebe macht.

Wir kamen im dritten Winterquartier auf einen adelichen Hof zu stehen, dessen Besitzer der Herr von Reichenau, ein Mann war, der in allgemeiner Achtung stand; er war bereits in dem Alter, in welchem gewisse Temperamente das allzuübertriebene Lustige mit heiterm Ernst verwechseln: denn er selbst gestand, daß er ein Flattergeist gewesen sey; jetzt aber glich sein Gesicht und sein ganzes Betragen einem heitern Sommertage. Er war Einer der angenehmsten Gesellschafter, und ohne ein Gelehrter zu seyn, hatte er sich mit allen den Wissenschaften bekannt gemacht, die den Verstand und das Herz bilden, kurz, er wußte alles, was nöthig ist, um in keiner Gesellschaft den Unwissenden zu spielen, und in den meisten Fällen sich selbst

rathen

rathen zu können; wol hätte er allenfals auch über die wichtigsten Gegenstände der Wissenschaften mitsprechen können, gestand aber selten, die gehörigen Kenntnisse dazu zu besitzen, und schwieg lieber, wenn ihm aufgeblasne Weisheitskrämer ihre unrichtigen Sätze aufdringen wollten; seine Menschenliebe hatte ihn in dortiger Gegend allgemein beliebt gemacht, weil er ein gütiger Herr, Vater und Gemahl war; die bis zur Schwachheit ausgeartete Liebe zum Hausfrieden machte, daß er das Letzte nur allzusehr war, denn seine Gemahlin hätte, ob sie gleich schon 28 Jahr gelebt hatte, wol noch etwas Zucht nöthig gehabt. Beständig mit ihren noch unverfallnen Reizen beschäftigt, wohnte sie in ihrem Hause, wie in einem Wirthshaus, und überließ ihrem Mann die Sorge für Kinder und Hauswirthschaft; die Zeit, welche sie vor dem Nachttische zubrachte, war nicht kürzer, als der ganze Vormittag, und wie war es auch möglich, eher davon wegzukommen, da das ganze Heer von Liebesgöttern, Grazien und den Genien der Modehändlerinnen und Putzmacherinnen, wie in einem Staatsrath um sie her versammelt waren, welche die gnädige Frau doch alle der Reihe nach anhören, ihre Kammerjungfer und den Spiegel dar-

über-

über zu Rathe ziehen, und selbst bedächtig überlegen mußte, wie das große Werk am besten zu vollenden sey. Bei solchen wichtigen Geschäften war es ja unmöglich, das Hauswesen zu besorgen, und sich um die Kinder zu bekümmern. Ihr Gemahl that es also an ihrer Stelle, so viel es seine Geschäfte, die, wegen einiger Vormundschaften und seiner eignen verworrnen Angelegenheiten, weitläuftig waren, verstatteten. Die drei Fräuleins hatte man einer Französin übergeben, die sie nach ihrer jedesmaligen Laune tüchtig peitschte, knien, hungern, oder herumlaufen ließ. Die weibliche Wirthschaft wurde von einer Haushälterinn besorgt, welcher der Lohn, den sie dafür bekam, nicht genug schien, sie wollte noch Ehre und Dankbarkeit einerndten, und wurde die Wohlthäterinn ihrer ganzen Verwandtschaft, welche im Hofe, oder ohnweit demselben wohnte, und die gänzlich von ihr erhalten wurde. Der gute Reichenau sah sehr wohl ein, daß eine Verbesserung des Hauswesens höchst nothwendig, und sehr viel, was die Dame zu brauchen glaubte, unnöthig sey; seine Verfassung hätte die Beschwerden und Kosten des Kriegs nicht nöthig gehabt, um äusserst kritisch zu werden, da die gnädige Frau sie schon genug in Ordnung brachte. Er

seufzte

seufzte darüber, aber was half dies, er konnte nicht poltern, nicht mit Strenge gebieten, und gelinde Vorstellungen, dieses und jenes zu ändern, wurden nur als Fragen angesehen, die man nach Gefallen beantworten könne. Ich kann nicht sagen, ob die Frau von Reichenau gewußt hat, ihres Mannes Vermögen könne, durch ihre Art zu handeln, geschwächt werden, denn vielleicht hörte sie nicht einmal mit der nöthigen Aufmerksamkeit zu, wenn er Vorstellungen von dieser Art machte: sondern dachte, indem er sprach, an die Schmeicheleien, die ihr entweder den Tag vorher von einem artigen Herrn waren vorgesagt worden, oder die sie bey der nächsten Erscheinung zu hören hoffe, oder vielleicht überrechnete sie auch indessen die Anzahl ihrer Verehrer.

Ein zweiter Gegenstand der Aufmerksamkeit, in diesem Hause war, der Bruder der Frau von Reichenau, welcher bey Pirna Kriegsgefangner geworden war, sich aber auf Kavalier Parole aufhalten konnte, wo er wollte, und sich demnach bey seinem Schwager einquartierte. Der Herr Lieutenant war in seiner Jugend auf einer Stadtschule gewesen, um sich in den Wissenschaften zu bilden,

hatte

hatte nachher alles, was vor ihm gekommen war, ganz oder halb gelesen, es nach seiner eignen Idee beurtheilt, und glaubte, von Gelehrsamkeit zu strotzen. Wolf, Leibnitz und dergleichen Männer wurden kaum ausgenommen, wenn er sich alle übrige Menschen, gegen sich selbst, als Unwissende dachte; er machte deutsche, lateinische und französische Verse, ob er gleich die letzten Sprachen nur schlecht verstand, doch mußte man gestehn, daß der Reim immer da war; was schadete es, wenns am Silbenmaaß fehlte, und man den Gedanken des Gedichts nicht errathen konnte. Er las sie am liebsten selbst vor, und gab den Zuhörern gern Gelegenheit, sich im Rathen zu üben, doch blieb er gleichgültig dabey, wenn man in dieser Kunst nicht glücklich war, denn bewundert wollte er nicht einmal von Allen seyn, weil, wie er oft sagte: die Wenigsten so viel Einsicht hätten, seine Poesien zu schätzen. Gegen Zeilsdorf und alle übrige Offiziers hatte er ein für allemal einen spröden Kaltsinn angenommen: einmal, weil er sie als Feinde betrachtete, zweitens, weil er für gewiß gehört hatte, daß die Preußischen Offiziere Leute wären, welche weder Wissenschaften hätten, noch Austern zu essen

verstün-

verstünden.*) Die Achtung, welche sich sein Schwager beim ganzen Korps Offiziere erworben hatte, war ein Glück für ihn, denn sie vermochte dasselbe, diese Figur mit ihrer Insolenz zu ertragen, ob er gleich bisweilen in seinem unhöflichen Benehmen so weit gieng, daß viel Nachsicht dazu erfordert wurde, um ihn nicht dafür aufs nachdrücklichste zu bestrafen; selbst die heimlichen Winke und Vorstellungen seines Schwagers machten ihn nicht bescheidener, sie wurden so gar nur mit einem verächtlichen Lächeln beantwortet, denn er hielt ihn aufs wenigste für einen schwachen Kopf. Es waren, um die Sache der Wahrheit nach zu-erzählen, zwey Partheien unter unsern Offizieren, davon jede eine andre Ursach hatte, den erwähnten Herrn Lieutenant zu schonen: die erste that es aus Achtung für den Herrn, und die andre aus Galanterie für die Frau von Reichenau. Zu der ersten gehörte der Major von Brunnenfels, doch überwand dieser einmal alle seine Schonung für den Wirth, und sagte jenem

Helden

*) Dies war vor und in den Zeiten des siebenjährigen Kriegs die herrschende Meinung der Sachsen, und noch ist sie nicht ganz gesunken, obgleich es leicht zu erfahren ist, daß in den meisten Preußischen Ländern, und so auch bei der Armee, eine vorzügliche Aufklärung und feine Lebensart herrscht.

Helden etwas so stark Wirkendes unter vier Augen, daß es schien, er habe beschlossen, sich zum zweitenmal vor einer solchen Dosis Medizin zu hüten. Zeilsdorf hatte sich, seit einer gewissen Zeit, immer vorgenommen, bedachtsam zu handeln, dieser Vorsatz kam dem Bruder der Frau von Reichenau ungemein zu statten, und, um sich selbst Wort zu halten, sorgte er immer, wenn Jener sprach, für kleine Beschäftigungen, damit es das Ansehen hätte, als hörte ers nicht; überdem liebte er auch seinen Wirth viel zu sehr, als einen Verwandten von ihm, nicht mit schonender Nachsicht zu behandeln. Die Frau Wirthin fand nicht gleichen Beifall bei ihm; freilich bezeigte er sich in diesem Stücke sehr undankbar, denn ihr Betragen, und die Winke, die er bekam, zeigten hinlänglich von ihren gütigen Gesinnungen für ihn, und schienen Erwiederung zu verlangen. Allein, Karl gehörte zu den Mannspersonen, welche das schönste weibliche Geschlecht nicht lieben können, sobald sie die Liebe als einen Tribut ihrer Reitze verlangen. Die Bemerkung, daß die Frau von Reichenau, unzufrieden mit dem Herzen ihres Gemahls, immer und immer mit dem ganzen Heer der Koketterie auf andre Eroberungen zu Felde zog, erregte sein ganzes Mißfallen;

auch

auch verdroß es ihn, daß nichts in ihrem Hause sie interessirte, und daß sie die süßen Pflichten einer Mutter nicht einmal zu kennen schien. Alle diese Beobachtungen entzogen ihr seine Achtung gänzlich; es schien indessen, als ob die Frau von Reichenau die Hofnung, der Herr von Zeilsdorf würde sich eines Bessern besinnen, nicht so leicht fallen ließ, der Grund dieser Hofnung war auf ihre Reitze und auf seine Artigkeit gegründet; und, in Ansehung des Letzten, bestärkte er sie selbst, durch jede Aufmunterung, die er ihr, ohne sich ihren Absichten zu sehr zu nähern, machen konnte. Ausser den schon angeführten Ursachen, die es Zeilsdorfen nicht zuließen, sich in seine Wirthinn zu verlieben, gabs eine andre, welche stärker, wie alle übrige war. Es wohnte in der Nachbarschaft ein gewisser Herr von Lauterbach, welcher Töchter hatte, davon die Eine Wilhelmine hieß, und ein Mädchen war, wie Karl noch keins in seinem Leben gesehen hatte. Vergessen waren alle flüchtige Liebesintriguen: vergessen Dorchen, das unschuldige Bauermädchen, die noch bisweilen gelobt wurde, Wilhelminens Bild allein lebte in seinem Herzen. Als er sie das erstemal sah, bewunderte er sie blos; beim zweitenmal wars unmöglich, sie zu sehen, und

nicht zu lieben; beim dritten Besuch war sie wenigstens die vollkommenste Sterbliche, wenn er keine Göttinn aus ihr machen durfte, und er schwur, der Himmel solle ihn wer weiß wie strafen, wenn er jemals einer andern Neigung in seinem Busen Gehör geben wollte. Man sagt, es solle nichts verschiedener seyn, als der Geschmack; nach dieser Regel, konnte er freilich nicht behaupten, daß seine Schöne ihres Gleichen unter der Sonne nicht hätte; wenn er aber in jenen Ritterzeiten lebte, so focht er mit männiglich darüber, und brach Lanzen mit allen Prinzen und Rittern, um seine Meynung geltend zu machen. Ich konnt' es kaum erwarten, dieses schöne Fräulein zu sehen, und hätte gern mehr als zwey Augen, wenn ich sie gehabt hätte, auf sie gerichtet, als sie endlich mit ihren Verwandten zu einem Feste, das der Herr von Reichenau anstellte, angefahren kam; daß ich alle die namenlosen Reitze, welche der nunmehrige Lieutenant von Zeilsdorf mir angepriesen hatte, nicht fand, durfte ich nicht sagen, wenn ich ihn nicht böse machen wollte; doch gestand ich ihm mit aller Ueberzeugung zu, es sey Eins der einnehmendsten Gesichter, welches seine Wilhelmine trug. Sie war eine Blondine, deren Züge zwar nicht jeder Regel

der

der Schönheit entsprachen; aber es war auch kein Zug da, welcher dem Gesicht nachtheilig gewesen wär. Ihre Augen, Gesichtsfarbe und ganze Bildung hatten etwas so Anziehendes, daß sie beym ersten Anblick einnahmen. Sie war groß, aber nicht schmächtig, es schien, als wenn sie, um zu gefallen, eben so seyn mußte, wie sie war, und es lag in der ganzen Figur eine Würde, wie man sie sich zu der Hoheit einer großen Fürstinn denkt. Nach dieser Schilderung wird man es natürlich finden, daß sich ein so gefühlvoller Jüngling, wie mein Karl war, in solch ein herrlich Geschöpf verliebte. Ich meines Orts, nahm es ihm nicht einmal übel, da er sich zu diesen persönlichen Eigenschaften alle möglichen Vollkommenheiten des Geistes dachte, und als ich Wilhelminen näher kennen lernte, fand ich seine Einbildung nicht ungegründet. Da Zeilsdorfs Liebe zu Wilhelminen von wirklicher Ehrfurcht begleitet war, so machte sie ihn schüchtern und zurückhaltend. Er hielt es für unmöglich, Wilhelminen Gegenliebe einflößen zu können, dieser marternde Zweifel verhinderte jede Aeußerung seiner Zärtlichkeit. Mit der größten Sehnsucht wünschte er eine Gelegenheit zur Erklärung, und konnte sich, wenn sie vorhanden war, nicht ent-

 schlies-

schließen zu sprechen. Doch die Liebe hat gewisse Kennzeichen und Aeußerungen, die sich nicht verbergen lassen, und die gewiß alle meine Leser und Leserinnen, oft zum Vergnügen, oder Verdruß bemerkt haben werden. Eben diese so bestimmten Kennzeichen öfneten den Zuschauern am ersten die Augen, über die Herzensangelegenheiten meines guten Karls, auch Wilhelmine war in der Folge so aufrichtig, zu gestehen, daß ihr bald Etwas davon geahndet, und ihr ungemeines Vergnügen gemacht hätte. Uebereinstimmende Herzen nähern sich allezeit unvermerkt, soviel auch der Zwang, der Wohlstand und die hofmeisterliche Vernunft sie abzuhalten, bemühet ist. Auch bey Karln und Wilhelminen traf dies ein; er hatte ihr, trotz aller Blödigkeit, seine Liebe gestanden, ohne daß es sein Vorsatz gewesen war, und sie hatte ihn von ihrer Neigung versichert, indem sie ihn abzuweisen glaubte; der erste Schritt war nun gethan, die folgenden waren schneller, und bald hatten sie einander ewige Treue geschworen. Von der Zeit an war Herr von Zeilsdorf in dem Hause ihrer Aeltern so gut als eingemiethet; immer hatte er Ursachen, die ihn hinführten; und da er das Glück hatte, allen Menschen zu gefallen, so wurden auch

die Uebrigen des Hauses seine wärmsten Freunde. Von seiner Liebe zu Wilhelminen durfte er ihren Aeltern, in den Jahren und der Lage, worinnen er war, freylich noch nichts gestehen; sie selbst hatte ihn auch gebeten: wegen dieses Punktes behutsam zu seyn, weil sie nicht wüßte: ob sie jemals ein Bündniß zwischen ihnen bewilligen würden. In dieser Rücksicht hatten sie sich vorgenommen, standhaft in ihrer Neigung zu bleiben, und, wegen des Erfolgs ihrer Wünsche, auf die Vorsehung zu bauen, vor der Hand aber keinem Menschen etwas davon zu sagen. Ich spielte die Harfe, auf welcher Wilhelmine und ihre Schwester einen Anfang gemacht hatten; sie wollten gern mehr Fortschritte auf diesem Instrumente machen, und, in Ermangelung eines bessern Lehrers, schlug mich Zeilsdorf für diesen Winter zum Lehrmeister vor; es ward angenommen, ich war seit dieser Zeit fast beständig im Hause des Herrn von Lauterbach, und, wegen des Zutrauens, welches Karl in mich setzte, der Vertraute ihrer beyderseitigen Liebe. Oft machte sich Wilhelmine nicht geringe Bedenklichkeiten über diese Liebe, weil sie nicht wußte, ob sie jemals von ihren Aeltern würde gewilligt werden; aber alle Anstrengung sie zu besie-

gen; alle Bitten an ihren Liebhaber, sie zu vergessen, dienten nur, ihre Herzen fester zu vereinigen. Hierdurch von der Unauflöslichkeit dieses Bundes überzeugt, befestigten sie ihn denn aufs neue unter den feurigsten Küssen. Es gab Augenblicke, in denen sie sich reitzende Bilder von der Zukunft entwarfen, dagegen aber erschienen Stunden, die mit dem Flor trauriger Ahndungen umhüllt waren, und ihnen Thränen über eine gefürchtete Zukunft entlockten. Sanfte Schwermuth war einer von den Hauptzügen in Wilhelminens Charakter; sie lachte selten, und machte sich gern traurige Vorstellungen: Liebster Zeilsdorf, sagte sie, in einer so schwermüthigen Stunde, lassen Sie uns lieber glauben: daß wir uns auf dieser Welt nicht verbinden werden, warum wollen wir uns mit Hoffnungen täuschen, deren Nichterfüllung desto schmerzlicher seyn würde, ich glaube, wir sind in einer bessern Welt zusammen zu leben bestimmt; oft steigt ein solcher Gedanke in mir auf, der diese Vermuthung bestätigt, und — zürnen Sie nicht, wenn ich Ihnen die Süßigkeit dieser Einbildung gesteh. So denken Sie ihn, diesen Ihnen so werthen Gedanken, versetzte Karl, auch ich will mich, ihn zu fassen bemühen: mir ahndet ohnehin schon lang

do

daß ich den Frieden nicht erleben werde; sollte nun dieses geschehen, so würden Sie die Nachricht meines Todes um so standhafter ertragen, weil Sie solche schon vermuthet hätten. Standhaft ertragen? erwiederte Karls Geliebte, o, Freund! was für einen Heldenmuth trauen Sie mir zu? Sie reden von Ihrem Tode und meiner Gelassenheit dabey, aber nicht ein Gedanke ist dabey, der mich Ihnen in diesem Falle bald nach wünschte. Kaltsinniger! doch auch ohne Ihren Wunsch, traue ich der Güte Gottes zu viel, als eine Bestimmung zu fürchten, nach der ich Sie, eine lange Lebenszeit hindurch, beweinen müßte. In so traurigen Unterhaltungen, wurde Karl und Wilhelmine zuweilen vom Fräulein Charlotte überfallen; diese war, in Ansehung ihres Charakters, das Gegenstück ihrer Schwester, ungemein lebhaft, und ein wenig muthwillig; gab Charlotten alles Gelegenheit zu Scherz und Lachen. Vor ihr schwebte die ganze Welt in rosenfarbenem Lichte, aber Nichts, so rasch auch ihr Beyfall daran war, machte mehr als minutenlangen Eindruck auf sie. Wenn dieses jovialische Mädchen Wilhelminens Ernst dann und wann zerstreute, so kamen ihr, dem frölichen Geschöpf, dagegen oft kleine Erinnerungen von jener ungemein zu statten; dieser gegen-

seitige

seitige Nutzen war um so unfehlbarer, da beyde Schwestern sich aufs zärtlichste liebten, und sich niemals beleidigten. Charlotte hatte keines Geständnisses von Wilhelminen nöthig, um ihre und Zeilsdorfs zärtliche Gesinnungen zu erfahren, und ein Mädchen von ihrer Laune, konnte ohnmöglich dazu schweigen, die Liebenden mußten sich deshalb oft ihren Scherz und ihre Neckereyen gefallen lassen, demohngeachtet aber half sie das Geheimniß aufs sicherste bewahren.

Lieutenant Stein blieb gegen die Annehmlichkeiten der muntern Charlotte nicht lange unempfindlich, und klagte ihr die Leiden seiner unaussprechlichen Liebe auf das rührendste; aber unfähig, eine ernsthafte Neigung zu empfinden, beantwortete sie Alles, was er ihr sagte, durch launige Einfälle; indessen machte sie auch kein Geheimniß daraus, daß Stein ganz ihren Beyfall hätte, und gab ihm unter tausend kleinen Possen die Erlaubniß, ihr gut zu seyn, und an sie zu schreiben, nur sollte er sichs nicht in den Sinn kommen lassen, eine ernsthafte Liebeserklärung, ein sanftes Schmachten und feyerliche Versicherungen von ewiger Treue, von ihr zu verlangen.

Der

Der Abschied von den beiden Liebespaaren war ungemein verschieden, als die Zeit des Abmarsches erschien. Wilhelmine und Zeilsdorf verloren sich in innigster Zärtlichkeit und banger Schwermuth. Stein schwebte zwischen Furcht und Hoffnung, ob er Charlottens Herz auch mitnehmen werde, und war wegen der Stunde des Abschiedes ungemein traurig; sie hingegen war kaum eine Minute ernsthaft, und zog sie alle auf; daß ein bisgen Trennung, die doch, wegen des Briefwechsels, ihr Angenehmes hätte, sie so betrübt machen könnte. Was mich betrifft, sagte sie zu dem Herrn von Stein, so bin ich Ihnen wol ganz gut, aber wenn Sie glauben, ich müsse über Ihren Abschied kläglich thun, und nach demselben alle zärtliche Stellen aus Romanen und Liebesbriefen zusammenraffen, um sie einsam den Bäumen und Felsen vorzuseufzen, oder sie Ihnen in langen Episteln nachzuschreiben, o, guter Freund! wenn Sie das glauben, so irren Sie sich gewaltig. Machen Sie's wie ich, denken Sie bisweilen an mich, aber ohne zu seufzen; und wenn Sie Zeit haben, so schreiben Sie mir, ich werde Ihnen darauf antworten, so oft ich Lust dazu habe, übrigens können wir ja Beide ruhig und munter seyn. Sagen Sie mir in

aller

aller Welt, warum Leute, die einander gut sind, so schwermüthig und ernsthaft dabey seyn müssen, als wenn sie ihren Vater zu Grabe brächten; meine Schwester und Zeilsdorf machen es eben so, und Sie wollen mit mir auch die nemliche Rolle spielen, aber daraus wird nichts. Wilhelmine tröstete den guten Stein, dem dies alles nicht sonderlich behagte, indem sie ihn versicherte, ihre Schwester sey nicht so gefühllos, als sie es selbst von sich glaube, und so schieden unsre Lieben mit dem tröstenden Vorsatz, sich ihre wechselseitige Gefühle durch die Feder mitzutheilen.

Das Regiment kam nicht so gleich ins Feld, sondern auf Postirung zu stehn, aber so nahe an den Feind, daß es wenig Ruhe zu genießen gab. Das eintretende Frühjahr lockte die Krieger zu öftern Angriffen, welche immer von vielerley Beschwerden begleitet waren; bei alle dem gab es doch zuweilen einige Stunden, wo unsre Helden auf einem Rasen, oder an dem Rande eines Bachs, das neue Leben, welches der Lenz in jedes Wesen haucht, froh und sorglos empfanden. Zeilsdorf, welcher in seinen müßigen Augenblicken nichts als Wilhelminen dachte, bildete sich ein, jedes Veilchen

blühe für sie, jede Lerche] sänge ihren Ruhm, und die ganze Natur verschönere sich, um ihr zu gefallen; nie hatte er die Liebe so in ihrer Stärke empfunden; nie waren ihm die kleinen Liederchen, die er auf sie machte, besser gerathen; was hätte er nicht hingegeben, um eine Stunde mit ihr am Bach zu sitzen, oder an ihrem Arm die grünen Wiesen zu durchwandeln, und dachte er sich nun, daß er sich vergeblich nach dieser Glückseligk it sehnte, denn nahm ihn auf einmal finstre, stille Traurigkeit ein, selbst die schmuckvolle Natur schien mit ihm zu trauern: in Schwermuth gehüllt, schlich er auf sein Stübchen, und wollte die Reitze des Frühlings nicht mehr genießen, da es nicht an der Seite seines Seelenmädchens geschehen konnte. Doch jetzt erschien ein Schreiben von ihr, und getröstet, erholte sich sein Herz wieder; er eilte ins Freye zurück, um es, im Anblick der herrlichen Schöpfung, mit innigstem Dank gegen Gott zu empfinden, daß Wilhelmine und mit ihr das größte Glück sein war.

Das dreyzhnte Kapitel.

Das Traurigste im ganzen Werk.

Jetzt rückte das Regiment, nach einem beschwerlichen Marsche bey † † ein. Einige Wochen darauf wurde ein Treffen geliefert, wobey mein Herz voll der drückendsten Angst war, besonders da, als ich Karln zu Pferde steigen sah. Ehe ers that, übergab er mir Briefe an seine Aeltern, Wilhelminen und Herrn Weisen, die ich im Falle seines Todes bestellen sollte; seine Uhr und Goldbörse sollte ich alsdenn behalten. Als dieses alles berichtigt war, fiel er mir um den Hals und sagte: Leb wol, lieber Heinrich, ich danke Dir für alle Treue und Liebe, denke zuweilen an Deinen Karl, ich habe meinen Vater gebeten, Dir ein gutes Auskommen nach Deinem Sinne zu verschaffen, wenn ich etwa bleiben sollte. Ich konnte vor innigem Schmerz keine Antwort finden, und bat Gott unablässig, mir einen so geliebten Freund und Herrn zu erhalten; die Angst führte mich ihm nach, und so nahe ans Schlachtfeld, als es möglich war, damit ich desto eher Nachricht von ihm erhalten könnte. So nahe war ich dem Gefechte

noch

noch nie gewesen, und meine Seele war schon zur tiefsten Traurigkeit gestimmt; sie versank in Schwermuth, da ich das Donnern der Kanonen, das Sausen der Kugeln, das Geschrey der Aufmunterung, mit dem Getöne der Feldmusik vermischt, und den Anblick der Verwundeten, welche langsam zur Bagage zurückkamen, so nahe mit ansah'; um mich wüthete Vernichtung und Tod. Menschen giengen, ohne sich je gekannt, vielweniger beleidigt zu haben, in langen Reihen, ergrimmt auf einander los, wetteifernd um die Ehre, sich umzubringen. — Gott! welches Grausen überfiel mich! selbst die Natur entsetzte sich vor der Wuth, womit ihre Lieblinge sich wechselsweise aufrieben, und wehklagte über die traurige Pflicht, die sie dazu antreibt. Mit in einander geschlagenen Armen, starr vor mich hinsehend, gieng ich immer weiter, ohne mich selbst vor dem tödenden Bley zu fürchten. Die Welt hatte jetzt keinen Reitz mehr für mich, mich dünkte, das Frohlocken der Mordlust zu hören, das Gewimmer ihrer Beute und Wehklagen der Hinterlassenen; in meiner Einbildung war die ganze Schöpfung in einen dichten Flor gehüllt, und trauerte über die schreckliche Szene. Die Stimme des Lieutenants von

Stein

Stein, welcher jetzt Adjutant war, weckte mich aus diesen ängstlichen Träumen. Er kam auf mich zugesprengt, und schrie: Roberts! ach! unser Zeilsdorf ist tödlich verwundet! Noch scheint es mir ein Wunder, daß mich diese Worte, die das Blut in meinen Adern hemmten, nicht gänzlich zu Boden schlugen; ich eilte dem Herrn von Stein zitternd, ohne den Mund zu öffnen, nach; kam fast zugleich mit ihm an, fand meinen geliebten Herrn blutend auf der Erde liegen. Wie so bleich, Heinrich? rief er mir mit schon schwacher Stimme zu, wie konnte Dich diese Nachricht so sehr erschüttern, da Du genug vorbereitet warest? Sey gutes Muths, lieber Junge! und Du, Stein, eile hin, wo Du seyn mußt, ich seh' Dich noch wieder. O, mein Zeilsdorf, sagte Stein, schlug sich an seine Stirn, und eilte davon. Noch konnte ich nicht sprechen, aber Karl fuhr fort: kannst Du, so verbind meine Wunde und führ mich weg. Er war in den Unterleib geschossen, und die Kugel auf der rechten Seite durchgegangen; ich nahm sogleich alle Tücher, die wir bey uns hatten, um ihm eine Art von Binde zu machen, aber das Blut drang immer noch durch. Matt richtete er sich endlich an meinem Arm auf, und wankte mit mir fort.

Als

Als wir ungefähr 50 Schritte gegangen waren, erblickte ich einen müssigen bekannten Packknecht, dem ich winkte, und als er zu uns kam, bat: meinen theuern verwundeten Karl mit mir bis dahin zu tragen, wo wir einen Feldscheer, ihn zu verbinden, anträfen. Er wurde, als wir Einen gefunden hatten, in eine Chaise, die sich in der Nähe befand, gebracht, ich setzte mich nebst dem Feldscheer mit hinein, und wir ließen nach dem nächst entlegnen Dorfe fahren. Jetzt brach ich endlich in Thränen und Wehklagen aus. Lieber Heinrich, sagte mein Herr, was ists weiter, was mir jetzt widerfährt? es ist ja in diesem Zufalle nichts Unnatürliches, wir müssen alle sterben, entweder auf diese oder eine andre Art: Deine Reihe wird auch kommen, wenn Du Dich auch noch eine Weile auf der Welt herumtummeln mußt. Ach! schrie ich, vielleicht ist diese Wunde noch zu heilen. — Nein, Freund, antwortete mein Herr, Wunden von der Art sind nicht zu heilen, nicht wahr, lieber Feldscheer? Dieser wollte seine Meynung nicht sagen, bat ihn aber, nicht zu sprechen. Als wir in dem Dorfe anlangten, stand eben ein ehrlicher Bauer an der Thür eines der ersten Häuser, er schlug, da er uns erblickte, seine Hände zusammen

men und schrie: Jesus! wieder ein elend Blessirter! In dem Augenblicke überfiel Zeilsdorfen eine starke Ohnmacht, und wir mußten mit ihm stille halten. Herein mit ihm, sagte der Bauer, und kam an den Wagen, ihn herausbringen zu helfen, ich hab ein Stübchen, das will ich dem armen Herrn eingeben. Wir brachten ihn sogleich dahin, und mit sorgfältiger Eil machte die Wirthin ein Bett für ihn zurecht. Da die Wunde aufs neue anfieng zu bluten, so konnte der Feldscheer ihn nicht verlassen, ich war ihm eben so nöthig; unser mitleidiger Wirth aber gieng auf meine Bitte selbst, um den Regimentsfeldscheer zu rufen, und des Kornets Leuten zu sagen: daß sie mit zu uns kommen möchten. Gegen 9 Uhr kam der Regimentsfeldscheer. Der erste Verband ward abgenommen, und die Wunde für tödlich erklärt. Den Kranken erschreckte diese Nachricht nicht; ich aber, der noch immer einige Hofnung gehabt hatte, unterlag beynahe dem Schmerze. Zeilsdorf suchte immer fort, mich zu trösten, nahm noch einmal von mir und seinen 2 Bedienten Abschied und versicherte diesen, daß Jeder Etwas von ihm erben würde. Zuweilen entfliegen ihm zwar einige Seufzer über den Schmerz, den sein Tod Wilhelminen

ver-

verursachen würde, doch er suchte ihn zu besiegen, und richtete seine Gedanken jetzt dahin, wo er bald hinzukommen gedachte, und wo er auch einst seine Geliebte erwartete. Er wurde immer schwächer und schwächer, und schon zweifelte er, seinen Freund Stein wieder zu sehen, deshalb er mir, sowol an ihn, als den Major von Brunnenfels ein herzliches Lebewohl auftrug. Beyde aber traten gegen 8 Uhr ins Zimmer, die Erscheinung dieser Freunde machte ihn auf einige Minuten stark, so, daß er ihnen Beweise von seiner Liebe, Dankbarkeit und der Ruhe des sterbenden Rechtschafnen geben konnte; hingegen hatte der edle Jüngling noch das Vergnügen, die Thränen des Abschieds aus den Augen seiner Freunde fließen zu sehen. Der Major mußte ihn verlassen, aber Stein blieb noch bey ihm, da er sah, wie er immer schwächer ward, und der Tod sich näherte. Noch einmal stand Wilhelminens Bild vor ihm: Du wirst meine Geliebte wiedersehen, rief er mit leiser Stimme, lieber Stein, o, wenn es doch bald geschehen könnte, denn ich weiß, Du würdest sie trösten helfen. Freund! antwortete dieser, Du findest sie schon da, wo Du hingehst. — Wie! meine Wilhelmine tod? — Ja, Bester! laß es

Dir

Dir einen Trost seyn, daß sie vorangieng: sie ist an den Blattern gestorben; Charlottens Briefe haben mich gestern davon unterrichtet. Sie gab mir den Auftrag: es Dir beyzubringen, aber ich zitterte vor diesem Auftrage, nun aber richte ich ihn gern aus, weil Dir jetzt ihr Vorangehen lieb seyn muß. Karl hob bey dieser Nachricht seine Hände und Augen empor: bist Du schon da? sagte er, mit freudiger Miene, so ist ja Deine Hofnung erfüllt, — Nicht für diese Welt war unsre Liebe — dort werden wir bald auf ewig vereinigt werden! — O, Gott! bin ich dieser Gnade werth! Er schloß die Augen und lag eine Weile still, wir standen in banger Erwartung um sein Bett' her, ob er sie noch einmal aufschlagen werde; es geschah, indem er uns heiter lächelnd anredete: — Lebt wohl, ihr Lieben, ich sterbe. Gott sey Dank! Nein, ich sterbe nicht, ich — entschlafe nur, wie — ein Müder — und nun schloß er sein schönes, blaues Auge auf immer. In seinem letzten Blick konnte man die selige Zufriedenheit eines ewig Beglückten lesen. Stein drückte nun den letzten warmen Kuß der Freundschaft auf seine bleichen Lippen und sagte, indem er eine Zähre auf sein Gesicht fallen ließ: Schlaf wohl, Du mir ewig Theurer!

rer! ich werde Dich einst wieder sehen, und auch Dir und Deiner Freundschaft danken, daß ich jetzt diese Hofnung habe.

Mein erster Gedanke, nach dem Tode meines geliebten Karls, war der feurige Wunsch; ihm bald nachzufolgen. Er war so lebhaft, daß ich mich mit Vergnügen selbst diesem Wunsch aufgeopfert hätte, wenn mich die Religion nicht davon zurückhielt; indessen hoffte ich, der innre, nie so stark gefühlte Schmerz, werde seine Erfüllung nähern; in dieser Täuschung ertrug ich meinen Verlust, bestellte alles Gehörige zu seinem Begräbnisse, brachte seine Sachen in Ordnung, und unterhielt mich immer dabei mit dem Gedanken, ihn bald wieder zu sehen. Da das Regiment weiter marschirte, so konnten bei dem Begräbniß meines verewigten Karls keine militärischen Ehrenbezeigungen vorfallen; Herr von Stein konnte sich auch nicht aufhalten, sondern mußte noch die Nacht fort; es blieb also mir allein übertragen, die Leichenbestattung nach meinem Gutbefinden einzurichten. Der Geistliche des Dorfs, ein gefälliger Mann, half mir die Idee, den Verstorbenen mit einiger Feierlichkeit zu beerdigen, aufs schicklichste ausführen.

Ihn hatte der gutmüthige Bauer, bei dem Zeilsdorf starb, aus Sorge für die Seele seines kranken Gasts rufen lassen; er war also einigermaßen mit dem Werth desselben bekannt worden, und wir alle, die wir ihn so innig liebten, hatten ihn die ganze Zeit davon unterhalten. Er beklagte daher seinen Verlust, und trug um so williger das Seinige zur Festlichkeit des Begräbnisses bey. Wir versammelten alle junge Mädchen und Gesellen des Dorfs, denen ich aus der hinterlassenen Börse Geschenke machte, damit sie desto geneigter seyn möchten, uns zu willfahren. Der Pastor hatte ein kleines Musikchor bei seiner Kirche, denn er selbst war musikalisch, welches er durch eine recht gut komponirte Trauerkantate bewies. Acht Jünglinge mit Myrrthenkränzen geschmückt, trugen den Sarg; ihm folgten Andere, nebst jungen Mädchen mit Blumen, und eine Schaar Kinder beiderlei Geschlechts, mit einem Wort, die sämmtliche Jugend des Dorfs. Vor dem Sarge gieng ich selbst, seine übrigen Leute, nebst unserm Bauer und seiner Familie; der Pastor aber und die Schule führten den ganzen Zug. In der Kirche wurde der Sarg niedergesetzt, und der Geistliche hielt eine kleine Rede, auf welche die Trauermusik folgte, die noch

ziem-

ziemlich gut gegeben wurde. Hierauf wurde der Sarg an die Ruhestätte gebracht, und unter Läutung der Glocken eingesenkt; während das Grab mit Erde angefüllt ward, sangen drei dazu abgerichtete Knaben, unter der Begleitung sanft tönender Flöten, folgende vom Prediger dazu verfertigte Strophen:

Schlafe sanft des Grabes Schlummer,
Gottes Toder, ruhe hier,
Bis der Auferstehung Morgen
Winkt zum neuen Leben Dir.
Dann, o dann umgiebt Dich Wonne,
Hohes, unnennbares Glück,
Und der Frühling Deiner Jugend
Kehrt verschönert denn zurück.

So unbeträchtlich auch diese kleine Feier an sich ist, so war sie mir doch damals so werth, daß ich seit der Zeit allemal, mit einer bangen Freude daran gedacht habe. Man vergebe mir daher, mich bei dem Begräbnisse meines so geliebten Herrn so lange aufgehalten zu haben. Als die Beerdigung vorbei war, suchte ich 2 junge Rosenstöcke im Dorfe zu bekommen, und bezahlte sie so unbedungen, um sie zum Andenken Karls und Wilhelminen, auf den Grabhügel zu pflanzen, und der

Prediger, welcher mir bei dieser Arbeit half, versprach mir, in der Folge die Pflege derselben zu übernehmen. Voll Entzücken über so viel Freundschaft, bat ich ihn, über das, was ihm von Gebühren zukam, einen Ring anzunehmen, den ich vom selgen Zeilsdorf erhalten hatte; er durfte dies kleine Geschenk nicht ausschlagen, sondern mußte mir versprechen, es als ein Andenken meines Karls aufzubewahren. Der Verstorbene hatte mir die Briefe nach Zeilsdorf, wegen Zeitmangel, offen übergeben, der an Wilhelminen aber war versiegelt; da er nun nicht mehr überschickt werden konnte, erbrach ich, und las ihn, nebst den übrigen, dem Prediger vor; er sah daraus, welch ein Herz und welchen Geist dieser Liebenswürdige besessen hatte, bewunderte und bedauerte ihn mit mir zugleich. Alle diese Briefe entlockten uns Thränen, der an Wilhelminen bewies, wie engelrein seine Liebe zu ihr, und wie groß seine Hoffnung der Zukunft gewesen war. Seinen Aeltern, besonders dem Vater, dankte er in ungekünstelten Ausdrücken, für ihre Treue, für die Wohlthat einer guten Erziehung, und tröstete sie über seinen Verlust mit einer Beredsamkeit, der man nicht widerstehen konnte. „Sie können ohnmöglich —" schrieb er

„an

an seinen Vater — „allzugroßer Traurigkeit über „mein Hinscheiden Platz nehmen lassen: Sie, der „immer mehr jenes Leben, als dieses, bei der Er„ziehung Ihrer Kinder, zum Augenmerk hatte.“ u. s. w. Dem Herrn Weise drückte er seine Liebe und Dankbarkeit aufs lebhafteste aus, und alle konnten den größten Grund zur Beruhigung in der glücklichen Stimmung finden, mit welcher er dem Tod' entgegen gieng, da sein Beruf ihn dahin führte. „Einst, mein theurer Lehrer —“ schrieb er unter andern an Weisen, „wenn ich Sie da sehen wer„de, wo Ihre redlichen Bemühungen mich so früh „hinverwiesen, werde ich Ihnen vollkommener da„für danken.“

Nachdem ich alle traurige Pflichten für meinen unvergeßlichen Karl erfüllt hatte, gieng ich zum Regiment, um mir, wegen seines Nachlasses, bei dem Kommandeur desselben Befehl zu holen, und ihn zu fragen: ob er Briefe nach Zeilsdorf mitzugeben hätte. So bald ich Abfertigung erhalten und noch einmal den Herrn von Stein besucht hatte, eilte ich in mein Dorf zurück, aus welchem Karls Hinterlassenschaft von Regiments wegen abgeholt wurde. Ehe ich selbst den Ort, wo die

Be-

Begräbnißstätte meines theuren Karls war, verließ, gieng ich noch einmal zu seinem Grabe, um über die Asche dieses Unvergeßlichen zu weinen, und nun machte ich mich mit einiger Rührung, nebst dem Reitknecht, der ebenfalls aus meinem Geburtsort war, auf den Weg nach Zeilsdorf.

Das vierzehnte Kapitel.

Welches bange und rührende Scenen enthält.

Eine Meile von dem Orte unsrer Bestimmung kehrte ich bei einem Pachter ein, der Bekannter und Freund des Hauses Zeilsdorf war. Er war der Erste, der über Karls Tod weinte; wir beschlossen, einen Boten an Weisen zu schicken, und ihn ohne weitere Nachricht bitten zu lassen, daß er, einer nothwendigen Angelegenheit wegen, sogleich zu ihm kommen möchte. Ich sas eben an der Thür der Wohnung, als Weise eintraf; der Reitknecht stand ebenfalls nicht weit von mir. Als er nach einiger Entfernung dies sah, hielt er das Pferd an, und ritt langsamer, als ob er nicht das Herz hätte, sich von seiner Vermuthung zu überzeugen.

gen. Da er endlich näher kam, und nun nicht mehr daran zweifeln konnte, uns gesehen zu haben, ritt er geschwind heran, sprang vom Pferde, fiel in meine Arme, und rief: ist er hin, Heinrich? sprich Freund, ist er hin? Ich konnte nicht antworten, die Thränen fingen über meinen unersetzlichen Verlust an, von neuem zu fließen und so häufig hervorzustürzen, daß sie an Weisens Kleide herabrollten. Der Reitknecht war ebenfals weinend und schluchzend herzugetreten, um das Pferd in Empfang zu nehmen, folglich bedurfte unser gemeinschaftliches Unglück wol keiner weitern Erklärung; eine gute Weile ließ mich Weise an seinem Busen weinen, denn, der zudringende Schmerz machte ihn stumm und unbeweglich, alsdann aber ermannte er sich wieder und sagte: wohlan, Heinrich! laß uns weise seyn — dann eine Pause — Mein Bester, mein ewig geliebter, unvergeßlicher Karl! Dies sprach er im Ausdruck des stärksten Affects, warf sich auf die Bank und sah gen Himmel. Der Herr des Hauses setzte sich neben ihn. Lieber Freund! redete er ihn an, waren Sie es nicht, der vorhin weise seyn wollte? Aber immer noch schwieg Weise, und eine ängstliche Blässe überzog sein Gesicht, worinn jeder Zug den Kampf seiner Seele

ankündigte. Bald darauf aber war dieser Kampf vollendet: Ja, sagte er, mit einem heitern Tone, ich will weise seyn; das war das Sterbebette der Schwachheit, jetzt will ich mich bestreben, die Sache von der rechten Seite anzusehen, und mein Herz nicht mehr darüber hören. Nach diesem ersten Ausbruch unsrer wechselseitigen Empfindungen berichtete ich Weisen die ganzen Umstände von dem Tode seines geliebten Zöglings; nachdem er noch lange mit seiner Schwachheit gestritten hatte, und ich von der Freudigkeit des Verstorbenen in seinen letzten Augenblicken sprach, weinte er Thränen der Wonne. Die Anstalten, die ich bey dem Begräbniß gemacht, hatten seinen ganzen Beifall, und als wir über dies alles lange gesprochen hatten, übergab ich ihm Karls Brief, welchen er, da er ihn gelesen hatte, mit einer Wärme küßte, als wär es Karl selbst. Du sollst mich ans Sterbebette begleiten, sagte er, und verwahrte ihn in seinem Busen, und nun, fuhr er fort, bin ich wol zum Schreckensboten für die Aeltern bestimmt? Wer, als Sie, versetzte ich, hätte wol die Stärke, den bittern Kelch, der ihnen angefüllt ist, mit der nöthigen Vorsicht und Behutsamkeit zu reichen? Nun wurde verabredet, daß ich, nebst dem Reitknecht, bey

dem

dem guten Pachter bleiben sollte, bis wir einen Boten von Weisen erhalten würden, der uns abrufte. Er selbst blieb bis spät in die Nacht bei uns, damit er die Aeltern des Verstorbenen nicht eher als den andern Morgen sprechen durfte, und ihnen die traurige Nachricht nicht statt einer guten Nacht geben, oder ihnen auch nur durch einige Unruhe, die sie an ihm bemerken, die Vermuthung ihres Unglücks geben müsse. Des folgenden Tages, nach Weisens Rückkehr, kam ein Bote, uns abzuholen. Ich brach sogleich auf; aber als wir ankamen, erweckte der Eintritt in das Haus, wo ich mit Karln die seligen Tage der Kindheit in brüderlicher Eintracht und Vertraulichkeit durchlebt hatte, meinen Schmerz so stark, daß ich ohne Bewußtseyn zu Boden sank. Das Geschrey des Hausgesindes, welches mit Wehklagen um ihren jungen Herrn, herbeygelaufen kam, weckte mich mehr, als das Schlagwasser, daß man mir ins Gesicht goß. Beym ersten Aufschlagen der Augen, erblickte ich den Herrn von Zeilsdorf, welcher mir freundlich die Hand reichte, und mich selbst beim Aufstehen unterstützte, laß gut sein, mein Sohn, sagte er mir, ich selbst finde mich ja drein, meinen guten Karl verloren zu haben. Die Frau von Zeilsdorf hinge-

hingegen kam mir laut weinend und händeringend entgegen, ihr Schmerz war ohne Maaß, so behutsam auch Herr Weise bey Hinterbringung dieser Schreckenpost gewesen war, so hatte sie doch dieselbe außer alle Fassung gebracht. Ihr Gemahl, ihre Kinder, Herr Weise, verschiedene Bekannte, welche sich bald einfanden, um zu trösten; alle diese bemühten sich umsonst, sie nur ein wenig zu beruhigen; der Schmerz tobte in ihr, da man sie nicht besänftigen konnte, so beschloß man, sie ihrem traurigen Gefühl zu überlassen, und dies that allein die erwünschte Wirkung Schon den zweyten Tag war sie gelaßner; ich mußte ihr die Umstände vor und nach dem Tode zehnmal wiederholen; sie hörte der Erzählung mit tausend Thränen zu, fand aber doch eine Art von Beruhigung darinnen. Die Anwendung der Trauer für sie und ihre Kinder, war ein zweytes Mittel, sie von ihrer Betrübniß abzulenken: denn obgleich eben diese Trauer sie alle Augenblicke an ihren Verlust erinnern mußte, so war es doch einiger Ersatz für die Sinnlichkeit, die sich immer bey ihr in die Angelegenheiten des Herzens mischte. Uebrigens war sie unerschöpflich in kleinen Erfindungen: die Feyerlichkeit, die dem Verstorbenen zu Ehren in der

Kirche

Kirche angestellt werden sollte, zu erhöhen, und so bedurfte sie bald keines Zuredens mehr. Ihr Gemahl schien im Gegentheil anfangs ziemlich ruhig zu seyn, auch ertrug er seine Leiden als ein standhafter Mann: man sah aber doch den innern Kampf der gebeugten Vaterliebe, in dem matt hinblickenden Auge und in der bleichen Farbe seines Gesichts. Oft hielt er mit seinem Freund, Weise, Unterredungen, welche Erleichterung für sein krankes Herz waren, demohngeachtet begann der innre Schmerz stark auf seine Gesundheit zu wirken. Die Frau von Zeilsdorf hatte gleich den ersten Tag nach der unglücklichen Nachricht einen Anfall von Fieber gehabt; den zweyten war sie noch bettlägrig, den dritten aber stand sie auf und klagte wenig mehr; er hingegen schien anfänglich noch so ziemlich munter, wurde aber täglich schwächer, so, daß man anfieng, für sein Leben besorgt zu seyn.

Weis bekam um diese Zeit den Ruf zu einer Predigerstelle, hielt sich aber für verbunden, seinen Patron, in den traurigen Umständen nicht zu verlassen, wollte auch des jüngern Zeilsdorfs Erziehung nicht unvollendet lassen. Er hatte überhaupt die

die Meynung: daß man nicht eher was Neues anfangen müsse, bis die vorseyende Arbeit beendigt wäre, auch Karl von Hohenkreutz hatte ihn zu seiner Bildung nöthig; dieser Kleine war über den Tod seines Namensbruders untröstlich, und gewann durch diese Theilnahme die Liebe der Frau von Zeilsdorf, die sie ihm noch nicht so ganz geschenkt hatte, wenigstens sollte er doch immer ihren eignen Kindern nachgesetzt werden, doch jetzt kam zu den angeführten Gründen noch eine besondre Fürsprache in des verstorbenen Zeilsdorf Briefe hinzu, in welchem er seine Aeltern vorzüglich bat: dieses Kind an seine Stelle treten zu lassen. Sowol Herr als Frau von Zeilsdorf konnten diesen letzten Brief nicht oft genug lesen: es schien ihnen Unterhaltung mit ihrem unvergeßlichen Sohne zu seyn. Mein Karl, sagte der Vater, spricht mir am kräftigsten zu, ihn will ich auch allein hören. Eine Stelle dieses Briefs trug besonders viel zu seiner Beruhigung bey. „Wenn ich bleibe, schrieb „er — so denken Sie, daß Gott eben so mit mir „handelt, als Sie es in meiner Kindheit thaten, „damit ich nicht draussen fallen sollte. Liebster „Vater, Ihr Sohn hat oft gestrauchelt, und war „vielleicht wieder einem Falle nahe, aber denn ist

„er

„er in Sicherheit. —" Du hattest wohl recht, sagte der Vater, mein lieber Karl! jetzt bist Du mit der guten schuldlosen Seele in völliger Sicherheit.

Ueber die kleinen Anstalten, welche ich bey Karls Begräbniß gemacht hatte, erhielt ich mehr Lob und Belohnung von der Mutter, als die Sache verdiente; auch der Vater ersetzte mir den Aufgang allzureichlich, da ich eigentlich bey den kleinen Feyerlichkeiten mir selbst ein Fest gegeben hatte.

Schon hielt ich mich einen Monat in meiner Heimath auf, und spürte zu meinem größten Leidwesen noch keine Abnahme der Gesundheit; ich fieng an zu glauben: daß mein so inniger Wunsch, zu sterben, noch nicht so bald in Erfüllung gehen würde, als ich beym Tode Karls gehoft hatte, und verfiel hierüber in eine Schwermuth, die mir alles gleichgültig machte: denn lange hatte ich den süßen Gedanken, Karln nachzufolgen, gehegt, und mich oft im Geist begraben sehn, aber nun begann ich von diesen Träumereyen zurückzukommen, und darüber äußerst mürrisch zu werden. Weder die gütige Begegnung des Herrn und der Frau von

Zeils

Zeilsdorf, noch die Freundschaft des Herrn Weise selbst nicht der liebevolle Umgang mit meinen Aeltern, vermochte mich aufzuheitern; jeder Winke im Hause, im Garten, in der ganzen Gegend er innerte mich an Karls Verlust, um dies alles nich mehr vor Augen zu haben, wünschte ich mich vo Zeilsdorf entfernen zu können. Das Leben, wel ches ich führte, war mir auch zu einförmig, ic hatte nichts zu thun, und fand kaum noch an de Büchern einigen Geschmack. Vater Zeilsdorf mun terte mich oft auf, und rieth mir, mich zu irgen einer Lebensart zu entschließen: aber alles, wa ich wollte und nicht wollte, lag noch unentwickel in meinem Kopfe. Unter diesen Umständen erhiel ich ein Schreiben vom Lieutenant Stein, welches mich einlud, die Stelle bey ihm anzunehmen, die ich bey Zeilsdorfen bekleidet hatte. Man rieth mir, dieses Anerbieten nicht auszuschlagen, weil ich vielleicht bey Herrn von Stein die längst gewünschte Gelegenheit noch finden könnte, irgendwo als Sekretair anzukommen. Ich selbst hatte Neigung, in die Dienste eines so wackern Offiziers zu gehen, der mir meinen verlornen Freund möglichst ersetzen könnte, und machte mich zum zweytenmale mit ziemlich beruhigtem Herzen zur Abreise von

mei-

meinem Geburtsorte fertig. Meine Kasse, welche für die Lage, in die ich kam, zu stark war, theilte ich meinen Aeltern, und gab ihnen selbst die Hälfte, die ich für mich behielt, in Verwahrung; denn mit einigen Goldstücken und der von meinem Karl geerbten Uhr, die mir ein unschätzbares Kleinod war, hielt ich mich für reich genug. Noch reicher aber ward ich beym Abschiede: denn Vater Zeilsdorf gab mir ein kleines Bild meines Karls, indem er sagte: hier, Heinrich, daß Du ihn nicht vergessen mögest, denke so gut, wie er, und stirb einst als Greis so ruhig, wie mein Sohn als Jüngling starb. Ich wünsche, fuhr er fort: daß Dirs immer nach Wunsch gehen möge, und hoffe es auch. Was ich, weil ich lebe, dazu beytragen kann, kannst Du immer ohnfehlbar erwarten; daraus folgt aber nicht, daß Du in irgend einem Verhältniß mit mir stehest, welches Dir Zwang auflegte: ich muß Dir das sagen: denn ob Du gleich niemals mein Unterthan warest, so glaubst Du doch vielleicht einigermaßen von mir abzuhängen, allein, von jetzt an, bist Du völlig frey, ich wiederhole es aber, daß Dir das Recht bleibt, meinen Beystand zu verlangen; sollte es Dir nicht so wohlgehen, als ich hoffe, so komm zurück, man wird Dich in Zeils-

dorf

dorf immer unterstützen, wenn Dich auch eine ganze Welt verlassen sollte. Von so vieler Güte gerührt, küßte ich die väterlichen Hände des treflichen Mannes mit wahrer Kindesliebe, ich kannte alle Pflichten gegen meine Aeltern und liebte sie herzlich: allein, ich gestehe, daß mir Vater Zeilsdorf ein noch näheres Recht auf meine Verehrung zu verdienen schien; so groß hab' ich immer die Wohlthat geschätzt, die mir, als einem so fremden Kinde erwiesen wurde, und die meisten Menschen nur auf ihre eigne einschränken.

Mein neuer Herr empfieng mich mit vieler Freude und hatte die Güte, mich so, wie vorher, auf einen freundschaftlichen Fuß zu behandeln. Oft unterhielten wir uns mit dem Andenken des seligen Zeilsdorfs, wodurch mir Stein immer schätzbarer wurde. Ich bildete mir ein, daß Karl sich freuen würde, mich bey seinem besten Freunde in Dienste zu wissen, wenn er Nachricht hätte, von dem, was bey uns vorgieng. Aber auch dieses Glück konnte ich nicht lange genießen, denn gegen Ende des Herbsts ward Stein Kriegsgefangner und ich erhielt aus dem ersten Ort, wo man

ihn

hn hingebracht hatte, einen Brief von ihm, in welchem er mir anwies, was ich ihm nachschicken und wohin ich seine übrigen Sachen bringen sollte; zugleich machte er mir ein Geschenk mit dem besten Pferde, das er zurückgelassen hatte, und ertheilte mir den Abschied, da er nicht verlangen könnte, daß ich ihm in die Gefangenschaft folgte, und er da keinen Gehülfen zum Schreiben mehr brauche, ich auch nur bey ihm die Zeit verlieren möchte; zugleich that er mir einige Vorschläge eines bessern Unterkommens, und übersandte mir verschiedene Empfehlungsschreiben. Ich hatte zu alle dem, was Stein mir vorschlug, nicht Lust, sondern rathschlagte mit mir selbst, welche andre Laufbahn ich beginnen sollte, denn die Unruhen des Kriegs waren mir nur bey Zeilsdorfen und Stein erträglich gewesen; nie hatte ich das so bemerkt, als jetzt. Ueberdem entstand eine Neigung in mir, die dem Stolz nicht unähnlich sah, ich wollte nicht mehr von Andern abhängen, einiger Gaben war ich mir bewußt, aber was half die Erziehung, die sie ausgebildet hatte, wenn ich mir nicht getrauen durfte, für mich selbst fortzukommen. Es giebt tausend Wege, sagte ich mir selbst, die ich betreten kann,

wie wär es, wenn ich studirte? — schon einmal war ich dazu bestimmt, noch bin ich nicht zwanzig Jahre alt, es wird — es muß gehen — wohlan denn, nach Frankfurt! So fest entschlossen, reiste ich nach Dresden, überlegte unterwegens mein Vorhaben nochmals, aber nur, um Alles, was zu seiner Ausführung gehörte, zu beherzigen. Von Dresden aus schrieb ich an Vater Zeilsdorf und machte ihm meinen Entschluß bekannt, hatt auch bald das Vergnügen, Antwort zu erhalten, und ihn sowol von ihm, als von meinem Lehrer gebilligt zu finden; Mein Geld, warum ich gebeten hatte, wurde mir ebenfalls geschickt. Zwar hätt dieses besser nach Frankfurt gesendet werden können allein, ich lernte einen Offizier kennen, der nach Pommern reisen und bald zurückkommen mußte. Durch diesen bat ich, es mir zu übermachen. Die Stund meiner Thorheit war gekommen, ich wollte auf einmal galant und als ein Mann von Ansehen geachtet seyn, und so ließ ich denn, sobald meine Baarschaft ankam, einige Röcke nach dem besten Geschmack machen, und kaufte dazu alle nur ersinnliche Bedürfnisse der Galanterie. Bey diesen glänzenden Anstalten, nahm mein Geld nicht nur al

son

sondern es reichte nicht einmal aus, und ich blieb überall rückständig; das Pferd hätte ich gern verkauft, es schien mir aber nöthig, darauf nach Frankfurt zu reiten; ich wollte mir sogar noch Eins kaufen, wenn das Geld ankäm, um welches ich zum zweytenmal nach Zeilsdorf geschrieben hatte, wollte einen Bedienten mitnehmen, denn ich hielt dafür, es sey nicht schicklich, wenn Herr Robers den Mantelsack hinter sich aufs Pferd gebunden hätte. Vater Zeilsdorf und Lehrer Weise kamen mir, bey Gelegenheit der zweyten Recrutirung meiner Kasse, in den Behandlungen, welche ich zu diesem Zweck schon angefangen hatte, mit ihren wohlgemeinten Erinnerungen in die Quer, ich ward gebeten: gut zu wirthschaften, weil ich in Frankfurt viel brauchen würde, da nun auch Ersterer das Versprechen hinzufügte: daß er mich, wo es nöthig wäre, unterstützen wollte, wenn ich seine vorgeschriebenen Regeln beobachtete, und allezeit auf der Bahn der Ordnung bleiben würde, meinte das Gewissen, Pferde und ein Bedienter möchten wol zu dieser Ordnung nicht gehören, und ich kam von meinen glänzenden Anstalten zurück. Jemehr ich nachdachte, jemehr Gründe fand ich, welche

welche die Vorstellungen des Herrn von Zeilsdorf unterstützten; ich kaufte nichts mehr, bezahlte nur, was ich schuldig war, band den Mantelsack auf meinen muthigen Rappen, und begann auf seinem Rücken die Reise nach Frankfurt.

Schluß des ersten Theils.

Heinrich Robers Begebenheiten.

Aus den Jahren 1740 bis 80.



Zweiter Theil.

Leipzig und Riga,
bey W. C. A. Müller, 1794.

Erstes Kapitel.

in welchem der Leser einen Mann kennen lernt, an dem alle lockre Bursche ein Beispiel nehmen können.

Es war am Morgen eines schönen Herbst-
ags, als ich mich auf meinen Rappen setzte, und,
nit einem Herzen von verschiedenen Regungen durch-
strömt, die Thore von Dresden erreichte; mit einem
Paß vom Kommandanten versehen, durfte mir für
meine Sicherheit nicht bange seyn, da ich nun von
dieser Seite nichts zu befürchten hatte, und noch
überdem ein schönes Pferd, einen, mit allen Be-
dürfnissen der Kleidung versehenen Mantelsack, wo-
innen 50 Dukaten waren, nebst einer Börse mit
Silbergeld besas, so dünkte ich mich an Glück
über Alles in der Welt erhaben zu seyn. Die Frey-
heit, der ich mir nun bewußt war, und die das
größte Gut der Menschheit ist, hob meinen Muth
über alles empor; leicht wallte in dieser Gemüths-
verfassung die ganze Schöpfung mir vorüber,
und ich fühlte einen Anspruch auf Alles das, was
sie enthielt. Die so in prächtigen Wagen vorbey-
fahren, schienen meines Gleichen zu seyn; der
Fußgänger, der beladen vorübergieng, erfüllte

 mich

mich mit Freude über mein beßres Schicksal. Ich ward von einer Menge Armen angesprochen, und wenn es mir Vergnügen machte, ihnen mitzutheilen, so hatte doch der Stolz, darum gebeten zu werden, eben nicht den kleinsten Theil an meinen wohlthätigen Empfindungen. Plötzlich wurden solche angenehme Gedanken von den Erinnerungen an meinen guten Karl, an so viele Jahre, die ich mit ihm durchlebte, wie von einem gräßlichen Gespenst verscheucht: die innigste Wehmuth trat an die Stelle der Freude, und ich wünschte diese Zeiten mit Aufopferung aller andern Vortheile wieder zurück. Von solchen abwechselnden Gefühlen begleitet, setzte ich meinen Weg fort, ohne daß mir irgend ein merkwürdiger Zufall begegnet wäre. An jedem Ort, den ich durchzog, nahm ich mir vor mein Pferd zu verkaufen, um es nicht durch die Reise zu verderben, und denn mit der Post weiter zu gehen; immer aber fand ichs, wenn es dazu kommen sollte, ohnmöglich, mich von meinem geliebten Gaule zu trennen, denn es war die erste lebendige Kreatur, die ich mein nennen konnte und noch dazu Eins von den stolzen Thieren, dessen Werth von fünfjährigen Knaben an das ganze männliche Geschlecht so besonders schätzt: ich beschloß

schloß also, es bis Frankfurt zu behalten, und zwischen jedem Reisetag einen Rasttag zu machen, um den Gaul nicht zu stark anzugreifen. Als ich noch eine starke Tagereise von dem Ort meiner Bestimmung war, kehrte ich Mittags in einem Dorfe ein, aber wie erschrack ich, als ich abstieg, da ich mein Felleisen, den Inhalt meiner ganzen Habseligkeiten vermißte. Ein Mann, der, wenn er von der Reise zurückkomt, sein Haus und Hof in Asche gelegt findet, kann nicht mehr erstaunen, als ich bey diesem Anblick. Unentschlossen stand ich eine Weile da, und sah meinen Rappen und meine Uhr, wie dieser seine Brandstelle, an; der Gedanke: daß diese beyden Stücke jetzt mein einziger Reichthum waren; und daß von dem Gelde, was ich daraus lösen würde, mein abgebranntes Glück wieder aufzubauen sey, war mir jetzt das, was diesem sein Grund und Boden und die Hofnung der Brandsteuer ist. Leute, welche bey einem Unglücksfalle gleich verzagen, und sich erst einige Stunden lang versichern, es sey für sie in der Welt kein Rettungsmittel mehr aufzufinden, ehe sie sich entschließen, dieses Mittel aufzusuchen, solche Leute werden mir nicht glauben, daß einem abgebrannten Mann sogleich sein Grund und Boden und die

Brandsteuer, so wie mich bey meinem verlohrnen Mantelsack, mein Rappe und meine Uhr in etwas beruhigen konnte. Was mich betrift, so muß ich doch am besten wissen, was in mir vorgieng, und einen abgebrannten Mann, der bey seinem Unglück eben sobald Trostgründe fand, habe ich selbst gekannt. — So seyd ihr und der Mann sehr leichtsinnig gewesen — nichts weniger, mein Herr! Wir nahmen nur sogleich das Mittel zur Hand, dessen Ihr Euch erst nach dem Ausbruch des stärksten Fiebers bedient, blieben also gesund, und konnten ruhig überdenken, was weiter zu thun war, da Ihr hingegen im Paroxismus eine Menge vergeblicher Klagelieder anstimmt, die Hofnung mit all' ihren Labetränken von Euch stoßt, und sie erst, nachdem ihr jämmerlich matt seyd, und die Zeit verloren habt, wieder zurückruft. Damit Ihr mich aber nicht allzuunempfindlich gegen mein Unglück halten mögt, will ich Euch doch im Vertrauen berichten, daß mir mein verlorner Mantelsack bey alledem ziemlich nahe gieng Es ist wahr, seys mir nun Ehre oder Schande! mein Pferd und Uhr standen nach kurzem Nachdenken, wie zwey Trostprediger vor mir, den Augenblick aber darauf stieg der Gedanke auf, obs nicht möglich

seyn,

sey, den Mantelsack wieder zu finden? Ohne viele Umstände machte ich eine Bewegung, wieder aufzusteigen, um die Untersuchung vorzunehmen, der Wirth aber, der diese Bewegung bemerkte, fürchtete, dadurch etliche Groschen zu verlieren, und fand vor besser, mich von meiner schnellen Abreise abzuhalten. Geschwind schritt er aus seiner Hausthüre zu mir hin und fragte: Wollen Sie nicht futtern? — Ich wollte, aber ich muß erst einmal zurück reiten, weil ich meinen Mantelsack verloren habe. — Ei, ei, sind Sie durch den Wald geritten? — ja! — nun da werden Sie ihn schwerlich wiederfinden; es passiren alle Augenblicke Menschen durch, und hält sich allerhand Gesindel darinnen auf — hatten Sie denn was Wichtiges darinnen? — Freylich: Geld, Kleider und Wäsche. — Ei, das ist zu bedauern — wenn Sie also meynen, daß ich umsonst zurückkehren würde, so muß ich meinen Verlust vergessen, und nun bin ich gezwungen, mein Pferd zu verkaufen: denn weil ich heute vergaß, aus dem Mantelsack Geld zu nehmen, so hab ich kaum vier Groschen bey mir, und könnte daher nicht weiter reisen. — Ich beklage, aber das Verlorne werden Sie, wie gesagt, schwerlich wiedersehn, es ist freylich ein gros-

ſes Unglück, aber doch gut, daß Sie noch das Pferd zu verkaufen übrig haben; er gieng um daſſelbe herum, und ſuchte Fehler an ihm auf, und nachdem er deren ein halbes Dutzend genannt, ihm ins Maul und in die Augen geſehn hatte, verſicherte er mich, es ſey ein alter Gaul und nicht viel werth. Verdrüßlich hierüber, zog ichs in den Stall. Indem ich mit dem Wirthe ſprach, geſellte ſich ein Mann, mit einer runden Perücke, in einem grauen Ueberrock, zu uns, beſah mich und das Pferd, mich mit Verdacht habenden, jenes mit forſchenden Mienen. Als ich es in den Stall führte, zog er den Wirth auf die Seite, und flüſterte mit ſehr zuverläßiger Miene, ganz nahe an dem Stalle, in welchem ich, vermittelſt eines Lochs, alles ſehen und ihr Geſpräch hören konnte; ein Umſtand, an den ſie vermuthlich nicht gedacht hatten. Der Inhalt ihrer Unterredung war folgender: die Geſchichte vom verlohrnen Mantelſack ſey erlogen, das Kleid, was ich trüg, die Uhr und das Pferd hätte ich geſtohlen, wo würde ich denn ſonſt eine ſo hübſche Schabracke, Sattel, Piſtolen und alles Uebrige herhaben, da ich doch noch ein junger Menſch ſey, der noch nichts rechts vorſtellen könnte; wär ich ein junger Herr vom Stande, ſo

würde

würde ich nicht ohne Begleitung reisen, und wenns ja wahr sey, daß ich Etwas verlohren hätte, so wär es gewiß aus Angst, ertappt zu werden, geschehen; der Wirth wendete zuweilen ein Billiges: — ich sollte nicht meynen, — ein; auch war es dem Fremden eben nicht ungelegen, daß er Anstand nahm, seinem Argwohn beyzutreten, denn er wollte die Sache nicht untersucht wissen, sondern nur dem Wirth die Gefahr, dergleichen Sachen zu kaufen, beybringen, deswegen hielt ers auch für nöthig, sein eignes; — ich sollte wohl auch nicht meynen; — zuletzt mit des Wirths seinem zu verbinden. Ja, er bezeigte sogar, im Fall ich ein solches Verbrechen begangen hätte, meiner Jugend wegen einiges Mitleiden mit mir, weil ich die That noch bereuen könnte, weswegen er lieber die Sachen an sich handeln wollte, um sie mit nach Frankfurt zu nehmen, wo er sie leicht wieder verkaufen könnte; mir aber wollte er rathen, mich sobald als möglich zu Fuße aus dem Staube zu machen; — ich werde, fuhr er fort, den Antrag jetzt machen, und ihm baar Geld geben, denn wird er vermuthlich was drauf geben lassen, denn dergleichen Bursche sind locker, lasse Er sich nur gut bezahlen, denn wollen wir ihn laufen lassen, und, wenn ich einen guten

Handel

Handel thu, soll Er auch noch ein Paar Gulden haben, ich werde die Sachen schon wegbringen; Ihm aber könnt's entsetzlichen Verdruß machen, wenn er sie kaufte. Der Wirth ließ sich überzeugen, daß nichts bessers zu thun sey, als mich dem grauen Mann zu überlassen; er gieng an seine Geschäfte, ich aber trat aus dem Stall heraus, dem grauen Mann, der auf mich zukam, meinen Paß zu zeigen, und mich mit ihm zu zanken. Allein, meine Aufmerksamkeit bekam eine andre Richtung: der Gegenstand desselben war ein Wagen mit vier Pferden, der eben zum Thor herein gefahren kam; ich hätte ihn vermuthlich so gleichgültig als mein Kaufmann kommen sehen, der auf nichts als seinen Handel dachte, und sich kaum umsah, aber der Anblick einer bekannten Equipage riß mich nach der Thüre hin. Hier sah ich nun mit überraschender Freude den Herrn von Reichenau aussteigen; der Gedanke, daß ich, durch die Ankunft eines Bekannten, bey dem Wirth und dem grauen Mann in ein größeres Ansehen kommen würde, gesellte sich zu dem Vergnügen, einen Mann wieder zu sehen, den ich hochschätzte; ich vergaß Unglück und Verdruß, eilte an den Wagen, und wurde augenblicklich erkannt. Ei, lieber Roberts, sagte Reichenau, und legte

seine

seine Arme auf meine Schultern, wie treffen wir hier zusammen? Ich erzählte ihm in der Geschwindigkeit die Begebenheiten meiner beyden Herren, und die Absicht', die ich jetzt hatte, die Universität zu beziehen; außer diesem Entschluß wußte er schon alles, und sprach mit lebhafter Traurigkeit von Zeilsdorfs Tode, mir aber wünschte er zu meinem Vorhaben Glück. Ich kann dessen, antwortete ich, nicht viel hoffen, da ich schon beym Anfang unglücklich gewesen bin, denn ich hab heute mein Felleisen, und mit ihm meinen ganzen Reichthum — Verlohren? fiel Herr von Reichenau ein, so ist's vielleicht das, welches wir gefunden haben — Leute! den Mantelsack her! er wurde abgepackt, und o! welche Freude, es war kein andrer, als den ich schon verrechnet hatte. Der Anblick einer verlohrnen Geliebten kann kaum ihrem Liebhaber reizender seyn, als mir das Wiedersehn meines Felleisens. So gelassen ich seinen Verlust ertragen hatte, so groß war hingegen die Freude, ihn wieder zu sehen. Er ist's! schrie ich hoch auf, und öfnete ihn, um, durch Zeilsdorfs Bild, den Herrn von Reichenau von der Wahrheit zu überführen. Er versicherte mich aber, daß er auch ohne dies nicht daran gezweifelt hätte, und wünschte mir vom Herzen

zen Glück, zu diesem erwünschten Zufall. Wir giengen nun in die Stube, wo ich mich zu ihm setzen und mich anschicken mußte, die Begebenheiten zu erzählen, von denen ich Augenzeuge gewesen war. Der Wirth gesellte sich auch bald zu uns, und war unerschöpflich in Versicherungen, daß er mich gleich für einen sehr anständigen Herrn gehalten hätte, und sich selbst recht sehr freute, daß ich doch das Meinige wieder hätte: Sie können Gott danken, sagte er, daß der gnädige Herr hier justement gefahren kam, wie das Felleisen so zu freyen Händen im Wege lag; ein Andrer wär wol nicht so ehrlich gewesen, es Ihm wieder abzugeben, oder Sie hätten wenigstens beweisen müssen, daß Sie ihn nicht gestohlen hätten, denn es giebt Leute, die gleich das Schlimmste von Allen glauben; mit diesen Worten zielte er offenbar auf den grauen Mann, aus welchem er sich nicht mehr viel machte, weil er ohnehin wenig verzehrte. Nachdem der Herr von Reichenau meine Geschichte gehört hatte, erzählte er mir hinwiederum die Seinige. Die jetzige Reise that er, einer erhaltenen Erbschaft wegen, ins Brandenburgische. Da mir seine mißliche Lage bekannt worden war, freuete ich mich aufrichtig, ihn dadurch aufgeholfen zu sehen.

Nun

Nun gieng er mit mir in den Hof, ließ meinen Rappen vorführen, und besah ihn: er bot mir 20 Friedrichsd'or, welche ich ohne weitere Umstände annahm, unser Handel war also gleich geschlossen und wir giengen in die Stube zurück. Der graue Mann, der über meine Bekanntschaft mit dem Edelmann in Erstaunen und über den Anblick meines Mantelsacks in Entsetzen gerathen war, schlich sich nach uns in die Stube, und setzte sich gegen über in einen Winkel. Er war schon vorhin zugegen gewesen, als der Wirth seine Sticheleyen auf ihn auskramte; aber er that, als wüßte er nicht, worauf er zielte; jetzt sah er mich so unfreundlich an, als wenn ich ihm geflissentlich ein Herzleid zugefügt hätte. Die Beleidigung, die dem guten Mann wiederfuhr, wurde durch das Gebot des Herrn von Reichenau bey weitem vergrößert; er schielte uns Beyde, als seine Widersacher an, und seufzte laut über die Bedrückungen und Fehlschläge, die einen ehrlichen Mann zuweilen kränken. Nun trugen die Bedienten kalte Küche und Wein auf, wozu mich ihr Herr einlud. Den armen Graurock traten die Thränen in die Augen, als er sah: daß es dem Gottlosen so wohl geht, und hingegen ihm sein Tyrann, der Geitz, nichts als

Brodt und Käse nebst ein wenig Bier zu genießen erlaubte; aber nun fand sich unvermuthet eine Entschädigung für ihn; Reichenau sagte mir: daß er das Pferd bis zu seiner Zurückkunft einem Bekannten in der Nachbarschaft aufzuheben geben wollte, und fragte mich, wie ich die Reise bis nach Frankfurt zu beendigen gedächte? wohin er mich selbst bringen würde, wenn es nicht zu sehr von seinem Wege abgelegen wäre. Ich versetzte: daß ich mir Mühe geben wollte, in diesem Dorfe eine Fuhr zu erhalten. Sogleich sprang der graue Unbekannte auf, nahte sich mir und sagte: wenn es Ihnen beliebt, so können Sie mit mir fahren; meinetwegen, erwiederte ich, und dachte schon an den Zeitvertreib, welchen ich mir unterweges mit ihm machen wollte. Der Herr von Reichenau glaubte nicht anders, als daß der Mann mich umsonst mitnehmen wollte, und sagte mit vieler Freundlichkeit: das trift sich gut, lieber Robers; dafür können Sie dem Herrn da Dank wissen; O! setzen Sie sich doch, Herr — wie heißen Sie? — Knauser ist mein Name, gnädiger Herr! — Nun Herr Knauser, ein Glas Wein. — O! Sie sind gar zu gnädig, ich weiß nicht, ob ichs wagen darf — Was wirds Ihnen denn schaden? — Nun auf ho-

he

hes Wohlergehn — Danke. Gleichfalls auf Ihre Gesundheit, Herr Knauser. — Ich danke gehorsamst. — Noch Eins! und essen Sie auch ein wenig gebratnen Haasen, Schinken, Kuchen. — Ey, das möchte wol zu viel werden. — O, wenn man reist, hat man Bewegung, da muß man auch was zu zehren haben. Herr Knauser versicherte: daß er nicht viel genießen könnte, genoß aber, indem er sich immer nöthigen ließ, so viel, daß die Bedienten des Herrn von Reichenau nichts mehr abzuräumen hatten. Unterdessen fragte ihn dieser, wer er eigentlich in Frankfurt wäre? ach, sagte Knauser, mit vielen Seufzern und einem kleinlauten Ton: ich lebe daselbst von meinem Bischen Armuth, und muß alles zusammen nehmen, um bey diesen schweren Zeiten nur halbweg auszukommen; demohnerachtet dien' ich zuweilen meinem Nächsten, und hab voriges Jahr einem Pachter in dieser Gegend 100 Thaler geliehen, deswegen hab' ich auch, weil dieser sich nicht mit der Bezahlung einfinden wollte, diese kostbare Reise gethan, aber, leider, den Mann nicht angetroffen, und so hab ich immer den größten Schaden von meiner Gutmüthigkeit. So oft von unsrer gemeinschaftlichen Reise angefangen wurde, brach Knauser so

kurz als möglich ab, weil er sich vor der Frage hütete, wie vor einem Feind, ob ich was geben sollte, daß er mich mitnähme; er hatte ausgerechnet: daß er die Bewirthung des Herrn von Reichenau seiner Meynung, als ob er mich umsonst mitnehmen wollte, zu danken hätte; und befürchtete, um ein Stück Kuchen und einige Gläser Wein zu kommen, wenn er das Gegentheil erklärte, oder er mußte sagen, daß er mich umsonst mit nach Frankfurt nehmen wollte, welches keineswegs sein Wille war. Es schien mir, als läse ich dieses Alles in Knausers Gesicht, und weil ich mich wegen der Beschuldigung, die er mir vorhin aufgebürdet, ein wenig rächen, und ihm einen kleinen Schreck einjagen wollte, so fragte ich ihn den Augenblick, als der Kaffee aufgesetzt wurde, was ich wol für das Mitnehmen nach Frankfurt bezahlen müßte? — Der Mann sah wirklich verlegen aus, besonders da Herr von Reichenau ihn schnell ansah, und zwar mit einer Miene, welche sagen wollte: vermuthlich nichts — Das — das — wird sich wohl machen, antwortete Jener. Ists nicht eigenes Fuhrwerk? fuhr Reichenau zu fragen fort. — Nein, gnädiger Herr! es ist gedungen; o! die Pferde und das Futter sind zu theuer. —

Unter-

Unterthänigster Dank, soll ich denn auch Koffee trinken! Nun, ich muß Ihrem Befehle gehorchen — ja, ich wollte sagen, daß ich bey meinen schlechten Umständen keine Pferde halten kann; zumal bey so betrübten Zeiten; sind doch die Fuhren theuer genug. Diese hier, welche ich ohne die äußerste Noth nicht genommen hätte, kostet mich soviel, daß ich das vierte Theil der Schuld, um die ich reiste, und die ich nicht einmal bekommen habe, darauf rechnen kann; aber was will man machen, lieber Gott! man hat Mühe und Verlust bey dem Bischen Armuth. — Solchergestalt wurde das Gespräch von meinem Beytrag zur Reise glücklich abgewendet, und Knausers Miene heiterte sich um vieles auf, er hatte sich nichts vergeben, und doch dabey drey Schaalen Kaffee, nebst einer Pfeife Knaster vom Herrn von Reichenau verzehrt. Diese Vortheile verdienten wol ein freundliches Gesicht. Ich beschloß auch: ihn nicht mit weitern Fragen auf die Folter zu spannen, denn da ich mit ihm reisen sollte, so fand ichs nicht rathsam, ihn mir zum Feinde zu machen, auch fuhren wir, nach genossenem Segen des freygebigen Herrn von Reichenau, von beyden Seiten sehr vergnügt, als die besten Freunde davon.

Das

Das zweite Kapitel.

Herrn Knausers Verdienste entwickeln sich dem Leser immer mehr.

Den ersten Stof zur Unterhaltung zwischen mir und Herrn Knauser gab Herr von Reichenau her, den er bis an den Himmel erhob, von welchem er versicherte, nie einen so höflichen und würdigen Herrn gesehen zu haben, und nichts mehr wünschte, als demselben in seinem Leben wieder einmal dienen zu können; wozu er aber wol niemals Gelegenheit haben würde. Von mir war er überzeugt, ich müsse ein sehr rechtschaffner Monsieur seyn, weil so ein braver Herr mein Freund wär. Also, antwortete ich, halten Sie mich doch nicht mehr für einen Spitzbuben, der die Leute tod schlägt und ausplündert? Ey bewahre! fuhr er auf, wer hat denn daran gedacht? — Ich hab es gehört, wie Sie es zum Wirth sagten. — Bey Leibe! der Wirth hatte solche Gedanken, die ich ihm aber auszureden suchte; also haben Sie es doch mit angehört? Nein, da irren Sie sich, mir ists nicht in den Sinn gekommen, der Wirth sagte es. Ich that, als glaubte ichs meinem Begleiter, und wir sprachen von was andern. Er hatte gesehen, daß

mir der Herr von Reichenau das Pferd fast ganz in Kremnitzer Dukaten bezahlt hatte, und machte schon einen Anschlag darauf; als ich ihm sagte, daß mein übriges Geld beinah ganz in gutem Golde bestünde, vermehrte sich seine Freundschaft zu mir zusehend. Das ist gut, mein lieber Sohn, sagte er mir, mit schmeichelnder Stimme: da können Sie was daran gewinnen, wenn Sie es in Kourant umsetzen, und alsdann wieder in Münze; ich weiß zwar nicht, wie der Geld-Kours steht, aber ein kleiner Nutzen ist auch gut. Ich bin ein Mann, der jungen Leuten gern beysteht, wann Sie bey mir bleiben wollen, so will ich Ihnen ein Stübchen eingeben, und Sie mit an meinen Tisch nehmen, ich werde es schon billig mit Ihnen machen, es ist zwar jetzt alles abscheulich theuer, so wol die Quartiere, als auch die Kost; aber ich werd es schon, wie gesagt, mit Ihnen billig machen. Der Mann machte meine Aufmerksamkeit rege, es war mir nicht unangenehm, schon unterwegens meinen Wirth zu finden, auch war mir der Gewinst bei dem Umsezen des Geldes nicht zuwider; ich sagte ihm: daß ich sein Anerbieten, das Quartier betreffend, annähme; und auch das Umsetzen des Geldes eingienge, da ich es doch nur zum Ausgeben brauchte.

Freylich,

Freilich, freilich, sagte Herr Knauser, überhaupt, wenn Sie sich mir überlassen wollen, so können Sie auf mehr als eine Art dabey gewinnen, und immer Ihr Studieren dabey fortsetzen. Wie das? fragte ich — Er klopfte mich aufs Knie, und sagte leise: auf Pfänder leihen, auf Pfänder! so mach ichs auch mit meinem Bischen Armuth, daher hab ich noch zuweilen einen kleinen Vortheil. Eben nicht geneigt, diesen Rath anzunehmen, wollt ich doch gern wissen, wie weit es mein Reisegefährte in diesem Handwerk gebracht hätte, und stellte mich, als ob ich Lust hätte, sein Schüler zu werden. Mit treuherziger Miene fragte ich: ob denn wirklich Etwas bey einer solchen Unternehmung zu verdienen sey? Je nun! antwortete er, freylich ist aller Anfang schwer, wenn Sie sich aber mir überlassen wollen, und wenig Prozente nehmen; damit Sie Kunden bekommen, so wirds schon gehen. Ich machte es anfänglich eben so, und gab soviel auf ein Pfand, als man verlangte, nahm wenig Interessen. Jetzt aber denken die Leute: Gott, wenn sie nur etwas Geld kriegen, die Zeiten werden immer schlimmer; nun wissen meine Kunden einmal, daß ich im Verlag bin, also geb ich nicht mehr soviel darauf, und nehm auch mehr Profit.

Auf

Auf Silber und Schmuck muß man nun freylich die Hälfte des Werths geben, wenn es nicht bald eingelöst wird, so läßt man die Interessen einige Zeit auflaufen, mahnt vier- auch fünfmal, können sie es denn nicht einlösen, nun so verfällts und man hat großen Vortheil. Kommen Kleider, so giebt man ein Weniges darauf, und nimmt 15 bis 20 Prozente, dann verliert man auch nichts dabey, wenn es verfällt. Dies ist die leichteste Art zu Etwas zu kommen, aber alles mit der Zeit, anfangs muß man sich freylich oft einen kleinen Verlust gefallen lassen; geben Sie mir nur Ihr Geld, ich will die Sache einrichten, bis Sie bekannter sind, und bis Sie es völlig wissen, wie man es in diesem Geschäft anzufangen hat. Freylich von Allen muß man auch nicht solche hohe Interesse nehmen, sonst verfällt man in Strafe; aber die jungen Leute, die bey uns studiren, danken Gott, wenn sie's bekommen, und sagen gern nichts, und auch andre Leute, wenn sie einmal wissen, wo sie zu allen Zeiten Geld bekommen, so sehn sie was nicht an. Knausers Anerbieten, mit meinem Gelde die vorgeschlagene Einrichtung zu machen, öfnete mir die Augen immer mehr; ich merkte, daß er mir eine Falle stellen wollte, um in derselben meine Baarschaft

schaft zu fangen, allein, auch ohnedies erfüllte mich der Unterricht und die Art, Bedrängte vollends auszuziehen, mit unauslöschlichem Abscheu gegen ihn; da ich aber vor der Hand Quartier bey ihm nehmen wollte, — es auf immer bey ihm zu behalten, schien mir jetzt nicht mehr möglich — so ließ ich ihn noch in dem Glauben, daß ich seinen Rath annehmen würde. So oft wir an ein Wirthshaus kamen, ließ er halten, und forderte zu trinken; welches er mich indessen zu bezahlen bat: weil er nichts von kleiner Münze bey sich hätte; da ich unserm Kutscher allemal auch ein Gläschen einschenken ließ, so wurde er so sehr mein Freund, daß er in der Nachtherberge Gelegenheit suchte, mich allein zu sprechen, wo er mir sagte: ich möchte dem alten Knauser für die Fuhre ja nichts vergüten, sie kostete ihm selbst nichts; denn weil sein Herr den alten Geizhals 50 Thaler schuldig sey, um die er ihn erbärmlich marterte, ob er gleich gutes Pfand hätte, und hohe Interessen nähme, damit er nur das Pfand noch behalten und Geduld haben möchte, so hätte er ihm gern diese Fuhre umsonst gethan, welche jener Pachter denn doch vielleicht noch bezahlen müßte. Lassen Sie sich also, fuhr der Knecht fort, da Sie dieses wissen, keine Bezahlung abdrin-

abdringen, denn, er soll nicht noch mit meines Herrn Fuhrwerk wuchern. Ich nahm mir vor, aus dieser Nachricht Nutzen zu ziehen: damit aber noch Knauser einigen Vortheil für den Platz haben möchte, den er mir im Wagen gab, beschloß ich: ihn unterweges frey zu halten, er war also des Morgens und Abends mein Gast, und ließ sichs, nachdem er vorher seine gewöhnlichen Bedenklichkeiten, obs ihm auch schaden möchte, geäußert hatte, herrlich schmecken. Als ich den Wirth bezahlte, fiel mir ein, den alten Geizhals doch ein wenig zu ängstigen: ich schickte also jenen an ihn ab, daß er ihn für seinen Theil des Abendessens und Frühstücks mahnen sollte, wenn er sich denn eine Weile würde gezankt haben, sollte die Wirthinn dazwischen kommen und sagen: es sey ein Irrthum vorgefallen, ich hätte schon alles berichtigt; die Wirthsleute kannten Knausern schon, und weil Jeder des Geizigen gern spottet, so schlugen sie ganz willig in den Scherz ein, der auch nach Wunsch ausgeführt wurde; als er nun durch die Wirthinn besänftigt war, gieng ich in die Stube, um zu sagen, daß angespannt sey. Er zitterte noch, und war ganz blaß; ich fragte: ob er sich über was geärgert hätte; aber er gestand nichts, sondern ver-

versicherte, es sey ihm gar nicht wohl, welches er dem gestrigen Abendessen zuschriebe, ich schlug ihm ein Glas Kümmel vor, dies würde ihm, wie er selbst meynte, gute Dienste thun, und als es genossen war, fuhren wir abermals in Frieden weiter. Wenn Knauser überlegte, was er von der Bewirthung des Herrn von Reichenau an, wozu ich ihm doch auch verholfen hatte, bis zu gegenwärtiger Stunde, durch mich und von mir genossen, und was er ferner von meinem Leichtsinn und meiner Einfalt noch zu genießen hoffte, so sah er mich als einen Schatz an, den er unterwegs gefunden; deswegen war er auch meiner Bequemlichkeit wegen sehr besorgt, fragte alle Augenblicke: wie ich säße, rückte, so viel er konnte, zusammen, und beklagte das Unbequeme des Wagens, da er doch so viel kostete. Als wir nach Frankfurt kamen, stiegen wir vor einem großen Hause ab, welches sein eigen war; nachdem wir, durch den Hof und durch eine Menge kleiner Gänge, über Wendeltreppen gestiegen waren, gelangten wir endlich in ein Stübchen, mit elendem Geräth versehn; mein Wirth sagte mir, er hätte im Vorderhause alles vermiethet, weil er nicht viel Platz brauche, und auch im hintersten Theil nichts behalten, als drey Gemächer, wovon er

mir

ir Eins geben wollte. Wir fanden Knausers Schwester, eine Wittwe, die ihm das Hauswesen esorgte, in einem nachläßigen Anzuge, vielleicht ar es der, dem weiblichen Geschlecht eigne Aer- er, wenn eine Mannsperson sie so findet, dem h das saure Gesicht von der Frau Freundel zu anken hatte: denn sie konnte ihrem Bruder wol trauen, daß er nicht ohne triftige Gründe, eben n die Mittagszeit einen Fremden einführen würde, a er sie aber in die Kammer rief, und ihr ver- uthlich sogleich die Ursach meines Erscheinens er- fnete, so kam sie, mit einem reinen Halstuch und Schürze geziert, und zugleich sehr freundlich wieder eraus, machte wegen ihres vorigen schlechten An- ugs eine Entschuldigung, und trippelte hinaus, m das Mittagsessen zu besorgen; während diesem igte mir mein Wirth das Gemach, welches er ir eingeben wollte. Es war kein Ofen darinnen, as hielt er aber vermuthlich nicht für nöthig, denn : hatte ausgerechnet, daß bei meiner Bereitwillig- eit, das Geld und die Uhr wol ziemlich in seinen länden seyn müßte, ehe es noch zum Einheitzen käm, nd denn hätte ich mir immer eine andre Wohnung ichen können; bis dahin aber wollte er meiner ersichert seyn, daher warnte er mich vor allem

Umgang

Umgang, sowol mit Studenten, als andern jungen Leuten, weil die Jugend leicht zu verführen sey, und ein Jeder darauf lauerte, Unerfahrne ums Geld zu bringen. Was ich dem Geitzhals für den Tisch und ein Bett geben sollte, konnte ich gar nicht erfahren, er versicherte mich immer, wie kostbar jetzt alle diese Dinge wären, weshalb ich mit meinem Bischen Gelde nicht weit reichen würde, wenn ich nicht in seine Hände gefallen wär; daß ich keinen Wechsel von Hause erwartete, hatte er schon von mir gehört. Frau Freundel deckte, als sie zubereitet hatte, ein sehr schmutziges Tischtuch auf, dem alles übrige Geräthe, womit sie den Tisch versah, völlig entsprach, und am Ende wurde eine Wassersuppe aufgesetzt, der sogar das Salz mangelte, welches ich aber hinzuzuthun, wenn es nöthig sey, ersucht wurde. Den zweyten Gang machte ein Fisch, der nur aus vier Stückchen, und diese meist in Schuppen und Gräten bestanden, daher auch mein Magen sich noch in eben den Umständen, wie vorher befand. Knauser versicherte nun: er sey hinlänglich gesättigt, und bat mich, so vorlieb zu nehmen, indem er mir zugleich anzeigte, daß ich heut sein Gast sey, morgen aber würde ich erst sein Kostgänger werden. Auf diese Art wurde

unsre

unsre erste Mahlzeit beendigt, für die wir hauptsächlich um Segen bitten mußten. Nach dem Essen kam ein Jude, mit welchem sich Knauser in ein Zimmer begab, das für mich wie der Eingang ins Paradies, verschlossen blieb. Nach einiger Zeit kamen sie heraus, und ich wurde gefragt, wie viel es wol an der Uhr sey? Gelt, sagte Herr Knauser, der Herr hat eine schöne Uhr? Levit bat, sie ihm zu zeigen, besah sie auf allen Seiten, zuckte die Achseln, meynte: er wolle sie mir nicht verachten, und gab sie mir wieder. Was thut das alte Gold wol gegen sächsische Drittel? fragte Knauser — S'ist nix zu machen, antwortete Levi, seit etlichen Tagen ist so viel Gold in der Stadt, daß man noch froh ist, wenn mans gegen Drittel umsetzen kann. — Je, das ist gar nicht möglich. — Nun belieb der Herr auszuzehen, so werden's hören, was hob ich davon? — Aber das ist mir nicht lieb; hier der Herr hat schöne wichtige Dukaten; ich machte ihm Hofnung, was darauf gewinnen zu können. — Nu, wir wöllen sehen, mer wart an Tag. — Ja lieber Levit, geb Er sich Mühe, der junge Mensch hier braucht viel, und muß seine Kasse zu verstärken suchen, er wird hier studieren und bey mir logiren, ich muß daher auf seinen

Nutzen

Nutzen sehen: Herr Robers wird schon erkenntlich gegen Ihn seyn, und ich selbst werde ihm gern Etwas für seine Mühe geben. — Nu! was hilft viel Redens, Sie kennen mich doch? wes will mer machen, a klåner Genuß ist ach mitzunehmen; wer wees, kann mer was gewinnen, wenn mer Münze nimmt. — Ach! das wär ja das Letzte; geh Er mir doch! — Was wöllen Sie mich verdenken, Herr Knauser! Sie mögen sich erkundigen selber, mer sag ich doch nich. — Knauser stritt sich noch eine Weile mit ihm, und als er weg war, gieng er selbst, um, wie er mir sagte, die Wahrheit herauszukriegen. Ich hatte es mit dem Knecht, der uns gefahren, abgeredet: daß er sich des Nachmittags unter dem Fenster zeigen sollte, um mir eine gute Wohnung anzuzeigen. Ich richtete nun, als ich allein war, meine Augen beständig nach der Gasse, auf den Menschen zu lauern, denn der Aufenthalt in diesem Hause war mir schon unerträglich geworden, und ich war bereit, da mein gewesener Fuhrmann nicht erschien, allein auszugehen; allein die Ankunft eines jungen Menschen, dessen Gestalt etwas ganz Einnehmendes hatte, verhinderte mich noch daran; Frau Freundel stellte mir in ihm ihren Sohn vor, sagte ihm hingegen, wer ich sey,

und

und daß ich bey ihnen bleiben würde. Der junge Freundel ließ sich in ein Gespräch mit mir ein, in welchem ich eine ofne, freye Denkungsart zu hören glaubte. Ich bemerkte eine gewisse Verlegenheit bey ihm, als er meinen Vorsatz, mich bey seinem Vetter einzuquartieren erfuhr; ob er gleich mit einiger Verwirrung versicherte, daß es ihm sehr angenehm seyn würde, auf diese Art meine Gesellschaft bisweilen genießen zu können. Die Mutter erzählte mir nun, daß sich dieser ihr einziger Sohn, welcher einst ihres Bruders Erbe würde, jetzt bey einem Juwelier aufhielt, und daß er sich sehr in Acht zu nehmen hätte, damit er die gute Meynung, die sein Onkle von ihm hegte, nicht verlöhre, eine Ermahnung an ihn, dies ja immer zu thun, und ein Verweis: daß er sein gutes Kleid und reine Wäsche an einem Werkeltage angezogen hätte, machte diesem Gespräch ein Ende. Der junge Mensch war während desselben nicht wenig verlegen, und oft hatte er versucht eine andre Unterhaltung anzufangen; ich erblickte endlich meinen bestellten Fuhrmann und nahm meinen Huth, um weg zu gehen. Frau Freundel fragte mich etwas ängstlich: wo ich hin wollte? ich beruhigte sie aber durch die Versicherung, daß ich mich nur ein wenig in der Stadt

umsehen wollte, und bald wieder kommen würde; Freundel erbot sich, mich zu begleiten, welches ich auch, um allen Verdacht zu meiden, geschehen lassen mußte. Als er Micheln, den Fuhrmann vor der Thür erblickte, schien es, als ob er meine Absicht merkte, oder vielleicht schloß er sie nach dem, was er an meiner Stelle gethan hätte, da er seinen Vetter so genau kennte, denn als wir eine Gasse lang mit einander gegangen waren, beurlaubte er sich, um mich nicht abzuhalten, wenn ich etwa Verrichtungen hätte, bei denen er mich nicht stören wolle; mein Herr, antwortete ich, ich hoffe, daß wir uns wieder finden werden; Freundel zeigte durch ein bedeutendes Lächeln, daß er wisse, wie dieses zu nehmen sey, und versicherte: daß meine weitere Bekanntschaft ihm in jedem Fall angenehm seyn würde. Michel unterhielt mich nun von der Ehrlichkeit seines Herrn, und führte mich in ein kleines Haus, wovon er mir sagte, daß es zwar dem Kutscher gehöre, aber noch verschuldet wär. Ich fand beym Eintritt eine starke Familie, deren ehrliche Gesichter mir gefielen. Der Vater sas mit den ältesten Kindern am Tisch, und hielt eine Art von Katechismuslehre. Die Mutter wiegte das Jüngste und strickte dazu, und ein kleiner Bube sas auf der

Erde

Erde und blätterte im A B C Buch. Dieser veränderte Auftritt war ganz nach meinem Sinn; er nahm mich sogleich für die Familie ein, ich beschloß, bei den Leuten zu bleiben, wenn sie mich einnehmen wollten und könnten. — Das war ein ziemlich rasches Vornehmen, mein Herr, Sie konnten ja nicht wissen, was es für Leute waren, wenn Ihnen auch die Beschäftigungen derselben gefielen, so sollten Sie doch nicht dem Schein trauen. — Ganz wohl, Madam Sibille; aber erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, wie ich immer gedacht habe: es ist mir in meinem Leben nicht in Sinn gekommen, zu glauben, daß Sie und Ihre Brüder und Schwestern fehlerfrey wären, wie hätte ich solches der Lohnkutscher Familie zutrauen können? Aber sehn Sie, wenn die Menschen nur keine Knausers sind, oder keine Hofrath Kasse, wie ich in der Fortsetzung einen anführen werde, so geb ich Ihnen immer die Hand und sage: wir wollen unter einem Dache wohnen; und, um dieses recht willig zu thun, hab ich eine Rechnung von meinen eignen Mängeln gemacht; so bald nun die Leute, mit denen ich lebe, gleichfalls einen Fehler sehen lassen, zeichne ich ihn auch auf, wenn ich denn die beyden Rechnungen gegeneinander halte, so findet sichs immer, daß

 die

die meinige nichts geringer ist; was ist nun wol hierbey zu thun? nichts bessers, als gegen einander aufzuheben. Da ich nun glaubte, daß mein Lohnkutscher Steiner ein ganz gewöhnlicher Mensch, aber gewiß kein Knauser war, beschloß ich auf der Stelle, wie ich schon vorhin die Ehre Ihnen zu sagen hatte, meinen Hauswirth aus ihm zu machen. Wir wurden bald bekannt, denn Michel war schon mein Lobredner gewesen, deswegen wurde ich auch sehr freundlich empfangen, und dieser Empfang bestimmte meinen Entschluß noch mehr, den Steiner noch nicht in seinem ganzen Umfang wissen, folglich mir nicht deswegen schmeicheln konnte. Ich gab ihm nun meine Absicht, mich einige Jahre in Frankfurt aufzuhalten, kund, und setzte hinzu: daß ich nicht bey Knausern bleiben wollte, weil er mir gänzlich mißfiel, ich fragte dann: ob ich in diesem Hause ein Stübchen haben könnte? Ja, sagte Steiner, ich hätte wol eben eins leer, aber wenn ich Sie einnehme, wird Knauser böse auf mich werden, und aufrichtig gesagt, ich darf mir ihn nicht zum Feinde machen, denn ich bin ihm schuldig. Jetzt erkundigte ich mich genauer nach der Sache, weil ich mich schon entschlossen hatte, Steinern aus den Händen des Geizhalses zu erlö-

sen.

sen. Ich erfuhr, daß jener vor einem Jahre eine goldne Halskette und andern kleinen Schmuck für seine Frau nebst etlichen 20 alten Thalern, für 50 Thaler an diesen versetzt hatte, er brauchte das Geld zur Fortsetzung seiner Nahrung, weil ihm ein Pferd umgefallen war, dessen Stelle er ersetzen mußte, nach der Zeit konnte er diese Pfänder, wegen anderer dazugekommenen Unfälle nicht einlösen, und nicht einmal die Interessen bezahlen. Knauser mahnte ihn alle Augenblicke, und drohte ihm mit dem Verkaufen der Pfänder. Um ihn noch zu einiger Nachsicht zu bewegen, hatte er ihn bey dieser Reise, unentgeldlich fahren lassen. Nach vollendeter Erzählung fragte ich, wie viel an Interessen noch zu geben sey, und in was für Münzsorten er das Darlehn empfangen hatte, ließ denn dieselben einwechseln und gab Steinern das Geld, seine Pfänder wieder einzuholen, und sich sein Fuhrwerk bezahlen zu lassen. Sowol er als seine Frau sahen mich mit Verwunderung an, die Sache schien ihnen ein Traum zu seyn. Um ihnen zu beweisen, daß Sie sich im Reiche der Wirklichkeit befänden, bat ich Steinern, das Geld anzunehmen und mir einen Schein darüber zu geben, weil ich bey ihnen bleiben, und wir es auch nach

und nach an der Stubenmiethe abrechnen könnten; zugleich erbot ich mich, die Hälfte der Reisekosten zu bezahlen. Die Freude der guten Leute erweckte die meinige, ja diese übertraf sogar noch jene, denn Helfen ist seliger, als sich helfen lassen. Nun gieng mein neuer Hauswirth mit Micheln, unter dem vollkommensten Vergnügen nach Knausers Hause: seine Schritte waren so leicht und froh, wie die Schritte eines Siegers. Nach Verlauf einer Stunde kam er unter lautem Gelächter von Micheln begleitet, welcher meinen Mantelsack trug, zurück; Knauser war gewaltig erschrocken, als er die Ursache des Besuchs von Steinern erfuhr, und bald hatte er was am Gelde auszusetzen gefunden, bald sollte etwas daran fehlen, bald wären die Interessen nicht richtig gewesen; da sich aber Steiner tüchtig mit dem Geizhals herumgezankt hatte, so war das Recht auf seiner Seite geblieben. Als alles richtig erfunden war, strich Steiner 6 Thaler von dem Gelde wieder ein und sagte: Das ist für die letzte Fuhre. Knauser wurde darüber bis hinter die Ohren roth, indem er schrie: Wie? Was? hat er mir nicht versprochen, mich umsonst zu fahren?

Steiner. Ja, das habe ich wol, weil ich Sie zur Geduld bewegen wollte, denn ich glaubte, Sie noch lange nicht bezahlen zu können, nun ichs aber sogleich thun, und die Interessen richtig geben kann, so verändern die Umstände die Sache.

Knauser. Ach das Gott erbarm, wo ist Treu und Glauben in der Welt geblieben? Ich armer und betrogener Mann! Ist das der Dank für meine Güte, Ihm in der Noth geholfen zu haben? ich hätte eine weit billigere Gelegenheit finden können.

Steiner. Billiger? Wer in der Welt würde Sie für weniger Geld fahren?

Knauser. Aber heißt das nicht den Leuten Brey ins Maul geschmiert? heist das nicht Betrug?

Steiner. Was! Sie sprechen von Betrug? Gleich will ich aufs Rathhaus gehen, und es anzeigen, wie Sie die Leute schinden, und was Sie für Interessen nehmen?

Knauser. Lieber Herr Steiner, wer wird denn gleich so böse seyn, Sie sind ja sonst ein hübscher, billiger Mann gewesen; da Sie mich brauch-

brauchten, ey, da konnten Sie mir so gute Worte geben!

Steiner. Schlimm genug, wenn Einem die Noth dazu zwingt, es zu thun, und sich an solche Leute, wie Sie sind, zu wenden: aber noch schlimmer, daß Sie arme Leute so drücken und schnellen.

Knauser. Wer hat denn heut zu Tage Geld und wer giebts denn umsonst, und ohne Sicherheit? Ists nicht gut, den Leuten im Nothfall zu helfen? Sie können ja selbst wieder Etwas brauchen, und da werde ich Ihnen wieder dienen.

Steiner. O, dann verkauf ich diese Sachen lieber gleich, zu Ihnen komme ich mit Gotteshülfe nicht mehr.

Knauser. Aber, lieber Freund, heißt denn das Wort gehalten, daß Sie sich nun noch wegen der Fuhre bezahlt machen?

Frau Freundel. Werther Herr Steiner! thun Sie das nicht, Sie wissen nicht, wo Ihnen mein Bruder wieder dienen kann!

Knauser. Ich werde Ihnen Fuhren zuwenden und machen, daß sie gut bezahlt werden, ich kanns doppelt einbringen.

Steiner. Ich verlange keinen Menschen zu schnellen: was ich verdiene, das nehm' ich, mehr nicht, auch ohne Ihre Bemühung wird mirs an Fuhren nicht fehlen; damit Sie aber sehen, daß ich Sie großmüthiger behandle, als Sie mich, so nehmen Sie meines schon einmal gegebenen Versprechens wegen auch die sechs Thaler hin.

Knauser. Gott vergelte es Ihnen, werthester Herr Steiner! Sie sind doch ein guter, gewissenhafter Mann.

Frau Freundel. Ein recht guter frommer Christ.

Knauser. Nun, es wird Ihnen auch dafür niemals fehlen.

Steiner. Das hoff ich auch, Gott wird mich nicht verlassen.

Knauser. Nein gewiß nicht, und wenn — —

Steiner. Ach, machen Sie nicht so viele Umstände; ich bin ein armer Mann gegen Sie, und muß mich mit meiner Frau und Kindern sehr mühsam nähren, aber so wollt ich mich um zwey Dukaten nicht demüthigen, oder so darum gebeten haben.

Knauser. Warum nicht? die Demuth ist vor Gott und Menschen angenehm.

Steiner. O, spotten Sie nicht mit dem Namen Gottes, wenn Sie dem zu Gefallen leben wollten, so müßten Sie — aber was geht das mich an. — Jetzt soll ich Ihnen ein Kompliment vom Herrn Robers machen, der Sie begleitet hat.

Knauser. Wo ist Er?

Steiner. Bey mir wird Er einmiethen, er läßt sich daher seine Sachen ausbitten.

Knauser. Was? Der Kerl soll das Mitfahren und die heutige Mahlzeit bezahlen.

Steiner. Das Mitfahren, Herr Knauser?

Knauser. Hab ich ihn denn nicht auf der Straße aufgeraft? hieng es nicht von mir ab, ihn mitzunehmen?

Steiner. Dafür läßt er sich schönstens bedanken, aber geben kann er ohnmöglich was, denn der Wagen ist mein.

Knauser. Aber heut hab ich ihn doch traktirt! —

Nun drang Michel herein und sagte: unterweges hat er Sie freygehalten, da haben Sie sichs auf seine Kosten weidlich schmecken lassen.

Knauser.

Knauser. Halt Euer Maul! Ihr ungeschlif-
ner Lümmel! ich mag von Euch, und dem dum-
en Jungen nichts mehr wissen; meinetwegen mag
wohnen, wo er will. Lieber Himmel, ich habs
och so gut mit ihm gemeint, lauter Undank!

Steiner. Nun, geben Sie mir nur die
Sachen her!

Knauser. Sie können ja noch hier bleiben.

Steiner. Nein, Er hat befohlen, sie mit
u bringen.

Knauser. Nun so gieb sie her, Schwester,
ber ich lasse Herrn Robers mein Kompliment
machen: und Er möchte mich doch besuchen, ich
in ja seinetwegen ausgegangen. Er weiß schon,
warum; das Geschäft wird gut gehn.

Hierauf trabte Michel und Steiner mit den
usgelösten Pfändern und meinem Mantelsack nebst
nochmaliger Empfehlung ab.

Ich finde nun, was der Leser auch finden
wird, daß ich mich zu lange bey Herrn Knauser
aufgehalten habe; es war aber so viel Lächerliches
an ihm, daß ich nicht umhin konnte, es aufzu-
zeichnen: denn ein Geiziger ist die lächerlichste

Kreatur

Kreatur von der Welt, überdem wird er noch ein-mal auf eine sehr merkwürdige Art vorkommen, und aus dieser Ursache mußten meine Leser seine Bekanntschaft ganz genau machen.

Das dritte Kapitel.

Enthält neue interessante Bekanntschaften.

Bei dem ehrlichen Lohnkutscher hatte ich das schicklichste Quartier von der Welt, denn die ordentliche Lebensart dieser Leute gefiel mir bald so sehr, daß ich mir ein Vergnügen daraus machte, mir einzubilden, ich gehöre zu ihrer Familie. Ich speiste, trank, sang und betete mit ihnen, und wenn es nicht des Studierens wegen nöthig gewesen wäre, oft allein zu seyn, so hätte ich mich, so lange ich zu Hause war, beständig in ihrer Gesellschaft aufgehalten. Der junge Freundel wurde bald mein näherer Bekannter und mein Freund, denn ich bemerkte eben so viele Verdienste an ihm, wie ich an seinem Oheim Untugenden fand. Er gestand mir bey mehrerer Bekanntschaft: daß, als seine Mutter ihm erzählt hätte, ich würde ihr Hausgenosse werden, er die wenige Lust, die ich dazu gehabt, aus

meiner

neiner Geschichte geschlossen hätte, und in gewisser Rücksicht sey ihm diese Bemerkung sehr lieb gewe- en; ich mußte, fuhr er fort, meiner Mutter und em Oheim sagen, Sie hätten mich nicht länger zu Ihrem Begleiter haben wollen, sonst wär ich in chwere Verantwortung gefallen. Denn schon ward ch sehr ernsthaft zur Rede gesetzt, daß ich Sie nicht vieder zurückgebracht hätte; schenken Sie mir Ihre Freundschaft, ich bitte aber nur unter der Bedin- gung, daß meine Verwandten nie etwas davon er- fahren. Sie haben, wie man wohl merkt, dem ehrlichen Steiner das Geld zu Einlösung seiner Pfänder vorgeschossen, worüber Knauser ungemein aufgebracht ist, aber ich schätze Sie deswegen desto nehr. Ich bot Freundeln die Hand von ganzem Her- zen, und wir waren von dieser Zeit an oft bey- sammen; mit ihm gieng ich zuweilen aus, die Ge- genden kennen zu lernen, wobey auch meine Be- kanntschaften sich erweiterten. Einst traf ich in dem Garten, wo wir gewöhnlich hingiengen, den Kauf- mann Philippi, einen jungen Mann, der schon Freundels Bekannter war, und mir von ihm, als einen würdigen Gegenstand, welcher die Achtung aller Rechtschaffnen verdiente, bekannt gemacht ward; er hatte wirklich etwas so Edles in seinem

Wesen

Wesen, daß ich keinen Anstand nahm, Freundel zu glauben, und Philippis nähere Bekanntschaft z wünschen. Mein Freund gab mir augenblickli Hoffnung zu derselben, denn Philippi sagte: er i ein Menschenfreund, und zeigt gegen Niemande Stolz, oder abschreckende Zurückhaltung; er stell mich ihm zusammt meinem Verlangen vor; ic fand alles, wie mir es mein Freund gesagt hatt und nach zwey Stunden waren wir so bekannt, da ich die Erlaubniß erhielt, Philippin, so oft ic wollte zu besuchen, welche ich auch mit Vergnü gen benutzte.

Philippi war Wittwer, und besas ein große Vermögen, ob er aber gleich dieses vollkommene Wohlstandes genoß: war er doch immer tiefsinnig Seine Miene war sanft, zugleich aber stets erns haft, welches einen Aufmerksamen nur allzu deut lich ahnden ließ, er müsse einem innern Kumme nachhängen. Nach einiger Zeit erfuhr ich, daß Phi lippi vor beynahe zwey Jahren eine sehr geliebt Braut verlohren hatte, nicht durch den Tod, setzt der Erzähler hinzu, sondern sie ist weggekommen ohne daß man weiß, wohin; ich wünschte, da hier der Kaufdiener, der es mir erzählte, abbreche

mußt

mußte, diese Begebenheit vom Herrn selbst zu hören, denn ein Mädchen, das er so lange beklagte, konnte wenigstens nicht durch eine üble Aufführung weggekommen seyn, nur wußte ich nicht, wie ich, ohne zudringlich zu scheinen, ihn darauf bringen sollte. Es fiel mir endlich ein, ihm alles, was bisher unter meinen Augen vorgefallen war, zu erzählen, ob ich vielleicht dadurch bey ihm Geneigtheit, mir auch seine Geschichte zu erzählen, erwecken möchte. Demnach machte ich ihn mit dem Herrn von Zeilsdorf, Herrn Weis, und allen denen bekannt, die mich interessirten, und erzählte ihm alles von meinem Karl, was ich nur wußte. Er hörte mir aufmerksam zu, billigte, lobte, beklagte und lächelte, nachdem es die Erzählung mit sich brachte, und ihn dazu veranlaßte, auch die Knauserschen Begebenheiten vergaß ich nicht: er kannte ihn schon, und freute sich zu wissen, daß Freundel einmal Erbe seines Vermögens seyn würde: denn er liebte diesen jungen Menschen ungemein, weil er ganz wie sein selger Vater dächte, welcher ein treflicher Mann gewesen, aber durch seine Güte um alles gekommen wäre. Ohnerachtet aller dieser Unterhaltungen, schien Philippi lange nicht geneigt, mir seine Begebenheiten zu erzählen; ich verlohr] aber

die

die Hoffnung dazu niemals. Eines Tages, als ic
zu ihm gieng, steckte ich die Geschichte der Frau vo
Hohenkreutz zu mir, und nachdem ich wieder da
Gespräch auf den selgen Zeilsdorf lenkte, sprach ic
von der Hülfe, die durch ihn dieser Wittwe un
ihren Kindern wiederfahren war; erwähnte ih
Geschichte, zog den Aufsatz davon hervor, un
bat um Erlaubniß, ihn vorzulesen: er bat mi
aber, indem er ihn hinnahm, mich lieber mit se
ner Violine zu unterhalten, weil er die Schrift selb
lesen wollte. Unter dem Lesen bezeigte er öfte
eine lebhafte Freude, welche mich immer aufmer
samer machte; als er fertig war, sprang er au
und sagte: legen Sie die Geige weg, Freund, w
haben jetzt was Nothwendiges zu reden — O! de
ken Sie Robers — kaum konnte ichs zu Ende l
sen, so ungedultig war die Freude in mir ausz
brechen: die Freude, daß durch unsre Bekanntscha
vielleicht zwey Personen noch glücklich werden. Ic
erstaunte, und sah den Mann, den ich noch nic
so vergnügt gesehen hatte, verwunderungsvoll a
— Den Grafen Güldenstern, fuhr er fort, kenn
ich, er war nicht untreu, getäuscht war er nu
und sein Herz hat über den vermeinten Leichtsin
seiner Geliebten viel gelitten, ich weiß seine ganz
Geschichi

Geschichte, und alles ist mir jetzt klar, nun wollen wir ihn erfreuen, Beyde erfreun, zusammen bringen, vermählen! — Was das süß seyn muß, auf einmal so glücklich zu werden! Ich fühls schon in dem Vergnügen, Andere glücklich zu machen. O! wenn ich auch noch die Freude hätte, meine Antoinette eben so schuldlos wieder zu finden; lieber Robers, Sie sehn hier einen Menschen, der auf ähnliche Art leidet, wie diese Beyde, und noch mehr, Sie sollen nachher alles erfahren. Ich konnte nur durch Mienen meine Freude und Theilnahme bezeigen, denn Philippi war auf einmal zum Redner geworden, und ließ mich weiter zu keiner Frage und Antwort kommen. Nach einiger Zeit fragte ich nach den nähern Umständen seiner Bekanntschaft mit dem Grafen, und erfuhr: er habe ihn in Strasburg kennen gelernt, und sogar einen Monat auf seinen Gütern zugebracht. Es ist, fuhr er fort, ein Mann, der viele Verdienste besitzt, ich verehr' ihn ausserordentlich, und bin sehr erfreut, ihn jetzt mit Ihrer Erlaubniß, berichten zu können, wie würdig seine ehemalige Braut war, von ihm geliebt zu werden, — er hat mir die ganze Sache erzählt, und da ich jetzt ihre Geschichte nachgelesen habe, erhellet: daß die Bosheit der Schwe-

ster an allem Unheil schuld ist; lange hat er sich nicht zufrieden geben können, so hintergangen zu seyn, und hinzugesetzt: da seine Braut falsch gewesen, so wolle er Keiner mehr trauen, da sie ihm eine vortrefliche Person zu seyn geschienen habe. — Sie werden mir dieses Paquet mitzuschicken erlauben, denn ich will ihm melden, daß sich ein guter Freund bey mir aufhält, durch den ichs bekommen, und der die Frau von Hohenkreutz kennt, denn wollen wir sie nach Maaßgabe seiner Antwort benachrichtigen. Ich gab hierzu meinen Beyfall von ganzem Herzen, denn der Gedanke: die Frau von Hohenkreutz vielleicht noch glücklich zu sehen war mir unendlich theuer. Eigenhändig fügte ich die Veranlassung hinzu, durch welche ich zu ihren Nachrichten gekommen, und wie man sich ihrer Kinder angenommen hatte. Mit der größten Ungeduld rechnete ich nun die Zeit aus, in welcher der Brief des Philippi zum Grafen gelangen und dessen Antwort zurückkommen könnte, und macht schon Entwürfe, wie ich allen theilnehmenden Freunden die Nachricht mittheilen würde. Philippi schlug mir vor Freuden, über die durch mich gemachte Entdeckung, ein Zimmer in seinem Hause vor, und ich nahms mit Vergnügen an, rechnet

mi

nit dem ehrlichen Steiner zusammen, und zog bey
neinem Gönner Philippi ein. Gleich den ersten
lbend erinnerte ich ihn an seine Antoinette, er
ertröstete mich mit der Erzählung ihrer Geschich-
e, bis nach dem Essen, und sobald dies vollbracht
var, erfüllte er sein Versprechen durch die nun
olgende Erzählung.

Geschichte des Kaufmanns Philippi und seiner Braut Antoinette Stark.

Ich will Sie mit meinem Schicksal bekannt
achen, und daher etwas weit ausholen. — Mein
Vater, welcher jetzt auf dem Lande lebt, hatte
usser mir kein Kind, und ein ansehnliches Vermö-
en. Als ich die Handlung gelernt hatte, schickte
mich auf Reisen und erlaubte mir, mich einige
ahre in den Ländern und Gegenden aufzuhalten,
o ich das meiste Vergnügen fände, daher auch
eine Bekanntschaft mit dem Grafen Güldenstern
mmt. Als ich von meiner Reise zurückkam,
auerte es nicht lange, so erinnerte mich mein Va-
r: daß ich an eine Frau denken möchte; ich habe
gte er, kein Kind als Dich, und möchte gern

die Freude haben, Enkel zu sehen; aber Eins wil
ich Dir sagen, Du mußt nicht nach Gelde freyen
denn ich hab ein hinlängliches Vermögen, wa
sollen Dir noch größere Schätze? Es wäre Gelt
sucht, wenn Du darnach streben wolltest: nimr
also ein armes Mädchen, die Dir gefällt, und gu
erzogen ist. Meine Mutter äußerte gleiche Gesin
nungen, wofür ich meinen Aeltern herzlich dankte
indem ich ihnen versicherte, daß eben dies mein
Absicht sey, und recht gern versprach, mir ba
eine Braut auszusuchen. Mein Vater fragte mi
nun, ob ich etwa schon in einer andern Gegen
was Liebes gefunden hätte? Ich versicherte ihn aber
mein Herz sey noch frey, und dies war ihm se
lieb, weil er eine Schwiegertochter aus der Vate
stadt wünschte. Einige Tage nach dieser Unter
dung lernte ich die Töchter des Raths Stark, M
riane und Antoinette kennen, die mir beyde se
wohl gefielen. Beyde Namen hatten sie daher erh
ten, weil ihre Mutter eine Katholikin aus Bi
men war, welche der Vater entführt hatte,
starb aber, als die Kinder noch klein waren, u
ihr Vater hatte sie denn in der lutherischen Religi
erziehen lassen; an ihrer Ausbildung war nic
verabsäumt, man konnte sie unter die artigst

Frau

Frauenzimmer der Stadt rechnen. Ihr Vater be- ſaß, auſſer ſeinem Poſten, kein Vermögen, die Mutter aber war enterbt worden, weil ſie einen Proteſtanten heyrathete. Indeſſen, wie Sie ſchon gehört haben, durfte meine Braut kein Vermögen beſitzen; da mir nun dieſe Mädchens gefielen, ſo beſchloß ich, Eine davon zu ehelichen. Lange konn- te ich nicht mit mir einig werden, welche ich wäh- len ſollte; Beyde waren ſchön, und Beyde voll An- nehmlichkeit. Mariane war die Sanftmuth ſelbſt, und handelte mit gelaſſener Weisheit. Sie ſprach immer in einem ſchmelzenden Tone, in allen ihren Bewegungen und Stellungen lag etwas ſanft Schmachtendes, mit einem Wort, das Mädchen hatte ein Anſehen, nach welchem man ſie für die Geduld, die Weisheit und die Liebe ſelbſt hielt. Ihre Schweſter hingegen war ein kleiner Poltergeiſt, die in beſtändiger Bewegung war; weit entfernt, ſich einen Zwang anzuthun, redete ihre Miene ſtets die Sprache des Herzens, wie es bald ge- rührt, bald erfreuet, aufgebracht oder wieder be- ſchäftigt war; — ſie tanzte, wenn ſie ſtillſitzen ſollte, neckte die Leute, wenn ſie ernſthafte Dinge abhan- delte, war aber dabey voll guten Willen, jeden Menſchen zu verbinden, und man ſah es, wie ſehr

ſie

sie alle liebte, ob sie gleich wenig bekümmert war wieder geliebt zu werden. Beyde Charaktere nahmen mich ein — versteht sich, weil ich beyde für aufrichtig hielt. — Zu Antoinetten zog mich oft ein verborgener Magnet hin, denn sie hatte meinen ganzen Beyfall; wenn ich aber die sanfte und solide Mariane dagegen sah, so glaubte ich es sey der Weisheit gemäs, die Würdigste zu wählen, und das war sie in meinen Augen; wollte auch mein Herz was dagegen einwenden, so hörte ich nicht darauf, denn ich glaubte, es sey kindisch das flatterhafte Mädchen ihrer weisen Schwester vorzuziehen. Noch wankte ich hin und her. Ein Abend aber, an dem ich diese Schwestern von einem Spaziergange nach Hause begleitete, entschied alles. Antoinette hatte tausenderley zu thun, und bekümmerte sich wenig um uns, ich glaube sogar die Puppe lag ihr dazumal noch mehr am Herzen als ein Liebhaber; ihre Schwester hingegen setzte sich ans Klavier, spielte mir melancholische Phantasien, rührende Lieder, die sie mit sanfter Stimme begleitete, vor; und zauberte mich dadurch völlig zu sich hin. Können Sie zweifeln, daß dieser Umstand meine Wahl völlig bestimmte, nachdem ich Ihnen schon gesagt habe, welche Gewalt Mariane

übe

über meine Einbildungskraft gewonnen hatte; ich ergrif ihre Hand, und küßte sie gewiß zärtlich, denn ich war in dieser Stunde wie bezaubert: der Antrag meines Herzens und meiner Hand erfolgte ganz natürlich, sie machte Einwendungen, konnte sich nicht so bald entschließen, gestand mir denn ihre Neigung zu mir, und ließ endlich einige zärtliche Thränen fallen. Um so ungestümer ward ich, da sie sich so zärtlich nahm, ich ließ nicht nach, bis ich ihre Einwilligung erhielt. So bald ich nach Hause kam, benachrichtigte ich meine Aeltern von meiner Wahl, sie waren damit vollkommen zufrieden, und schon des folgenden Tages begab sich mein Vater mit mir zu Starkens, um dem Vater meiner Geliebten den Antrag zu thun; auch ward die Sache ohne viele Schwierigkeiten richtig. Einige Tage darauf wurden wir verlobt, und in zwey Monaten verheyrathet. Es ist wahr, oft kam es mir nach unsrer Verlobung vor, als wenn mir Antoinette eben so lieb gewesen wär: eine gewisse Ahndung, ein Zug des Herzens flüsterte mir sogar zu: daß ich mit ihr glücklicher gewesen wäre. Doch ich war einmal Marianens Bräutigam, und sie schien doch auch so liebenswürdig, daß ich meine Handlung nicht bereuen zu dürfen glaubte, deswegen

wegen unterdrückte ich dergleichen Regungen, ja, ich haßte sie als ein Verbrecher. So bald meine Frau den Mantel der Ehe angelegt hatte, warf sie die Hülle der Sanftmuth ab; zwar ließ sie solche nicht auf einmal fallen, aber in Zeit von drei Monaten lag sie so weit von ihr weg, daß auch kein Schimmer mehr davon gesehen ward. Jetzt war aus dem Lamm ein Bär geworden, welcher über alles brummte, und beym geringsten Anlaß grimmig wurde; die sonst empfindsame Seele, ein unbarmherziger Kerkermeister, der das Hausgesinde ohne Aufhören plagte; die weise, fromme, solide Mariane war eine Thörin, die den ganzen Morgen vor dem Spiegel zubrachte, über jedes Blümchen oder Band, was nicht nach Gefallen stehen wollte, erboßte sie sich, und schalt ihre Mädchen; alles Modische mußte sie augenblicklich haben, es kostete, was es wollte; keine Gesellschaft in der Stadt durfte ohne sie gehalten werden, außerdem mußte sie beständig welche um sich haben; eine Schmeicheley, die bey solchen Gelegenheiten einer Andern gemacht wurde, reizte sie zum bittersten Neide, und zu den gröbsten Schmähungen, mit einem Wort: die zärtliche, schmachtende Braut war ein zänkisches, eigensinniges Weib geworden, welches mir immer

als ein großes Opfer anrechnete, daß sie mich mit ihrer Hand beehrt hatte. Anfänglich versuchte ich, sie durch gelinde Vorstellungen zu einem andern Betragen zu bewegen: aber, entweder spottete sie meiner, oder gerieth in Eifer; das geringste Wort, was ich alsdenn dem Ausbruch ihres Zorns entgegensetzte, brachte sie zu einer Ohnmacht, welche zwar verstellt, aber nichts destoweniger ein Mittel für sie war, Recht zu behalten, um duldende Schonung von mir zu heischen. Machte ich ihr wegen ihrer Verschwendungen Gegenvorstellungen, die ich mit der äußersten Gelassenheit, mit den gelindesten Ausdrücken, ihnen alle Schärfe zu benehmen, vortrug: so erhielt ich dagegen die empfindlichsten Reden. Z. B. „Ich glaubte wol, sie sey schlechter als andere Weiber, weil sie kein Vermögen zu „mir gebracht hätte: sie würde aber allemal einen „wohlhabenden Mann bekommen haben, wenn ichs „auch nicht gewesen wär. Es hätte ihr ja nicht an „Heyrathen gefehlt: daß sie aber mich gewählt, sey „darum geschehen, weil sie einen rechtschafnen „Mann an mir zu bekommen geglaubt hätte, wenn „ichs aber nicht seyn wollte, so wüßte sie gleich ein „Mittel, sich der Sklaverey zu entziehen, sie dürfe „nur nach Böhmen zu ihrer Taute reisen, und ihre

„Reli-

„Religion ändern, so würde sie die Erbin eines „sehr großen Vermögens, und ihre Tante würde „ihr bey ihrer Lebenszeit auch nichts abgehen las„sen. Wenn sie ihren Vater nicht bisher geschont „hätte, so wüßte sie keine Ursache, warum sie die„se ihre mütterliche Religion nicht annehmen sollte.“ Da sie mir auch zuweilen mit aller Gelassenheit den Vorschlag that, daß ich sie sollte hinreisen und die Religion ändern lassen, damit wir das Vermögen bekämen, so kümmerte mich diese Drohung wirklich, weil sie ganz fähig war, solche in Erfüllung zu bringen, und welchen Verdruß hätte sie dadurch ihrem Vater und meinen Aeltern zugezogen! Ich nahm mir also vor, so viel als möglich Geduld zu haben — warum hatte ich mich hintergehen lassen und nicht bedacht, daß Seyn und Scheinen zwey sehr verschiedene Dinge sind. Wegen dieser Unvorsichtigkeit, fällte ich mir selbst das Urtheil, leiden zu müssen, was ich mir aufgebürdet hatte. Ihre Herrschsucht nahm bey diesem ruhigen Betragen von meiner Seite von Tage zu Tage zu, aber so unglücklich ich auch war, durfte ich mich doch bey Keinem beklagen; sollte ich mich an ihren Vater wenden, so würde ich nur das Uebel noch ärger gemacht haben; meine Ael-

tern

tern aber wollte ich nicht betrüben, sie wohnten n abgezogener Stille auf ihrem Landgute, und ich mußte froh darüber seyn, weil sie da nichts so eicht von meinem Unglück erfuhren. Indessen konnte es doch nicht fehlen, daß ihnen nicht durch unsere Bedienten bisweilen Etwas von dem übeln Betragen meiner Frau zu Ohren kam: sie waren daher ziemlich kalt gegen sie, und ließen Mitleiden mit mir blicken.

Antoinette war die erste Zeit unsers Ehestandes oft bey uns; das liebe Geschöpf, welches die Schwester schon lange ihrer Bosheit nach kannte, wurde allemal roth, wenn jene Stolz, Eigensinn Herrschsucht äußerte; oft suchte sie dieselbe durch einen bittenden Blick oder leise Erinnerung zurückzuhalten, aber dies wurde allemal sehr übel aufgenommen. „Bitte, Mamsel Schwester! — Bekümmern „Sie sich um sich! Bemühe Sie sich nicht, mich „zu unterrichten;" Dies und mehr dergleichen Antworten waren der Bescheid auf die gutgemeinten Winke. Antoinette nahm sie als einen Scherz auf, und bemühete sich, mich durch ihre gute Laune aufzuheitern. Welch Wunder war es nun, daß sie mir in diesem Lichte immer reizender und wür-

diger erschien, da mir nun noch dazu die Reize meiner Frau, an denen sie ohne Ende schmückte und künstelte, eben dadurch mißfällig wurden, da sie durch ihre Leidenschaften oft entstellt waren, wogegen Antoinette desto schöner aufblühte, so erwachte die Liebe zu dieser, die lange Zeit in einem Winkel meines Herzens geschlummert hatte, und fieng an, immer mehr um sich zu greifen. Zu meiner Marter wurde das Mädchen fast täglich liebenswürdiger; ihr ganzes Herz mahlte sich in ihrem heitern Auge. Ich hab Ihnen schon gesagt, daß man jede Bewegung der Seele auf ihrem Gesicht lesen konnte: indessen, da es nur vorübergehende Aufwallungen waren, die nichts Schlimmes zum Grunde hatten, so entstellten sie dasselbe niemals. Jemehr ich sie kennen lernte, jemehr wurde ich von dem Hauptzug ihres Charakters überzeugt, welcher in Redlichkeit und Güte bestand; auch fieng sie an, ernsthafter zu werden, und zähmte ihre Lebhaftigkeit um vieles; bisweilen wurde sie sogar nachdenkend und still. Nun war ich um so unglücklicher, da ich mir vorwerfen mußte, meinem Hange zu Antoinetten nicht gefolgt zu haben, und die folternde Gewißheit zu behalten, durch ihre Schwester aufs schrecklichste betrogen zu seyn. Hierzu

kam

kam nun noch der Kampf mit meiner Liebe, die bald Leidenschaft wurde; sie mußte besiegt werden, und ich glaube auch nach allen Kräften dawider gestritten zu haben. Aber meine Frau, seys bloßer Verdacht oder Argusblick gewesen, wurde eifersüchtig, sagte uns Beyden die kränkendsten Sticheleyen, und verbot endlich gar ihrer Schwester mein Haus. Wir sahen uns nun seltner, denn meine Schwägerin konnte uns nach dem Verfahren ihrer Schwester nicht mehr besuchen. Ich selbst gieng, um allen Verdacht zu verhüten, niemals mehr allein zu meinem Schwiegervater; war ich aber mit Marianen dort, so durfte ich nicht daran denken, auch nur ein Wort mit Antoinetten zu reden, wenn ich meine Frau nicht aufbringen wollte. Auch konnte ichs eigentlich nicht wünschen, mich oft einer verbotenen Frucht zu nähern, da es nur meinen Wunsch nach derselben vermehren mußte, ob er gleich schon den höchsten Grad erreicht zu haben schien. Denn was war anders zu thun, als Antoinetten zu vergessen, und bey Marianen zu dulden; auch war dies mein täglich verneuerter Vorsatz, und im letzten Punkt gelang es mir auch ziemlich; aber was den ersten betraf, so kam ich nicht weit darinnen. Meine Frau ward schwan-

ger, und nun glaubte ich, sie hauptsächlich scho-
nen zu müssen. Da sie dies merket, verdoppelte sie
ihre Herrschsucht und üble Laune, sie wußte aber
nicht, wie nahe sie daran war, sich selbst zu be-
strafen. Eines Nachmittags, als wir beym Kaffee
saßen, brachte der Schneider ein bestelltes Mode-
kleid; begierig, zu sehen, ob es recht gemacht wär,
setzte sie die Tasse auf den Rand des Tisches, stand
auf, und ließ sich das Kleid anziehn. Unglücklicher
Weise hatte der Schneider hier und da gefehlt, und
es nicht, vollkommen wie das Modell, gemacht,
welches sie sich von einer Freundinn, die es von
Berlin gebracht, hatte kommen lassen. Sie er-
grimmte über dies Versehen, daß sie zitterte, mit
den Füßen stampfte, und mit dem Schneider
zankte; welcher behauptete, es könne nicht anders
sitzen. Der Sturm wurde nun heftiger, in dem-
selben machte sie eine Bewegung, wodurch sie die
Tasse vom Rande des Tisches riß, den Kaffee aufs
Kleid goß, und die Tasse, welche ihr Lieblings-
stück war, in tausend Stücken zerbrach. So viel
neues Unglück zu dem Vorhergegangnen, trieb ihre
Wuth auf die äußerste Höhe: alle Furien verban-
den sich mit ihr; ihre Augen blitzten, das Zittern
wurde heftiger, und der Zorn erstickte ihre Stim-
me;

ne; so stand sie einige Augenblicke, dann folgte in grimmiger Blick auf das Kleid, ein zweyter uf das Mädchen, und der dritte traf mich selbst. hättest Du die Tasse nicht wegnehmen können? chrie sie das Mädchen an; zugleich riß sie dassel- e bey den Haaren herunter, um die Scherben ufzuheben. Der Schneider stand wie eingemauert n einer Seite der Wand. Ich sagte ihm heimlich, aß er mir seine Rechnung den folgenden Tag brin- gen sollte, und er gieng. Aber nun hatte ich mei- e Frau allein auf dem Halse, denn auch das Mädchen ließ sich gern von ihr zur Thür hinaus- stoßen, um nicht länger mit einer so wüthenden Gebieterinn im Handgemenge zu seyn. Du batest vol den Schneider noch um Vergebung, schrie sie, aß ich das Kleid nicht so verhunzt tragen wollte, und hast ihm vermuthlich doppelte Zahlung verspro- chen, weil er zu einem solchen Verdruß für Deine Frau Anlaß gegeben hat. Ziemlich gelassen — soviel ich mich erinnere, entgegnete ich: daß ich auf so boshafte Anmerkungen nichts zu antworten wüßte, hingegen schmerzte es mich nicht wenig, daß sie sich so rasend geberdet und vor diesem frem- den Mann zum Gelächter gemacht hätte. Dies war Oel ins Feuer gegossen, meine Frau lärmte

nun

nun zehnmal ärger, indem sie mir beweisen wollt sie sey nicht rasend, sie mache sich nicht lächerlic Ich schwieg, aber auch dadurch ward sie nic besänftigt, denn das Kleid war verdorben. Di entzündete die Flamme bey jedem Blick, den s darauf warf, aufs neue. Ein so gewaltiger Au bruch des Zorns, welcher unter allen Leidenscha ten der brausendste ist, mußte schlimme Wirkun haben, sie äußerte sich durch eine Ohnmacht, we che, ohngeachtet aller Mittel, die ich sogleich a wandte, nicht so leicht zu heben war. Ich mußt nach einem Arzt schicken. Sie kam endlich zu sich ward aber so krank, daß sie zu Bette mußte ge bracht werden, und ward immer kränker, bis de Arzt ein hitziges Gallenfieber erklärte, währen desselben sie mit einer todten Tochter niederkan Sie starb am 9ten Tage ihrer Krankheit an de doppelten Folgen, und einer zu frühen Niederkunft

Wer mir sagen würde, daß er eben so ein Frau gehabt, aber dennoch über ihren Verlust aufrichtig betrübt gewesen wäre, dem würde ich entweder den Mangel an Aufrichtigkeit schuld ge ben, oder glauben müssen, daß er im höchsten Grad an häßlichen Leidenschaften Vergnügen fände

aber

ber dies kann ich ernstlich versichern: Da Maria-
e einige Tage vor ihrem Tode Reue über ihr Be-
ragen gegen mich bezeugte, und solches mir und
hrer Schwester mit viel Zärtlichkeit äußerte, in-
em sie uns Beyde wegen angethaner Kränkung
m Vergebung bat, so nahm sie meine Liebe und
chtung bis ins Grab.

Antoinette hatte, während sie krank lag, ihr
Bette wenig verlassen, da sie ihr aber die letzte
Pflicht geleistet hatte, kam sie nie in mein Haus
nd wich mir geflissentlich aus, wenn ich ihren
Vater besuchte. Ich durfte mich hierüber nicht
eschwören, denn ich selbst hätte es gegen allen
Anstand gehalten, wenn ich ihr die ersten Mona-
e anders als mit scheinbarer Gleichgültigkeit be-
egnet wäre. Mit scheinbarer, sag ich, denn
nein Herz erlaubte sich, als ich Wittwer war,
hr bald die Hofnung zu Antoinettens ungestörten
Besitz. Ich hatte mir vorgenommen, hiervon
her als bis nach Verlauf von acht Monaten nichts
u äußern, aber ein unerwarteter Vorfall änderte
neinen Entschluß schon im fünften Monat nach
Marianens Tode. Ein bemittelter junger Mann
us Obersachsen fand sich in Frankfurt ein; Antoi-

nette gefiel ihm, und er begann um ihre Har
zu werben. Sobald ich von seiner Absicht unte
richtet ward, schrieb ich an sie, und erklårte il
meine Wünsche, welche ich noch bis dahin verbe
gen wollte, bis es Zeit zu öffentlicher Bewerbu
seyn würde: nur ersuchte ich sie um einen klein
schriftlichen Beweis, daß ich alsdenn nicht ve
gebens anfragen würde? Ein långeres Stillschw
gen håtte mir nach den Umstånden, die ich erfa
ren, gefåhrlich geschienen, sie selbst würde mi
im Bewußtseyn derselben, wegen einer so früh
Erklårung entschuldigen. Antoinettens Antwo
war kurz aber beruhigend, sie schrieb: es geziem
ihr nicht, in diesem Augenblick meine Erklårui
deutlich zu beantworten, båt mich daher, mir
der Versicherung genügen zu lassen, daß sie mei
für sie schmeichelhafte Erklårung so aufgeno
men håtte, wie ich wünschte, und daß sie vorzü
liche Achtung für den Mann empfånde, deß
Verfahren mit ihrer Schwester so lobenswürd
gewesen wåre. Nun schlug sie die angetrage
Heyrath aus, und als das Trauerjahr zu En
war, bewarb ich mich mit meiner Aeltern Beyf
öffentlich um Antoinetten, bekam das Jawort v
ihr und ihrem Vater, und war nun der vergnü

tes

teste Bräutigam von der Welt. Unsre Hochzeit war bereits angesetzt, sie wurde aber durch den plötzlichen Tod ihres Vaters behindert. Wir hätten uns zwar gern einige Tage nach dessen Beerdigung in der Stille zusammengeben lassen, meine Mutter aber, und die Frau Tanten, Pathen, Gevatterinnen hätten so viel dagegen einzuwenden: z. B. es sey wider den Wohlstand und man könnte wol, wer weiß was denken, daß Antoinette selbst die Lust dazu verlor. Nach der allgemein übereinstimmenden Abrede sollten noch 2 Monate abgewartet werden. Noch 10 Wochen war es bis zur Leipziger Michaelismesse, zu welcher ich reisen mußte, und auf die sich Antoinette ungemein freuete, weil sie mich als junge Frau dahin begleiten sollte. Nach Verlauf der festgesetzten Zeit sollte die Hochzeit gefeyert werden, und Sie begreifen wol nicht, was uns aufs neue davon abhalten konnte. — Sehr wichtige Dinge — sag ich Ihnen, Sie kennen die Mütter nicht! Die meinige hatte eine Schwester, welche am Flußfieber krank lag; sollte nun die Hochzeit ohne dieselbe gehalten werden, so fiel das Brautgeschenk und wol gar ihre künftige Erbschaft weg, und alles dieses mußte verhütet werden. Netchen hatte nichts im Vermögen, Kinder würden

 kom-

kommen, also mußte auf alle Fälle geschont wer-
den. Mein Aergerniß war unbeschreiblich, ob es
gleich gänzlich von mir abhieng, die Sache nach
meinen Wünschen zu ändern, so wollte ich doch
nicht gern meiner Mutter zuwider handeln, und
mußte mich in den neuen Aufschub finden. Antoi-
nette war noch mehr besorgt, ihr zu mißfallen,
und wollte auch aus Bescheidenheit, wegen der
Vollziehung der Heyrath nicht zudringend scheinen,
sie wurde also bis nach meiner Zurückkunft ausgesetzt,
und Antoinette sollte sich indessen mit der Hofnung
trösten, mich auf künftige Ostern nach Leipzig zu be-
gleiten. Schon seit dem Tode ihres Vaters war sie
unter dem Schutz meiner Mutter, ich verlies sie
Beyde mit der süßen Hofnung, nach meiner Zuhause-
kunft würde meinem Glück nichts weiter entgegen
stehen. Meine Reise war glücklich, und meine Ge-
schäfte nach Wunsch vollendet, ich eilte nun auf
den Flügeln der Liebe nach meiner Heymath, und
als ich anlangte, flog ich voll freudiger Erwartung,
meine Geliebte zu finden, in meiner Mutter Zim-
mer; aber ich fand meine Mutter allein, welche
meine Begrüßung mit niedergeschlagenen Augen
und kleinlauter Stimme erwiederte. Der erste Ge-
danke, der mir hierbey einkam, war: daß Antoi-

nette

nette vielleicht krank wär; ich äußerte ihn — man antwortete mir, Nein! — Wo ist sie denn? — meine Mutter schwieg — ich wurde heftig: Um Gotteswillen, was giebts hier? — Liebster Sohn, fasse Dich — Ist sie tod? — Nein! wenigstens weiß ich davon nichts, aber sie ist weg! — Weg? schrie ich im Ausbruch des heftigsten Schmerzes, Mutter! Mutter! was ist vorgegangen? — Ums Himmels Willen! Du wirst mir doch nichts Schlimmes zutrauen, hör mir nur gelassen zu, ich will Dir alles erzählen. Die arme Frau konnte vor Zittern kaum weiter sprechen, und mein Zustand war noch schrecklicher, denn ich stand da, wie ein Uebelthäter, der sein Endurtheil empfangen soll. Endlich erfuhr ich — sehr langsam für meine Ungedult: der Kaufmann Pianko sey zwei Tage nach meiner Abreise gekommen, und habe meine Braut eingeladen, mit ihm und seiner Familie aufs Land zu fahren; da sie das Freye liebte, so hatte sie die Einladung, mit Bewilligung meiner Mutter, angenommen, um sich bis zu meiner Wiederkunft daselbst die Zeit zu verkürzen. Zwei Tage nach der Abreise schickte Pianko einen reitenden Bothen mit der Anfrage: ob die Mademoiselle Stark, und seine Schwester nicht in die Stadt gekommen wären,

sie

sie hätten sich Beyde verlohren, ohne daß sie auch die geringste Spur des Weges, den sie genommen hätten, finden könnten. Man ließ sie, da auch meine Mutter nichts von ihnen wußte, in der ganzen Stadt suchen, aber alle Nachfrage war umsonst. Pianko kam nach dieser Nachricht selbst in die Stadt und erzählte: seine Schwester und Antoinette wären des einen Abends seines Wissens ruhig schlafen gegangen, am Morgen aber, nachdem man sie lange vergeblich beym Frühstück erwartet, und sie auf ihren Zimmern nicht gefunden worden, hätte man geglaubt, daß sie, durch das schöne Herbstwetter gelockt, spazieren gegangen wären; nachdem aber auch der Mittag verstrichen, und sie sich noch nicht wieder sehen ließen, so sey in der Nachbarschaft nachgefragt, auch weil sie niemand wollte gesehen haben, alle Büsche, Gräben und Dörfer durchsucht worden, nirgends aber waren sie anzutreffen. Pianko wußte so wenig wie meine Mutter, was er dazu denken sollte, seine Schwester, welche immer Antoinettens Freundinn gewesen, hatte auch nie die geringste Vermuthung einiger Unordnung gegeben, eben so wenig meine Braut, aller Meynung war also dahin gegangen, es müsse ihnen was ausserordentliches widerfahren seyn. Pianko hatte alle

Anstal-

Anstalten getroffen, um wo möglich was von ihnen erfahren zu können, aber umsonst; indessen hatte eine dunkle Vermuthung, ob die Mädchens etwa den Einfall bekommen, mich in Leipzig zu überfallen, meiner Mutter nach einiger Beruhigung, zugelassen; doch, da eine solche Handlung nicht sehr überlegt, und ihnen nachtheilig gewesen wäre, so hat sie sich auch, wie sie gestand, nicht eben viel darauf zu Gute. Ich hatte beynahe alles Bewußtseyn während dieser langen Erzählung verlohren, und ließ meine Mutter jeden Umstand zwey, dreymal wiederholen, ohne sie zu unterbrechen, meine ganze Aufmerksamkeit war auf den Gedanken gerichtet, was den Mädchens wiederfahren seyn könnte. Die Bilder der Möglichkeit wechselten so schnell in meinem Kopfe ab, daß ich mir bis auf fünf Arten des Unglücks dachte, die Antoinetten widerfahren seyn könnten, ehe meine Mutter mit der Geschichte auf die Hälfte war; Antoinette selbst war bald strafbar, bald zu beklagen. Ich wegen der ersten Vermuthung ein Barbar, meine Mutter bey der Sache sehr schuldig. Pianko ein Räuber, ein Verräther, seine Schwester eine Kupplerin. Der Vorsatz, Antoinetten durch die halbe Welt nachzureisen, mischte sich unter alle diese Aufwal-

lungen

lungen, wovon eine die andre jagte. Ich lief zu Pianko, er erschrak vor mir, und ich mußte auch in der That eine wilde Miene haben. Der Verlust einer Braut ist allerdings größer, als der von einer Schwester, aber er hatte sie doch auch geliebt, und da sie zugleich weg war, so konnte ich seinen Klagen und seinen eignen Kummer über diese Begebenheit, um desto eher vor aufrichtig halten. Er bezeigte auch lebhaften Schmerz über den Theil, den ich daran nahm, was konnte ich ihm nun für Vorwürfe machen? Es war Freundschaft von ihm, daß er meine Braut einlud, und ihr in meiner Abwesenheit Zerstreuung verschaffen wollte, war es nun seine Schuld, daß es übel abgelaufen war? Mein Verdacht fiel jetzt auf den Menschen, der sie, wie ich schon gedacht, von mir zur Frau haben wollte, und da er ausser Landes ist, so glaub ich noch immer, daß er sie davon geführt hat. Was er auch mit der Pianko machen wollte, weiß ich zwar nicht, vielleicht aber lauerte er auf, und da er sie etwa auf dem Spaziergange zusammen fand, so nahm er sie Beyde, um nicht von der Andern verrathen zu werden. Als ich von Piankon nach Hause kam, traf ich meinen Vater an: er wollte noch eher, als ich anlangen, um mir die Sache

vorzubringen, aber ich kam, weil ich meine Braut überraschen wollte, weit eher, als sie es vermuthet hatten. Nun suchten meine Aeltern mich zu trösten, dies war aber ohnmöglich, die Verfassung meines Herzens litt keinen Trost; ich verfiel, weil ich keinen Ausweg für mein Unglück sah, in einen traurigen Gemüthszustand; mein Vater verließ mich keinen Augenblick, sorgte für Zerstreuungen, beredete mich öfters zu kleinen Reisen aufs Land, und hatte beständig jemanden bei der Hand, der durch seinen guten Umgang, durch Weisheit oder Witz fähig seyn konnte, mich aufzuheitern; doch dies alles schlug wenig an; die Vermuthung, daß Antoinette in meines Nebenbuhlers Händen seyn könnte, marterte mich unaufhörlich. Ich hatte verschiedentliche Nachrichten von ihm eingezogen, nach denselben war er noch nicht verheyrathet, man wußte aber, daß er eine Geliebte auf seinem Landgute unterhielt. Ich wollte hin, und es untersuchen, mein Vater aber versprach es anstatt meiner zu thun, oder Jemanden hinzuschicken, indem er mich noch für einen Kranken erklärte, dem man seinen Willen nicht lassen müßte. Sobald ich ruhiger wäre, oder er etwas Zuverlässiges von Antoinetten gehört hätte, wollte er mir das Weitere

überlas-

überlassen. Wir haben wirklich Jemanden, der meine gewesene Braut kennt, nach dem Landgute in Niedersachsen geschickt, wo sie unsrer Meynung nach sich aufhalten sollte: aber eben den Tag, da er ankam, war sie nebst einem andern Frauenzimmer des Morgens nach Hannover zu ihrem Liebhaber gereist. Der Handlungsdiener, den wir hingesendet hatten, forschte nach ihrem Namen und Betragen: das Letztere wäre, wie sie ihm sagten, sehr lustig, der Erste war Louise. Er begab sich hierauf nach Hannover, aber als er ankam, waren sie alle nach Pirmont gereist. Diese Nachrichten erbaueten mich eben nicht, der veränderte Name bewies nichts gegen die Sache, denn die Starkinn heist auch Louise; es kann ihr gefallen haben, jetzt diesen Namen zu führen, ihren Geschlechtsnamen hatten sie ihm entweder nicht sagen wollen, oder nicht gewußt, sie nannten sie Mamsell Louise. Meine Aeltern waren ziemlich geneigt zu glauben, daß sie es wäre, und haben dadurch mein Herz unendlich verwundet; wenn sie recht haben, so ists freylich ein so leichtsinniges Geschöpf nicht werth, daß ich weitere Erkundigung nach ihr einziehe, deswegen habe ich es auch bis daher anstehen lassen. Ich begreife aber in aller Welt nicht,

wie

ie ein Mädchen von Antoinettens Denkungsart ey einer so erniedrigenden Rolle, die sie jetzt spie:n müsse, noch munter seyn könnte, da ein zärtlicher Bräutigam, und eine glückliche Ehe sie erwartete. Ich würde auch gar nichts von der Sache geglaubt haben, wenn nicht die drey Umstände, aß die Mademoiselle Stark auch den Namen Louie führte: daß noch ein Frauenzimmer bey ihr war, und daß man gesagt, sie sey aus dem Branenburgischen, die Sache wahrscheinlich machten. Dies aber stellte mir nur allzuoft in dieser Person Antoinetten vor, und unterhielt meinen Schmerz darüber doch. Zureden und Zeit lehrten mich ihn ndlich wenigstens gelassener ertragen.

Als mein Vater sahe, daß ich meine Geschäfte wieder ordentlich besorgte und ruhiger war, nahm ers als Beweis: daß ich Antoinetten bald vergessen haben, und zu einer andern Wahl schreiten würde. Er gieng wieder auf sein Landgut, und sagte mir beym Abschied, daß er wünschte, mich, wenn er wieder in die Stadt käme, recht aufgeräumt und gesonnen zu finden, ihm eine neue Schwiegertochter zu geben. Du warest, setzte er hinzu, mit den Starkischen Töchtern nicht glücklich,

aber

aber es giebt andre Mädchens. Ich bat ihn, mi[r] Zeit zu lassen; aber wie lange? fragte er, wenn[s] noch lange dauert, möchte ich wol nicht Großva-ter werden. Ich versprach ihm, daß ich suchen wollte, seine Wünsche zu erfüllen; aber urtheilen Sie selbst, ob ich geneigt seyn kann, so bald wie-der einem Frauenzimmer zu trauen, nachdem ich zweymal so betrogen ward? Und doch stehe ich nicht davor, ob ich mich nicht durch das Verlan-gen meinen Aeltern Freude zu machen, noch einst hinreissen lasse.

Sie werden mir nunmehr glauben, wenn ich Ihnen sage, daß ich wenig Freude empfinde, und daß mir fast Alles gleichgültig ist. Ich liebte An-toinetten mit vieler Zärtlichkeit, und einem voll-kommenen Zutrauen, und ward schlecht von ihr be-lohnt: ja, ich kann noch nicht aufhören, ihr herz-lich gut zu seyn, es ist was in meinem Herzen, das sie immer entschuldigt. Und das Was versetzte ich, verabschieden Sie auch noch nicht, denn soviel ich aus dem, was Sie mir von Ihrer Braut ge-sagt, und aus allen übrigen Umständen schließe, so ist es mir nicht glaublich, daß sie an ihrer Ent-führung schuld seyn, und jetzt freywillig die Rolle

einer

iner bloßen Beyschläferinn spielen sollte. Warum
ll just das andre Frauenzimmer, die sie nach Han-
over begleitete, die Pianko seyn? Auf was vor
lrt unterhielt Ihr Nebenbuhler sie Beyde? Daß
e Louise heist, und aus dem Brandenburgischen
t, beweist, deucht mich gar nichts, weil tausend
Nädchens so heißen, und aus dem Brandenburgi-
chen sind. Sie haben wol recht, sagte Philippi,
nd ich werde mich, um einen solchen Verdacht
uf Antoinetten ohne die sichersten Gründe nicht
itzen zu lassen, noch genauer erkundigen, und hät-
e es schon gethan, wenn ich die genaue Erkundi-
ung der Sache nicht scheuete. Ist sie es, die sich
enem Mann überläßt, so bleibts dabey, daß sie
neiner Liebe unwürdig ist, und es kränkt mich
ufs neue; ist si's nicht, so bekomme ich sie doch
urch diese Nachricht nicht wieder; doch freylich,
m letzten Fall wäre sie wenigstens gerechtfer-
iget, und darum will ichs dennoch zu erfahren
uchen.

Das

Das vierte Kapitel.

Gute Nachrichten für Frau von Hohenkreutz.

Die Antwort vom Grafen Güldenstern li sehr bald ein, er hatte auch an die Frau von Hi henkreutz geschrieben, und diesem Briefe ein Papie beygelegt, worauf sie die Rechtfertigung seines Ve fahrens mit ihr fand: Das Briefschreiben an Ph lippi erfreute uns ungemein, ich werde, da ic selbiges unter meinen Papieren habe, hier beyfü gen.

Graf von Güldenstern an Herrn Philippi

Ihr Schreiben, lieber Freund, hat mir seh viel Freude erweckt, aber auch auf der ander Seite mich betrübt gemacht; ich sehe also, daß meine ehemalige Braut, die jetzige Frau von Ho henkreutz immer die würdige Person gewesen ist, vor die ich sie hielt; aber es thut mir herzlich leid, daß sie so viel Unglück erfahren hat. Ich dank's der Vorsehung, welche gewollt hat, daß sich das alles so entwickeln sollte, weil ich nun die Consola- tion haben kann, ihr einige Entschädigung zu ge- ben. Ich bin hintergangen worden, das sehn Sie

selbst

elbst, sonst verstehts sich, daß ich so nicht an ihr
würde gehandelt haben. Zwar freilich hätte sie
nichts verlohren, daß sie statt meiner, den Herrn
von Hohenkreutz, der ein so rechtschaffener Mann
war, bekommen hat, aber daß die guten Leute so
viel gelitten haben, das ist mir unendlich sensibel.
Ich habe kein Wort davon gehört, daß es ihnen so
schlecht gienge, sonst hätte ich sie allemal heraus
gerissen, wenn ichs auch nicht wußte, wie ichs
nun weiß, daß sie sich an mir niemals vergangen
hat. Was ich jetzt thun kann, um es wieder gut
zu machen, wird gern geschehn, und meine Pflicht
seyn: Sie wissen, daß ich die Frau recht sehr lieb
gehabt habe, und ich schätze sie wieder aufs neue
ungemein hoch. Hätte ich diese Nachrichten vor
ein paar Jahren bekommen, vielleicht bot ich ihr
denn meine Hand an, aber nun wärs thörigt, da
es mit mir bald vorbey ist. Sie müssen wissen,
daß ich die Abzehrung im höchsten Grade habe, in
diesen Umständen wärs albern, wenn ich noch an
eine Heyrath dächte, was hälfe es meiner Gemah-
linn, sie müste doch bald die Trauer anlegen.
Was ich ihr hinterlassen will, kann sie ohnedies
bekommen. Es wäre, wenn sie auch meine Hand
annähme, eben, als ob mein Name etwas zu
ihrem

ihrem Glück beytragen könnte, welches doch nich ist, da der Ihrige eben den Werth hat. Ich wünsch te aber recht sehr, meine Louise noch einmal zu sehen: daher, mein lieber Freund, thäten Sie mi einen Gefallen, wenn Sie es durch den junger Menschen, der bey Ihnen ist, dahin brächten, daß sie eine Reise zu mir thäte. Ich habe sie in der Beylage, die ich baldigst zu bestellen bitte, selbst dar- um gebeten. Herrn Robers empfehle ich mich be- stens, und danke ihm recht sehr, daß er die Geschichte so gut verwahrt hat, und bitte ihn, ihr zuzureden, daß sie mir die Freude macht, und mich besucht. Reisen Sie mir zu gefallen selbst mit zu ihr hin, um sie bereden zu helfen. Sie und Herr Robers könnten die Hohenkreutz begleiten, und sollten mir in der That liebe Gäste seyn, denn Ihren Freund Robers, von dem Sie mir so viel Gutes schreiben, möchte ich gern kennen lernen; er hat sich auch um mich verdient gemacht; und wenn er in seinem Studieren nichts versäumt, so könnte er die Reise wohl machen, doch er kanns ja hernach einbringen. Zwei männliche Begleiter würden, wenn meine Louise käme, ihr auf der Reise bey jetzigen Zeiten nöthig seyn; ich trage alle Reise- kosten. Beykommender, an Sie gestellte Wechsel,

ist

t an die Hohenkreuß auszuzahlen, ich denke, sie
irds mir nicht übel nehmen, vielleicht braucht sie
as vor der Hand. Ihr müßt aber, was ihr thun
ollt, bald thun: denn wenn ich die Abnahme
einer Kräfte bedenke, so kommts mir vor,
s ob ich mich nicht mehr lange in der Welt auf-
lten würde. Leben Sie indessen wohl, und er-
llen Sie meine Bitte. ꝛc. Der Brief an die
rau von Hohenkreuß nebst dem beygefügten Pa-
ere ward mir nach der Zeit abzuschreiben erlaubt,
nd da nun einmal von des Grafen Briefe die Re-
 ist, so mag er hier folgen:

Der Graf Güldenstern an die Frau von Hohenkreuß.

Ich weiß wirklich nicht, gnädige Frau, wie
h den Brief an Sie anfangen soll; ich möchte
on meiner Freude sprechen, um Vergebung bitten,
Sie von meiner erneuerten Verehrung versichern,
les das auf einmal. Aber ich würde es nur
hlecht ausdrücken: mein Feuer ist weg, ich bin
att und halb ein Sterbender, also kann ich es
esser fühlen, als schreiben, was ich alles denke.
hilippi und Robers werden Ihnen, liebe Louise,
gen, wie ich zu Ihrer Geschichte gekommen bin,

sie zeigt mir, wie sehr Unrecht ich Ihnen wider meinen Willen gethan habe, ich bereue es, doch verdammen Sie mich nicht, ohne mich gehört zu haben! Im Beygeschlossenen werden Sie die Ursachen zu meinem Verhalten finden. Es verdrüßt mich zwar, daß Ihre Frau Schwester dadurch sehr auf einer schlimmen Seite erscheinen wird, die Wahrheit wird deswegen meine Entschuldigung machen, und es ist auch natürlich, daß ich vorziehe, das Verlangen mich in Ihren Augen, gnädige Frau, zu rechtfertigen, dem Wunsch, die Frau Schwester schonen zu können; ich weiß ja doch, daß Sie zu edel denken, um sich zu rächen. Jetzt wünsche ich nichts so sehr, als Ihre Vergebung und die Rückkehr Ihrer Freundschaft; Sie werden mir weder die Eine noch die Andre versagen, wenn Sie, liebste Louise, sehen werden, daß es nicht mein Fehler war, als ich so an Ihnen handelte; denken Sie nur, daß ich am meisten dabey gelitten habe, denn ich bin des Glücks beraubt worden, eine liebenswürdige und vortrefliche Gemahlin zu besitzen. Ich hoffe nun, daß unser Friede gemacht ist, also bitte ich um einen Beweis davon. Ich habe Ihnen schon gesagt, daß ich kränklich bin, aber so kränklich, daß ich schwerlich mehr ein halbes Jahr leben

werde:

erde, mein einziger und letzter Wunsch ist, Sie,
neine theuerste Louise, noch einmal zu sehen, machen
Sie mir die Freude! Warum wollten Sie es mir
bschlagen, wir sind Verwandte, und ich bin schon
uf der Reise ins Grab, es kann also kein Ver-
ünftiger etwas darwider sagen. Wäre ich ge-
und, so erschien ich statt dieses Briefes selbst,
nd wer weiß, hätte ich alsdann nicht viele Wün-
che, um deren Erfüllung ich Sie plagte; nun aber
arf ich nur den armen einzigen hegen: meine ge-
ebte Verwandtinn, die meinem Herzen so theuer
t, vor meinem Ende zu sehen! Versagen Sie mir
n nicht, setzen Sie sich über Vorurtheile weg,
enn ja auch hier welche zu bedenken wären, wel-
hes doch kaum seyn kann. Ihre älteste Fräulein
ochter, die, wie ich höre, noch allein bey Ihnen
t, begleitet Sie ohne Zweifel, darum bitte ich
esonders; die rechtschaffenen Leute, welche sich
er Uebrigen angenommen, rechne ich unter meine
erehrungswerthen Freunde. Ich, meines Theils,
enke wenigstens, in so weit meine Pflicht gegen sie
füllen zu können, damit Sie künftig aller Sor-
en des Lebens entübrigt seyn. Dies giebt mir
nigen Trost, doch wenn ich noch einmal Sie selbst
he, und von Ihrer vollkommenen Vergebung

überzeugt werde, so will ich noch ruhiger sterbe
Philippi und Robers reisen vielleicht mit Ihne
ihre Begleitung wird nöthig seyn, im Fall Ihne
auf dem Wege etwas begegnete.

Ich habe mir die Freyheit genommen, al
ein Vetter Etwas, so vielleicht zu kleinen Bedür
nissen auf die Reise nöthig seyn könnte, an mein
liebe Cousine zu schicken, und ich bitte, gnädig
Frau, es gütig aufzunehmen!

Abschied will ich nicht nehmen, ich hoff
vielmehr, Sie bald zu bewillkommen. In de
That, meine Liebe, Sie müssen nicht säumen, d
Aerzte geben mir zwar noch drey Monate Fris
allein, die Herren könnten wol zu viel versprechen
Noch eins, ich werde für eine weibliche Gesellscha
sorgen, die Ihnen die Zeit bey mir passiren he
fen soll.

So sind denn alle Einwendungen, meine
Meynung nach, gehoben, und so erwartet sie mi
Verlangen rc.

Die beygelegten Nachrichten.

Als ich etwa drey Monate von Ihnen we
war, und schon mit dem Prinzen *** den deutsche
Grund und Boden verlassen hatte, erhielt ich vo
Haus

Hause ein Paquet, in welchem Ihre Antwort auf mein letztes Schreiben, daneben aber auch ein Brief von Ihrer Schwester lag. Ich las, wie natürlich, Ihre Antwort zuerst, und fand ihn, wo nicht sehr zärtlich, doch voll warmer Freundschaft. Aber wie bestürzt war ich nicht, da ich das andere Schreiben eröfnete! Ich fand darinnen Ihre Einladung an den Hohenkreutz und seine Antwort: urtheilen Sie selbst, was ich denken muste! Gern hätte ich geglaubt, es wäre Alles Betrug, aber ich sahe ja Ihre Handschrift vor mir, wie konnte ich also zweifeln? Das fiel mir nicht ein, daß Sie unschuldige Absicht haben könnten, was für Eine konnt's seyn? In Ihrem Billet war ein Tete a Tete vorgeschlagen, und in dem Seinigen, dasselbe mit viel Freude angenommen, dies war genug Ueberzeugung. Ihre Fräulein Schwester schrieb mir nun noch dazu, es thäte ihr leid, daß sie mich mit diesen Beweisen Ihrer Untreue bekümmern, und die Winke, die sie mir zuweilen gegeben, bekräftigen sollte: sie hätte aber zu viel Achtung für mich, um zuzugeben, daß ich hintergangen würde, und zu viel Mitleid mit Ihnen, denn ein Mann wie ich, konnte ohnmöglich eine Frau, mit der er sich betrogen fände, anders als von sich lassen; sie glaubte

glaubte also, es wäre Wohlthat für uns Beyde, daß sie, da es noch Zeit wäre, mir die Sache entdeckte. Zuletzt bat sie mich, Ihnen zu vergeben, und Ihr Vergehen der Liebe zuzuschreiben, die Sie für Hohenkreutz empfänden, über die man freylich nicht allemal Herr werden könnte, und wenn ich Sie zu sehr liebte, um Sie demselben zu überlassen, so möchte ich bald kommen, damit die Connexion aufhörte, und mir keine Entehrung geschehn möchte, übrigens bat sie mich, sie nicht zu verrathen, und von ihrer zärtlichsten Achtung versichert zu seyn.

Ich habe immer eine gewisse Abneigung gegen Ihre Schwester gehabt: dieser Bericht änderte meine Gesinnungen gar nicht, ich mußt's glauben, was sie mir schrieb, es war schwarz auf weiß, durch ihre beyde Billets bestätigt; zudem müssen Sie selbst gestehn, daß sie, durch eine so aufrichtig scheinende Sprache und durch die guten Absichten, die sie vorgab, einen Jeden getäuscht hätte; aber alles das war mir von ihr doppelt ärgerlich. Auf den Punkt der Ehre bin ich immer so delicat gewesen, als ein jeder ehrgeiziger Mann es seyn wird. Sie sehn also, daß ich nicht die Absicht haben konnte, mein

Recht

Recht auf ihre Person zu behaupten. Ich war aber aufgebracht genug, um meinen Eifer an Hohenkreutz durch den Degen abzukühlen, und hätte mich gewiß dazu eingestellt, wenn ich nicht zu dieser Reise engagirt war. Nachdem ich aber wieder bey kaltem Blute war, glaubte ich, daß die Sache ein solches Verfahren nicht verdiene, denn aus dem Gesichtspunkte, woraus ich sie und ihren Liebhaber betrachten mußte, schienen Sie beyde meiner Rache nicht werth. Vergeben Sie, daß ich aufrichtig rede; dagegen aber will ich Ihnen auch gestehen, daß mir demohngeachtet ihr Verlust recht nahe gegangen ist, und daß mir die Begebenheit auf viele Jahre üble Laune gegeben hat. Sie können überzeugt seyn, daß ich darum nicht geheyrathet habe, weil ich sie nicht vergessen konnte. Ich lüge Ihnen nicht. Ueberdem glaubte ich auch, daß, wenn eine Person von Ihrem Verstand und Sentiments so handeln konnte, würde ich nicht leicht Eine finden, die es besser machte.

Ihre Fräulein Schwester marterte mich mit einem zweiten Brief, in demselben schrieb sie mi ; der Tod ihres Herrn Vaters wäre nicht ganz eine Frucht von ihres Bruders Unglück, er hätte sich

den

den Abend vorher sehr alterirt, weil er Sie mi
Ihrem Liebhaber, weiß nicht mehr, wo, zusam
men gefunden; auch berichtete sie mir, daß Si
über meinen Brief, wo ich Ihnen den Abschie
gegeben, zwar sehr erschrocken wären, fänden abe
doch Trost in Ihrem Hohenkreutz. Sie begreif
nicht, was für eine Bezauberung mit Ihnen vor
gegangen seyn müßte, daß Sie so an dem Men
schen hiengen; allein, auf gewisse Weise wäre
Sie zu beklagen, denn der Liebe ließe sich nich
leicht widerstehen, wie sie dies an sich selbst erfüh
re, da sie ebenfalls mit einer mächtigen Neigun
kämpfte, sie wollt' aber schweigen, um sich nich
zu verrathen, und wünschte schlüßlich, daß ich
von dem Verfahren ihrer Schwester nicht zu seh
abgeschreckt seyn, sondern noch einmal an ihre
Hof kommen möchte, und sie gäbe es mir zu be
denken, daß ich ohnmöglich andern Leuten die Feh
ler dieser Person könnte entgelten lassen. Ich merk
te wol die Winke, die mir das Fräulein in ihre
Briefen gab, vorzüglich in diesem, aber ich hatt
nicht Lust, ihnen zu folgen. Meine Antwort war so,
wie es die Höflichkeit erfordert, am liebsten abe
hätte ich ihr gar nicht geantwortet, und ich setzt
mirs vors Künftige vor.

Nach

Nach vollendeter Reise begab ich mich auf meine Güter, und lebte einige Zeit sehr eingezogen, oft zankte ich mich mit Ihrem Bilde, das immer noch Werth für mich behielt.

Ich war länger als ein Jahr zu Hause, als ich wieder einen Brief von Ihrer Schwester erhielt. Sie berichtete mir, daß ihre Mutter, welche die Heyrath mit Hohenkreutz, weil er nichts im Vermögen hatte, nicht habe zugeben wollen, endlich gezwungen worden sey, sie in der Stille geschwind zusammen geben zu lassen. Durch Vorsprache guter Freunde hätte Hohenkreutz einen einträglichen Posten in D... bekommen, und so hofte sie doch, daß Sie ganz gut würden zusammen leben können. Auch ich wünschte Ihnen dies von ganzem Herzen, da es nun einmal nach dem Bericht so weit war. Aber dieser Brief machte mich glauben, daß ich Ihrer Schwester wirklich Dankbarkeit schuldig wäre. Ich reprochirte mir die Caprice, die ich hatte, sie so gering zu schätzen, folglich schickte ich ihr eine ganz freundschaftliche Antwort, und da ich gesonnen war, wieder eine Tour nach Frankreich und andern Gegenden zu machen, so berichtete ichs ihr zugleich, und wünschte ihr

und

und ihrer Mutter bis zu meiner Retour, die ich ohngefähr bestimmte, wohl zu leben. Kaum war ich zurück, so erhielt ich ein Schreiben von Ihrer Frau Mutter, sie sagte mir in demselben: da sie eine Reise in etliche Bäder, wegen ihrer Gesundheit thäte, so würde sie die Retour über meine Gegend machen, und mit meiner Erlaubniß bey mir einkehren. Ueber diesen Besuch hatte ich eben keine große Freude, aber ich wußte nicht, wo sie waren, folglich konnte ichs nicht refüsiren; es schien mir auch nicht hönnet, daß ich wegreisen sollte, um nicht zu Hause zu seyn, wenn sie kämen, denn ich hat's Ihrer Schwester selbst berichtet, daß ich wieder zu Hause wäre, und erkundigte mich zugleich nach ihrem Befinden. Ich weiß selbst nicht, warum ich dies that, aber einmal warens meine Verwandten, und denn hatten sie sich auch, nachdem was unter uns vorgefallen war, sehr höflich gegen mich bewiesen; aber ich hätte eher geglaubt, daß die Welt einfallen würde, als daß sie zu mir kommen sollten. Sie erschienen wirklich, und blieben einen Monat bey mir, ohne daß sie Miene machten, als wollten sie wieder Abschied nehmen. Ihre Schwester suchte oft Gelegenheit, allein mit mir zu seyn, und gab mir alsdenn nicht undeutlich zu verste-

erstehen, auf was ihr Besuch abzielte. Ich evirte es mit Fleiß, nicht von Ihnen zu sprechen; nan beobachtete gleiche Behutsamkeit, und dies rforderte von beyden Seiten die Discretion. Aber ihre Schwester muß doch der Mutter nicht trauen, aß sie nicht vielleicht einmal von Ihnen anangen, und denn nicht alle ihre gemachte Unvahrheiten bestätigen möchte, oder ihr Gewissen efürchtete vielleicht, daß ich Sie um gewisse Umtände fragen möchte. Aus dieser Ursache ließ sie ns nicht eine Minute allein, so oft sie auf ihr Zimmer gieng, bat sie die Mutter, sie zu begleien, und die that alles mit Vergnügen, was diese iebe Tochter wollte.

Ihre Gegenwart fieng mir an, beschwerlich u werden, denn ich wußte nicht recht, was ich nit ihnen anfangen sollte. Ich hatte zu ihnen schon erschiedenemal Gesellschaft gebeten: hatte sie uch in der Nachbarschaft in etliche gute Häuser eingeführt, aber immer konnte doch das nicht fort gehn, auch wollte ich beym Geburtstage eines benachbarten Fürsten seyn, welcher immer näher kam, also genirten mich die Damens. Um die Sache abzubrechen, fragte ich eines Mittags bey Tisch:

wie

wie sie jetzt ihre Reise weiter einzurichten gedäch
ten? ob sie Vorspann befehlen würden, und ob ich
die Ehre haben könnte, sie ein Stück Weges zu be
gleiten, denn ich müßte in etlichen Tagen selbst ab
gehen. Die Fräulein Schwester sprach mit em
pfindlichem Tone: Können wir doch morgen früh
oder gar noch heute weg. Ich aber bat, noch
heute zu bleiben, und würde, wenns die gnädig
Frau auch so beföhlen, auf Morgen Pferde be
stellen. O ja, antwortete das Fräulein, nich
wahr, gnädige Mama? — Ja, ja, mein Kind, wi
müssen fort, sagte die Mutter. Aber, fuhr Ihr
Schwester fort: Das machen Sie gut, Sie schicken
uns fort, ist das artig, von einem so galanten
Mann? — Gnädige Cousine, antwortete ich, wenn
ich nicht selbst weg müßte, so würde ich mir die
Ehre noch länger ausbitten. Aber ich habe ja nich
gesagt, daß Sie fort sollen, ich werde mich allezeit
nach Ihnen richten. — Schon gut, Herr Graf, ver-
setzte sie, nun ists einmal beschlossen, morgen gehn
wir weg.

Sobald der Caffee servirt war, eilte sie in ihr
Zimmer. Die Mutter mußte auf ihr Anrathen noch
geschwind ein Paar Abschiedsbesuche in der Nachbar-
schaft geben, und sollte sie entschuldigen, weil sie

Kopf-

opfschmerzen hätte. Eine Stunde ohngefähr, nachdem die Mutter weg war, brachte ihre Jungfer mir ein Billet, ohngefähr des Inhalts. „Es wäre höchst unbillig, daß ich ein Herz von mir stieße, welches auf der Welt nichts liebte, als mich. Alles, was sie an mir gesündiget hätten, verdiente ich an ihr, wegen meines Kaltsinns. Ich sollte es doch überlegen, ob es mir nicht möglich wäre, ihre Neigung zu erwiedern, sie gestünde, daß sie ihre Mutter blos darum zu dieser Reise beredet, weil sie gehofft hätte, als meine Gemahlin hier zu bleiben. Meine artigen Briefe hätten sie zu dieser Hoffnung berechtigt, und sie glaubt, es an mir verdient zu haben. Ich sollte bedenken, daß der Schmerz, sich in ihrer Hoffnung betrogen zu sehen, jetzt doppelt wäre, weil nicht nur ihre Liebe, sondern auch die weibliche Ehre dabey litte. 2c." Meine Antwort war kürzer: ich dankte für ihre gütige Gesinnungen, und gestand, daß ich sie nicht verdiente. Das Verfahren von der Frau von Hohenkreutz hätte mich dahin gebracht, der Liebe auf immer zu entsagen. Indessen versicherte ich sie von meiner Achtung und Ergebenheit, und hoffte, Zeit, Zerstreuungen und ein anderer Gegenstand, der vielleicht auch ihren

Beyfall erhalten könnte, werde einen Undankbar[illegible] bald aus ihrem Gedächtniß verbannen.

Wir kamen diesen Abend nicht mehr zusam men, denn es wurde mir gesagt, daß die Damen nicht wollten suppiren, sondern zeitlich sich zu Bet legen. Des Morgens, als schon alles zu ihre Abreise fertig war, ließ ich fragen, ob ich eine Besuch machen dürfte? Er ward angenommen, da Fräulein von Altstein war dabey so verlegen, da ich Mitleiden mit ihr hatte, und selbst unruhi ward. In meinen Augen hatte sie durch den ge machten Antrag nichts verlohren, hätte sie so de Beyfall meines Herzens gehabt, wie sie ihn nich hatte, und hätte ich mir nicht fest vorgesetzt, nie mals zu heyrathen, so würde ich ihren Wunsch er füllt haben, wenig darum bekümmert, wer vo uns ihn zuerst geäußert hätte.*) Gern hätte ic ihr gesagt, daß ich sie wegen ihrer Bemühung un mich

*) Der Graf ist hier sehr billig, und giebt einen Be weis von seiner richtigen Denkungsart. Das weib liche Geschlecht ist in diesem Stück zu beklagen, warum ist es ihnen nicht, wie den Männern erlaubt, zu fragen, ob ein Gegenstand, den sie sich wün schen, ihre Hand annehmen will, und warum trif die, welche es wagt, ein besonderes Hohngelächter, wenn

ieder verlachte noch gering schätzte, es war aber
sehr Schonung, daß ich die Miene annahm, als
enn nichts zwischen uns vorgefallen wäre.

Sie sehn denn, woher es kam, daß Ihre
erwandten mich besuchten, daß Ihre Schwester
ch eingebildet hatte, ich werde sie heyrathen, und
aß sie zurückkamen, ohne daß dies arrivirt war.

Nachdem habe ich von Ihrer Familie nie wie-
er etwas gehört, und erst aus Ihrer Geschichte
esehn, daß Ihre Schwester mit dem Cap. Zeinert
erheyrathet ist. Hier also haben Sie, meine lie-
e Cousine, die ganze Begebenheit, die Ihnen nun
in allem Licht geben, und mich rechtfertigen kann;
Sie können sehen, gnädige Frau, wie viel mir an
em Letzten gelegen ist, da ich recht über meine
Kräf-

wenn sie abschlägliche Antwort bekommen? Ich fin-
de hier keinen andern Grund, als die Tyranney
des Vorurtheils; denn wenn der Ehestand etwas
rechtmäßiges ist, warum soll die weibliche Hälfte,
die doch nothwendig dazu gehört, ihre Hand nicht
sowol anbieten, als die Mannsperson? Es ist ein
Stolz von dem männlichen Geschlecht, daß sie wie
lauter kleine Sultane herumgehen, und das
Schnupftuch der, so ihnen am besten gefällt, zu-
werfen wollen. Die, welchen diese Ehre von Kei-
nem wiederfährt, müssen unverheyrathet bleiben,
es

Kräfte geschrieben habe, um Ihnen alles zu detailliren.

Man sahe in den Briefen des Grafen den edeln deutschen Mann, alles zeigte ofne Wahrheitsliebe, und ungekünstelte Güte des Herzens an. Es war seiner Schreibart anzusehen, daß er des deutschen Briefstiels nicht sehr mächtig war, er hatte beständig seine Correspondenzen französisch geführt, daher war es ihm fast unmöglich geworden, gut deutsch zu schreiben.

Sobald Philippi sahe, daß seine Antwort unsern Wünschen gemäß war, beschloß er, die Frau von

es mag ihr Wille seyn oder nicht, und werden für eine solche Fatalität oft noch im Alter verspottet. Was sollen die Mädchen also thun? Selbst frey'n ist Schimpf, ungefreyt bleiben, Schande, in der That, das Vorurtheil drückt das schöne Geschlecht am härtesten! Es ist wahr, daß sich die Männer müssen gefallen lassen, bey ihren Freyereyen oft mit abschläglichen Antworten davon zu wandern, dafür aber scheinen sie unter sich ausgemacht zu haben, daß sie sich nichts daraus machen wollen, sie fragen, ohne erröthen zu dürfen, bey der Zweyten, Dritten an, und dies sollte wenigstens bey den Frauenzimmern, wo nicht vergönnt, doch nicht so sehr verübelt werden: denn es ist natürlich, daß sie nicht immer Gehör finden können.

von Hohenkreutz, wenn sie zur Reise zu bereden wäre, zu begleiten. Ich war sehr vergnügt, daß ich mit eingeladen war, ausserdem daß ich gern reiste, und fremde Gegenden besuchte, freuete ich mich auch auf die Bekanntschaft eines so vortreflichen Mannes; um nichts zu versäumen, traf ich bey meinen Bekannten Anstalt, die Collegia, welchen ich während der Reise nicht beywohnen konnte, abschriftlich zu bekommen, und bereitete mich mit Philippi zuerst nach Z. zu gehen.

Das fünfte Kapitel.

Philippi freuete sich ungemein auf die gemeinschaftliche Reise, weil er sich dadurch von seinen Grillen um Antoinetten, entweder ganz befreyen, oder sie vielleicht bey der Gelegenheit finden würde; diese letzte etwas Romanenmäßige Idee hatte er ziemlich fest gefaßt: er traf also im Fall einer weitern Reise die benöthigsten Anstalten, und wir giengen zusammen an einem Frühlingsmorgen ab.

Da Philippi die Frau von Hohenkreutz noch nicht persönlich kannte, blieb er, als wir in Z..

ankamen, im Gasthof zurück, und überließ mir das Vorläufige. Sie erschrack über meine Ankunft, vermuthlich, sagte sie, indem sie mir entgegenkam: bringen Sie Nachrichten von meinen Kindern, sind sie traurig? Ich hoffe, antwortete ich, daß es ihnen wohlgeht, kann aber nichts bestimmt davon sagen, indem ich schon längst von Zeilsdorf weg bin, und mich jetzt in Frankfurt an der Oder aufhalte. Diese Veränderung führte sie auf den Tod meines Karls. Er verursachte uns eine traurige Viertelstunde; in welcher nur von ihm gesprochen ward. Doch endlich fiel das Gespräch auf die Ursach meines Aufenthalts in Frankfurt, und auf den Endzweck meiner Erscheinung in Z... Sie hat, sagte ich, keinen andern Grund, gnädige Frau, als Ihnen wichtige Dinge zu hinterbringen. Die Miene, mit der ich es sagte, war gewiß freudig. Frau von Hohenkreutz konnte also schließen, daß ich ihr nichts Schlimmes zu hinterbringen hätte, also fragte sie mit dem Ausdruck froher Erwartung, was es wäre? — „Es sind Nachrichten von einem guten „Freund." — „Und wer ist der?" — „Ihr Gnaden haben Einen Verwandten im Schwäbischen." — „Mehr als Einen." — „Unter allen „aber ist doch Graf Güldenstern der, auf den Sie

„am

„am ersten fallen sollten.“ — „Wie es seit langer „Zeit mit uns steht, eben nicht; wollen Sie aber „von ihm sprechen?“ — „Von keinem Andern.“ — „Ist er in Frankfurt?“ — (sie nahm mäßig geschwind, indem sie dies fragte, das Paquet, das ich ihr hinreichte); „nein, gnädige Frau, wollen „Sie dies lesen, so werden Sie alles Uebrige er„sehn.“ Um es ungestört lesen zu können, gieng sie ins Nebenzimmer; indessen sie dort verweilte, suchte Madam Hoppe und Fräulein Karoline durch allerhand schlaue Wendungen des Gesprächs von mir zu erforschen, wie ich zu dem Brief gekommen wäre, und was denn wol der Inhalt davon seyn möchte? Ich hielt es für sehr erlaubt, ihre Neugier zu befriedigen, weil sie Theilnehmerinnen des Guten waren, welches der Frau von Hohenkreutz bevorstand, gab ihnen daher so viel davon kund, als ich wuste, wegen der Sorgfalt der Frau Hoppe aber war's immer nicht alles, denn sie hatte mir zehnerley anzubieten, und gieng, um es zu bestellen. Als Frau von Hohenkreutz gelesen hatte, kam sie zu uns, die von den beygelegten Nachrichten erregten verschiedenen Empfindungen, hatten eine aufwallende Mischung von Freude und Schmerz in ihr Gesicht gelegt. Doch

war die erste mit lebhafteren Farben aufgetragen. Sie drohte mir mit dem Finger, als sie ins Zimmer trat. Ich verstehe, sagte ich, diesen Verweis, er gehört der Freyheit, die ich mir nahm, Ihre Geschichte mitzutheilen; Sie befohlen aber, als Sie selbige gaben, nur, daß in diesen Gegenden nichts davon bekannt gemacht werden sollte. —

Fr. v. Hohenkreutz. Das ist ein wenig Sophisterey. —

Ich. Es geschah blos, um ihnen einen Bewundrer mehr zu geben.

Fr. v. H. Sie ziehn sich artig genug aus der Sache — also Herrn Philippi haben Sie meine Papiere vermuthlich gegeben?

Ich. Ja, und dieser kennt den Grafen, hatte schon von ihm die ganze Geschichte gehört: wußte, daß es ihm ungemein erfreulich seyn würde, zu hören, daß Ihr Gnaden ihm nicht untreu wären, also konnte ich mich nicht widersetzen, da er ihm die von Ihnen selbst aufgesetzte Rechtfertigung überschicken wollte.

Fr. v. H. Wer ist denn dieser Philippi?

Ich. Ein Kaufmann aus Frankfurt, ein treflicher Mann, der Ihre Gewogenheit, gn. Frau, gewiß erhalten wird — gestehn Sie nun, daß es meine Pflicht war, Ihnen so geschwind, als möglich die Beweise von des Grafen Gesinnungen zu überbringen; ich habe sie schon in der Antwort an meinen Freund gesehen, und gn. Frau, Sie müssen darüber vergnügt seyn, müssen dem Grafen Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Fr. v. H. Allerdings, ich bewundre zugleich die Wege der Vorsehung, um die Wahrheit ans Licht zu bringen.

Ich. Und den Nebel wegzuziehn, welcher sich zuweilen zwischen die Freundschaft edler Herzen stellt; es muß ein herrlicher Auftritt seyn, wenn Freunde, welche sich aus Gründen der Tugend liebten, aber durch Täuschung entfernt wurden, wieder als Ausgesöhnte zusammen kommen, einer dem andern nun wieder aufs neue in dem Lichte betrachtet, worinnen er ihm ehemals erschien, und eins an des andern Herz mit aller Wärme der erneuerten Freundschaft, ohne Mißtrauen, ohne Zurückhaltung fliegt; ein solcher Auftritt, gn. Frau, wird Ihre Zusammenkunft mit dem Grafen seyn.

Fr. v. H. Ja, so wäre es beynahe, aber sein Einfall, der Reise zu ihm, wird schwerlich auszuführen seyn.

Ich. Gnädige Frau! Sie wollten nicht. —

Fr. v. H. Geduld! daß Sie mich gern dazu bereden möchten, ist mir begreiflich, und Ihrem Herzen macht's Ehre; ich habe aber gegründete Bedenklichkeiten, die ihr Männer nicht so gleich seht, oder sie für nichts haltet. Madam Hoppe soll entscheiden.

M. H. Noch weiß ich ja kaum, von was die Rede ist. —

Fr. v. H. Verzeihen Sie, Freundinn, daß ich Ihnen des Grafen Brief noch nicht mitgetheilt habe, und Sie, Herrn Robers, werden auch Anspruch darauf machen; wissen Sie was, lesen Sie diesen Brief — meinetwegen auch die Beylage laut, so erfahren Sie es Beyde auf einmal. —

Ich. Ich werde Ihrem Befehl gehorchen, wenn aber der Graf solche Gründe Sie zur Reise zu bewegen braucht, als er schon in dem Briefe an Philippi gethan, so zweifle ich, daß Ihr Gnaden

den an Madam Hoppe eine Stütze, um sich weigern zu können, finden sollten.

M. H. Wir werden sehen.

Ich. Und wenn das wäre, so sind Sie Beyde noch immer nicht die stärkste Partey, ich habe noch einen eifrigen Alliirten hier in Z... der wird die streitenden Theile wenigstens egal machen.

Fr. v. H. Und das ist? —

Ich. Herr Philippi.

Fr. v. H. Der ist auch hier, warum kam er nicht mit her? —

Ich. Er blieb so lange im Gasthofe, bis ich Sie erst von der Ursach unserer Reise unterrichtet hätte.

Es ward sogleich nach ihm geschickt, und nach den Bewillkommungscomplimenten, der uns allen so interessante Punkt, die Reise betreffend, behandelt. Frau von Hohenkreuz dankte Philippin für seine Bemühung, und für den Antheil, den er als ein Fremder an ihrem Schicksal nehmen wollte. Die Lektüre kam nun aufs neue in Vorschlag, und ich übernahm sie. Nun sagte Frau Hoppe, als ich fertig war: und Frau von Hohenkreuz

kreutz wollte des Grafen Bitte, ihn zu besuchen, nicht erfüllen?

Fr. v. H. Rathen sie mir dazu?

M. H. Freylich, und wenn Sie den Rath nicht annähmen, spräche ich, es wäre Stolz und Undank oben drein; nehmen Sie mirs nicht übel, Sie verdienten denn Strafe.

Fr. v. H. Sie bestürmen mich auch sogleich mit Gesetzpredigen.

Ph. Ich werde es mit dem Evangelio thun: wenn wir sogar unsre Feinde lieben, und ihnen willfahren sollen, wie vielmehr sind wirs verdienstvollen Freunden schuldig! wie könnten Sie demnach die Bitte eines so zärtlichen Verwandten unerfüllt lassen.

Ich. Besonders, da er es als den letzten Beweis ihrer Liebe und ihrer Vergebung verlanget, der Herr Graf bittet als ein Sterbender.

Fräul. Kar. Beste, liebste Mutter, Sie werden wirklich hin müssen.

Fr. v. H. Ey, Du wirst das freylich finden, weil Du mitkommen sollst. Aber Ihr habt Euch Alle wider mich verschworen, doch hört mich nun auch: Der Graf wünscht mich zu sehen, ich bin über-

überzeugt, daß es ihm Ernst ist, und daß meine Ankunft ihm Freude machen würde, aber Ihr werdet mich doch nicht überreden wollen, daß er ohnedas nicht ruhig sterben kann? Dazu ist er viel zu sehr ein Weiser. Er hat sich gerechtfertiget, und giebt mir Beweise seiner Achtung und Freundschaft, meine ganze Geschichte weiß er auch. Was er für mich thun kann und will, werde ich von einem so edlen Manne gern annehmen, und er hat Mittel, mirs zukommen zu lassen, ohne daß ich hinreise. Ich werde ihm so zärtlich, so dankbar, als ich nur kann, antworten; werde ihn meiner Hochachtung, Theilnahme an seiner Krankheit, alles, was Sie wollen, und was ich auch fühle, versichern; aber ihm auch die Bedenklichkeiten vorstellen, die mich abhalten, zu ihm zu kommen: ich weiß, er wird sie gegründet finden.

Ph. Der Graf hat, wie es scheint, diese Bedenklichkeiten alle vorausgesehen, aber vermuthlich nicht wichtig genug befunden, um eine Verhinderung zu seyn.

M. H. Und was sinds denn nun für Bedenklichkeiten?

Fr. v. S.

Fr. v. H. Liebste Freundinn! wenn ich mit diesen beyden Herren reise, ohne zu sagen, wohin, wird nicht ein Jeder was anders vermuthen? aber alles zu meinem Nachtheil. Man wird anfangen, zu zweifeln, ob es auch die Leute sind, für die sie sich ausgeben; die Vermuthung wird bald zur Gewißheit werden, daß es Marktschreyer, Commödianten, wer weiß, was alles mehr sind, mit denen ich nebst meiner Tochter in der Welt herumzöge. Um dies zu vermeiden, muß ich die Sache der Länge nach allen Menschen erzählen, nun kommts herum: ho, ho, sagt man, die reist auf die Heyrath. Meine Frau Schwester, die aus der Erfahrung weiß, daß man aus dieser Ursach reisen kann, wird nichts sparen, um die Sache so lächerlich als möglich zu machen, zumal da ihre Rachbegierde gereizt werden wird. Nun komme ich wieder, denn dort bleiben, kann ich doch nicht, und Jedermann sagt: ich sey wieder fortgeschickt worden, meine Schwester hat sichere Nachrichten darüber, und ich bin das Märchen der ganzen Gegend.

Fr. Hoppe. Ist denn kein Mittel, um dieses zu verhüten? —

Fr. v. H.

Fr. v. H. Ich sehe keins. —

Fr. H. Und doch liegts so nahe — überhaupt, da der Graf ein Anverwandter von Ihnen ist, so dächte ich nicht, daß Jemand eine Reise zu ihm sollte anstößig finden können, da er noch dazu so krank ist, und sein Tod ohne Zweifel bald genug erfolgen wird, um die Welt zu überzeugen, daß diese Krankheit nicht von Ihnen erdacht war. Zum Ueberfluß aber erzählen Sie die vornehmsten Umstände einigen von unsern Freunden; — der ganzen Welt, wie Sie vorhin meinten, ists nicht nöthig, vorzupredigen — wir haben mit verschiedenen guten Leuten hier Umgang, denen machen Sie die Sache bekannt. Daß Sie eine Verbesserung ihrer Umstände bedürfen, weiß ein Jeder, und der Graf verspricht, sie zu verschaffen. Auf solche Art können Sie immer reisen, wird etwas Zweydeutiges darüber gesprochen, so werden diese von der Sache Unterrichtete gewiß ein solches Gerede zu stillen wissen: wer aber alsdenn doch noch übel denken will, den läßt man plaudern. Mein Grundsatz ist hierüber fest: man suche, sich in den Augen der Welt, besonders der Rechtschaffnen, durch die größte Behutsamkeit, einen unbescholtnen Ruf zu erhal-

erhalten, auch wol in besondern Fällen zu recht-fertigen; hat man nun dabey gebührende Absichten, und die Umstände wollen es so und nicht anders erlauben, denn lasse man schwatzen, bellen und mautzen, wer will. Sie kennen mich, ich würde Ihnen diesen Rath nicht geben, wenn ich auch das geringste Unschickliche, oder etwas, das in der Folge zweydeutig aussehen könnte, dabey sähe: denn jetzt bin ich nur allzufurchtsam wegen des gemeinen Urtheils. Es war eine Zeit, wo ich unbesorgt um die Meynung andrer Menschen war, ich glaubte, weil es mir niemals einfiel, schlecht oder lasterhaft zu handeln, und weil ich selbst nicht leicht Jemanden schlimm beurtheilte, man könne nichts Uebels von mir sprechen, was ich auch thäte; darüber habe ich manche unbesonnene Handlung begangen, die zwar in der Welt nichts Böses zur Absicht hatte, mich aber doch in üblen Ruf gebracht hat. Als ichs erfuhr, war ich erschrecklich böse, schmälte auf die ganze Welt, und beweinte meine Unschuld: hernach aber giengen mir die Augen auf, ich sahe, daß man einen Unterschied zwischen Gott und Menschen machen muß, dieser kennt freylich alle unsre Absichten, und beurtheilt uns nach denselben, aber Menschen richten nach dem Schein,

den

en muß man ihnen also nicht geben, wenn man
icht verkannt werden will.*) Hier aber spricht
jetzt

*) Es ist mit der Verscherzung des guten Rufs eben wie mit der Verwahrlosung einiger Funken, welche irgend in einen Balken fliegen, ihn anzünden, und dadurch oft ein mächtiges Gebäude in die Asche legen. Aber eher ist ein solches Feuer zu löschen, bevor es noch allzugroßen Schaden thut, als die Glut, in der der gute Name eines Menschen auflodert; denn anstatt zu löschen, trägt ein Jeder Stroh und Späne, die oft gar nicht zu dem brennenden Theil gehören, hinzu, bis gar nichts mehr zuzutragen möglich, und der arme Sünder vernichtet ist. Ausgenommen der geflissentlichen Veränderung einiger schwarzen Seelen, ist es nicht die Bosheit, sondern die Einbildung, die hieran Schuld ist: es vergeht sich irgend Jemand zwey oder dreymal, flugs glaubt man, er sey zu mehr übeln Handlungen fähig, und nun sage die Verläumdung, was sie will, man zweifelt nicht einen Augenblick daran, diese, jene Handlung hat es ja bewiesen, daß die beschuldigte Person strafbar und leichtsinnig ist, folglich hat sie auch dies gethan. Wir erzählens einem Andern, es entfiel uns ein Umstand, oder wir wollen das Erstaunen des Zuhörers recht sehr erwecken, also setzten wir einen stärkern hinzu, und der machts wieder so, auf diese Art loderts immer aufs neue in die Höh'. Es wäre freylich der Liebe gemäß, daß man augenblicklich löschte, weil noch der erste Balken brennt, dies aber möchten nur wenige Gewissenhafte gern thun, können aber nicht immer zeitig genug hinzukommen. Damit

jetzt und in der Folge zu viel, für die Sache, un
daß Sie in üblen Ruf kommen könnten, und di
Begleitung dieser Herren kann Ihnen gar keine
Nachtheil zuwege bringen, da Sie Ihr Vette
eigentlich darum gebeten hat.

Die Frau von Hohenkreutz konnte wenig
mehr einwenden. Also soll ich mich überwunde
geben? sagte sie. Thun Sie das, gn. Frau, ant
wortete Philippi, diese Niederlage wollen wir, wie
den Sieg über Ihre Feinde feyern.

Es kam Besuch, und erwünschter konnte er
nicht kommen, da er aus der Familie des Hofraths
Reislers bestand, welche als rechtschaffene Leute
Freunde der Frau von Hohenkreutz und der Madam Hoppe waren. Wir wurden vorgestellt und
die

mit die Menschen den Fehler, den sie in diesem Stücke begehen, wieder gut machen mögen, so verleitet sie die Einbildung, in Ansehung eines guten Scheins, den ihre Brüder von sich geben, eben so weit zu gehen. Eine andächtige, eine einfältige oder ernste Miene, ein stilles eingezogenes Leben, eine sentenzenreiche Beredsamkeit — habt Ihr Eins von denen, so wird man schon Achtung vor Euch haben. Besitzt Ihr diese Vorzüge alle, denn könnt Ihr sicher insgeheim lasterhaft seyn, so sehr Ihr wollt: wer wirds Euch zutrauen. Wer wirds also glauben, wenn es Euch beschuldigt würde.

die Sache erzählt, die Angekommenen redeten alle zu Gunsten der Reise, auch ward sie nun beschlossen, und wir Alle, die von der Partie seyn sollten, freueten uns herzlich, am meisten aber Fräulein Karoline, welche, ihrer Meynung nach, so glücklich noch nie gewesen war.

Frau von Hohenkreutz hatte wirklich das Geld, welches ihr Vetter geschickt hatte, nöthig, um sich und ihre Tochter zur Reise zu bereiten. Wir musten acht Tage warten, ehe sie damit fertig war, welche Zeit uns in der Gesellschaft der Damens gar nicht lang ward. In den Stunden, die allgemein der Unterhaltung gehörten, ward über die Begebenheiten der Frau von Hohenkreutz und des Grafen gesprochen, auch verschiedene Anmerkungen gemacht; wenn ich, sagte einst die Frau von Hohenkreutz, die Sache recht bedenke, so ist an dem ganzen Mißverständniß nichts eigentlicher Schuld als mein Billet an Hohenkreutzen, denn was hätte meine Schwester ohne dasselbe gehabt, ihre Absicht zu erreichen? Meine Töchter und alle Mädchens können hier lernen, daß man mit nichts sparsamer seyn muß, als mit Briefen an Mannspersonen; man risquirt immer, daß entweder sie

selbst

selbst oder Andre sie zu unserm Nachtheile anwenden, wenn die geringste Zweydeutigkeit darinnen enthalten ist. Gute Absichten kommen hierbey nicht in Anschlag; diejenige, die ich, wie Sie Alle wissen, hatte, an den Hohenkreutz zu schreiben, schien mir so vollkommen gerecht, und so pflichtmäßig, daß ich gar kein Bedenken trug, es zu thun. Sie hatten auch, versetzte Madam Hoppe, hierinnen recht, wie konnten Sie just das vorhersehen, was daraus entstanden ist: nur darinnen haben Sie freylich gefehlt, daß Sie seine Antwort nicht besser verwahrten. — Aber eben diese Nachlässigkeit, versetzte Frau von Hohenkreutz, entsprang aus dem Bewußtseyn unsträflicher Absicht. Ganz gewiß, sagte Philippi, wenn Sie damals mit Ihrem nachmaligen Gemahl einen unrechtmäßigen Liebeshandel gehabt hätten, ohne allen Zweifel wär da seine Antwort sorgfältig verborgen worden, immer aber beweist dieser Fall aufs neue: wie sehr nöthig es ist, daß junge Leute, wenn sie noch so unschuldig sind, jene Klugheit fleißig studiren, welche ihre Handlungen vor schlimmen Auslegungen schützt, und dies ist überhaupt überall nöthig. — Unter den Uebeln, welche aus Pandorens Büchse geschüttet wurden, und sich durch die Welt verbreite-

breiteten, ist die Wuth, womit die Verläumdung auf alles, was die Leute beginnen, lauert, um ihm einen schlimmen Anstrich zu geben, gewiß nicht eins von den geringsten. Es würden ausgemacht, unter zehn ganz schwarz oder doch sehr dunkel geschilderten Handlungen, wenigstens fünfe weit lichter, und wol gar vollkommen weis aussehen, wenn sie genau untersucht würden; aber es ist Menschensinn, diesen Untersuchungen auszuweichen, wenn sie auch zuweilen leicht zu machen wären, und man darf nicht immer soviel eignes Interesse haben, als die Frau von Zeinert hier hatte, um ein Vergnügen darinnen zu finden, eine nicht ganz klare Handlung immer von der Seite zu betrachten, wo sie am finstersten aussieht. Es giebt Gutgesinnte, die hierüber anders denken, ihre Meynungen kommen aber gegen die Menge so wenig in Anschlag, als auf einem Reichstage, wo die Mehrheit der Stimmen gilt, und die kleine Zahl der Redlichen ist oft eben so wie dort genöthigt, dem allgemeinen Urtheile beyzutreten.

Madam Hoppe freute sich nicht wenig, an Philippi einen so billigen und richtigen Beurtheiler seiner Nebenmenschen zu finden; sie war eine tref=

liche alte Frau, voller Munterkeit und Güte, nahm an allem Theil, was ihren Nebenmenschen begegnete, zugleich aber war sie eine Feindin aller Complimente, und man mußte sichs gefallen lassen, tüchtig gescholten zu werden, wenn man nicht immer nach ihrem Sinn handelte; wenn man sich, in ihren Gedanken, an Gott, den Nebenmenschen, oder sich selbst vergieng; sie hingegen hatte ganz und gar keine Forderungen, und wollte: daß man sich ohne alle Umstände von ihr bedienen lassen, und ja nicht zu gut von ihr denken sollte.

Etwa drey Tage nach unsrer Ankunft erschien ein Weib, welches einen Brief von der Frau von Zeinert an die Frau von Hohenkreutz einzuhändigen hatte. Das Weib hatte ein äußerst kränkliches Ansehn, und konnte kaum stehen; sie trug diesen Brief schon 10 Tage bey sich, denn sie war, wie sie sagte, durch eine Krankheit, die sie unterwegens aufgehalten hatte, gehindert worden, ihn sogleich zu überbringen. Frau Hoppe gab ihr hurtig was stärkendes, und schickte sie zu ihren Leuten, wo ihr eine gute Suppe sollte gemacht werden. Die Frau von Hohenkreutz vergoß bey Durchlesung des Briefs Thränen, wir Andern warteten zu vernehmen,

welcher neuen Bosheit von ihrer Schwester diese Thränen gälten, und Madam Hoppe, welche das für ausgemacht hielt, fieng schon an zu schimpfen: was will denn die böse Seele wieder, sagte sie? Freundin, antwortete die Frau von Hohenkreutz, schmählen Sie nicht, jetzt verdients meine Schwester nicht mehr, lesen Sie nur, und denn bemerken Sie selbst gewiß gleich den eigentlichen Wink Gottes, ihr zu vergeben. Kaum habe ich diese Nachrichten vom Grafen bekommen, so erfolgt dies von ihr; es muß ihr geahndet haben, daß ich was erfahren würde, das beweist die Angst, von der sie schreibt, aber ich bin froh, daß ich des Grafen Brief eher bekommen habe, desto leichter wird es mir, ihr die Verzeihung, die sie sucht, zu geben. Frau Hoppe las indessen, als Frau von Hohenkreutz dies sagte; vor Freuden, daß sie ihre Schwester als eine reuige Sünderin sahe, bemerkte sie weder, daß ihre Freundin bey diesem Gespräch nicht aufmerksam lesen konnte, noch daß wir Andern nichts von dem Inhalt des Briefes wußten. Madam Hoppe freute sich gleichfalls von Herzen, und nun mußten auch wir folgendes lesen.

Frau von Zeinert an Frau von Hohenkreutz.

Ich weiß nicht, geliebteste Schwester, ob ich fähig seyn werde, alles das in meine Feder fließen zu lassen, was ich empfinde, und Dir jetzt gestehen will. Ach, ich elende Creatur, warum habe ich jemals meine Leidenschaften so anwachsen lassen! Jetzt habe ich keine Ruhe, bis ich Dir alles bekannt, und Deine Vergebung erhalten habe. Du wirst erstaunen, Schwester, aber Du mußt mir vergeben, Gott vergiebt ja auch. — Ich bin kaum im Stande, Dir zu sagen, welch Verbrechen ich an Dir begangen habe, aber es muß heraus: Wisse also, ich bin die Ursach, daß Dich der Graf Güldenstern nicht geheyrathet hat — ich weiß nicht, ob Du Dich besinnst, daß Du einmal ein Billet von Deinem seligen Mann in unsrer Schlafstube liegen liessest, dieses Billet, wie auch das, welches Du ihm geschrieben, und gleichfalls in meine Hände kam, habe ich unserm Vetter geschickt. Ich gestehe Dir, daß ichs für einen Beweis hielt, Du habest einen verbotenen Umgang mit Hohenkreutz, und hintergiengst also den Grafen, da ich ihn nun selbst mit der größten Leidenschaft liebte, so suchte ich um so eher die Heyrath mit Dir zu hintertreiben,

und

und ich glaubte damals auch gar nichts übels zu thun. Es ahndete mir nach der Zeit oft, daß Du unschuldig wärst, da ich gewiß weiß, daß Du ihn nachdem lange nicht gesehen hast; aber ich glaubte damals noch selbst, den Grafen zu bekommen, also reuete michs nicht sonderlich, besonders da ich Dich doch nach der Hand versorgt glaubte, daß aber nichts aus meiner Hofnung geworden ist, muß ich für Gottes Strafe halten, denn mein Herz hat viel dabey gelitten. Was ist aber das gegen Dein hartes Schicksal, welches ich doch Dir durch diesen Streich zubereitet habe? Es ist wahr, Du hättest nichts verloren, daß Du anstatt Güldensterns Deinen seligen Mann bekommen hast, denn es war ein vortreflicher Mann, den alle Menschen, die ihn gekannt haben, noch hochschätzen, aber dem Unglück, das Ihr zusammen gehabt, hättest Du doch entgehen können: dies alles sehe ich völlig für meine Schuld an. Liebste Schwester, kannst Du mir verzeihen? Doch ja, Dein gutes Herz ist gewiß fähig dazu! O! die Macht der Liebe ist groß, sie bringt uns zu allen möglichen Ausschweifungen, sie hat mich zu einer treulosen Schwester gemacht! Sey froh, beste Schwester, daß Dir die Natur keine so starken Leiden-

schaften

schaften zugetheilt hat. Du weißt nun nichts von dem, wozu sie uns bringen. — Noch Eins hab ich auf meinem Herzen: Das Testament von unserer Mutter ist zwar nicht mein Werk, aber vielleicht hätte Ich ihr zu Deinem Besten doch zureden können, und dies habe ich nicht gethan, ein Ueberrest von Eifersucht, daß Du dem Güldenstern besser gefallen hattest, verhinderte mich daran. Zwar kann ich Dir mit Wahrheit versichern, daß ich eben so viel, mehr nicht, bekommen habe, als Du damals nach D... erhieltest; und weiß selbst nicht, wie es kommt, da wir doch immer dachten, daß die selige Mutter ein ansehnliches Vermögen hätte. Indessen Etwas hättest Du wol noch bekommen sollen; — wenn ich Dich sehe, will ich Dir alles ausführlich erzählen, und es Dir beweisen, was ich erhalten habe. Dürfte ich nur vor meinem geizigen Mann, so gäbe ich das, was Dir noch zukommt, heraus; aber daran darf ich nicht denken, weil es in seiner Gewalt ist, Du müßtest es denn gerichtlich suchen, und dies wäre mir, wenn es zu Deinem Vortheil ausschlüge, sehr lieb, so würde mein Gewissen frey. Du magst aber thun, was Du willst, so ist immer nach meinem Tode alles Dein, oder Deinen Kindern, da ich doch

das

das Meinige disponiren und bestimmen kann, wem ich will.

Es kränkt mich nicht wenig, daß ich, da mir Gott keine Kinder gegeben hat, nicht Eins von den Deinigen bey mir haben kann; hätte ich immer so gedacht, wie jetzt, so würde ich sie nicht Fremden überlassen haben; nun weiß ich nicht, ob ich mein Recht auf sie werde behaupten können, denn Du wirst mir das gar nicht zutrauen, was ich nun empfinde. Aber das mußt Du mir doch erlauben, daß ich Deine Karoline von jetzt an, mit allem Benöthigten versehe; mit der Zeit vielleicht, wenn Du meine aufrichtige Gesinnung wirst kennen gelernt haben, bin ich so glücklich, daß Du mir sie auf einige Zeit überlässest. Ich würde ihr sogleich einen Beweis meiner Liebe mitschicken, aber es sähe aus, als ob ich Dich bestechen wollte, daß Du mir vergäbst, und Du sollst es nach Deiner edlen Art aus freyem Triebe thun.

Nun, meine theuerste Schwester, jetzt ist alles von meinem Herzen herunter, was mich bisher drückte, ich habe nicht davor ruhen können; lange habe

habe ich mich dem Bekenntnisse widersetzt, aber nun war es mir nicht möglich, länger zu schweigen, ich mußte mich mit Dir aussöhnen. Du bist meine einzige Schwester, es drückte mein Gewissen unaufhörlich, daß ich mit Dir in Uneinigkeit leben sollte, und daß dieses meine Schuld war. Jetzt ist mein Herz etwas leichter, aber ganz vergnügt und glücklich wirds seyn, wenn ich eine freundschaftliche zärtliche Antwort von Dir erhalten habe, wenn ich weiß, daß Du mir ganz vergeben hast.

Wolltest Du mir die unaussprechliche Freude machen, mich mit Deiner Tochter zu besuchen, so sähe ich dies als die glücklichste Begebenheit an, die mir jemals begegnet wäre. Ich weiß, daß es meine Schuldigkeit wäre, zuerst zu Dir zu kommen, aber da doch Deine Umstände nicht zulassen, daß Du für Dich allein wohnen kannst, so setzte Dich vielleicht ein Besuch von mir in Verlegenheit, und die gute Madam Hoppe, welcher ich mich bestens empfehle, wollte ich auch nicht gern belästigen. — Es fällt mir diesen Augenblick was ein, das ich thun kann, und was sehr meine Pflicht seyn wird. Ich will an den Güldenstern schreiben, und ihm

ihm zu verstehen geben, daß ich mich geirrt hätte, daß Du wol damals keine schlimme Absicht gehabt hättest; er ist, so viel ich weiß, noch unvermählt, sollte dies auch nicht seyn, so könnte er doch für Dich und Deine Kinder etwas thun, doch hierüber will ich erst Deine Meynung erwarten, ohne Deinen Willen thue ichs nicht. Ich umarme Dich und die liebe hübsche Karoline, und erwarte mit der größten Sehnsucht Deine Antwort — wie herrlich wärs, wenn Ihr selbst kämt! Lebe indessen wohl 2c.

Weder Philippi noch ich sagten über diesen Brief unsre Meynung. Nun, sagte Madam Hoppe: Sie sind ja Beyde so stumm; gefällt Ihnen denn der Frau von Zeinert Aufrichtigkeit und Reue nicht auch?

Ph. Ich gestehe, daß dies ein besonderer Zufall ist, und daß er sich just jetzt zuträgt, ist noch besonderer.

Fr. H. Ob er nicht schon wieder Böses meint. Denken Sie an das, was Sie gestern selbst über die schlimmen Auslegungen sagten. — So sind die Menschen, nun möchten sie selbst lieber

der sprechen, die Frau hätte schon von dem allen Nachricht, und hätte das so gekartet.

Fr. v. H. O! nein, das ist's gewiß nicht, wo wäre denn das Gerücht schon bis dahin gekommen, und denn: was hätte sie davon? wärs auch, daß sie es schon wüßte, so ist's doch gut, daß sie sich jetzt schämt, und mich um Vergebung bittet. Vor meiner Rache kann sie sich wol eben so sehr nicht fürchten, denn was könnte ich ihr anhaben? Zudem verlangt sie ja nichts als Vergebung, und die bin ich ihr auf alle Fälle schuldig.

Dies nun gestanden wir ein, auch ließ uns die Frau von Hohenkreutz bemerken: daß die Sprache in ihrer Schwester Brief sehr ungekünstelt und aufrichtig sey; auch das mußten wir zugeben, es scheint wirklich, sagte sie: als wenn sie ganz aus freiem Triebe handelte — es scheint, fiel Frau Hoppe ein: daß ihr Leute doch denkt, klug zu seyn, wenn ihr immer Zweifel habt, genug, die Frau von Zeinert meints aufrichtig, und ihre Frau Schwester vergiebt ihr, wo hätte sie denn die Nachricht von Ihrer Ankunft her? Sie sehns ja, daß das Weib wirklich krank ist, ohne diesen Umstand wäre der Brief schon vor acht Tagen angekommen, wie

wie er sollte. Meine arme Schwester, sagte die Frau von Hohenkreuz, wird gar nicht wissen, wo ihr Bote bleibt, ich muß ihr geschwind antworten; sie wird sich ängstigen, wenn nur das Weib nicht wieder liegen bleibt. Stille! wenn geht denn die Post? Morgen mit dem frühesten, sagte Frau Hoppe, wir wollen ihr gern den Platz bezahlen, daß sie mitfahren kann, so kommt sie morgen zeitig hin. Philippi und ich durften uns nicht ansehen, wenn wir nicht einen Verweis für unser Mißtrauen haben wollten. Die Damens bestanden darauf, daß dies einer von den Fällen wäre, wo wir auch durch Argwohn unsern Nebenmenschen Unrecht thäten. Nichts bewies ihnen Philippis Einwurf: daß es ein anders wäre, ohne alle vorhergehende Gründe, die Leute übel zu beurtheilen, als mißtrauisch gegen solche zu seyn, die uns schon durch Beweise eines bösen Herzens dazu berechtigt hätten. Es war nach ihrer Meynung offenbar, daß die Frau von Zeinert ihr Unrecht einsähe und bereuete, und da auch Keins von uns begreifen konnte, was für eine schädliche List, sie unter der Verstellung verborgen haben könnte, ganz grobe Verbrechen ihr zuzutrauen, wäre feindschaftlicher gewesen; so ließen wir die Damen Recht haben.

Wir

Wir unterdrückten also Beyde die Lust zum Lachen, welche uns die gutherzige Willfährigkeit der Damens machte, denn ob wir gleich, wie schon gedacht, nichts schlimmes bey der Sache dachten, so konnten wir uns doch nicht einbilden, daß ein böses Herz auf einmal so ganz gut geworden, und ohne Anlaß ein solches busfertiges Bekenntniß sollte abgelegt haben. Meine Meynung war, daß eins von ihren andern Verwandten aus Franken ihr etwa berichtet, wie der Graf Nachricht von ihrer Schwester erhalten, und sie hingebeten hätte, oder vielleicht war die Nachricht durch einen ihrer Bekannten aus Z. an sie gekommen, und sie fürchtete sich theils, daß die Frau von Hohenkreutz es bekannt machen werde, wie sehr sie sich an ihr vergangen, vielleicht wollte sie auch, daß diese sie wieder bey ihrem Vetter in Gunst setzen sollte, welches sie ihrem guten Herzen wohl zutrauen konnte. Diese Vermuthungen waren es, welche Philippi und ich uns zuraunten. Die Verstellung des Weibes, und das vermeinte Alter des Briefs bewies uns nicht so viel, wie den Damens; wir musten aber unsre Urtheile unterdrücken. Frau von Hohenkreutz schrieb ihrer Schwester so zärtlich, wie sie es verlangte, und ertheilte ihr die gesuchte Ver-

gebung

gebung in den wärmsten Ausdrücken. Sie meldete ihr zugleich alles, was sich in Ansehung des Grafen und ihr jetzt zutrüge, und bat, da sie gesonnen sey, seine Einladung anzunehmen, daß sie ihren Besuch bis nach der Zurückkunft verschieben dürfte.

Zwey Tage vor unsrer Abreise kam ein Wagen an, aus selbigem stieg niemand anders, als die Frau von Zeinert. Ihre Schwester gieng ihr entgegen. Die Frau von Zeinert kam die Treppe herauf geflogen, und stürzte in ihre Arme. Eine Minute blieb sie in dieser Stellung, denn richtete sie sich auf, kehrte sich um, die Thränen, abzuwischen umarmte ihre Schwester noch einmal und sagte: tausend Glück, liebe Schwester! mehr kann ich jetzt nicht sagen: mais je n'ai jamais senti cette volupté de coeur. Hierauf bekomplimentirte sie sich mit uns Uebrigen so artig, daß wir Alle von ihr eingenommen wurden. Obgleich ein merklicher Abfall von der Frau von Hohenkreutz zu ihr, sowol in der Gestalt als in dem ganzen Wesen war, so musten wir doch gestehen, daß sie auch gefallen konnte. Wir wurden als die Reisebegleiter der Frau von Hohenkreutz vorgestellt. Sie sagte uns viel Verbindli-

bindliches, und nun äußerte sie ihren Wunsch: sich mit dieser in ein ander Zimmer zu begeben. Er ward erfüllt, und wie wir hernach hörten, hatte sie mit dem Tone der wärmsten Theilnahme gefragt: auf was für Art Frau von Hohenkreutz zu einer Nachricht vom Grafen käme, und sich den Brief ausgebeten. Frau von Hohenkreutz suchte allenthalben, fand ihn aber aus Schonung gegen ihre Schwester nicht, und ersann in der Geschwindigkeit einen Inhalt, nach welchem Philippi durch mich, so wie der Graf durch diesen gehört hätte, daß sie Wittwe und in schlechten Umständen wäre, er wünsche also, daß sie zu ihm kommen, und eins von ihren Kindern mitbringen möchte, weil er sie gern noch vor seinem Tode sehen, und etwas zu ihrem Besten verordnen wollte. Da wir Beyde nun ebenfalls hinreisen wollten, so hätte der Graf, wegen der Unsicherheit, die jetzt für Frauenzimmer auf Reisen wäre, gebeten, daß wir sie begleiten möchten. Die Frau von Zeinert hatte hierauf noch einmal große Freude bezeugt, noch einmal um Vergebung gebeten, und ihre Schwester ersucht, sie beym Grafen mit Schonung zu behandeln. Du kannst, hatte sie gesagt, es ihm erzählen, daß ich Dir alles sel-

ber

ber bekannt habe, aber thu mir auch den Gefallen, ihm beyzubringen: daß ich's damals nicht anders geglaubt habe, und daß ich blos aus Liebe zu ihm das Ding verrieth. Frau von Hohenkreutz ließ sich nicht merken, daß sie wußte, wie sie noch, nach der Verheyrathung an Hohenkreutz, dem Grafen nachtheilige Berichte, deren Falschheit sie wohl kannte, von ihr gemacht hatte, sie wollte an alles das nicht mehr gedenken. Fräulein Caroline ward jetzt gerufen, das Geschenk zu empfangen, welches die Tante ihr mitgebracht hatte, es bestand aus allerley kleinem Putz, und einem schönen neuen Kleide, was sie für sich selbst kürzlich hatte machen lassen, und noch nicht getragen hatte. Mad. Hoppe mußte es bewundern helfen, und als es besehen war, wollte es Frau von Zeinert niemanden andern einpacken lassen; sie legte es selbst in ihrer Nichte Koffer, weil sie schon wisse, wie es zusammengelegt werden müsse, um keinen Schaden zu leiden, und rieth Karolinen, ja nicht eher die Papiere von der Besetzung wegzunehmen, bis sie es einmal anziehen wollte, es auch nicht eher auszupacken, weil es gar zu leicht Schaden litte. — Nun, Kinder, sagte sie, als alles dies abgemacht war, und sie wieder zu uns kamen; ihr habt eine so weite Reise

vor,

vor, aber denkt ihr auch an einen Paß von einem Kayserlichen General? ohne den werdet ihr Verdrüßlichkeiten haben. Wir waren wirklich betroffen, denn Niemand von uns hatte noch daran gedacht. Philippi und ich hatten uns auf der Reise von Frankfurth nach Z... zwar, sobald wir an Oesterreichische Truppen kämen, einen ausgebeten, der uns auch, nachdem wir visitirt und ausgefragt waren, gegeben ward, aber er half uns jetzt, da wir eine andre Tour machten, nicht mehr. Frau von Zeinert versprach uns einen beym General B. der in D. stand, auszuwirken, und den folgenden Tag zu überschicken. Sie erinnerte noch an verschiedenes Benöthigte, welches Mad. Hoppe bald verdrossen hätte, denn diese wollte nicht, daß man glauben sollte, sie könne bey solchen Gelegenheiten was vergessen. Und nun beurlaubte sich unsre Frau von Zeinert, weil sie noch eine Meile fahren wollte, um des folgenden Tages zeitig in D... zu seyn, woher sie uns den Paß, durch einen reitenden Boten schicken wollte.

Jetzt war Philippi und ich bekehrt, wir gestanden Beyde, daß Frau von Zeinert es nun aufrichtig meynte. Die Freude, die sich über ihr Gesicht

sicht verbreitete, als sie sahe, daß sie ihrer Schwe-
ster zu was gut seyn konnte, schien uns der stärkste
Beweis zu seyn, daß sie wirklich nunmehr eine gute
Frau seyn wollte, welches Frau von Hohenkreutz
durch den Bericht, von dem, was sie ihr im an-
dern Zimmer noch gesagt, bestärkte; wir ließen ihr
die Gerechtigkeit wiederfahren, daß sie viel Ver-
stand und Lebhaftigkeit des Geistes zeigte, und es
schien, als wenn sie wirklich alles wieder gut ma-
chen wollte. Ich sehe auch nicht, sagte Mad. Hop-
pe, warum ein Mensch sein Unrecht nicht sollte ein-
sehen, und sich bessern können? Dies ist gar nicht
zu läugnen, antwortete Philippi, besonders wenn
seine Fehler mehr den Leidenschaften, als dem Her-
zen zuzuschreiben sind; wenn dies der Fall bey der
Frau von Zeinert wäre, so ist's gar nicht unnatür-
lich, daß sie zurückkommt. Ganz gewiß ist ers, ver-
setzte Frau von Hohenkreutz, meiner Schwester ist
von Jugend an, aller Wille gelassen worden, man
schmeichelte ihr, ihre Wünsche wurden augenblick-
lich erfüllt, und weder geordnet noch eingeschränkt;
gewohnt also, daß alles geschah, was sie wollte,
wuchsen ihre Begierden bis zur heftigsten Leiden-
schaft: wo sie Widerstand fanden, wollten sie
mit Gewalt durchbrechen, daher erlaubte sie sich

alles, wenns darauf ankam, eine Neigung zu be friedigen.

Der Paß erfolgte zu rechter Zeit, und nachdem sich Mad. Hoppe mit der Frau von Hohenkreutz wegen mancher Bequemlichkeit, welche diese überflüßig fand, mit Fräulein Karoline, um die Peltz-Envelope, die sie nicht mitnehmen wollte, und mit Philippi wegen der Marschrute gezankt, und denn uns aus Herzensgrunde glückliche Reise gewünscht hatte, reisten wir alle in der besten Erwartung ab.

Das sechste Kapitel.

Berichte, um die Zeit auf der Reise auszufüllen, die Begebenheiten der Madam Hoppe.

Wir reisten mit so frohen Herzen von Z.. ab, als wenn jedes von uns zum Empfang eines Fürstenthums berufen wäre. Die Frau von Hohenkreutz freute sich, nachdem sie nun ihre Bedenklichkeiten überwunden hatte, wirklich ungemein auf ihren Verwandten. Fräulein Karoline stellte sich bey ihm ein Paradies vor. Sie hatte in den 18 Jahren ihres Lebens wenig von den Freuden

die sonst Mädchens von ihrem Alter umgeben, genossen, so gar wußte sie kaum, welche Vorrechte ihr Stand hat, und nun eine Reise im schönsten Sommer, die Veränderungen der Gegenstände, die sie sich auf derselben dachte, der bevorstehende Aufenthalt in einem angesehenen Hause, dessen Besitzer ein naher Anverwandter war, und ihr wahrscheinlich freundlich begegnen würde. Diese Aussichten alle waren für Karolinen mehr als herrlich. Sie schmeichelte sich so gar, die Krankheit ihres Oheims werde noch zu heben seyn, und wenn er denn gesund wäre, könnte es nicht fehlen, daß er allerhand Ergötzungen veranstaltete. Philippi kannte die Gegenden schon, wo wir hingingen, er schilderte sie uns sehr schön, und freute sich selbst darauf; ich aber sahe mich als den eigentlichen Schöpfer dieser Reise an, und dies war nicht wenig Wonne für mich. Wir merkten kaum, daß wir schon eine Meile unterwegens gewesen waren, als wir ans Mittagsquartier kamen, so schnell verstrich uns unter angenehmen Gesprächen die Zeit. Frau von Hohenkreutz hatte uns von ihrer Freundin Hoppe unterhalten, und wir gaben ihr gern zu, daß diese ihre Liebe verdiente; aber, sagte sie, vielleicht ist ihnen ihr etwas unsanftes Wesen auf-

 gefallen,

gefallen, doch glauben sie nur, je mehr man si
kennen lernt, je mehr findet man, daß sie ohn
dasselbe den Werth nicht haben würde, den sie wirk
lich hat: denn man sieht auch nie etwas Menschen
feindliches oder Verschrobenes, welches man be
einer Frau von ihrer ungekünstelten Art doch bal
gewahr werden würde, wenn es in ihr läge. Si
ist in der Erziehung vernachläßigt worden, die
gesteht sie selbst, alles, was sie ist, hat sie der Na
tur zu danken, welche es ihr weder an richtige
Begriffen, noch an Rechtschaffenheit hat fehle
lassen; doch in ihrer Jugend hat sie, weil sie leb
haft war, manchen Fehler begangen, und ist seh
durch Schaden klug worden. Sie hat mir ihr
gehabten Unannehmlichkeiten erzählt, ich will sehn
ob ich mich noch genung darauf besinne, um si
Ihnen wieder bekannt zu machen; ich will dazu ihr
Person vorstellen, so viel ich mich entsinnen werde
sollen sie ihre eigne Worte, den Inhalt aber doc
gewiß, ohne Zusatz hören.

Ich war: sagte sie mir, ein hübsches Mäd
chen, und mein Vater ein ehrlicher, fetter Ober
amtmann; er dachte nicht viel auf meine Erzie
hung, ließ mich im Christenthum unterrichten, lese

und schreiben lernen, und damit wars vorbey. Da ch 16 Jahr alt war, bekam ich einen Mann, es var ein Arzt; er nahm mich blos, weil ich ihm efiel, denn ich hatte kein Geld — mein guter Vaer war gastfrey, und lebte sehr gut, ans Ersparen ber dachte er nicht. Ich war meinem Manne uch ganz gut, und wir lebten recht glücklich zuammen; zur genauen Wirthschaft war ich zwar icht erzogen, doch führte ich die Haushaltung iemlich ordentlich, und war gewiß eine gute Muter für meine Kinder. Da ich 22 Jahr alt war, tarb mein Mann, ich blieb mit 4 kleinen Kindern ben nicht in den besten Umständen zurück; inessen, ich hätte wol leben können, wenn ich mich ur eingeschränkt hätte, so aber wollte ich alles, vie bisher mitmachen, und dachte, es würde wol eichen. Ich beklagte meinen Mann aufrichtig, ber ich muß gestehn, daß ich ihn — zwar nicht ergaß, ja ich liebe ihn noch innigst — aber doch icht so lange beweinte, als manche, der es nicht inmal so ums Herz seyn mag. Immer war ich gern röhlich, und in den Gesellschaften, wo es lustig zuieng, am liebsten, wer zu mir kam, war mir villkommen. Daß ich die Mannsleute ausnehmen ollte, sehe ich jetzt wohl ein, aber damals hielt ichs

nicht

nicht für strafbar, meine guten Freunde von diesem Geschlecht auch kommen zu lassen; ich hatte ja nicht willens, was Uebels zu thun, warum also sollte ich sie nicht so gut bey mir sehen, wie die Frauenzimmer? Die Aufgeräumtesten waren mir die liebsten, ich lachte und scherzte mit. Ich hätte alles andre eher geglaubt, als daß man mir dies verdenken sollte, und erfuhrs auch nicht sobald, daß dies geschah. Zwar will ich mich nicht ganz weiß brennen, sondern gestehe, daß Einer von denen, die zu mir kamen, mir ganz gut gefiel: wenn er mich hätte haben wollen, ich hätte ihn genommen, aber die Verfassung litt's nicht. Dies sahe ich wol, deswegen aber hörte ich doch seine Schmeicheleyen gerne, und war sehr freundlich gegen ihn. Eine gute Freundinn hinterbrachte mir, daß man sich über meinen vielen Umgang mit dem männlichen Geschlecht aufhielt, und die großen Ausgaben, die ich machte, tadelte. Ich hätte mir das sollen gesagt seyn lassen, aber so that ichs nicht, sondern gab meiner Warneriun eine etwas spröde Antwort: daß ich keine schlechte Frau wäre, und daß ich wol sehn würde, auszukommen. Bosheit wars gewiß nicht, aus der ich dies sagte, es war die Einbildung, daß ich mir nichts vorzuwerfen

erken hätte, aber die Person nahms übel, und ward meine Feindinn. Der gute Freund, von dem ich Ihnen vorhin sagte, stellte mir endlich selbst vor, daß es meinem Ruf schadete, wenn so viele von seinem Geschlecht bey mir aus- und eingiengen, auch ließ er merken, daß er eifersüchtig wäre, deswegen also schafte ich mir alle Andern vom Halse und sahe nur ihn. Dadurch aber war ich nichts gebessert, denn nun redete man von ihm und mir desto zuversichtlicher. Ich merkte nun auch, daß meine Actionen in Unordnung kamen, mich herauszuziehen, erdachte ich hunderterley Plane, aber keiner gelang, ja sie führten mich tiefer hinein, ich kam in sehr betrübte Umstände. Mein Liebhaber muste fort, und nun stürmte die Schmähsucht erst recht auf mich los. Jetzt erfuhr ich von etlichen Bekannten, wie ich überall zerrissen ward; manches, was man sagte, war wol an dem, aber ich hatte weder die Absichten dabey gehabt, die man mir andichtete, noch war es auch so schlimm gewesen; an vieles, was man von mir erzählte, hatte ich gar nicht gedacht. Man war mit meiner Geschichte verfahren, wie die Kinder, wenn sie einen Sandhaufen machen, wo denn ein jedes seine beyden Hände voll zuträgt, und immer frisch

holt, bis er recht groß ist. Ich vergoß viele Thränen, da ich hörte, wie unrecht man mir that. Niemand sprach fast mehr mit mir, wo ich hinkam, gieng man mir aus dem Wege; zuletzt gieng ich nicht mehr aus, und konnte es auch nicht, denn meine häuslichen Umstände wurden immer schlimmer. Nun sahe ich mich verachtet, verläumdet, verschuldet und ohne Mitleid; mein Gemüthszustand war grausam, wenn ich meine armen Kinder ansahe, und sie so ganz hülflos, oft ohne Brodt wußte, und bedachte denn, daß ich hieran viel Schuld hätte, so ergrimmte ich so auf mich selbst, daß ich mir hätte die härteste Strafe anthun wollen, doch ich war hart genug gestraft. Ich wandte mich zu Gott, und bat ihn wegen meinem häßlichen Leichtsinn um Vergebung; ich weiß auch gewiß, daß er mir eher vergab, als die Menschen: auch hat blos seine Güte mich in der Folge wieder aufgerichtet. Aber, freylich, kann der liebe Gott nicht plötzlich ein Mittel vom Himmel werfen, uns aus der Angst zu reissen, wenn wir uns durch Thorheiten hineingestürzt haben: wir müssen ausessen, was wir selbst eingebrockt haben. Ich war nun wirklich sehr übel daran, und beständig von Schuldnern umringt, die mich aufs entsetzlichste marterten. Ihrer

los zu werden, verkaufte ich eins nach dem andern, und gab denn Jedem Etwas, desto dringender wurden sie. Ich fieng an mit den Hebräern bekannt zu werden, diese creditirten mir eine Weile, hatten allerhand Vorschläge, die ich in der Angst auch annahm, und die mich vollends ganz ins Elend brachten. Meine Wohnung war jetzt eine wahre Judenherberge, und ein Sammelplatz von allerley Gesichtern, die beständig mich zu mahnen kamen: dies alles trieb mich in einer unaufhörlichen Angst herum. Ich schämte mich, beständig von solchen Leuten umgeben zu seyn, und konnte es doch nicht ändern; ich muste die größten Grobheiten mir täglich sagen lassen, und gute Worte dazu geben. Es gab welche von meinen Schuldnern, die mich täglich zweymal marterten, so daß ichs recht sahe, wie viel Bosheit dabey war. Einer von ihnen war einmal krank, also hatte ich einige Tage Erleichterung, ob ich aber gleich froh darüber war, so wünschte ich doch, daß er wieder gesund werden möchte, weil ich mich fürchtete, Beelzebub würde, wenn er tod wäre, seine Gestalt annehmen, um mich an seiner Statt zu mahnen: so eine teuflische Freude hatte der Kerl, wenn er mich plagen konnte; ob er gleich wußte, daß ich jetzt

nichts zu bezahlen hatte. Ich weiß selbst nicht, zu was man in solchen Umständen alles wird, man verfällt auf tausenderley; man sagt oft vor Angst Unwahrheiten, man demüthigt sich vor Leuten, die man im Herzen verachten muß. Ich habe dies alles nun wol so wenig als möglich gethan, und bey allem Elend gewiß nicht wider mein Gewissen oder die wahre Ehre gehandelt, allein, die Versuchung dazu hatte ich wirklich zuweilen, *) daß ich mei-

*) Es ist gewiß nicht leicht Jemand unglücklicher, als ein ehrliebender von Natur großherziger Mensch, der in solche Umstände kommt, und er ist immer zu beklagen, wenn er dies betrübte Schicksal auch seinen unüberlegten Handlungen zu danken hat. Ihr Alle unter den Sterblichen, deren flüchtiges Blut, deren Lebhaftigkeit des Geistes Euch wenig Nachdenken zuläßt: bedächtet Ihr, welche Hölle Ihr Euch bereitet, wenn sich Eure Ausgaben so weit über die Einnahme erstrecken, Ihr würdet weiser handeln. Es heißt gewiß im vollkommenen Verstande: in die Hände der Menschen fallen, (welches jenem guten israelitischen Könige, das schrecklichste Uebel schien), wenn Ihr Euch zum Raube jener Elenden macht, die immer bereit sind, dem Leichtsinn zu dienen, damit sie ihn plündern, und denn tyrannisiren können; seyd Ihr einmal in ihrer Gewalt, müßt Ihr mit, sollten sie Euch auch auf eben solche Schleichwege führen wollen, als sie selbst immer gehen. Wie oft handelt Ihr wider Eure

meinen Schuldnern manchmal, um sie zu befriedigen, etwas überredete, woran kein Wort war, das gestehe ich: das aber ist auch gewiß, ganz war es nie eine Lüge, denn ich hatte den Entwurf gemacht, die Summa, (von der ich Ihnen sagte, daß ich sie bekommen würde), zu erlangen, und hoffte, es sollte gehen; wenn ich mich denn betrogen hatte, war ich desto unglücklicher. Meine beständige Bitte an Gott war nun: daß ich doch möchte alles bezahlen können! und daß er mich aus diesem Labyrinth in die Stille führen wolle, wo ich gern keine Thorheit mehr begehen wollte. Ich schrieb an die halbe Stadt um Geld, damit ich mich herausreissen könnte. Aber zum Theil hatte ich viele Feinde, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, und zum Theil hilft auch nicht leicht Jemand den Unglücklichen. Fünfhundert Thaler hätten mich vom Anfange meines Verfalls aus allen herausziehen kounen, und ich war schon damals genug abgeängstet, um gelernt zu haben,

künftig

Eure Neigung! wie tief fallen oft die Edelsten unter Euch herab, werden dann verkannt, verachtet. Lauft, Freunde und Freundinnen, den Gelegenheiten, mehr auszugeben als Euer Vorrath zuläßt, aus dem Wege zu kommen, wie man vor einem reissenden Thiere flieht.

künftig anders hauszuhalten; ich schrieb dies oder sagte es weitläuftig Etlichen von denen, die gewiß zehn • zwölfmal soviel ohne Unbequemlichkeit vorschießen konnten; auch hätte ich es ihnen mit der Zeit wieder ersetzen können, das wußten sie, aber ich glaube, daß uns ein Tieger eher wieder fahren läßt, wenn er schon angebissen hat, als ein Mensch den andern aus dem Elende reißt. *) Ein einziger sehr angesehener Mann, an dem ich mich nur etwas spät wandte, zeigte mir sich hülfreich; ich glaube, er weiß es kaum, wie hoch ich ihn dafür schätze. Seine Güte konnte mir zwar Erleichterung verschaffen, aber die Sache nicht völlig gut machen, dazu war sie schon zu schlimm; es wäre unbescheiden gewesen, wenn ichs verlangt hätte. Ich ward endlich krank, und meine Verwandten er-

*) Hier hat sich Madam Hoppe geirrt; es giebt noch Menschen, die dies thun; der Elende aber findet sie nicht gleich, weil er in seiner Unruhe nicht erwägt, an wen er sich zu wenden hat, und die eigentliche Gesinnung seiner Mitbrüder nicht immer genau kennt. Daß es Wenige sind, die sich des Armen erbarmen, und den Gefallnen aufrichten, ist leider wahr. Schrift und Moral eifern hierüber, die Leute lassen sie aber eifern und scheinen es als ausgemacht angenommen zu haben, daß man einem Menschen keine Hand reichen muß, um ihm aufzuhelfen, wenn er gefallen ist.

erbarmten sich nun meiner; sie schaften Mittel, daß ich wegkam, und trafen wegen meiner Schulden Verfügungen, auch der Edle, von dem ich Ihnen gesagt habe, half dazu.

Ich war in der Einsamkeit mit meinen Kindern wie im Himmel, aber meine Verwandten nahmen sie mir fast alle, und ich lebte so weit ruhig. Um eine Beschäftigung zu haben, suchte ich einige Recepte von meinem seligen Mann vor, womit ich wirklich verschiedenen Leuten wieder zu ihrer Gesundheit half, und mir dadurch nicht nur einen kleinen Verdienst, sondern auch einigen Ruf erwarb. Meine eigne Kränklichkeit dauerte noch lange, doch ward ich endlich wieder gesund, und lebte ziemlich vergnügt; ich hatte freylich immer noch Sorgen, was war das aber gegen den vorigen martervollen Zustand.

Als meine Kinder schon beynahe erwachsen waren, lernte ich in einer Gesellschaft den Herrn Hoppe kennen, er war Patient, das meiste seiner Krankheit bestand aber in der Einbildung. Ich schlug ihm etliche Mittel vor, und überschickte sie ihm hernach selbst; da sie ihm gute Dienste

geleistet hatten, und er mich von Krankheiten, und den Mitteln dawider so weise hatte sprechen hören beschloß er, mich zu heyrathen, damit er seinen leibeignen Doctor hätte. Dies war kein geringes Glück, denn er besas ein schönes Vermögen, an dem kein Mensch Anspruch hatte. Meine Tochter war von meinen Kindern allein bey mir, und ob ers gleich lieber gesehen hätte, wenn sie nicht da gewesen wäre, so ließ er sichs doch gefallen, daß ich sie mit in sein Haus brachte. Die Söhne aber waren zum Glück schon nahe daran, sich bald selbst fortzuhelfen.

Nun war ich also Madam Hoppe, und dem Aeußern nach glücklich, aber es gehörte nur der feste Vorsatz, den ich gefaßt hatte, mich in alles zu finden, dazu, um das Innere meiner Lage nicht ganz unerträglich zu finden. Mein Mann war äußerst genau, und gab jeden noch so nöthigen Groschen mit dem auffallendsten Widerwillen aus: aber sein Eigensinn und seine Zanksucht war noch größer als sein Geitz, ich und mein armes Mädchen konnten ihm schlechterdings nichts recht machen, soviel Mühe wir uns auch dazu gaben, und mußten doch beständig um ihn seyn. Daß ich ihm

Medizin

Medizin machte, und wider jedes Uebel ein andres Mittel wußte, war anfangs noch so ein kleines Mittel, ihn zu besänftigen, bald aber half es auch nicht viel mehr, denn er hielts für meine Pflicht, darum hatte er mich genommen. Ich hielts auch selbst dafür, denn ich hatte ihm doch mein Glück zu danken, und ich hoffte seine Erbin zu seyn, welches denn wieder ein Glück für meine Kinder war. Um das zu vergelten, war ich unermüdet, auf seine Gesundheit Achtung zu geben, und den Puls zu untersuchen, wofür er denn auch einst sein Testament machte, und meine Hofnung erfüllte. Sobald dies vollbracht war, glaubte er nun vollends gar keine Ursach zu haben, meiner zu schonen, er zankte von früh bis in die Nacht, und studirte recht darauf, an allem etwas auszusetzen zu finden.

Meine Tochter ward endlich befreyt, da sie heyrathete. Mein Mann stattete sie zwar mit Keifen und Vorwürfen, aber recht gut aus, und quälte mich nun allein. Ich wards gewohnt, sagte ihm meine Meynung, oft ohne mich zu ärgern, ziemlich derb, und behalf mich so mit ihm, bis er endlich starb. Dieser Todesfall betäubte mich nicht sonderlich, aber ich bin ihm Dank schuldig,

und werde deswegen sein Andenken zeitlebens schätzen.

Durch seinen Tod bin ich zu der Freyheit gelangt, denen Gutes zu thun, welche in bekümmerten Umständen sind. Es ist süß für mich, wenn ich hierzu Gelegenheit finde: ich fühle denn recht lebhaft die Freude, die es den guten Leuten macht, weil ich einst in gleichen Trübsalen war. Wenn welche darunter sind, die ihr Unglück selbst verschuldet haben, so hält mich das nicht ab, ihnen beyzustehn; denn es war bey mir der nemliche Fall; ich habe aber darum nicht weniger dabey empfunden, als Andre, die ohne ihr Zuthun im Kummer leben, doch gestehe ich auch, daß solche mir noch würdiger scheinen, es würde eine große Eigenliebe an mir seyn, wenn ich nicht einsähe, daß ich vieles von dem, was ich ausstehen mußte, verdiente. Gott hat mir aber wieder geholfen, und so will ich andern armen Sündern auch helfen.

Dies ists, fuhr die Frau von Hohenkreutz fort, was mir meine liebe Wirthin erzählt hat, ihre Aufrichtigkeit macht sie noch liebenswürdiger. Wenn sie jemals gefehlt hat, so wards nach der Zeit

durch

durch tausend löbliche Handlungen wieder gut gemacht. *) Ich bin Zeugin, daß sie wirklich ungemein viel Gutes thut; sie denkt immer, daß ihre Kinder noch genug behalten werden, wenn sie ihnen Capitale läßt, die Zinsen sammelt sie nicht, sondern theilt sie ihnen und den Armen, sich selbst aber bricht sie manches ab.

Diese Geschichte war mir so interessant, daß ich sie, so bald ich Zeit dazu bekam, aufsetzte, und sie hat mir würdig genug geschienen, hier eingerückt zu werden.

*) Leute, die weichgeschaffne Seelen und ein lebhaftes Temperament haben, sind doch gewiß nicht die schlechtesten unter den Menschen: aber sie sind zu Fehltritten fähig, die der weniger Gute vielleicht nicht begeht. Eine aufgeklärte Vernunft, wie Madam Hopps sie wirklich besas, kann diese Fehltritte nicht allemal verhindern, denn indem es gemeiniglich eine Eigenheit derselben ist, sich über Vorurtheile wegzusetzen, und nichts schlecht zu finden, als was wirklich schlecht ist, so erhascht das Herz dieselbe, und dehnt sie, wenn ihre Neigungen es erfordern, zu weit aus. Es ist überhaupt ein großer Unterschied zwischen Verstand und Weisheit: die letzte erlangt die beste Seele, das hervorleuchtendste Genie, oft erst durch sehr traurige Erfahrungen, unterdessen beydes verkannt, und vielmal gemißhandelt wird.

Das siebente Kapitel.

Wird dem Leser das Herz einengen, aber ihn auch wieder beruhigen.

Es werden vielleicht verschiedene von meinen Lesern die widrige Empfindung kennen, die man hat, wenn man seinen Weg, in der Meynung: man werde nirgend ein Hinderniß finden, ruhig hinschlendert, auf einmal aber mit der Stirn an eine Queerstange, oder so etwas, anrennt, woran man gar nicht dachte. Gleichnißweise giengs uns Reisenden in Leipzig eben so: so zuversichtlich als möglich, sagten wir im Thore unsre Namen und zeigten den Paß. Er ward abgenommen, ein Soldat von der Wache begleitete uns bis vor die Thür des Commandanten, wo unserm Kutscher befohlen ward, hinzufahren, und denn zu halten, bis wir gemeldet wären; wir glaubten, das wäre so üblich, und blieben ruhig. Es ward uns befohlen, abzusteigen, und eine Treppe hinaufzugehn. Wenn uns dieses auch befremdete, so vermutheten wir doch nichts Schlimmes, und hofften sogleich wieder umkehren zu können, wenn der Commandant mit uns gesprochen hätte. Doch dies war ein gewaltiger Irrthum. Der Herr Oberst, der

mit unserm Paß in der Hand, aus dem Zimmer
kam, fragte uns mit einer sehr ernsthaften Miene:
wie wir zu diesem Paß kämen? Wir antworteten,
daß wir ihn vom General B. hätten — von ihm
selbst — nicht eigentlich aus seinen Händen, ver-
setzte die Frau von Hohenkreutz, sondern meine
Schwester, die in D. wohnt, hat uns denselben
bey dem Herrn General ausgewirkt, und über-
schickt. — So? und die Frau nennt sich? —
Phil. — es ist die Frau von Hohenkreutz, dies
ihre Fräulein Tochter, ich bin ein Kaufmann und
heiße Philippi, und der junge Mensch hier ist ein
Student, und nennt sich Robers, wir gehen alle-
samt ins Schwäbische. — Wo seyd ihr Beyde
her? — Aus Frankfurt an der Oder — Recht so,
das ist die ganze Geschichte, (zu einem Offizier, der
neben ihm stand) nicht wahr, Herr Capitain? — Ja,
mein Herr Oberster, so kommt's auf die Nachricht
heraus. Philippi suchte unsern vorigen Paß, fand
ihn aber nicht: ich hatte eben so wenig daran ge-
dacht, daß er uns wieder nöthig seyn könnte, und
er war entweder bey Madam Hoppe liegen geblie-
ben, oder unter unsern Sachen; wir beriefen uns
darauf, es half aber nicht, man kündigte uns
Arrest an. Vollkommen gerecht, verdroß uns eine

 solche

solche Begegnung. Frau von Hohenkreutz sprach zuerst im etwas empfindlichen Tone, und fragte weswegen der Oberst so mit uns verführe, da wi doch diesen Paß aufzuweisen hätten, da man über dem von uns Allen, und der Absicht unsrer Reis bald Nachrichten einziehn könnte; auch wären wi erbötig, unsre Sachen untersuchen zu lassen, w sie nichts Verdächtiges finden würden. Der Ober schien hierbey aufmerksam zu werden, und war etwas gelassener. Es sind, sagte er, gewisse Nach richten von einer reisenden Gesellschaft eingelaufen die einen falschen Paß bey sich führen soll, un der Anzeige nach, sind Sie's; es scheint zwar, al wenn dies wirklich des Generals Unterschrift wär das Siegel ist richtig, nun kommt es darauf an daß ich ihn den General zeigen lasse, hat er ih gegeben, so bekommen Sie ihn wieder. Indesse müssen Sie so lange hier bleiben, Sie können einst weilen im Gasthof logiren, bis die Antwort komm ich muß Sie aber bewachen lassen. Kann seyn daß es andere Leute sind, die sich noch finden sollen und vielleicht sich für Sie ausgeben, dies alles wir sich aufklären. Mit diesem Bescheid wurden w zu einem Gasthof begleitet, unsre Koffers ab blieben in des Obersten Quartier stehen, auch mu

tt

en wir alle Papiere, die wir bey uns trugen
ergeben. Mit unserm Bedienten durften wir kaum
prechen, er ward absonderlich in Verwahrung ge-
racht. Als wir allein waren, fragten wir ein-
nder, um die möglichen Ursachen zu dieser verdrüß-
chen Begebenheit, aber keiner von uns konnte
twas Wahrscheinliches finden; das Resultat unsrer
Meynung fiel endlich auf die Vermuthung hinaus,
ie der Oberst auch geäußert hatte: daß nemlich
chlechte Leute, die von unsrer Reise gehört hätten,
nd unsre Namen wüßten, sich dieselben gegeben,
und einen falschen Paß hätten, wovon der Oberst
benachrichtigt wäre; es wunderte uns zwar, daß
r diesen dafür halten könnte, da er des Generals
B. Unterschrift und Siegel doch kennen müßte,
doch fiel uns auch wieder ein, daß vielleicht ein
Betrüger, der in seinen Diensten gewesen, oft der-
gleichen nachgemacht, und den Obersten hierdurch
zu einem billigen Argwohn Anlaß gegeben ha-
ben könnte; aber, unsrer Meynung nach, mußte der
Ausspruch des Generals, daß unser Paß wirklich
von ihm wäre, die Sache sogleich entscheiden,
und so entschlossen wir uns zur Geduld. Das
Unangenehmste bey der Sache, schien unserer
Meynung nach die Verzögerung der Reise, es

konn-

konnten aber höchstens zwey Tage verlohren gehen.

Wir mußten alle in einem Zimmer bleiben, weil uns nur ein Mann zur Wache gegeben ward. Frau von Hohenkreutz meynte, es wäre gut, daß noch ein Kabinet daran wäre, weil sie sonst genöthiget seyn würde, wie die Dame mit der Jorick zusammen logirt ward, um die Kleidungsstücke, die wir anbehalten sollten, zu kapituliren. Doch des folgenden Tages vergieng uns alle Lust zu scherzen, als man Philippin und mich auf die Hauptwache abholte, die Damen aber anders wohin in Arrest brachte. Man nahm uns zugleich die Schlüssel zu unsern Koffers ab, und kündigte uns an, daß wir auf ein scharfes Verhör gefaßt seyn sollten, sobald der Oberst Zeit haben würde, unsere Sache zu untersuchen. Wir fragten, was zu dieser so äusserst harten Behandlung Anlaß gäbe? und erfuhren, daß die Ordinanz vom General B. zurück wäre; der General hätte nichts von dem Paß gewußt, und ihn an sich behalten. Das Schrecken über diese Nachricht machte uns alle stumm, wir mußten natürlich sogleich darauf verfallen, daß die Zeinerten hier boshafte Streiche gemacht hätte. Der

Com

Commandant hatte zu viel zu thun, um die Sache den Tag noch vorzunehmen; aber unsre Bitte, daß man sich in Z. beym Magistrat wenigstens nach der Frau von Hohenkreutz, die schon lange da bekannt wäre, erkundigen sollte, ward uns verweigert, weils zu nichts helfen konnte; das schlimmste war, daß wir Beyde Brandenburger waren: dies gab der verdächtigen Sache noch ein stärkeres Gewicht. Wir wurden beynahe einen Tag unsern Betrachtungen überlassen. Philippi wollte französisch mit mir sprechen, es ward uns aber von der Wache untersagt, also mußten wir einander unsre Gedanken auf gut deutsch mittheilen. Wir konnten nicht aufhören, die Dreistigkeit der Zeinerten zu bewundern, wenn sie selbst einen falschen Paß sollte gemacht und denn uns auch angegeben haben, ohne zu befürchten, daß wir auch könnten gehört werden; daß wir uns Atteste aus Z. könnten ausbitten, und daß folglich ihre Betrügereyen ans Licht kommen könnten. Von dieser Seite betrachtet, schien es uns kaum möglich, daß sie hier im Spiele wäre, und doch fanden wir keine andere Quelle unsers Unglücks. Philippi wünschte einen bekannten Kaufmann zu sprechen, weil er hoffte, daß dieser uns helfen sollte, die Sache auszuwirken,

ken, und vielleicht schleunige Anstalten zu unserm Besten treffen würde. Ein Soldat, der uns immer zugehört, und aus unsern Gesprächen geschlossen hatte, daß wir wol so schuldig nicht seyn könnten, als es schiene, erbot sich, zu ihm zu gehen, wenn er abgelößt seyn würde. Der Mann kam uns wie ein Engel vor, wir versprachen ihm eine reichliche Belohnung und Philippi gab ihm den Auftrag. Nun glaubten wir einen sichern Grund der Hofnung zu sehen, aber nach drey Stunden erfuhren wir, daß wir uns abermal getäuscht hatten, denn der Soldat kam zurück und brachte uns die Antwort: daß der Kaufmann, zu dem er geschickt worden war, zwar Herr Philippis Fatalität beklagte, aber ihm zu dienen nicht im Stande sey. Nun fiel es uns erst ein, daß dieser Mann jetzt ein Gegner wäre, und daß er auch, um nicht selbst in Verdacht zu kommen, nicht einmal sich der Sache annehmen oder zu uns kommen dürfte; wir waren also, nachdem wir dem Soldaten sein versprochenes Douceur gegeben hatten, noch immer auf dem alten Fleck. Noch aber hatte dieser Verdruß nicht die letzte Höhe erreicht, erst des folgenden Tages ward er durch ein neues Schrecken dahin gebracht: denn gegen Mittag kam ein Offizier

nit einer militärischen Gerichtsperson, die uns sollte Eisen um die Füße legen lassen; wir entsetzten uns so sehr vor diesen Werkzeugen der Schande, daß uns fast die Sinne vergiengen. Philippin ward wirklich schlimm, er sank ohnmächtig auf die Bank. Beynahe in gleicher Verfassung fragte ich zitternd und stammelnd den Offizier: was wir verbrochen hätten? Indem er bemüht war, Philippin von seiner Ohnmacht zurückbringen zu lassen, antwortete er mir nicht sogleich; ich wiederholte aber meine Frage, und schickte mich an, unsre Unschuld zu beweisen. Das kann hier nichts helfen, sagte der Offizier, ich habe Ordre, Euch schließen zu lassen: im Verhör, wo Ihr bald hinkommen werdet, weißt sich das aus. Wir baten Beyde in den stärksten Ausdrücken um Verschonung, weil wir dergleichen Erniedrigung ohnmöglich ertragen könnten. Der Offizier schien Mitleiden mit uns zu haben, und winkte dem Kerl, der sich schon anschickte, sein Amt an mir auszuüben, daß er einhalten sollte. Aber, sagte er, wie ists möglich, daß Ihr unschuldig seyd, wo käme denn der falsche Paß her, und denn die verrätherischen Papiere Ich ward bey diesen letzten Worten ganz starr; Philippin aber gaben sie seine Kräfte wieder. Verrätherische

Pa-

Papiere! schrie er, und stand mit allen Zeichen des Zorns auf, solche haben wir nicht bey uns; nun merk' ich, wo das Alles hinzielt, ich sehe, man erdichtet Umstände, um uns als Brandenburger — Halt Er ein, Herr! sagte der Offizier, nicht noch Beleidigungen. Eure Sache wird so schlimm genug werden, es ist Gnade vom Herrn Obersten, daß Ihr nicht schon gestern geschlossen worden seyd, und nun befahl er, es zu thun. Aber in dem Augenblicke, da es geschehen sollte, trug sich eine von den Begebenheiten zu, welche das Herz mehr erfreuen, als das größte längst erwartete Glück, weil sie unvermuthet kommen. Eine Ordinanz vom Obersten öfnete eilend die Thüre, und rief: der Oberste läßt Ihnen sagen, Sie sollen die Eisen abnehmen, die Herren aber sollen noch eine Weile hier verziehn. Gut, sagte der Offizier, daß sie noch nicht angelegt waren, die Sache muß ein ander Ansehn bekommen haben: wenn das ist, so wünsche ich Ihnen Glück, und nun verließ er uns. Wir konnten nun wieder nicht begreifen, wo diese schnelle Veränderung herkäme, ohne uns aber den Kopf damit zu zerbrechen, überließen wir uns der Hofnung, die sie uns gab. Noch waren wir wegen unsern Damen bekümmert, ob sie etwa schon

mit

mit den Eisen erschreckt worden wären: es reuete uns, daß wir den Offizier nicht darum gefragt hatten. Der Gedanke, daß sie wol gar eine kurze Zeit Fesseln getragen haben könnten, verbitterte unsere Freude nicht wenig.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurden wir zum Obersten gerufen, und uns angedeutet, daß wir auf freyem Fuß wären. Wir verließen den Ort unsrer Angst mit frohem Herzen, und eilten, ohne an die Verbesserung unsers Anzugs zu denken, hin wo wir verlangt wurden. Unsere Damen stiegen eben ab, als wir an des Obersten Quartier kamen, und sogleich fragten wir sie um das, was uns so am Herzen lag. Sie waren aber nicht so wie wir erschreckt worden; man hatte also an uns den Anfang machen wollen. Von der Ursache unsrer glücklichen Veränderung wußten sie so wenig als wir. Da wir aber in des Obersten Zimmer traten, stand sie vor unsern Augen, denn wir erblickten zu unsrer Bewunderung und Freude den Hofrath Reißler, nebst der Madam Hoppe. Daß wir nicht sogleich ausrechnen konnten, welchem glücklichen Zufall wir diese Erscheinung zu danken hatten, und was sie alles gethan haben konnten,

um

um unsre Unschuld zu beweisen, war natürlich, aber hätten wir auch nicht ein Wort gehört, welches uns Beydes begreiflich machte, so wars doch klar, daß unsre Befreyung ihr Werk war. Meine Damens und meine Herren, sagte der Oberst, nehmen Sie nicht übel, daß man so mit Ihnen verfahren ist, es ist aber kein Mensch schuld, als Ihre Frau Schwester, meine gnädige Frau. Es thut mir leid, daß solche brave Leute in so übeln Verdacht und schlimme Begegnung gerathen sind; Sie können mirs aber nicht verübeln, hier die gute Frau und der Herr Hofrath sind glücklicherweise dahinter gekommen, da es noch Zeit war. Lassen Sie sichs nur erzählen, und thun Sie mir die Ehre, diesen Mittag eine Suppe bey mir zu speisen. Wir dankten dem Obersten für seine Höflichkeit und versicherten, daß wir überzeugt wären, er würde uns ohne Nothwendigkeit nicht so behandelt haben. Philippin schlug bey dieser Versicherung das Gewissen ein wenig, besonders weil der Offizier, der uns hatte sollen schließen lassen, sich im Zimmer befand; da dieser aber discret war, so blieb sein kleiner Ausfall in der Wachtstube verschwiegen.

Wir bezeugten nun unsern Freunden das Verlangen, zu wissen, was sie denn eigentlich entdeckt hätten, der Oberste wollte die Geschichte ausführlich hören. Frau Hoppe mußte sie also erzählen, welches sie folgendermaßen that:

Sie wissen, Frau von Hohenkreutz, den Schüler Wittmann, welcher wöchentlich zweymal mein Gast ist; sie kennen auch den verabschiedeten Rendschreiber Keul, mit dem der junge Mensch in einem Hause wohnt. Nun werden Sie sich erinnern, daß Sie ihm vorigen Sommer ein Paquet Zeichnungen zur Stickerey, welches Ihre Frau Schwester wieder verlangte, übergaben, um es mit nach D... zu nehmen, daß er aber dadurch ein so vertrauter Freund von ihr geworden ist, hat Keiner von uns gemuthmaßet. Den Tag nach Ihrer Abreise gieng Wittmann des Morgens zu ihm, um einige Bogen Papiere wieder abzubringen, die er ihm schuldig war. Weil er ihn nicht zu Hause traf, und seine Frau in der Küche war, störte Wittmann nach seiner bekannten Neugierde unter Papieren, die da herum lagen, und fand einen Brief; da er ihn las, sah er, daß er von der Zeinerten ist, und die Verrätherey enthielt

hielt, welche Ihnen Allen diese Unannehmlichkeiten zugezogen hat. Er kam mit diesem Brief zu mir; Sie können denken, wie sehr ich vor seinem Inhalt erschrack, besonders da ich nicht wußte, wie der Sache geschwind abzuhelfen sey. Der Herr Oberst haben ihn. Hier, sagte der Oberst, und ließ ihn sich geben, und als wir ihn gelesen hatten, ließ er ihn abschreiben, und übergab ihn uns. Da ich ihn unter meiner Sammlung aufbewahrt habe, und er verschiedene Aufschlüsse enthält, ist es nöthig, ihn meinen Lesern selbst zu liefern.

Frau von Zeinert an Herrn Keul.

Er muß mir, mein lieber Keul, noch einmal einen sehr wichtigen Gefallen thun, meine ganze Zufriedenheit hängt davon ab. Ich hätte gern mit Ihm gesprochen, als ich gestern in Z. war, aber meine Geschäfte waren zu eilig, darum schicke ich diesen Brief mit dem reitenden Boten, der meiner Schwester den Paß überbringt welcher, wie sie glaubt, vom General B. ist. Er weiß, daß ich Ursach habe, meiner Schwester, die mich oft gekränkt hat, nicht eben gewogen zu seyn, die jetzige Reise nimmt sie blos in der Absicht vor, um mir bey meinen und ihren Verwandten Schaden

u thun, von denen ich doch sowol als sie, erben ollte; es wäre besser, wenn ich es erbte, so bekänen es doch mit der Zeit ihre Kinder, sie aber, die immer alles verthan hat, würde es mit der Erbschaft des Grafen Güldenstern auch so machen. Ihre Absicht ist, den jungen verlaufenen Kerl, der nebst dem Frankfurter Kaufmann mit ihr reist, den sie chon lange kennt, und den sie ohne Zweifel bey dem Grafen für wer weiß was, ausgeben wird, u heyrathen: solchen Schimpf für die Familie muß ich doch zu verhüten suchen. Der Himmel weiß auch, was der Kaufmann für ein Kerl ist; ch glaube, dem will sie die Tochter aufhängen. Immer habe ich vermuthet, daß sie dergleichen Streiche noch machen wird, deswegen that ich Ihm, den Auftrag, mir Alles zu melden, was bey Ihr vorgieng. Wenn Er mit der Belohnung für den neulichen Bericht, als diese Leute angekommen waren, und Nachricht vom Grafen gebracht hatten, zufrieden gewesen ist, so wird Ers noch vielmehr seyn, sobald er meinen jetzigen Auftrag ausrichtet. Ich könnte zwar an meinen Vetter schreiben, und ihm von ihren Niederträchtigkeiten Nachricht geben, aber sie hat ihn schon zu sehr wider mich eingenommen, gewiß sind die beyden Men-

schen

schen schon bey ihm gewesen, und haben ihn in
Garn gezogen; kämen sie nun hin, so würden s
doch alles, was ich schreiben könnte, leugnen
und ich, als die Abwesende, behielt Unrecht. Dahe
habe ich beschlossen, daß sie nicht weiter als bi
nach Leipzig kommen sollen, wo der Commandan
avertirt werden wird, daß sie nicht durchzulasse
sind. Was die beyden Mannsleute betrift, so i
es auch wahr, daß ihnen nicht zu trauen ist, den
sie sind Beyde aus dem Brandenburgischen, un
es wird sich schon finden, was sie mit unter i
Schilde führen. Wenn ich hätte geradezu gehe
können, so würde ich sie sogleich dem General T
gemeldet haben, aber vors erste hätte Frau Ho
pe und ihr Anhang in Z., die sie für sehr honette Leu
te halten, ihnen durchgeholfen und meine Aussag
zu schanden gemacht, und denn wollte ich doc
auch nicht den Vorwurf haben, als hätte ich mein
Schwester dadurch kränken wollen. Er weiß, w
sie alles nimmt, und wie übel sie ihn angelassen ha
als er ihr einmal gesagt, daß er gehört hätte, e
sey ihrem Manne so gegangen wie Ihm, und E
hat doch Recht, denn Hohenkreutz kam eben auc
gewisser Streiche wegen vom Amt. Andre Leu
kann man aber sehr stolz verdammen, und ist selb
nic

nicht viel werth. Also weil ich mich vor schlimmen Auslegungen in Acht nehmen muß, habe ich diese Sache auf folgende Art angefangen. Da ich hörte, daß sie noch keinen Paß hatten, erbot ich mich, einen vom General B. zu besorgen. Ich habe einen Sekretair zum Freunde, der hat ihn geschrieben, unterschrieben, weil er des Gen. Hand nachmachen kann, und besiegelt; selbst in Leipzig kann der Betrug nicht sogleich herauskommen, man wird sich, wenn meine Nachricht, die ich von diesen Leuten geben will, und sie selbst ankommen, erst um die Wahrheit erkundigen lassen. Ich vertraue Ihm dies alles wie meinem guten Freund, wo Er aber nicht behutsam mit dem Geheimniß umgeht, so ists Sein Unglück: ich werde mich allemal aus der Sache zu ziehen wissen, Er aber weiß, welches Stückchen Er vor Kurzem gemacht und mir entdeckt hat. Beyliegenden Brief schreibe Er also ungesäumt ab, die Aufschrift an den jetzigen Commandanten in Leipzig, Oberst Gn. D. findet Er auf dem nemlichen Bogen. Nur hurtig geschrieben, und durch das Weib, welches ihm letzt das Douceur überbracht hat, und gleich nachkommt, fortgeschickt, daß sie eher ankommt, als die Reisenden. Sie wird die Nacht gehen, damit sie zu rech-

ter Zeit eintrift, und diese schöne Reisegesellschaft bey ihrer Ankunft gleich arretirt werde. So blaß und abgezehrt sie auch aussieht, so expedit ist sie bey dergleichen Aufträgen, und so schnell läuft sie. Ich kann das Weib zu allem brauchen, denn sie ist sehr gescheit, aber ich bezahle sie auch gut. Eben so wohl will Ihn für seine Dienste belohnen. Er erfolgt einstweilen etwas Weniges zu einigen Flaschen Wein; dies aber ist eine Kleinigkeit, wenn alles nach Wunsche geht, soll Er alle Monat vier Thaler Zulage von mir haben; das Beste aber ist daß ich ihn bald zu einer Versorgung helfen werde die ihm solche Zulagen entbehrlich machen wird. Der Zolleinnehmer in Dresden ist gestorben, ich habe Hofnung, Ihn da anzubringen, und werde es gewiß thun, wenn Er seine Sache gut macht. Um alles in der Welt mache Er hurtig. Verbrenne Er meinen Brief, wie auch den Entwurf an den Obersten, wenn Er ihn abgeschrieben hat, und sey Er verschwiegen.

Ich gieng, fuhr Madam Hoppe fort, mit diesen saubern Briefen ungesäumt zum Herrn Hofrath; wir berathschlagten, was zu thun sey. Der Hofrath hielt fürs Beste, Keulen kommen

zu

u lassen, und ihn mit Drohungen und Verspre-
hungen dahin zu bringen, daß er uns den Ent-
ourf zu dem Brief an den Herrn Obrist auch gä-
e. Es geschah. Keul erschien, und wir nahmen
hn vor. Anfangs läugnete er durchaus, daß der
Brief an ihn wäre, da ihn aber der Herr Hofrath
art anließ, und ernstlich drohte, so fieng er vor
lngst an zu zittern und sagte: er könne nicht
äugnen, daß die Frau von Z. diesen Brief an ihn
eschrieben hätte, doch wolle er nicht sogleich ge-
ehen, daß er ihr Verlangen erfüllt hatte, aber
Sie könnten mich jetzt ablösen, Herr Hofrath —
echt gern, versetzte Reisler. Ich versicherte den
Keul, daß er nicht bestraft werden sollte, daß ich
hn hingegen vor der Zeinerten schützen, und Ge-
legenheit geben wollte, sein Brodt ehrlich zu ver-
dienen, wenn er alles bekennen würde. Noch woll-
e er auch hierauf nicht mit der Sprache heraus,
nun aber fiel mir die Drohung im Briefe, wegen
eines vor Kurzem begangenen Streichs ein, und
ich sagte ihm: er möchte mir nur vertrauen, was
er gethan hätte, vielleicht wär's wieder gut zu ma-
chen, es hälfe ihm ohnedem jetzt das Läugnen
nichts, denn die Zeinerten würde wegen dieses
Briefs allemal zur Rede gesetzt werden, und sich

 denn

denn für seine Nachlässigkeit an ihm rächen. Das Beste also wär für ihn, sich mir zu vertrauen. Nun bekannte er: daß der Brief an den Herrn Obersten wirklich fort wäre, der Entwurf davon sey zu Hause verschlossen, und er begriffe nicht, wie ers versehen, diesen Brief zurückzulassen, säh aber wol, daß es eine Schickung Gottes sey, und wollte gern künftig niemals mehr ähnliche Streiche machen, wenn er nur diesmal gut durchkäme, und ihm der Hofrath zu einer ehrlichen Brodterwerbung verhelfen wollte. Er gestand, daß er die Briefe darum nicht, wie er gesollt, verbrannt hätte, damit er durch sie die Zeinerten zur Erfüllung ihres Versprechens zwingen könnte. Der Streich, dessen sie in ihrem Schreiben gedächte, wär freylich übel, er hätte einem österreichischen Deserteur, der ihm sechs Dukaten, die er nothwendig gebraucht, gegeben habe, durchgeholfen. Kurz nachher sey er auf Verlangen der Zeinert nach L... gereist, sie habe ihn gefragt, ob er wol Klugheit genug besäße, einer ihrer Bekanntinnen, von der sie wüßte, daß er sie auch kennte, ein Instrument, worauf große Forderungen beruhten, aus den Händen zu spielen; die Dame hätte sie empfindlich beleidigt, und weil sie ohnehin mit ihrer Gegen-

partl

parthie in gutem Vernehmen stünde, so wollte sie dieselbe gern in Besitz dieses Documents setzen; Keul würde, wenn er das Instrument der Dame ablocken könnte, von jener gewiß reichlich belohnt werden. Diese Aussicht reizte mich nun, sagte Keul, sie zu überführen, daß ich wol dazu fähig wäre, erzählte ich ihr, wie ich letzthin bey einem Cavalier von Lande war, und mich spät Abends so tödlich krank stellte, daß er mich eiligst nach Z. führen ließ, dies aber hätte ich nur gethan, um, wenn die Kutsche wieder zurückgienge, einen Soldaten im Finstern fortzubringen, welchen auch der Kutscher in der dazu vorgenommenen Verkleidung um ein Trinkgeld mitnahm, da wir ihn beredeten, es wäre ein Mensch, der unterweges bey einem Pachter absteigen wollte; und sey dieser Soldat also durch meine List glücklich fortgekommen, indem er wirklich im bestimmten Dorfe abgestiegen, und weder der Kutscher noch sonst Jemand davon etwas geahndet hätte. Daher bewies ich nun der Frau von Zeinert, daß ich mir leicht bey Gelegenheiten, wo etwas Geheimes sollte abgemacht werden, zu helfen wüßte.

Ich capittelte ihn über seine Neigung, Ränke zu machen, und er bekannte selbst, daß er, um seine

Frau

Frau und Kinder zu ernähren, sehr schlimme Wege eingeschlagen habe, und doch gewiß lieber als ein ehrlicher Mann leben wollte, wenn er nur einigermaßen versorgt würde *). Aus dem Projekt mit dem zu erschleichenden Documente wäre nichts geworden, weil es nicht mehr in den Händen der Dame, der er's ablocken sollte, sondern bey ihrem Anwald gewesen. Wir fragten ihn, was er für die Nachricht bekommen, welche er der Frau von Zemert von den Briefen des Grafen Güldensterns gegeben, und erfuhren, daß sie ihm einen Dukaten geschickt, womit Keul, der die Sache gar nicht von solcher Wichtigkeit glaubte, sich hinlänglich bezahlt hielt. Schon seit einigen Jahren hätte er ihr

*) Vielleicht würde mancher ein ehrlicher Mann seyn, der durch Armuth ein Spitzbube wird. Es sollte ein Mann, der in seinem Amte untreu wäre, nur auf einige Zeit abgesetzt und gezüchtiget, denn aber wieder in einen andern weniger wichtigen Posten versetzt werden; handelt er denn in demselben wieder schlecht, so würde er aufs neue entlassen und gezüchtiget. Eine solche Abwechselung von Strenge und Güte wird nicht immer pünktlich beobachtet, es gehören Kanäle und Privatabsichten dazu, wenn ein solcher Verschuldeter wieder einmal zu Brodte kommen soll: hat der Kandidat diese vor sich, so brauche er auch eben nicht den Vorsatz zu haben, künftig gewissenhafter zu seyn.

ır, wie er uns weiter erzählte, so manchen Dienst
ethan, unter andern Briefe von verschiedenen
Verwandten, unter veränderten Händen, nach
ihrer Vorschrift schreiben, und mit einer Menge
Postzeichen versehen, an sie überschicken müssen,
der Inhalt davon hätte allezeit eine Erbschaft, die
ihr versprochen wurde, betroffen, und damit hätte
sie ihren Gemahl, welcher seinen Nachlaß eigent-
lich lieber seinen Verwandten gönnte, überredet,
daß er sie zur Universalerbin bestimmt habe, wo-
gegen sie ihm nicht nur ihr Eingebrachtes vermacht,
sondern auch alle diese prätendirten Erbschaften
versprochen hätte. Komisch genug, sagte der
Oberst, diese beyden Leute vermachen einander
ihr Vermögen augenscheinlich nicht, weil sie es
Eins dem Andern am liebsten gönnen, sondern in
der Hofnung, daß Eins sich mit der Erbschaft des
Andern nach seinem Tode gütlich thun will, das
mag ein sauberes Ehepaar seyn, da hoft doch ge-
wiß Eins auf des Andern Tod.*) Freylich, sagte
der Hofrath, wie Keul spricht, ist der Hauptmann
Zeinert

*) Der Oberst mußte, weil ihm dies sehr neu vor-
kam, wol kein Wort davon wissen, daß es viel so
zärtliche Eheleute giebt, wo Jedes dem Andern
wünscht, daß es bald aus diesen Jammerthal be-
freyet werden möchte.

Zeinert nie vergnügter, als wenn seine Frau Gemahlinn einige Tage krank ist, und sie hingegen lauert so sichtbar auf seinen Tod, daß, wenn die Reihe des Krankseyns an ihn kommt, sie schon die Trauersachen zusammensucht, und überlegt, was sie noch zukaufen muß; zugleich aber ist sie ungemein heiter, und schmeichelt ihm ausserordentlich, grade als wollte sie ihn dadurch bewegen, nicht so unhöflich zu seyn, und wieder gesund zu werden. So sehr er auch wünscht, diese Unart noch oft begehen zu können, so scheints doch, wie ich höre, daß sein in der Jugend durch Ausschweifungen zu Grunde gerichteter Körper bald seiner Frau die Freude machen, und sich im Sarg werde legen lassen. Er vermuthet dies selbst, und erspart nichts, um ihr diese fürchterliche Ahndung durch allerhand Kränkungen entgelten zu lassen. Man glaubt, er würde bey derselben längst sein Testament geändert haben, sie selbst fürchtete dieses, aber um es zu verhüten, stellt sie sich mit unter viele Tage krank, und klagt über bedenkliche Umstände. Sobald sie dies thut, wird ihr Eheherr gütiger, und stellt sich artig und besorgt um sie, sie hingegen thut mürrisch, wirft ihm vor, daß sie sich mit einem kränklichen, unansehnlichen, unvermögenden Manne

hätte

hätte plagen müssen, und nun würde er sie wol noch überleben, und ihr Vermögen erben. Der Doctor hätte ohnehin gesagt: daß er bey seinen Umständen noch lange leben würde, sie glaubte es auch wol, denn Unkraut verdirbt nicht. Diese Grobheiten sagt sie ihm blos aus Verstellung, ob er sie aber gleich für Ernst aufnimmt, so ist er doch dabey wie ein Lamm, und je ärger sie es macht, je mehr lacht er. Mit solchen feinen Streichen erhält sie's, daß es bey dem Festgesetzten bleibt, ohne Zweifel wird sie bis auf den letzten Tag seines Lebens dafür sorgen, sie mit einiger Veränderung fortzuspielen.

Dies alles hat uns Paul erzählt; ich selbst bin einen Tag, als ich eben in D... war, mit diesem Ehepaar in Gesellschaft gewesen, und so viel ich bemerkt habe, scheint's, als hätte er ziemlich die Wahrheit gesagt.

Ich gieng, weil ich den mehr gedachten Entwurf haben wollte, und er mir nicht entwischen sollte, selbst mit ihm nach seiner Wohnung, um ihn zu holen, nahm ihn aber wieder mit zurück, indem ich ihm und seiner Frau sagte, er sollte bey

mir

mir speisen. Um ihn vollkommen sicher zu machen, versprach ich ihm eine Versorgung, sagte aber zugleich, daß er mit uns nach Leipzig reisen müßte, voraus ihm aber kein Schaden erwachsen sollte. Um seiner gewiß zu seyn, ließ ich ihn nicht von der Stelle; seine Familie ward benachrichtiget, daß ich ihn zu einigen Verrichtungen in Leipzig nöthig hätte, und daß es, da ich ihm auch hier einige Arbeit gegeben, nicht mehr Zeit gäbe, Abschied von ihnen zu nehmen.

Madam Hoppe entschloß sich, aus doppelten Absichten mitzureisen, einmal, wollte sie ihre Freundinnen noch einmal sehen, und denn, es Herrn Philippi und Robers abbitten, daß sie Beyde über ihren Zweifel an der Frau von Zeinert Bekehrung gescholten hätte. Ueber ihr Schicksal waren wir schon gewiß, die Abgesandte von der Zeinerten war, weil sie in Z... noch Verrichtungen hatte, denselben Morgen bey Keuln eingekehrt, und hatte erzählt, daß sie wirklich schon arretirt wären.

Ich hatte verschiedene Geschäfte, die ich nicht verschieben konnte, ausserdem wären wir noch eher

hier

hier eingetroffen. Gottlob, daß es doch noch geschehen ist, ehe noch größere Entehrung an ihnen vollzogen ward. Die verdächtigen Briefschaften, welche sich, nach dem Bericht an Herrn Obersten, unter ihren Sachen finden sollten, sind wirklich vorhanden: es sind unter andern die neuesten Dispositions, und verschiedene, das hier herum stehende Corps betreffende Nachrichten dabey. Wir sahen einander mit Erstaunen an, da der Hofrath dies sagte, und wollten eben anfangen zu protestiren, als wir sahen, daß sie alle lachten: ja, ja, sagte der Oberste, läugnen sie nur nicht — und wissen sie, fiel Madam Hoppe ein: wo sie gefunden worden sind? in dem Kleide, welches die Zeinerten Karolinchen geschenkt hat. Der Herr Oberst waren so gnädig, es herbringen zu lassen, wo ich es denn sahe, und nun begriff ich, warum keins von den Papieren abgesteckt werden, und Fräulein Karoline es nicht eher berühren sollte, bis sie es anziehen würde. Sie hofte freylich wahrscheinlich genug, es werde sobald nicht dahin kommen. Wir bekannten alle, daß die Zeinerten Meisterin in der Kunst sey, boshafte Streiche nach Herzenswunsch auszuführen. Ohne Keuls Nachläßigkeit, hätten wir, wie der Oberst selbst sagte, das betrübteste

Schick-

Schicksal zu gewarten gehabt. Es ward uns versichert, daß es noch Gnade gewesen wäre, wenn man uns das Leben geschenkt hätte; was wir zu unsrer Vertheidigung gesagt hätten, würde gegen die schriftlichen Beweise immer nicht viel gegolten haben. Frau von Hohenkreutz konnte sich über diesen neuen und größten Beweis von der schwarzen Seele ihrer leiblichen und einzigen Schwester nicht zufrieden geben; wir redeten ihr alle zu. Der Oberst versprach, dafür zu sorgen, daß sie für dieses Verbrechen gestraft werden sollte, und schimpfte aus der Fülle seines Herzens auf sie. Er war hinlänglich überzeugt, daß er nicht den geringsten Verdacht mehr auf uns haben dürfte, denn Madam Hoppe hatte die Briefe und Nachrichten von dem Grafen Güldenstern, welche in ihrer Verwahrung geblieben waren, zu unsrer völligen Rechtfertigung mitgebracht, demnach war er mit dem ganzen Zusammenhang dieser Geschichte bekannt worden. Frau von Hohenkreutz bat auf das dringendste, daß ihrer Schwester verziehen, und sie nicht beschämt werden möchte. Wir übrigen billigten dieses Verlangen nicht, besonders ärgerte sich Madam Hoppe darüber. Der Oberst meinte: es wäre keine Kleinigkeit, falsche Päße zu machen, des Generals

Leute

Leute zu bestechen, Papiere, welche immer als Geheimnisse anzusehen sind, von ihnen zu erschleichen, u. s. w. Glauben Sie daneben, meine gnädige Frau, setzte er hinzu, daß wir Krieger, so barbarisch auch unser Handwerk aussicht, bereit sind, diese Boshaften nachdrücklich zu bestrafen, die vorsätzlich ihren Nebenmenschen unglücklich zu machen suchen. Wenn so was in unsre Gewalt kommt, so bedarfs keines weitläuftigen Prozesses, keines Rechtsgelehrten, der den Verbrecher loslügen hilft; ist das Faktum klar, so wirds bald abgemacht. *) Wir sind jetzt die Befehlshaber in hiesiger Gegend, und der Ausspruch wäre bald geschehn, daß ihre Schwester das empfinge, was sie Ihnen zugedacht hatte. — Der Stand kann bey der Strafe nicht in Erwägung kommen, wenn man ihn durch die Handlung entehrt hat; indessen, um Ihrentwillen, gnädige Frau, denn ich sehe, daß Sie wirklich ängstlich wünschen, man

*) Der Oberst hat nicht Unrecht, wenn er das militairische Verfahren mit Verbrechern hier vorzüglich loben will. Zwar könnte es möglich seyn, daß hin und wieder Ungerechtigkeiten mit unterlaufen, weil diese Justitz sehr despotisch ist, aber vielleicht sind sie nicht so häufig, und ich weiß nicht, ob ein einziger falscher Eid, der den größten Verbrecher zuweilen losspricht, sie nicht alle aufwiegen sollte.

man möchte ihre Schwester schonen, will ich suchen, dem General die Sache so gelind als möglich vorzutragen. Ganz ohngerochen kanns nicht hingehn und besonders muß der Kerl von Sekretair seine Strafe nach Verdienst bekommen. Er befahl sogleich, daß der Bericht besorgt, und den andern Tag mit dem frühesten nach D... gemeldet würde.

Jetzt kam Keul vor, sein erstes Urtheil war hart. Doch auf Bitte des Hofrath Reislers, der gern sein Wort halten, und ihn in Schutz nehmen wollte, ward's gemildert. Da der Oberst hörte er wäre noch in den besten Jahren, und sehr robust, so ließ er den Vorschlag stattfinden: ihn, nach einigen Trachten Schläge, in die Stelle des Durchgeholfenen, zum Soldaten zu machen. Es war nicht zu glauben, daß er selbst davon laufen würde, weil er nicht trauen konnte, in seine Vaterstadt zurückzukommen, wo der Hofrath Reisler allenfal wieder einmal Gelegenheit finden konnte, ihn aus Regiment zu verrathen, und in der weiten Welt fand er doch auch nicht leicht Unterkommen, was besser gewesen wäre, als die Hofnung, die man ihm machen wollte: ihn, wenn er sich gut verhalten wür-

würde, zu befördern. Hofrath Reisler hatte ihn wegen seiner Geschicklichkeit gerühmt, versichert, daß er noch manche gute Seite hätte, und daß er glaubte, der Vorsatz, ein ehrlicher Mann zu werden, sey ihm Ernst, weil alles, was er bisher verübt hatte, mehr aus Neigung zu einem bequemen Leben, und aus Ehrbegierde, mit seiner Familie einiges Aufsehn machen zu wollen, hergekommen sey. Wenn er aber ein Schurke ist, versetzte der Oberst auf diese Versicherungen, wie dies Wollüstlinge gemeiniglich sind, denn läuft er doch aus Angst davon. Ich glaube nicht, antwortete Reisler — wenn er sich vor dem Tode fürchtet, so bleibt er lieber beym Regiment, wo es doch nicht ausgemacht ist, daß ein Jeder todgeschossen wird, als daß er desertirt, und sich in Gefahr setzt, gefangen und ohne Barmherzigkeit gehangen zu werden; besonders wenn ihm dies in einem solchen Fall jetzt angekündigt wird. Sie mögen wol recht haben, sagte der Oberst, überdem will ich genau auf ihn Achtung geben lassen. Keul ward geholt, blaß wie eine Wand und zitternd wie ein Baum, wenn der Wind geht, stand er da, auf seinen Bescheid zu warten. Reisler hatte bey der Ankunft gebeten, genau auf ihn Acht zu haben, da

her

her vermuthete er, daß er nicht blos zur Gesellscha
oder Zeugen sey mitgenommen worden. Der Ober
bewillkommte ihm mit einem nicht glimpfliche
Verweis, und vermeldete ihm: daß er den Galge
zu zieren würdig wäre; doch, um der Vorbitte de
Herrn Reislers willen, sollte er ein Paar Tag
hintereinander gehörig gezüchtigt, und denn, a
statt des Deserteurs, Soldat werden. Reisle
den Keul bey diesen Worten mit einem vorwerfend
Blick ansah, beschied ihn, daß er sein Wort nic
gegen ihn gebrochen hätte, und daß, wenn d
Sache auf jede andre Art gegangen wäre,
schlimmer für ihn gewesen seyn würde. Er ve
sprach für seine Familie in Z. . . zu sorgen, und
ward ihm angezeigt, daß er, so bald er ans D
vonlaufen gedächte, gehangen, wenn er aber eh
lich diente, und keine schlimmen Streiche macht
Unterofficier werden sollte. Keul schien mit diese
Gang seines Schicksals zufrieden zu seyn, n
die bevorstehenden Hiebe mochten seinem Rück
eine Empfindung prophezeihen, die es nicht zulie
daß sein Gesicht sich ganz aufheitern konnte.

Wir hatten Alle zusammen Ursach, den Ober
sten für einen rechtschaffenen Mann zu halten; un

nahme

nahmen viele Achtung für ihn mit hinweg. Es ward beschlossen, daß wir und unsere Freunde in Z. . . die übrige Hälfte des Tages zusammen in Leipzig zubrachten. Ein freundschaftliches Mahl ersetzte uns die gehabten Widerwärtigkeiten; wir brachten einen desto vergnügtern Abend zusammen hin, da wir am Morgen desselben nicht darauf rechnen konnten. Ehe wir uns zur Ruhe begaben, kam ein Kourir an; das Militair gerieth in Bewegung, und marchirte des folgenden Morgens mit Anbruch des Tages von Leipzig ab; wir hörten den selbigen Morgen, daß sie eben so alle übrige Städte geräumt hätten, und da sie sich in eine ganz andre Gegend zogen, dagegen pr. Truppen in die Nähe kamen, so blieb die Zeinerten von aller Verantwortung frey. Wir erfuhren nach der Zeit: daß der Sekretair des General B. dieselbe Stunde, da der falsche Paß von Leipzig an den General B. war überschickt worden, unsichtbar geworden, und folglich seiner Strafe auch entgangen sey.

Das achte Kapitel.

Ankunft im Schwäbischen und Freude daselbst. Auch werden meine Leser einen Mann kennen lernen, wie es wenig giebt.

Auf unsrer weitern Reise zum Grafen Güldenstern hatten wir sonst keinen unangenehmen Vorfall, und wenn wir auch mehrere gehabt hätten, so entschädigte uns der darauf folgende Aufenthalt in des Grafen Hause für alles reichlich. Es herrschten in demselben alle Bequemlichkeiten und die angenehmste Bewirthung, die jeder nach seinem Gefallen geniessen konnte. Es war so ganz aller Zwang aus diesem Hause verbannt, daß es schien, es wäre Jeder der Eigenthümer des Schlosses, wo Ueberfluß, die vollkommenste Ordnung und jede Gattung von anständigen Zeitvertreiben eingeführt war. Die Gegend war eine der schönsten, die man sehen kann Vom Schlosse hatten wir die herrlichsten Aussichten, bald auf Weinberge, bald auf hohe Wälder, beyde begränzten das Auge auf eine angenehme Art, wenn es sich an den schönen Thälern voll Viehheerden, an den blühenden Getraidefeldern, und dem ruhigen Hinfluß des Rheins lange genug ergötzt hatte. Wir machten

zu

Lande und zu Wasser, bald in Gesellschaft, bald nzelne Spazierfahrten; schlenderten durch die hönen Gegenden, oder bedienten uns der Caval-rie des Grafen, um andre Oerter oder Menschen nnen zu lernen. Er selbst war ein so angeneh-er Mann, daß man seine Gesellschaft gern alle iesen Ergötzlichkeiten vorzog. Sein Ernst war Weis-heit und Redlichkeit; sein Scherz, scharfer reiner d schuldloser Witz, und er gehörte unter die wirk-h feinen Geister, auf deren Geschmack und Em-ndungen fürs Wahre und Schöne man sich ver-ssen kann. Er hatte viel gelesen, und sprach rschiedene Sprachen sehr gut, hatte sich in der oßen Welt zum Staats- und Hofmann gebildet, te aber ihre Maximen nur auf der schönsten eite aus. Sein Herz hatte nichts von der ihm ei-nen biedern Offenheit verloren: er fühlte die rwandtschaft mit dem ganzen menschlichen Ge-lecht, und seine Pflicht, sich ihm nützlich zu ma-n. Diese Gesinnungen leiteten ihn während sei-Lebens mehrmals zu den Wohnungen des ar-tenden Theils der Menschen und der Armuth; r lernte er den Werth des erstern und die Be-fnisse der andern kennen: unterstützte oft jene, trocknete diesen die Thränen des Elends ab,

und nie freuete er sich mehr, als wenn er durc
seine Freygebigkeit arme Familien in Stand g
setzt hatte, ein kleines Fest zu halten. *) Sei
Unterthanen hatten an ihm einen sorgfältigen V
ter, der über den Vortrag ihrer Anliegen nie ve
drüßlich ward. Die Krankheit hatte in seine
Gesicht mehr nicht zurückgelassen, als daß m
errathen konnte, es müsse einnehmend gewes
seyn: aber das seelenvolle Auge, der aufrichti
und heitere Blick desselben nebst einer gewissen H
heit des Gemüths, die seine Physiognomie ankü
digte, heischte den Beyfall und die Achtung, w
che beyde durch seinen Umgang so sehr vermeh
wurden.

*) Dies war ein starker Zug ächter Fühlbarkeit in d
Grafen Herzen. Die Menschen können, wenn
die Armuth auch unterstützen, es meistens ni
leiden, daß sie von ihren Geschenken sich kle
Erquickungen geben, und sie sollten doch bedenk
daß die Wohlthat, welche sie ihnen thun, dadu
noch vergrößert wird, weil sie den Darbenden e
mal erlaubt, etwas von den Gaben der Natur
genießen, die Gott für Alle schuf, sie aber so
nicht haben können. Vielleicht gehn sie wieder de
zufriedener mit ihrem kummerhaften Schicksal fo
wenn sie einmal dazwischen mit Freuden gegess
haben.

Er versicherte uns, daß er seit dem Abgan-
e seiner Briefe an uns, merklich schwächer ge-
worden wäre. Sein Arzt, den er mehr um die
flicht, die er sich selbst schuldig zu seyn glaubte,
ls in der Hofnung gesund zu werden, bey sich hatte,
estätigte es. Dieser Arzt war ein junger Mann,
er sein Handwerk verstand, und in großen Curen
st schon glücklich gewesen war, aber er machte
iemals den Unfehlbaren, und gestand: daß der
nenschliche Körper unaufhörliche Räthsel für die
rzneykunst hätte. Eben so wenig gab er bey einem
rankenbette durch wichtige Mienen zu verstehen,
as Uebel sey äußerst bedenklich, um dadurch der
ur, die er thun würde, schon im Voraus einen
Werth zu geben, den man sonst vielleicht nicht so
roß gefunden hätte; auch kannte Herr Schmidt
einen Apotheker so genau, daß er aus Freund-
haft für ihn mehr Pulver, Tropfen u. d. gl. m.
erschrieben hätte, als wirklich nöthig war, und
prach sehr wenig von seiner Kunst. *) Er war
darum

*) Doctor Schmidt war in der That ein bemerkens-
werther Mann, denn damals, als Herr Robers ihn
kennen lernte, herrschte noch viele Charletanerie
unter den meisten Aerzten. Jetzt dürfen wir darüber
nicht klagen, unsre jungen Doctors gestehn gern
die

darum besonders ein Mann für den Grafen, wei
er ihm nicht mit der Wiederherstellung seiner Ge
sundheit schmeichelte, sondern die Sache so nahm
wie ers verlangte, nemlich ihm die Mittel ver
ordnete, die sein Leben so viel als möglich verlän
gern konnten. Das Leben, sagte der Graf, i
ein Geschenk Gottes, zu dessen Erhaltung ma
alle Sorgfalt anwenden muß, — so wie es m
einem Kleinod geschieht, daß man von Freunde
hand erhielt, damit man mit der Beruhigung ste
ben kann, daß man es nicht durch eigne Schul
verlo

die Unvollkommenheit ihrer Kunst, drängen si
nicht zu dem Kranken, schmeicheln nicht mit ve
geblicher Hofnung, und vergrößern auch nicht da
Uebel; nur ist zu wünschen, daß sie hingegen d
Krankheiten nicht allzuphilosophisch behandeln mö
gen, wobey denn oft ein Patient, der nicht ebe
todkrank ist, es aber doch fühlt, daß er Hül
braucht, keinen Besuch bekommt, am meisten ve
steht sich dies freylich nur von den Patienten, d
in den Hinterhäusern oder in der vierten Etag
wohnen, und recht bedacht, so ists, was dies b
trift, nicht einmal neu, was unsre jungen Medizine
beginnen. Die vorigen Zeiten haben auch darübe
geklagt, vielleicht hätten nicht so viel Schäfer
Müller, Schulzen und alte Weiber das Recht e
langt, eine Menge Menschen zu Tode zu quacksa
bern, oder doch auf eine lange Zeit ungesund z
machen, wenn die ächten Söhne des Eskulaps vo
jeher gütiger gegen die Armuth gewesen wären.

verlor. Doctor Schmidt hatte sich noch an keinem Orte festgesetzt; nach seinen akademischen Jahren hatte er einige bey einem unsrer besten Aerzte in Deutschland, bey einem Manne zugebracht, der mit der vollkommensten Geschicklichkeit in seinem Handwerk ein fühlbares Herz und Liebe zu schönen Wissenschaften verband, der, ohne den Hauptzweck seiner Bestimmung zu vernachlässigen, sich nicht in eine Atmosphäre von Tinkturen und Latwergen begrub, sondern mitunter die Gegenden besuchte, wo der Geist eines Schönheitkenners den meisten Reitz, den ergiebigsten Stoff findet, und hatte dort die Pracht der Natur mit einer liebenswürdigen Begeisterung geschildert. Schmidt hatte sich nach diesem Mann gebildet, ehrte, wie er, Religion und Geschmack, war ein angenehmer Gesellschafter, und that alles, was er thun sollte und wollte, ohne Geräusch. Seine Neigung zum Reisen hatte ihn in diese Gegend geführt und bekannt gemacht, daher war denn der Graf Güldenstern, dem die Ausnahmen der Menschen nicht leicht entgiengen, wenn sie sich ihm irgend näherten, sein Freund geworden, welcher ihn für das Opfer, das er, wie er sagte, ihm brachte, stärker belohnte, als Herr Schmidt es verlangte. Er hatte dem Grafen versprochen,

bey

bey ihm zu bleiben, bis er die Welt verließ. Er durfte sichs nicht reuen lassen, denn sein Patient brachte ihm nicht durch tausend Fragen, die der einsichtsvollste Medikus nicht immer sogleich erörtern kann, nicht durch unaufhörliche Bemerkung neuer Umstände, für die der Arzt jedesmal eine neue Mixtur verordnen soll, einen Ekel gegen seine Verrichtungen bey; er durfte nicht jede Sekunde nach dem Puls fühlen, denn von all' diesen Schwachheiten war der Graf, der nicht vor dem Tode zitterte, frey. Die Krankengeschichte ward, wenn sich nicht besonders erhebliche neue Zufälle fanden, jeden Tag sehr hurtig abgemacht, und der Kranke brauchte seine Medizin ruhig weg, ohne die Gesellschaft davon zu unterhalten. Uebrigens war Herr Schmidt ein angenehmes Mitglied der guten Gesellschaft in diesem Hause, und bediente sich der mannichfaltigen Ergötzlichkeiten, welche einen Jeden hier einluden. Er konnte es freylich nicht mit aller der Muße, als wir Andern, da seine Thätigkeit und seine Menschenliebe alle Bedienten des Grafen und alle Unterthanen in der Herrschaft zu Gegenständen seiner Sorgfalt machte, auch ward er öfters in die benachbarten adelichen Häuser berufen, weswegen wir zuweilen einen Tag ohne ihn zubringen

en mußten. Wir liebten ihn Alle so sehr, daß seine
Biederkunst immer allgemeine Freude verursachte;
er Graf merkte bey einer solchen Gelegenheit an:
aß er nichts bessers hätte thun können, als krank
verden, weil er auf diese Art seinen Gästen die
Gesellschaft des Herrn Schmidts verschaft hätte,
velcher sonst schwerlich so lange bey ihm würde aus-
ehalten haben. In so scherzenden Ausdrücken
prach der theure Mann immer von seiner Krank-
eit, zuweilen auch von seinem Tode. Er konnte
venig mehr herumgehen, die Mattigkeit, die täg-
ch zunahm, zwang ihn, meist auf dem Ruhebette
u liegen, wo wir denn, wie um einen geliebten
Vater, um ihn herum saßen, und ihm zuhörten.
Nicht moralische Predigten setzte es; denn — er war
elbst die beste praktische Moral, von der man ler-
nen konnte — sondern angenehme oder lehrreiche
Geschichten, auf eine gefällige Art. Zuweilen kam
r unvermuthet zu uns in den Garten geschlichen,
vankte einen Gang mit hinan, und setzte sich denn
n eins von den artigen Cabinetten, oder in eine
Laube, und denn war dort unser Zirkel eine Weile.
Den einzigen Kummer, welchen uns die zunehmen-
de Schwachheit unsers freundschaftlichen Wirths
machte, ausgenommen, reitzte uns bey ihm alles

zur

zur Freude und zum Beyfall; man sahe auch im ganzen Schlosse nichts als frohe Gesichter, nur der Gedanke, daß sie ihren Herrn verlieren würden, schlug sie nieder: er versicherte sie aber, daß sie nichts zu fürchten hätten, nach seinem Tode verlassen zu seyn, weil sein Neffe und Nachfolger ein guter Junge wäre; der sie alle im Brodt behalten würde; ja, setzte er hinzu: der wird noch besser seyn, denn er ist jünger und gesund, und kann euch mehr Freude machen. Der Graf war immer der Meinung gewesen daß es nicht nur erlaubt, sondern auch der Absicht des Schöpfers gemäß wäre, wenn wir die Freuden genössen, die seine Güte überall in unsern Weg gestreuet hat: diese Freuden, die nicht der Verbrecher, welcher an nichts als Frevelthaten Geschmack findet; nicht der Wollüstling, den ein übertriebener Genuß der gefährlichsten Sinnlichkeiten matt und unfühlbar gemacht hat, sondern die gutmüthigen heitern Kinder der Natur empfinden können. Nach seiner Meynung war es Grausamkeit, dem Theil der Menschen, der geboren ist, um von Andern abzuhängen, diese Last dadurch noch zu erschweren; daß man sie ununterbrochen mit Dienstleistungen beschäftigt, und fast jede Minute ihrer Tage mit Verrichtungen besetzt,

damit

damit sie nicht auch ihren Antheil an der Frölichkeit haben möchten. Er veranstaltete oft selbst kleine Feste für seine Leute, und freuete sich alsdenn ihres Scherzes.

Doch es wäre etwas Uebermenschliches gewesen, wenn der Graf Güldenstern nicht auch auszeichnende Fehler gehabt hätte; er besas deren verschiedene: unter andern schien der Eigensinn, mit dem er nichts um sich leiden wollte, was einigermaßen häßlich war, einen ziemlich starken Schatten zu dem vielen Licht in seinem Charakter zu machen. Seine Leute mußten alle gut aussehen, eine solche Auswahl ist zwar nicht ungewöhnlich, er aber gieng so weit darinnen, daß er einen Menschen mit einem nur mittelmäßigen Gesicht, wenn es auch durch einen einzigen Zug nur verstellt war, oder es war nicht Ebenmaß in den Gliedern im Körper, nicht um sich leiden konnte. Er hatte an schöne Leute immer große Kosten gesetzt, und war oft durch eine auffallende Gestalt verleitet worden, einen Betrüger in Dienst zu nehmen, wodurch er manchen wichtigen Verlust erfahren hatte; eben so hatte er manchem ehrlichen Manne, der es nicht verdiente, seine Dienste versagt, blos weil

sein

sein Aeusserliches ihm mißfiel; er gestand dies selbst, und hielts für eine Schwachheit, aber er konnte sie nicht besiegen. Einem Laufer, der beym Fallen das Unglück gehabt hatte, einen schiefen Hals zu bekommen, gab er zwar seinen Gehalt, und setzte ihm so viel aus, daß er mit seiner Familie leben konnte: aber er durfte nicht länger auf seinem Schlosse bleiben. Das Nemliche mußten sich Andre bey noch unerheblichern Ursachen gefallen lassen; doch er wollte nicht, daß unter dieser Grille Jemand leiden sollte, wenn er nicht versichert war, ihnen einen andern eben so guten Dienst zu verschaffen, so bekamen sie das Gnadenbrodt, daher fand man auf den Gütern des Grafen verschiedene abgedankte Bediente, denen, bey der Ungnade, in die sie gefallen waren, auf der Welt nichts abgieng. Nur die, welche in seinem Dienste alt geworden waren, oder gar noch von seinem Vater herstammten, hatten das Recht, kahle Schädel und keine Zähne im Munde zu haben, sie durften auch wol auf einem Auge blind werden oder hinken und husten, so sehr es ihm auch zuwider war, und so gern er ihrer öftern Gegenwart auswich, so hatte er doch eine solche Achtung vor ihnen, daß er sie ohne ihren eignen Willen nicht verabschiedete.

Er

Er hatte wirklich ein Haus voll wohlgestalteter Leute, und hieran zeigte er eine kindische Freude. Ihr Putz mußte ihr Ansehen noch mehr erheben. Er selbst war immer in seinem Anzuge sehr simple gewesen, hingegen hielt er darauf, daß alle seine Leute nach dem besten Geschmack frisirt und gekleidet seyn mußten. Da diese es wusten, daß sie ihm durch die Aufmerksamkeit auf ihren Körper gefallen konnten, so suchten sie einander darinnen zu übertreffen. Sie liebten ihn, denn es war fast ohnmöglich, einen so väterlichen Herrn nicht zu lieben, und darum ward er mit vielem Eifer bedient: aber das wurde ihnen auch nicht schwer, weil sie einander ablösen konnten, denn es gehörte auch mit zur Liebhaberey des Grafen, viele Bediente zu haben. Weil nun seine Leute sich gut anzogen, und vor ihm nichts als Ordnung sehen ließen, so konnten sie es immer wagen, vor sich allein ein Bischen lüderlich zu seyn; sie waren sicher, daß es der Graf nicht einmal glaubte, wenn es ihm auch Jemand hinterbracht hätte. Es war also kein Wunder, daß sie mit der größten Traurigkeit daran dachten, daß sie ihn bald verlieren würden. Ueberdem muß ich auch gestehen, daß die meisten darunter der guten Meynung entsprachen,

die

die ihr Herr von ihrer Physiognomie hatte, oder durch seine Güte gereitzt, das geworden waren, was er vorher nur dachte. *)

Die Frau von Hohenkreutz und der Graf wurden so vertraut und zärtlich gegen einander, als Bruder und Schwester. Er bezeigte oft seine Freude darüber, daß er sie so kurz vor seinem Tode wiedergefunden hatte. Philippi und ich mußten denn immer einen neuen Dank hinnehmen. Frau von Hohenkreutz sagte es unverholen, daß sie jetzt den Grafen mit einer Wärme liebte, wie ehemals ihren Gemahl. Unsre Damens fanden auf alle Art Ursach, wegen dem Einfall des Grafen, daß sie zu ihm reisen sollten, sich Glück zu wünschen. Die Mutter wußte seit vielen Jahren von keiner so angenehmen Periode, und die Tochter glaubte nicht, daß es ein grösseres Glück gäbe, als das sie hier genösse.

Fräulein von Burgstädt, eben die Anverwandte, welche der Graf zur Gesellschaft für die Frau von Hohenkreutz hingebeten hatte, trug nicht

wenig

*) Es giebt Steckenpferde, die dem Besitzer Ehre, und den Nebenmenschen Nutzen bringen.

enig zu ihrem Vergnügen bey. Sie verdiente
lgemeine Liebe und Achtung, es war ohnstreitig
nes von den besten weiblichen Geschöpfen. Schön
ar sie niemals gewesen, aber sie hatte ein an-
nehmes Gesicht, eine von den einnehmenden Phy-
ognomien, welche den Mangel der Schönheit er-
tzen. Sie näherte sich den Dreyßigen; es war
er ihre Schuld, daß sie noch nicht geheyrathet
atte. Sie gestand selbst, daß hierbey nicht der
Mangel an Neigung zu diesem Stande, sondern
e Einbildung Ursach wäre, daß sie nicht An-
nehmlichkeiten genug besäße, um das Herz eines
Mannes immer zu besitzen; denn, sagte sie, wenn
h nach dem ersten halben Jahre Kälte, oder gar
bneigung an meinem Manne merkte, so wäre
h gewiß um so mehr unglücklich, da ich auf mei-
er Seite immer zärtlich bleiben würde. Einen
reund hatte sie gehabt, auf dessen Beständigkeit
e hätte bauen können, er wär aber gestorben,
nd ob sie gleich nicht geschworen hätte, je einen
ndern zu wählen, so würde ihr doch, bey dem An-
nken an diesen Geliebten, eine andre Wahl desto
hwerer werden; überhaupt da sie nun bald dreyß-
g Jahr alt wäre, würde es ihr lieber seyn, wenn
r eine solche Versuchung nicht mehr vorkäme;

jetzt

jetzt wäre sie glücklich; sollte sie heyrathen, s
könnte sich das Blättchen leicht wenden. So seh
unrecht Fräulein Elisabeth auch hatte, zu glauben
daß sie nicht liebenswürdig genug wäre, um ein
vollkommene Neigung zu erwecken, so wenig lie
sie sichs ausreden; und man sahe es an dem seh
geringen Grad von Eitelkeit, die sie sehn ließ, da
diese Meynung nicht aus Verstellung geäußert war.
Desto mehr gute Eigenschaften fanden Andre hin
gegen an ihr. Sie war ganz dazu gemacht, All
die, so mit ihr leben mußten, einzunehmen, un
immer so gestimmt, wie mans verlangt. Zu
Freundschaft geboren, wars ihr ohnmöglich, zu be
greifen, wie man ein so enges Herz haben, un
nur Wenige damit beehren könnte. Gegen ihr Ge
schlecht bewies sie sich mit einer besondern Wär
me freundschaftlich. Der Graf versicherte auch
daß sie keine einzige Feindinn habe, weil sie einen
Jeden zu Gefallen das seyn konnte, was sie wünsch
te, Kinderwärterinn, Hausmutter, Putzmacherinn
Tändlerinn, Philosophin, klug, einfältig und wa
man sonst verlangte. Zugleich verstände sie rech
gut die Kunst, kleine Verweise zu geben, ohne da
man darüber erröthen oder böse werden könnte
und gewisse nachtheilige Fehler an ihren Freundin
nen

en zu bestreiten, ohne eine hofmeisterliche Miene nzunehmen, weshalben sie auch schon viel Gutes estiftet hatte. Sie war besonders zur Hausmutter eboren, und die Dienstfertigkeit selbst. Doktor Schmidt hatte, bey Besorgung seiner Kranken, denen etwas zubereitet werden sollte, keine beßre Gehülfin, als sie. Wir wollten alle Theil an ihrer Zunst haben, sie versicherte uns auch, daß keins er ausgienge. Fräulein Karoline webte sich so in e hinein, daß sie unzertrennlich waren; sie hatte ne Menge weiblicher Arbeiten von ihr zu erlernen: ye wir es uns versahn, entschlüpften sie uns, um ren Künsten ungestört nachzuhängen. Der Graf ber ließ sie, sobald sie zu lange ausblieben, wieder ur Gesellschaft holen, welche Fräulein Elisabeth it ihrer angenehmen Laune nicht gern lang entathen wollte. Sie hatte bewilliget, so lange bey m zu bleiben, als Frau von Hohenkreutz und räulein Karoline da seyn würden, diese aber ersprachen, vor dem Ende des Grafen an keine Rückreise zu denken.

Philippi und ich wollten nach etlichen Wohen wieder nach Hause gehn; der Graf aber ünschte, daß wir den Sommer bey ihm zubrin-

gen sollten, wozu wir, durch die Annehmlichkeiten dieses Aufenthaltes gereizt, uns auch willig genug bereden ließen. Philippi schrieb nach Hause seinem Vater, der indessen alle Angelegenheiten besorgte, diesen Entschluß zu melden, und um Nachrichten zu bitten. Er bekam unter andern eine, die ihn auf etliche Tage mürrisch machte. Man hatte nemlich für gewiß erfahren, das Frauenzimmer in Hannover hieße Starkinn, es ward bestätigt, daß sie aus dem Brandenburgischen wäre, und hinzugefügt: ihr ehemaliger Liebhaber hätte sich vor dem Wochenbett' mit ihr kopuliren lassen. Dies war also die Antwort auf die genauere Nachfrage, welche Philippi vor seiner Abreise veranstaltet hatte. Meine Vorstellungen, daß diese Person keiner einzigen traurigen Minute mehr werth sey, fanden endlich Eingang; er beschloß sogar im Ernst, daß er nach seiner Zurückkunft heyrathen wollte, aber seine Aeltern sollten ihm eine Braut wählen, und er wollte weder sein Herz noch seine Einbildung zu Rathe ziehen, da ihn beyde zweymal so sehr betrogen hätten, die Liebe sollte gar nicht mehr bey der Sache ins Spiel kommen. Er nahm bey einem solchen Vorsatz eine ruhige Miene an, und versicherte sogar, daß ihm nichts als diese Nach-

rich-

icht von Antoinetten gefehlt hatte, um sie ganz zu
ergessen; daß er noch eine kurze Zeit über ihre
nwürdige Aufführung betroffen gewesen, meinte,
s wäre natürlich, doch jetzt wäre alles vorbey,
nd es sey eben, als habe er sie nie geliebt. Ich
laubte dies alles nicht so ganz buchstäblich, doch
bte ich meinen Freund darüber, und war er-
eut, ihn doch wenigstens über sein Schicksal un-
rrichtet zu wissen. Der Aufenthalt beym Grafen
Güldenstern konnte viel dazu beytragen, seine Ge-
müthsruhe völlig wieder herzustellen, wenn sie auch
tzt noch weniger vollkommen war, als ers selbst
neinte. So urtheilte ich aus dem Vergnügen, wel-
hes ich selbst in diesem Hause fand. Zwar lag es
nir mit unter auf dem Herzen, daß meine Stu-
ien dadurch auf so lange unterbrochen wurden,
h verließ mich aber auf meine in Frankfurt ge-
roffenen Anstalten, und auf mein Vornehmen,
inftig alles einzubringen; überdies wählte ich mir
Stunden, in denen ich mich der Bibliothek des
Grafen bediente, sie stand mir immer offen, und
nthielt auch die Werke, die meine Absichten ver-
angten. Auch auf eine andre Art studirte ich hier.
– Wissenschaften bilden den Verstand, und oft
uch das Herz, dieses aber veredelt sich noch mehr

 im

im Umgange der Tugendhaften. Hier hatte ich lauter praktische Lehrer dazu, ungezwungne, aus geübte gute Handlungen, die täglich vor meinen Augen vorgiengen, befestigten mich, indem si meinen Beyfall heischten, in den Grundsätzen, worinnen ich erzogen war; ich lernte zugleich, da man die Annehmlichkeiten des Lebens mit völliger Uebereinstimmung der Rechtschaffenheit geniesse kann, und daß sie nirgends ununterbrochener, nirgends schöner uns anlächeln, als im Schooße de Unschuld. Oft wünschte ich, den Herrn von Zeilsdor und meinen geliebten Lehrer hier zu haben, sie gehörten vollkommen in diesen Zirkel. Daß diese Wunsch nicht konnte erfüllt werden, schien mir di einzige Unvollkommenheit, doch sie waren noch unter den Lebendigen; ich konnte hoffen, sie wiede zu sehen, und denn bot mir diese Hoffnung zugleic neues Glück in der Folge dar. Aber wenn ich a meinen theuern Karl gedachte, dessen Bekanntschaft diese Gesellschaft, so wie er der ihrigen wert gewesen wäre, welcher aber so früh der Welt ent rissen ward, denn bemeisterte sich eine stille Wehmuth meines Herzens, ich vermochts nicht, übe sie zu siegen. Da ich ihnen Allen aber sein Bild si ziemlich nach dem Leben geschildert hatte, wobei

mi

nir die Frau von Hohenkreutz treulich half, so ward solche nicht nur gebilligt, sondern man be- agte den theuern Jüngling mit mir.

Das Neunte Kapitel.

in Prediger, wie sie alle seyn sollten, nebst fernerm Bericht der Unterhaltungen beym Grafen.

Durch ein anderes Mitglied dieser kleinen Ge- llschaft, den Pastor Müller, war mir die Stelle s Herrn Weis fast ersetzt, oder vielmehr, ich rte jenen in diesem. Der Graf hatte ihm vor zehn ahren das Predigtamt auf einem Theil seiner Herr- haft übergeben. Dies schon wäre, ohne weiter et- as von ihm zu sagen, Empfehlung genug; ein eder wird schließen, daß ein solcher Mann nicht s erste beste Subjekt erwählen konnte. Herr Müller war ein ganz orthodoxer Geistlicher, doch n reiner Gottesverehrer, und Luthers Bewun- rer. *) Es war ihm nicht gleichviel, ob seine Gemein-

*) Dies wird nicht durchgängige Empfehlung seyn: es giebt unendlich weise Lutheraner, welche den rechtschaffenen Mann gering schätzen, ihn bald einen Zänker, bald einen stolzen und herrschsüchtigen Mönch,

Gemeinde nach den Lehren lebte, oder nicht, di
er ihnen vom Predigtstuhl gab; ob sie als gut
Christen oder als schlimme Menschen aus der Wel

gier

Mönch, und bald ein epicuräisch Schwein nenne
als wenn die Handlungen dieses großen Mannes d
rum verdächtig wären, weil er gern in Gesellscha
seiner Freunde ein Glas Wein trank, und weil
ein lebhaftes Temperament hatte. Und gesetzt,
hätte einen starken Zug von Streitsucht und v
Liebe zur Unabhängigkeit gehabt, so gehörten die
Eigenschaften eben zu dem großen Werke, welch
vornemlich durch ihn ausgeführt ward. Hätt
Cyrus und Alexander und andre Helden keine E
oberungssuchr besessen, so erfolgten jene mächti
Revolutions nicht durch sie, in denen die Absicht
der Vorsehung jedesmal erreicht wurden. Luthe
Fehler, wenn ihr sie so nennen wollt, mochten se
welche sie wollten, so war dennoch die Wahrh
und die Ehre Gottes der Hauptzweck seiner Han
lungen, wenn er diesen beyden ehrwürdigen Pun
ten durch seine Lehre Abbruch gethan, wenn
nicht alle Hauptglaubenssätze der ältern Kirche b
kannt, und hingegen für seine eigne Ehre u
Wohlfahrt auffallend gesorgt hätte, so würde
mit Recht verdächtig seyn. Aber er war vielme
eine Stütze der sinkenden Wahrheit, und zuglei
der gutherzigste, uneigennützigste Mann von d
Welt, seinem Gott so treu als seinen Grundsätze
die weder Anerbietungen noch Drohungen erschütte
konnten. Doch er war ein Mensch, und sollte
das nicht seyn, oder schien er ehrwürdiger, wen
er nicht vor den Augen der ganzen Welt nach seine
Sinn handelte, sondern ein Heuchler war?

iengen. Er suchte sein eignes Leben seinem Kanzel-
ortrag ähnlich zu machen; es gieng ruhig und
est in dem Gleise der Rechtschaffenheit und un-
eheuchelter Frömmigkeit fort; keins von seinen
irchkindern konnte sagen, daß es ein Laster, wo-
or er sie warnte, an ihm bemerkt hätte. Mit
inem ordentlichen friedlichen Zustande in seinem
Hause, mit seiner ehelichen Liebe, seiner guten Kin-
erzucht, gehörigen Sparsamkeit, die nichts als der
Trieb zum Wohlthun unterbrach, war er ein Bey-
spiel für sie Alle geworden. Die freundschaftliche
Treuherzigkeit, wobey er sich doch nichts von seiner
Würde vergab, hatte ihm seiner Pfarrkinder Liebe
nd Ehrfurcht erworben; er ließ sich, so viel es
hm schicklich dünkte, in ihre häuslichen Angelegen-
eiten ein, suchte hier auszujäten, dort einzupflan-
en. Seine Kranken besuchte er unermüdet, es
war seit seiner Amtsverwaltung im ganzen Kirch-
spiele noch keiner gestorben, zu dem er nicht eher
gekommen wäre, bis man ihn nebst dem Küster,
mit der heiligen Geräthschaft versehen, abgeholt
hätte, und fast noch keiner, von dem er nicht hof-
fen konnte, daß er in einer guten Verfassung die
Welt verließ. — So sehr hätte Gott seine Bemühun-
gen gesegnet, sagte Herr Müller, und wie sollte er

sie

sie nicht segnen, da der trefliche Mann die Leute bey gesunden Tagen schon zum Tode zuzubereiten anfieng; da er bey jedem Krankenbette oft war, und den Leuten zeigte, das Ding müsse wichtig seyn, weil ers sogar nicht unterlassen könnte, wenn es schlimmes Wetter oder Nacht, zu kalt, oder zu warm wäre, oder wenn der Patient ihm seinen Besuch nicht bezahlen konnte. Sein Amt war weitläuftig und ziemlich einträglich, der Graf hatte dazu beygetragen, die Einkünfte noch zu vermehren und Alle waren willig, ihm das, was ihm zukam, zu geben; es war aber auch keine Frage, ob diejenigen, welche nichts bezahlen konnten, unentgeldlich ein Recht an seine Amtsverwaltung hätten. Zu dem schmutzigen Gedanken, daß Jemand sich von seinen nöthigen Bedürfnissen abbrechen sollte, um ihn zu bezahlen, wäre er gar nicht fähig gewesen. Solch ein Mann war Pastor Müller, es versteht sich, daß er Fehler hatte: ich glaube immer: die Diener der Religion würden uns ohne dieselben nicht so ehrwürdig seyn, als sie es sind, wenn sie auf der andern Seite mit ihren Tugenden glänzen; hätten wir Engel zu Lehrern; so würde uns ihre Heiligkeit abschrecken, wir fühlten den Abstand zwischen ihnen und uns, fühlten es, daß wir ihnen nicht

nach-

achkönnten, weil sie von höherer Natur wären, nd glaubten vielleicht gar nicht, zur Ausübung des Guten, das sie uns predigten, fähig zu seyn. Wenn wir aber unsre Lehrer, die mit uns von leichem Stoff, zu gleichen Schwachheiten aufge- gt sind, welche hier und da noch hervorsehn, in nem frommen Bestreben Tugend auszuüben, er- licken, so muß es uns natürlich einfallen, daß wir uch dazu Kräfte haben könnten. Aber Böse- wichter müssen diese geistliche Vorgänger auch nicht yn: wenn sie das sind, und die Laster, die sie erdammen, selbst begehen, so sind sie nichts als Directores einer Schauspielergesellschaft, und ihre Kirchen sind Kommödienhäuser; sie selbst spielen ine fremde Rolle auf der Kanzel. Ists wol anders ı erwarten, als daß die Zuhörer die ihrigen auch ur während des Gottesdienstes machen? ist er us, so sind Directores und Untergebene ganz an- ere Leute, und jeder handelt, wie ers für gut efindet. Aber noch einmal sey es mir erlaubt, on meinem Pastor Müller anzufangen. Ich habe ergessen zu sagen, daß er ein auch angenehmer Gesellschafter war, und einen reinen Scherz eher vermehren half, als daß er sauer dazu sehen sollte, und dies wird ihn doch gewiß meinen Lesern geneigt

machen,

machen. Sie werden daraus sehen, daß er weder ein Misantrop noch ein Heuchler war; Eins von Beyden aber ist der Mann, der in einer frohen Gesellschaft niemals lacht. Er war sehr munter, man sahe seine Seele immer, wie sie gestimmt war, und sie war stets heiter. Sein Betragen und jede Stellung seines Körpers war edel, und nach dem Lauf der Zeiten gestimmt, so auch seine Kleidung; auch hatte er eine lebhafte Stimme. Doch vielleicht finden sich auch welche, denen dies nicht so recht an meinem Pastor gefallen wird: er sollte altfränkische Perüquen und Kleider tragen; leise oder fein sprechen; ein wenig schleichen und den Kopf hängen: aber er hatte gewisse Meynungen, nach welchen er das Alles nicht that: er hielt nemlich dafür, es könne Gott ohnmöglich daran gelegen seyn, sich in der Tracht und den Sitten nach dem vorigen Jahrhundert zu richten, wo doch die Leute auch nicht aus Frömmigkeit, sondern des Gebrauchs halber ihre Kleider so trugen, wie sie waren, und meinte: wir hätten nirgends einen Befehl Gottes, anders zu gehen, zu sprechen, und den Kopf zu tragen, als es die Natur haben wollte. Uebrigens hatte Pastor Müller noch einen Fehler, den gewisse Leute an ihm tadeln werden.

Er lebte zwar mit seinen Amtsbrüdern, die er kannte in Freundschaft, bekümmerte sich aber gar wenig um ihr Beginnen, und ich hörte nach der Zeit, daß er's, als er in eine große Stadt berufen wurde, dort eben so gemacht hat. Man sagt, er habe nicht mit seinen Confratern in geheimer Feindschaft gelebt, auch nicht öffentlich sich mit ihnen gezankt, habe die Beichtkinder nicht im Beichtstuhle ausgehunzt, wenn sie einige Jahre der veränderten Wohnung halben, bey einem Andern gebeichtet hatten, und nun einmal wieder zu ihm kamen; er habe nicht die andern Geistlichen, durch etliche Matronen, die zu Klatschereyen tauglich waren, bey der Gemeinde verdächtig gemacht, u. s. w. und das ist doch ein sicherer Beweis, daß er seinen Vortheil nicht kannte, und keine Galle hatte; aber ein Mann, der seinen Vortheil nicht kennt, und keine Galle hat, ist ein einfältiger Mann. Dem sey, wie ihm wolle. Pastor Müller besas das Geheimniß, sich dennoch Achtung und Liebe zu erwerben. Der Graf betrachtete ihn als einen Freund, sie brachten zuweilen ein Stündchen zusammen zu, denn ob wol des Grafen geführtes Leben nicht überhaupt anklagend wäre, so hielt ers doch für seine Pflicht, jetzt, da er sich der Ewigkeit

keit näherte, mit ihr bekannt zu machen. Diese kleinen Einsamkeiten schienen Beyde aufs neue heiter zu machen, wenn wir denn uns wieder um sie versammelten, fanden wir sie freudig und munterer. Alle Zeit, die Herr Müller von seinen Amtsverrichtungen übrig hatte, brachte er bey uns zu. Der Graf sagte: er dürfe ihm keinen von seinen müßigen Augenblicken entwenden, da sie deren nur noch wenige zusammen zubringen würden. Pastor Müller war in unserm kleinen Parlement gemeiniglich der Sprecher, und wir hörten ihm gern zu. Ein Jeder sammelte Stoff zu kleinen Geschichten und Anmerkungen.

Eine unwichtig scheinende Begebenheit, welche mir einst aufstieß, gab zu einem so wichtigen Gespräch Anlaß, daß ich glauben würde, meinen Lesern etwas zu entwenden, wenn ich sie nicht nebst Allem, was sie veranlaßte, einrückte. Eines Tages war ich ausgeritten, und machte einen ziemlich weiten Weg; beym Zurückkehren überfiel mich ein starkes Gewitter, ich wäre gern umgekehrt, aber ich war zwischen zwey Dörfern, und konnte, wenn ich umkehrte, nicht eher unter Dach kommen, als wenn ich meinen Weg fortsetzte. Ohnweit des

Dorfs,

Dorfs, auf welches ich zuritt, fand ich einen Hir-
en unter einem wilden Birnbaum sitzen, und in
iller Ruh ein Stück Butterbrodt verzehren; ich
hielt es für meine Pflicht, den Mann zu benachrich-
igen, daß er in Gefahr wäre. Mein Freund! sagte
ch: es ist bey Gewittern nicht rathsam, unter der-
gleichen Bäumen zu bleiben. — Warum? — Weil
s da leicht einzuschlagen pflegt. — O, Herr! wenn
ch auf der Welt noch was nütze bin, wirds unser
Herr Gott schon wissen, und da trifft mich's nicht,
venn's zehnmal in Baum schlägt; habe ich aber
ausgedient — nun fort mit mir, muß ich doch nicht
hier seyn, es ist allenthalben gut Brodt essen, wo
nan gar keins braucht, mags noch besser seyn.
Indem blitzte es so fürchterlich, daß der Baum
ind der Mann ganz Feuer schien, und es erfolgte
ein so starker Schlag, daß mein Pferd anfieng
vild zu werden; der Hirte sprang, ohne seine
Gleichgültigkeit nur im Geringsten verlohren zu ha-
ben, in dem Augenblick des Schlags auf, lief zu
und ergriff mein Pferd, und da es wieder ruhig
var, sagte er: macht, daß ihr ins Dorf kommt,
Herr, ihr könntet ein Unglück mit dem Pferde ha-
ben, Arm und Bein brechen ist schlimmer als der
Tod, glaubt mir's, meine Warnung ist nöthiger,
als

als die Eurige; hierauf setzte er sich wieder unter seinen Baum, und suchte sein Brodt. Gott seegne euch, braver Mann, sagte ich im Wegreiten, und dachte: es ist nicht an dem, daß nur eine hohe Geburt und Erziehung große Geister bilden, die Natur bringt sie überall hervor. Als ich zu Hause kam, fand ich die Gesellschaft um das Ruhebett des Grafen beym Thee sitzen, ich erzählte mein Unterhaltung mit dem Hirten, der Mann erschien uns Allen von mehr als einer Seite ehrwürdig sein schneller Diensteifer, sein gesunder Verstand den er so ungekünstelt zeigte, bewies: daß er eine von den guten Naturmenschen war, auf welch man viel zu wenig aufmerksam ist. Die Kaltblütigkeit, womit er den Tod erwartete, verwundert mich besonders. Ich erstaune eben hierüber nicht sagte der Graf, ja, was noch mehr ist, so wei ich aus Erfahrung, daß es unter dieser Art Leut wenigere giebt, die den Tod scheuen, als unter einer höhern Klasse. Sie haben nicht viel, was ihnen das Leben angenehm macht, aber nur allzuvie Plage. Zudem macht sie der Gedanke, daß sie mi denen, die hier so viel vornehmer und glückliche sind, in einen Himmel kommen sollen, so sehr i diese seelige Hofnung verliebt, daß sie sich oft blo

darum

arum näher mit dem Tode bekannt machen. Diese äheré Bekanntschaft, sagte Herr Müller, benimmt uch dem Tode sein fürchterliches Ansehen um ein Großes.

Fräul. Elisabeth. Es ist mir lieb, daß Sie icht sagten: gänzlich, ich bin zwar keine Heilige, ber ich habe doch kein böses Gewissen, und bin on dem, was wir dort zu hoffen haben, recht ehr überzeugt; ich gestehe Ihnen aber doch, daß ch mich, wo nicht vor dem Tode, doch vor dem Sterben fürchte; Kinder! legt einmal die Hand ufs Herz, und sagt aufrichtig, obs Euch nicht Allen auch so geht?

Der Graf. Sie haben Recht, auch ich wünsche zuweilen, daß diese Arbeit gethan seyn möchte.

Herr Müller. Dies ist ganz natürlich. Nehmen wir, daß Jemand einen Freund verlassen soll, mit dem er viele Jahre in brüderlicher Vertraulichkeit lebte, so wird er doch gewiß bey der Trennung unendlich leiden, sollte sie auch sein eigenes Wohl und die Vergrößerung desselben erfordern; wo aber sind in der Welt zwey Wesen anzutreffen, die so

innigst

innigst vereinigt wåren, als unsre Seele mit den Kôrper?

D. Schmidt. Wenn das Sterben nich schmerzte, so würden wir Doctores von zehen Pa tienten, nicht fünfe haben, da so viele Unglücklich in der Welt sind, die sich wol hüten würden, di Aussicht, ihr Elend los zu werden, zu verdammen

Herr Müller. Da haben Sie Recht, über haupt mußte der Schôpfer dem Menschen ein vorzügliche Liebe zum Leben einpflanzen, sonst würd die Welt, bey der Verfassung, in welcher sie ist viele von ihren nützlichsten Bürgern verlieren, un der Selbstmord wåre allgemeiner.

Philippi. A propos des Selbstmords: wa glauben Sie, Herr Pastor, was solche Mensche nach dem Tode für ein Schicksal haben werden sollte Gott nicht welche darunter begnadigen? ode halten Sie dafür, daß sie alle verdammt sind?

Müller. Ich darf nicht verdammen, un wenn ichs dürfte, so würde ich mich nicht leich dazu entschließen. Mir dünkt aber, man kann beym Selbstmord Ausnahmen machen. Wenn sie so bei guter Vernunft und kaltem Blute, blos weil sie de

Ge

Geschmack am Leben verloren hatten, oder weil ein Anschlag, den sie gemacht hätten, fehlschlug, weil sie irgend einer Verantwortung entgehen wollten, sich entleiben würden, so müßte ich schließen, daß sie die That, ohne ein verkehrtes Herz und böse Grundsätze, nicht begangen haben würden, und dies könnte wenigstens keine Belohnung verdienen; sie hätten ja auch ein ausdrückliches Gebot Gottes vorsätzlich übertreten, denn wer kann wol behaupten, daß der Selbstmord ausgenommen sey, wenn die Schrift das Töden verbietet? Wären sie aber in dranghaftigen Leidenschaften, oder eine Menge schrecklicher Unglücksfälle hätte sie aller Gemüthsruhe, aller Fähigkeit ihrer Handlungen zu überlegen, beraubt, und sie thäten einen solchen Schritt, denn würde ich sagen, daß ihre Vernunft zerrüttet war, sie wußten also in der Minute selbst nicht, was sie thaten, alsdenn fiele mein muthmasliches Urtheil nach der Beschaffenheit ihres vorher bekannten Characters aus, mich dünkt, Viele, die sich entleiben, sind in einem solchen Fall.

Frau von Hohenkreutz war eben im Begriff, der Entscheidung des Pastors noch eine Frage vorzulegen, als sich ein Besuch ansagen ließ, welcher

dieses ernsthafte Gespräch mit einemmal unterbrach, so, daß wenn von dem letzten Stoff auch nur noch einige Worte übrig gewesen wären; sie nicht hätten können hinzugefügt werden, so geschwind, nachdem er angenommen war, fuhr Baron Breißach herein, welcher schon vor der Thür darauf gewartet hatte. Der junge Herr war aus der Nachbarschaft des Grafen, erst vor Kurzem hatte er seine Reisen beschlossen, auf welchen er die Anlage, sich mit der größten Zuverlässigkeit überall geltend zu machen, und über Alles ohne Ausnahme zu entscheiden, bis zur Vollkommenheit ausgebildet hatte. Blos der eingeführte Ton, die schöne Jahreszeit auf dem Lande zuzubringen, hatte ihn auf seine Güter geführt. Aus langer Weile machte er Besuche in der Nachbarschaft, wo er sich nach seinem Ausdruck mortellement annuyirte, weil die Damen meist alle un air insupportable de campagne hätten, und ihm pour les unis plaisirs de l'amour beynahe die Bauerdirnen lieber wären, weil jene eine Menge de façons gauches machten, wobey einem Mann, der Welt genommen hätte, Zeit und Weile lang würde.

Dieser

Dieser junge Mann war eben nicht nach dem Geschmack des Grafen Güldenstern, aber er ertrug ihn, und da er keine Ursach fand, ihn abweisen zu lassen, faßte er, bey den öftern Besuchen, die er seit einiger Zeit machte, Geduld, und bezeigte ihm die Höflichkeit eines artigen Wirths. Unsre Damen waren es eigentlich, welchen er diese häufigen Besuche zu danken hatte. Frau von Hohenkreutz und Fräulein Elisabeth besaßen wirklich die feine Lebensart, mit der man bey jeder Menschenklasse geliebt und geachtet wird, und Karoline, so sehr sie in der Dunkelheit erzogen wurde, war dennoch durch eine solche Mutter ausgebildet genug, um für ein gut erzogenes Mädchen zu gelten. Sie war lebhaft, und machte sich gute Muster zu Nutze; hier hatte sie eins an ihrer Freundinn Elisabeth gefunden, welches sie vortheilhaft nachahmte. Ueberhaupt sah sie, seit ihrem Aufenthalt bey dem Grafen, oft, ja täglich Menschen verschiedener Art, welches jede Anlage zur Ausbildung vollendet. Demnach wars natürlich, daß Baron Breinach jetzt am liebsten in einem Hause verweilte, wo er ohne Widerrede die artigsten Damen in der dortigen Gegend fand. Karoline war schön, die frisch aufgeblühte Rose konnte einen jungen Mann

nicht gleichgültig lassen, und ein Baron Breißach mußte, seinen Grundsätzen gemäß, den Vorsatz fassen: en passant ihre Eroberung zu machen. Er brütete, das sah man deutlich, an dem Plan dazu; doch es war in seinem Kopfe noch nich ausgemittelt, wie er eigentlich anzulegen sey: denn Karoline war des Grafen Verwandte, hatte eine scharfsehende Mutter, und eine aufmerksame Freundinn, nicht sonderlich würden diese Alle die Absicht sie zu verführen aufgenommen haben, und sie wäre gewiß sehr bald bemerkt worden. Dennoch wäre es möglich gewesen, sie Alle zu hintergehen, wenn Karoline selbst Hand dazu geboten hätte; aber sie, welche die Liebe noch nicht kannte, fand in dem Baron nicht den Gegenstand, den sie ihren Herzen lehren sollte. Sie vermied ihn, seine Scherze und seine Schmeicheleyen kamen ihr so sehr unschmackhaft vor, daß sie die Gesellschaft am liebsten vermied, oder sich in derselben immer an der Seite des Grafen aufhielt, um nicht damit bestürmt zu werden.

Das Zehnte Kapitel.

Liebe und Undank, Liebe und Gegenliebe, Tod, Begräbniß und Reisen.

Jede Leidenschaft wird durch Widerstand heftiger. Baron Breyßach, welcher ohne Zweifel Karolinen durch seinen Beyfall nicht schlecht geehrt glaubte, und nichts gewissers hofte: als, sie vollkommen dankbar zu finden, wunderte sich erst, das Gegentheil zu finden, ärgerte sich sodann darüber, und nahm hierauf sich vor, das kleine Mädchen malgré elle zu besiegen. Dies ließ sich aber nicht thun; sein Verlangen nach Gegenliebe ward um so stärker, und da Karoline Annehmlichkeiten genug besas, um ein Männerherz, wenn es auch erst nur die Sinnlichkeit zu ihr gelenkt hatte, völlig einzunehmen, so spielte ihm die Liebe einen Streich, und bemächtigte sich des Seinigen ernstlicher, als es seine Absicht gewesen war. Sie führte ihn jetzt täglich zu uns, und machte ihn sogar ernsthaft. Bald kam es dahin, daß er den Wunsch, ihre Hand zu besitzen, nicht mehr barg: aber Karoline zeigte nicht die geringste Neigung seinen Anträgen Gehör zu geben; dies ließ er sich aber nicht sogleich gesagt seyn. Die erste abschlägliche Antwort, welche

sie

sie ihm so ernsthaft als möglich ertheilte, hielt er für Scherz, und äußerte beym Abschied die Hofnung, morgen erwünschtern Bescheid zu bekommen. Karoline hinterbrachte dies ihrer Mutter, und diese hielt es der Ueberlegung werth, ob ihre Tochter eine so gute Versorgung nicht annehmen sollte; da doch der Baron ein schönes Vermögen besas? Der Graf sollte hierüber seine Meynung sagen; sie lief dahin aus: daß man dem Fräulein alle Vortheile dieser Heyrath vorstellen, ihr Hofnung, daß Breyßach wol noch ein beßrer Mann werden könnte, als er jetzt schien, zeigen, und das übrige ihrer Neigung überlassen sollte; allein, Karoline war durch keine Vorstellung zu gewinnen, der Baron mißfiel ihr zu sehr, um auf das Glück, welches er ihr mit seiner Hand anbot, Rücksicht zu nehmen. Der junge Mann war wirklich gut gebildet, und hatte einen schönen Wuchs, hatte die Regeln der Artigkeit vollkommen studirt, und war durch dies alles wol geschickt, das Herz eines jungen Frauenzimmers zu rühren, aber seine frivole Denkungsart, und ein Zug von Bösartigkeit, womit er alles, was unschuldig, was ehrwürdig war, auf eine spöttische Art antastete, nahm wenigstens Karolinen wider ihn ein.

So frey sie aber vor diesen Netzen vorbeyschlüpfte, so bald flatterte sie hingegen in die, welche ihr der längst erwartete Gast des Grafen, sein Neveu, der junge Güldenstern mitbrachte. Ihr ganzes Gesicht veränderte sich, als dieser liebenswürdige Jüngling ins Zimmer trat. Sie gestand uns nachher, daß der Eindruck, den er auf ihr Herz gemacht, sehr schnell gewesen wär, und daß der Wunsch, er möchte so gegen sie denken, wie Baron Breyßach, diesem Eindruck bald nachgefolgt sey. Sie hatte nicht gehoft, daß ihr dieser Wunsch erfüllt werden würde, aber der junge Graf zeigte ihr bald, daß sie ihre Neigung auf keinen Undankbaren geworfen. Er hatte keine Augen, als für Karolinen, und kam wenig von ihrer Seite. Diese gegenseitige Leidenschaft ließ von beyden Seiten nicht lange Zwang zu; auch wußte es Karoline nach acht Tagen, daß der Graf sie liebte, und geneigt sey, ihr Gemahl zu werden, wogegen er überzeugt worden war, daß ihr Herz seinen Wünschen entspräche. Baron Breyßach sahe mit den Augen eines Liebhabers, das Betragen des Fräuleins gegen den Grafen war von dem, womit sie ihm begegnet war, so verschieden, daß es anfieng, ihm glaublich zu werden, sie könne seine Hand im

Ernst

Ernst ausschlagen. Frau von Hohenkreutz hinge-gen hatte nicht wenig Freude, die jungen Leute au einem solchen Fuß zu sehen, es war ihr nicht zu verdenken, daß sie sich einen solchen Schwiegersohn wünschte: denn er besas alles, was ihre Tochter glücklich machen konnte, und war meist von seinem Onkle gebildet. So lange sie mit diesem noch nichts von der Sache gesprochen hatte, wußte si freylich nicht, ob er die Heyrath zulassen würde indessen zweifelte sie auch nicht ganz daran. Auch hierüber ward sie bald gewiß; der Graf hatte mi seinem Neffen über seine Neigung zu Fräulein Ka-rolinen gesprochen, und dieselbe gebilliget. Eigent-lich war es längst sein Wunsch, daß dieser jung Mann das Unrecht, was der Frau von Hohen-kreutz gewissermaßen durch ihn wiederfahren war, a der Tochter vergüten möchte, deshalb hatte er auc verlangt, daß Karoline ihre Mutter begleiten sollte und in gleicher Absicht seinen Nachfolger gebeten den Hof, wo er sich bisher aufhielt, zu verlassen und zu ihm zu kommen. Da er sahe, daß die Her-zen der jungen Leute seinen Wünschen entsprachen beschleunigte er die öffentliche Erklärung ihrer Ab-sicht durch seine Genehmigung. Es gieng nun sicht-bar mit ihm zum Ende: er konnte beym Eintrit

es Herbstes wenig mehr das Bette verlassen, und wünschte, die jungen Verliebten je eher je lieber vermählt zu sehen. Sie wurden uns also als ein Brautpaar vorgestellt, als wir noch mit der Miene des Geheimnisses untereinander von der Vermuthung sprachen, daß solches einmal dazu kommen könnte. Die Freude über diese Begebenheit war allgemein; es fand sich auch zu viel Ursach, als daß wir sie nicht alle in hohem Grade hätten empfinden sollen. Das Vergnügen, welches die Mutter der glücklichen Braut empfand, und aus ihren Augen hervorsah, war nicht eins der kleinsten Gründe dazu, Ihre Verdienste und die Leiden, die sie ausgestanden hatte, interessirte uns so aufrichtig, daß die Glückwünsche, die sie jetzt erhielt, ganz besonders innigst waren. Der Graf war für das Brautpaar gemeinschaftlich Vater. Mit aller Munterkeit seines Geistes, den der hinsterbende Körper nicht schwächen konnte, stand er dem Ehecontract vor, in welchem Karoline hinlänglich versorgt war, im Fall sie Wittwe werden sollte. Die Vermählung ward, in Gegenwart etlicher Familien aus der Nachbarschaft und unsrer Hausgesellschaft, vollzogen. Fräulein Burgstädt hätte eine größere Hochzeit gewünscht, weil alsdenn die Mühe, die sie sich

gab,

gab, die junge Braut im vollen Glanz aufzustelle
mehr belohnt worden wäre; in Ansehung aber de
großen Schwachheit unsers Wirths, mußte sie diese
Wunsch unterdrücken.

Einige Wochen nach der Vermählung de
jungen Grafen machten wir, Philippi und ich An
stalten zur Rückreise; wir liebten den Grafen
sehr, daß wir nicht wünscht , gegenwärtig zu seyn
wenn er stürbe, und wollten ihn bey unserm Ab
gange lieber noch unter den Lebendigen wissen
Ueberdem war es möglich, daß er noch länger lebt
als er es selbst vermuthete, und wir waren scho
über drey Monate von Hause weg, es schien un
Zeit zu seyn, zu unsern Verrichtungen zurückzukel
ren. Der Tag dazu war bestimmt. Des Morgen
vor demselbigen kam Hr. Schmidt in unser Zimme
und benachrichtigte uns: daß wir vielleicht noc
bey dem Ende unsers lieben Wirths seyn würden
er hätte diese Nacht schon geglaubt, es werde er
folgen, und noch wäre er sehr schwach. Wi
erschracken darüber, weil uns diese Nachricht wirk
lich unvermuthet kam: denn er war verschieden
Tage ziemlich munter gewesen, und eilten mit un
serm Anzuge, um ihn, wenn es vergönnt wäre
selbst

lbst zu besuchen; allein, wir konntens nicht sobald, enn Pastor Müller war bey ihm, und er wollte ngestört seyn. Die Gesellschaft speiste diesen Rittag in einem entfernten Zimmer, aber wir elten eine Mahlzeit, zu der Niemand am Tische ppetit hatte. Die Frau von Hohenkreutz und räulein Burgstädt weinten. Das junge Paar küßte inander die Thränen weg, als wenn dies die Ur- ich derselben heben könnte; wir Uebrigen waren ußerst niedergeschlagen, die Bedienten schluchzten, nd trockneten sich die Augen. Alle zusammen mach- n wir eine von den traurigen Gesellschaften aus, o Keiner sich befindet, der nicht selbst litte, und lso Trost predigen könnte. Als wir eben aufstehen ollten, kam Herr Müller zu uns, sein Gesicht ar ruhig, es prophezeyhte uns also nichts, was nsre Traurigkeit vermehren konnte. Er sagte uns: aß der Patient ein wenig ruhete, und daß er ihm ufgetragen habe, uns Uebrigen nachher zu ihm ı bringen. Doctor Schmidt versprach, uns rufen ı lassen, wenn der Graf erwacht wäre, und be- ab sich ins Krankenzimmer; unterdessen unterhielt ns Pastor Müller von der Gemüthsruhe und der ortdauernden Stärke des Geistes, die er bey dem Grafen gefunden hätte. Als wir selbst zu ihm ge- rufen

rufen wurden, fanden wir ihn gegen den vorige Tag so sehr verändert, daß wir unser Erstaun darüber nicht bergen konnten. Er las auf unser Gesichtern und lächelte: Habt Ihr das gester nicht gedacht, Freunde! sagte er was Ihr heute seht Ja, so geht es, wir Menschen können oft mit un sern Schlüssen nicht über eine Nacht wegspringen kann seyn, daß ich das bald besser verstehe. – Philippi und Robers! Ihr wolltet morgen a reisen, und werdet vielleicht noch ein Paar Tag warten; ich hatte noch keinen Tag bestimmt, u reise vermuthlich noch eher als Ihr. Unsre Herz waren zu beklemmt, als daß wir antworten kon ten. Die Wehmuth auf so vielen Gesichtern rühr ihn: er dankte Gott für die Freunde, die er ih geschenkt hatte, und deren Liebe er als die letz Freude des Lebens auf seinem Sterbebette so au drücklich sähe; indessen bat er uns, ruhig zu sey und da er in unsern Augen Thränen sahe, so ve wunderte er sich, daß wir über eine Begebenhei die wir kommen sahen, so betroffen seyn könnte als sey es der unvermuthetste Zufall, erinnerte un daß wir Christen wären, und verwies uns auf Wiedersehn. Seine Anverwandten setzten sic um sein Bette, wir glaubten: daß er noch allei

m

it ihnen sprechen wollte; als wir uns aber
ntfernten, ließ er uns zurückrufen, weil er noch
twas mit uns abzumachen hätte, bat uns zu
tzen, und ließ sich ein Kästchen reichen, wel-
es schon in der Nähe stand. Jetzt bekam Pastor
Müller, Doktor Schmidt, Herr Philippi und ich,
der einen Beweis seiner Freygebigkeit, welchen
uns als ein Andenken anzunehmen bat, die Ge-
henke waren alle von Werth. Ihnen, lieber Ro-
ers, sagte er, als es an mich kam, gebe ich
iese Dose, sie ist nicht ausserordentlich kostbar:
ber mein Bild, was Sie darinnen finden, soll Sie,
oft Sie's ansehn, erinnern: das größte Glück,
as man auf der Welt machen könne, bestehe da-
inn, daß man sich am Ende des Lebens keine Vor-
würfe zu machen habe. Was auch Ihr Schicksal
us Ihnen macht, so bedenken Sie diese Wahr-
heit, die Ihnen ein Sterbender sagt, der es gewiß
wünscht, daß es Ihnen wohl gehn möge. Daß We-
nige, was die Dose enthält, bin ich Ihnen schuldig,
r zeigte auf die Fr. v. H. — es war eine Anwei-
ung auf hundert Louisd'or, die mir sein Rent-
meister zahlen sollte. Er bat seinen Neffen, darauf
u sehen, daß es gehörig besorgt würde. — Einige
Stunden änderte sich nichts in des Grafen Um-
ständen,

ständen, oder doch sehr wenig; gegen Abend ab
wards schlimmer; Philippi und ich saßen im Nebe
zimmer; Müller und Schmidt giengen ab und zu
seine Verwandten aber blieben unverrückt bey ihn
Als eben Licht gebracht ward, winkte der jung
Graf dem Doktor, Pastor Müller folgte ihm, w
ebenfalls, aber in einiger Entfernung. Der Kran
bemerkte uns aber doch, obgleich der Tod scho
anfieng, seine Augen zu brechen, und winkte, da
wir näher kommen sollten; die meisten seiner Leut
welche im Vorzimmer geharret hatten, traten, d
sie eine allgemeine Bewegung bemerkten, ebenfall
ins Zimmer — Freunde, sagte er mit leiser Stim
me, seht jetzt, daß Sterben so schwer nicht is
als man gemeiniglich denkt, und ich wol oft selb
gefürchtet habe, denn ich sterbe und bin doch gan
ruhig. Es müsse Euch allen wohlgehen, bleibt nu
gut, so wird's dort noch besser werden; gern gäb
ich Euch noch Jedem die Hand, aber der Körper is
schon nicht mehr mein — bey diesen Worten dräng
te sich Jeder zu ihm, es fielen Zähren auf sein
Hände, auf seine Wangen, aufs Bett, aber kei
Mensch sprach. Doktor Schmidt wollte ihm noc
was Stärkendes geben: er verbat es aber durch ei
Zeichen, da ihn jetzt die Sprache schon verlasse

hatte

ılte. Eine Minute sah er ruhig vor sich hin. Müller sprach ein kurzes Gebet, indeß man sahe, ie allmählig der Athem außenblieb. Seine letzte ewegung war, daß er die Augen schloß; — und ın war der Mann hinüber, der in dieser Welt n Beyspiel ächter Tugend gewesen war. Er starb dem besten männlichen Alter, wo bey seinem ermögen, in allem Verstande, welches den Willen nterstützen konnte, noch manches für seine Neben- enschen zu hoffen gewesen wär. Wer ergründet ver die Rathschlüsse der Vorsehung, nach welchen Menschen von dieser Art oft so frühzeitig die Welt rlassen müssen!

Die Beysetzung erhielt, durch die lebhafte raurigkeit der Herzen aller Anwesenden und ırch das allgemeine Wehklagen der versammelten ntertlanen, mehr Feyerlichkeit, als durch den rigen Trauerpomp. Müllers Trauerrede mußte ylich der Verdienste seines verstorbenen Freun- s gedenken, aber er war so sparsam mit seinem be, als wenn er befürchtet hätte, die Gebeine ıes Mannes zu beleidigen, der so fern von tolz und Eigenliebe war, und wenig Werth in h selbst setzte. Diese Verachtung fiel dem guten

Pastor

Pastor überhaupt schwer, da er nicht einer v
den Ruhigsten bey der Begebenheit war. Die Tr
nung von einem Freund, dessen Umgang lange Z
einen Theil seiner Glückseligkeit ausmachte, verwun
te sein Herz tief. Schon einigemal hatte er von ein
Reise gesprochen, die er vielleicht zu einer ande
Zeit nach Frankfurt, zu dem Professor Tellner, d
er sehr hochschätzte, thun wollte. Wir schlug
ihm vor, uns zu begleiten, und da auch die Ueb
gen meynten, daß er einer Aufmunterung bedür
so gab er dem Willen seiner Freunde nach.

Frau von Hohenkreutz beschloß, den Win
bey ihren Kindern zu bleiben, und aufs künfti
Frühjahr eine Reise zur Zeilsdorfischen Fami
zu thun. Der selige Graf hatte ihr so viel v
macht, daß sie jetzt ein ansehnliches Vermögen b
sas; sie glaubte nun, ihren Freunden die Sor
für ihre Kinder abnehmen zu müssen, und melde
ihnen dies, man wollte es ihr aber niemals so ga
zugestehen, auch der nunmehrige Oberst von Bru
nenfels nicht, der an ihrem ältesten Sohn, we
cher schon Offizier war, das Recht eines Vate
behalten wollte.

Fra

Frau Hoppe hatte ihrer Freundinn öfters Nachricht von sich gegeben. In einem ihrer Briefe meldete sie: daß Zeinert endlich seiner Gemahlinn ie Freude gemacht hätte, zu sterben, daß diese aber anz stille lebte. Frau von Hohenkreutz berichtete hr hingegen alle Veränderungen, die sich mit ihr nd ihrer Tochter zugetragen hatten, worüber die hrliche Matrone, wie Jeder denken kann, viel Freude hatte.

Sobald Pastor Müller sein Amt gehörig mpfohlen und versorgt hatte, machten wir drey ns auf die Reise. Der neue Besitzer des angeneh- en Aufenthalts, den wir immer mit einigen Schmerz verließen, wollte, daß Philippi und ich uch von ihm ein Andenken nehmen sollten, weil uns seine Karoline zu danken hätte; wir giengen so, mit allen Beweisen des Edelmuths dieser Fa- ilie, und von ihrer Freundschaft versichert, nach rankfurt zurück. Die Gesellschaft des Pastor Mül- rs machte uns den Abschied leichter, und ver- rzte den Weg.

Das Eilfte Kapitel.

Unser Pastor durfte nicht daran denken, i
Frankfurt ein ander Zimmer zu suchen, als im Phi
lippischen Hause; er blieb zwey Wochen bey uns
während welchen ich das Glück hatte, fast täglic
in der Gesellschaft des würdigen Professor Tellner
dessen Werth man durch den nähern Umgang er
schätzen lernte, zu seyn; denn wo auch Pastor Mü
ler seinen Tag zubrachte, so versammelten sich al
seine Freunde um ihn. Philippi, der Vater, we
cher, sobald er unsre Ankunft erfuhr, in die Stä
kam, ward ein Mitglied von dieser Anzahl:
wollte durchaus nicht zugeben, daß Pastor Müll
ihm weniger Theil an seiner Freundschaft geb
dürfe, weil er ein neuer Bekannter wäre, ja,
behauptete, daß ihm beynahe der erste Platz gehö
da Niemand ihn höher schätzen könne; dies g
denn zu einem Rangstreit unter uns Anlaß, welch
Müller dadurch beendigte, daß er uns sagte,
würde auf Alle zürnen, wenn wir zu viel aus ih
machten. Er hatte aber Unrecht, wir machten ni
mehr aus ihm, als wir sollten, ein Diener d
Religion von Müllers Art, verdient die Achtu
und Liebe in doppeltem Maaß, die man einem jed

ren

rechtschaffenen Manne schuldig ist, c'est pour la rareté du fait, sagen die Leute in Frankreich — ich will damit nicht sagen, daß die Rechtschaffnen unter den Herrn Geistlichen etwas seltenes wären, der Irrthum kann an mir liegen, und er ist mir zu vergeben, da ich nicht viele Müllers und Weiße kennen gelernt habe; indessen gestehe ich auch, daß unter den übrigen von meiner Bekanntschaft, noch mancher gutmüthige Mann war.

Madam Philippi war die ersten Tage etwas zurückhaltend gegen unsern Pastor Müller, die Ursach, die sie dazu hatte, wird aus der Folge erhellen. Er hatte eine Rede über den Zustand unsers Geistes nach diesem Leben gehalten, die ich in Abschrift besas, und ihr mittheilte; in dieser Rede war nichts mit aufdringender Gewißheit behauptet, und nicht von den Christen allein gesprochen, wo es behauptet war, daß Rechtschaffenheit auf alle Fälle ihren Lohn zu hoffen hätte; und dies hatte der guten Mutter Philippi heterodox geschienen, weil es gar nicht mit dem übereinkam, was ihr Beichtvater, Magister Klotz, von der Sache hielt. Dieser konnte die Hölle so heiß und so kühle machen, als es ihm beliebte. Wenn er mit gewissen ansehnlichen Leuten

einzeln zu thun hatte, so waren seine Augen gebunden, und seine Ohren verstopft, folglich sahe und hörte er nicht, vermuthete aber nach der Liebe nichts als Gutes, daher war für sie gewiß der Himmel zu hoffen. Wäre er Johannes gewesen er würde ohne Zweifel seinen Kopf behalten haben, denn er hätte sich nichts merken lassen, daß er wüßte, Herodes habe seines Bruders Weib wenn er auch zehn Jahr am Hofe gewesen wäre Hingegen donnerte er auf der Kanzel desto grimmiger, und warf alles pêlemêle in die Hölle, was die Weltkinder beginnen, Spielen, Tanzen, und Schauspiele führten ohne alle Ausnahme hinein und was nicht getauft war, durfte nicht an etwas anders denken, als ewig im feurigen Pfuhl zu braten. Er selbst lebte sehr eingezogen; bey einer guten Chatulle, einem Kästchen voll sichern Obligationen, und bey einer guten Bewirthung seiner Hausehre, welche die Kochkunst vollkommen verstand, entsagte er gern der Welt und ihrem Wesen Daß er zuweilen gern bey fetten Schmausen war und willig Geschenke annahm, kam daher, weil er nicht gern Jemanden was abschlug. Ueberhaupt war er der liebreichste und demüthigste Mann von der Welt; wenn ihm Jeder gab, was ihm zukam

un

ind man ihn bey seinen Würden ließ: auch stichel- e er niemals auf seine Amtsbrüder, als wenn e es verdienten. Freylich konnte ers nicht billigen, ;enn sie sich ihre Kleider und Perüquen nach einer euen Mode machen ließen, und hatten sie nun ollends einen ausgesuchten zierlichen Vortrag und inen so frommheulenden Ton als er, so wars m nicht zu verdenken, daß er die Leute vor ihnen arnte. Auch hatte er viel zu große Vaterlands- ebe, als nicht darüber zu eifern, wenn ein Aus- inder etwa, wegen verschiedener Gaben, die man lschlich an ihm wahrzunehmen glaubte, ein geist- hes Amt in der Stadt erhielt. Es wird uns so klar, weswegen Madam Philippi Herrn Müller nicht sogleich ihre Freundschaft bewilligte. : hatte gar nicht das Wesen, welches nach Herr agister Klotz ein Prediger haben mußte, und agister Klotz hatte sich so bey ihr in Ansehen setzt, daß nichts gut war, was er nicht billigte, id nichts schlecht, was er gut hieß. Die Rede er jenes Leben machte sie dem guten Müller noch geneigter, und doch fand sie so viel an ihm, was m fast wider Willen Achtung für den Mann gab; wünschte dies für sich selbst rechtfertigen zu kön- n, und um hierzu einen Versuch zu machen,

nahm

nahm sie einst eben von der schon erwähnten Red
Gelegenheit, sich mit ihm in ein Gespräch einzulas
sen, um zu erforschen, ob es der Mann vielleich
nicht so übel meinte. Er rechtfertigte sich auch s
völlig bey ihr, daß sie sich mit ihm aussöhnte. Ei
wenig bangte ihr wol, daß Magister Klotz ihr
Freundschaft zu einem so aufgeklärten Mann er
fahren und übelnehmen könnte, sie dachte auf Mi
tel, ihn darüber zu besänftigen und fand sie, den
sein Geburtstag fiel eben ein, zu welchem sie ihn
ein schönes Angebinde schickte.

Die Zeit, welche Müllers Aufenthalt z
Frankfurt in sich faßte, hatte ich nicht an da
Zurückkehren zu meinen Studien gedacht, aber d
er uns verlassen hatte, widmete ich mich meine
eigentlichen Zweck mit allem Eifer. Da ich na
Frankfurt gieng, war ich nicht ungeneigt, Theol
gie zu studiren, und machte hierzu Anstalten; j
mehr ich aber die Wichtigkeit und die Verantwo
tung, welche auf diesem Amte liegt, überdacht
je weiter ich in Untersuchung meiner selbst kan
entfernte ich mich von dieser Neigung. Lieber als
ein Rechtsgelehrter, dacht' ich jetzt, und Philipp
rieth mir, bey diesem Entschluß zu bleiben. Wo

le

len Sie, sagte er, der Welt nützlich seyn, so kön-
nen Sie's, wie die Verfassung einmal in selbiger
ist, es als Advokat am meisten werden. Die Ränke,
welche man diesem Stand schuld giebt, gehören
nicht eigentlich dazu: ich kenne verschiedene redli-
che Männer, die gewiß derselben nicht fähig sind,
und viele Jahre mit Ruhm praktizirt haben. Sie
wünschen ihren Nebenmenschen mit dienen zu kön-
nen, thut dies nicht ein Rechtsgelehrter, wenn er
sich der Sache der Unterdrückten annimmt? Nun
war es also beschlossen, und ich begann im vollen
Ernst. Die Stunden der Erholung bracht' ich in
Gesellschaft meines Freundes Philippi zu. Die
guten Nachrichten, welche wir von Zeit zu Zeit von
unsern gemeinschaftlichen Freunden erhielten, mach-
ten einen Theil unsers Vergnügens aus, Philippi
kennte zwar noch Niemanden aus Zeilsdorf, er
rechnete sie aber dennoch unter die Anzahl derer,
die besondern Theil an seinem Wohlwollen hatten,
und freute sich über ihr Wohlergehn. Man be-
richtete mir: daß die jüngste Tochter des Herrn
von Zeilsdorf, an den Oberst Brunnenfels, der
Sie kennen gelernt hatte, vermählt worden sey; so
ungleich dieses Paar den Jahren nach war, so
glücklich mußte ein Mädchen, welches eine sol-
che

che Erziehung bekommen hatte, mit einem so verdienstvollen Manne seyn.

Philippi gab zu Anfange des Winters den anhaltenden Bitten seiner Aeltern nach, und heyrathete eine junge Person, die sie ihm längst zugedacht hatten. Sein Herz hatte nicht den mindesten Antheil an dieser Wahl, er nahm sich aber vor, die Gleichgültigkeit, womit er sie zum Altar führte, nicht entgelten zu lassen; da sie ein gutes Geschöpf war, welches seine Freundschaft verdiente, so konnte er um so leichter Wort halten. Seine Achtung für sie nahm merklich zu, da er beynahe ein Jahr mit ihr gelebt hatte, ohne einen von Marianens Fehlern an ihr zu entdecken. Sie war so gefällig und zärtlich gegen ihn, daß er anfieng zu glauben: es gebe, auch außer Antoinetten, eine Glückseligkeit. Die junge Frau hatte keinen lebhaften Verstand, sie besas keine glänzenden Leidenschaften, war aber zur guten Hausfrau und Gattinn geboren, und ward deswegen von der ganzen Familie geliebt.

Mein Freund Philippi erhielt, gegen Ende des Sommers, ein Schreiben von der Frau von Hohenkreutz,

reuß, welches, da es mit zu den Geschichten der
n diesem Werk vorkommenden Personen gehört,
ier einen Platz verdienet.

Die Frau von Hohenkreuß an Herrn Philippi.

Als ich bey meinen Kindern wieder ankam, und ich Ihren, mir in vieler Betrachtung angeehmen Brief, denn außer dem, daß mir die Beäigung von Ihrem und unsers guten Robers Wohlergehn nicht oft genug kommen kann, ward h auch durch die Nachricht erfreut, daß Sie endlich nmal den Trotz im Ernst fahren ließen, und geeyrathet haben. Ich gestehe Ihnen, daß ichs as vorige Jahr nicht so recht glaubte; man sahe och den Kampf, den die Liebe zu Antoinetten, nd der Zorn über sie, den Sie gern den ganzen eiblichen Geschlecht entgelten lassen wollten, in hnen erregte. Nun hat also eine Andre Ihre hand, und, nach der Schilderung, die sie mir von r machen, werden Sie glücklich mit ihr leben, nd erfahren, daß häusliche Freuden, das beste nter den Gütern, welche uns die Vorsehung geeben hat, obenan stehen. Meine Wünsche, daß Sie dieselben im vollen Maaße genießen mögen,

wer-

werden Sie für aufrichtig halten. Auch die Ihrigen zu meinem Besten sind erfüllt, ich bin gesund und glücklich bey den Meinigen eingetroffen. Fast kam ich mit Ihrem Briefe zusammen an, nur einen Tag ist er mir zuvorgekommen. Sie thaten also wohl, daß Sie ihn geradesweges an meine Karoline richteten. Ohne Zweifel werdet Ihr ein Reisejournal von mir erwarten, welches sich von dem Tage anfängt, an welchem ich von hier abgieng; aber ein solches ist nicht gehalten worden, indessen will ich Euch doch etliche von den vornehmsten Umständen, und einen, den Ihr gewiß nicht errathen werdet, mittheilen. Da es mir ohnmöglich schien, ohne eine Gesellschaft zu reisen, mit der ich etwas mehr sprechen könnte, als mit dem Kammermädchen, die von meines Schwiegersohnes Gütern, und sehr neu in der Kunst zu unterhalten ist, so quälte ich Fräulein Elisabeth, daß sie mitsollte. Sie wußte selbst nicht, was sie für Einwendungen machen sollte, um sich zu weigern, also that sie es nicht, und wir giengen zusammen ab. Daß mir die Zeit bey ihr nicht lang wurde, vermuthen Sie doch wol. Wir nahmen uns, da wir nichts zu versäumen hatten, gute Zeit, und wählten nicht den nächsten Weg; wir wollten Berlin sehen, und

richte-

ichteten unsre Reise dahin zuerst. Nachdem wir uns ine Woche da verweilt, und ziemlich umgesehen hatten, reisten wir weiter, und fuhren früh genug von Berlin weg, um noch ein gutes Stück Weges zu machen. Unser Miethkutscher versprach, daß wir es folgenden Tages sehr zeitig in Zeilsdorf seyn würden. Nach dieser Verheissung hielt ich die Vergünstigung, mit ihm zu reisen, denn vorher hatte meine Begleiterinn viel einzuwenden, weil sie meinte, er werde ewig mit uns leyern, ehe wir ankämen, und hätte lieber gesehen, daß wir wieder Postpferde genommen; ich aber, die, wie Sie wissen, ein wenig furchtsam ist, traue den Postillions nicht immer, und hatte mich schon genug geängstigt.

Wir kamen noch vor zwölf Uhr in ein großes Dorf. Unser Wille war: nicht einen Augenblick in selbigem zu verweilen, aber der Kutscher mußte nothwendig ein Glas Brandtwein trinken. Indessen wir beym Wirthshause hielten, fragte meine Cousine ein Weib, die da stand, wie das Dorf hieße? Reinsdorf. — Den Augenblick fiel uns Robers Geschichte vom Baron Breitenstein ein; mir dünkt, Sie kennen ihn auch selbst! O, wenn

wenn ich ihn doch zu sehen bekommen könnte, sagte Elisabeth, ja, antwortete ich, wenn er just vorbeygienge. —

Elisabeth. Ach, wo wird er denn immer eben vor dem Wirthshause vorbeygehen, wenn Jemand durchfährt.

Ich. Nun so müssen Sie sichs vergehen lassen, ihn zu sehen. —

Elisabeth. Nicht doch? fahr er noch nicht fort, Kutscher. —

Ich. Sie wollen doch nicht zu ihm gehen. —

Elisabeth. Warum nicht? man nimmt einen Vorwand. —

Ich. Wollen Sie von der Frau hinausgeworfen seyn? —

Elisabeth. Vielleicht treffen wir sie bey guter Laune. —

Ich. Aber bedenken Sie doch — Die Burgstädt überstimmte mich bey diesen Worten, meinte, es wäre nichts Angenehmer, als neue Bekanntschaften zu machen, zumal von der Art, und sann in der Geschwindigkeit eine Finte aus, die

es

s sehr natürlich machte, wenn wir uns auf dem Hofe melden ließen. Die Alte ward gefragt, ob die Herrschaft zu Hause wäre, und als sie ja sagte, bat mich Luischen mit einer Umarmung, zuzulassen, daß sie hinschickte. Theils um sie zu beruhigen, theils auch aus Neugierde, wie dies ablaufen würde, ließ ich sie machen, was sie wollte. Sie fertigte also einen Bedienten mit ihrer ausgedachten Finte ab, welche also lautete: Da wir hier durchs Dorf reisten, und erfahren hätten, daß es einem Herrn von Breitenstein gehörte, im Schwäbischen aber, wo wir her wären, ebenfalls eine Familie dieses Namens sich befände, mit der wir verwandt wären, so können wir nicht umhin, sie kennen zu lernen, besonders weil uns bekannt sey, daß sie aus dem nemlichen Hause stammte. Sie wiederholte dieses lange Compliment dem Aufsichtsamsten von unsern Leuten etlichemal, damit er nichts daran auslassen sollte. Der Kutscher brummte über die Verzögerung; sie wußte ihn aber zu besänftigen. Ich lachte über die Grille der Fräulein, und war zugleich ein wenig verlegen. Das Beste bey der Sache war, daß wirklich Breitensteine im Schwäbischen, und daß sie auch mit uns etwas verwandt sind. Ich hoffe,

hoffe, sagt' ich, die Dame wird glauben, daß wi
Landstreicherinnen sind, und betteln zu ihr kommen
und denn wird's ein schönes Gegenkomplimen
setzen, Sie wird doch nicht toll seyn, versetzte E
sabeth. Jetzt unterhielt uns das Weib von ihre
Herrn, und erzählte: daß die gnädige Frau v
zehn Monaten gestorben wäre. Diese Nachricht e
schreckte meine Begleiterinn, nun glaubte sie dies
so gewünschten Bekanntschaft entsagen zu müsse
denn es schien ihr unschicklich, daß wir einen W
wer so ohne Umstände besuchen wollten; itzt reu
sie's, daß sie hingeschickt hatte, uns ansagen
lassen. Ich machte sie durch kleine Neckereien n
unruhiger und sagte: der Baron würde glaube
sie käme zu ihm auf die Heyrath. Schon sann
darauf, wie sie die Sache ändern könnte, als d
Bediente zurück, und mit ihm der Baron im voll
Laufe angetrabt kam. Er empfing uns mit innigs
Freude, keins von uns konnte zwischen seine V
theurungen, daß wir herzlich gern gesehen wäre
mehr als einzelne Wörter einschieben. Elisabe
wendete diese Athemzüge immer dazu an, ihm
versichern: wir hätten, während daß der Bedien
bey ihm war, erst erfahren: daß seine Gemahlin
gestorben sey. Wenn er aber auch diese Rechtf

figur

gung vor lauter Freude nicht gehört hat, so ists
och gewiß, daß ein Mann von seiner Gutherzig-
eit, der von aller Eitelkeit so weit entfernt ist,
ichts arges dachte. Er hieß den Kutscher fahren,
nd gieng neben dem Wagen her, indem er in die
hüre faßte, um uns recht fest zu halten. Es war
allem, was er sprach und begann, so viel Treu-
erziges, und belustigte zugleich so sehr, daß Fräu-
ein Burgstädt bald ruhig ward, und nichts mehr
on der Gefahr ihres guten Rufs fürchtete. Der
Baron wußte von seinen Anverwandten im Reich,
nd da Elisabeth A gesagt hatte mußte sie auch B
gen; folglich machte sie in der Geschwindigkeit eine
klare genealogische Beschreibung, daß in Zeit von
vey Minuten der Baron unser naher Vetter war.
n dieser Würde schwur er, daß wir unter vier
Wochen nicht wegkommen sollten. Da wir aber
aum eine Stunde bleiben wollten, so hob sich ei-
e Capitulation an, mit der wir nicht so geschwind
Stande kamen. Wir gaben erst so viel nach,
aß wir zu Mittag bey ihm speisen wollten. Er ließ
on den vier Wochen eine nach, wir gaben die
Nacht zu, er schenkte noch eine Woche, und so
amen wir nach und nach zusammen; aber Brei-
enstein behielt dennoch für seinen Willen den

meisten

meisten Vortheil, welches ganz natürlich wa
denn wir waren schon matt vom Sprechen, we
wir unsre Kehlen zu sehr anstrengen mußten, u
nur auch gehört zu werden. Dem zufolge mußte
wir unsern Kutscher abfertigen, und bewilligte
den dritten Tag mit seinen Pferden nach Zeilsdo
zu gehen, wir ließen uns aber die Hand dara
geben, daß er uns alsdenn nicht länger aufhalt
wollte. Breitenstein wußte sich vor Freuden nic
zu lassen, er versicherte uns: daß er seit sein
Frauen Tod nicht so vergnügt gewesen wäre, u
erzählte uns die Umstände dieses Todesfalls m
einem aufrichtig gerührten Ton. Wir erkannte
die Güte seines Herzens daran. Er sprach v
der Verstorbenen mit Achtung, und zeigte uns i
Bild, welches uns ungemein gefiel. Da er m
versicherte: daß sie ihm vollkommen ähnlich gew
sen wär, so konnten wir, aus der Physiognom
zu schließen, kaum glauben, daß sie eine so u
freundliche Frau gewesen ist *), wir waren zie

li

*) Allgemeiner Beweis, daß Physiognomien trüge
ist das nicht. Wer könnte auch gegen eine so dur
gängig gemachte Erfahrung streiten, daß aber
zuweilen, unter der sanftesten Larve ein klein
Teufelchen verborgen ist, hat auch mehr als e
Beyspiel längst gezeigt. Doch es trift auch hier e

d

ich geneigt zu denken, daß Robers bey seiner Erzählung ein wenig zugesetzt haben könnte. Eine gesprächige Ausgeberin befreyte ihn des folgenden Morgens von diesem Verdacht, denn sie erzählte uns ohne vorhergegangne Aufmunterung: daß sie alle, seit dem Tode der gnädigen Frau, wie im Himmel wären, und machte uns eine sehr lebhafte Beschreibung von ihr.

Der Baron wandte die äußerste Sorgfalt an, uns gut zu bewirthen, wir mußten auf Ausflüchte studiren, wenn wir uns nicht wenigstens einen verdorbenen Magen zuziehen wollten.

Seine liebenswürdige Tochter, die im 9ten Jahre ist, suchte, so gut sie's konnte, uns auch zu unterhalten. Er hatte sie bald nach unsrer Ankunft mit einem ziemlich derben Puf hineingestoßen, uns zu bewillkommen, seitdem hatte sie Elisabeth in Schutz gegen ihren Vater genommen, welcher, ob er das Kind gleich herzlich liebte, es doch nie anders als auf eine sehr rauhe Art zu seinen Pflichten antrieb. Das kleine Kätchen nahm, wegen der Freund-

daß keine Regel ohne Ausnahme ist, und daß die kleinen Capricen der Natur, uns ihre weisen Kinder alle Augenblick irre führen.

Freundschaft, so meine Kousine ihr zeigte, selbig
so in Gunst, daß sie nicht gern einen Schritt vo
ihr wich, und diese hatte es fest beschlossen, da
reizende Mädchen, das ein trefliches Herz und vi
Verstand zeigte, dem Vater abzudisputiren, un
nicht wiederzugeben, bis sie erzogen wäre. Sie hät
diesen Zweck gewiß auch erlangt, denn nach oh
gefähr 8 Stunden stand sie bey ihm in ganz b
sonderm Ansehen; sie zankte sich über verschieden
mit ihm herum, er gewöhnte sich aber bald a
Nachgeben, und ehe wir Reinsdorf verließe
war der Baron in Fräulein Elisabeth so verlie
als ein junger Mensch in ein 16 jähriges Mädch
nur immer seyn kann. Es that ihm leid, daß
sein Wort gegeben hatte, uns den 3ten Tag, oh
weiter zu nöthigen, fortzulassen, aber weil ers
geben hatte, hielt ers. Er bat uns, daß, da
auch ein Bekannter des Zeilsdorfischen Hau
wäre, wir ihm die Erlaubniß auswirken sollt
bey unsrer Anwesenheit hinkommen zu dürfen. E
sabeth wollte es unter keiner andern Bedingu
thun, als wenn er Kätchen mitbrächte.

In Zeilsdorf, wo wir freundschaftlich a
genommen wurden, und an der würdigen Fami

ho

ochgeschätzte und gütige Freunde bekamen, gereich
die Geschichte von Reinsdorf zu manchem Scherz,
a ich aber ihnen meine Entdeckung von Breiten-
eins Liebe zu meiner Kousine mittheilte, und wir
lle wünschten, das die Leute ein Paar werden
töchten, so menagirten wir uns so viel als möglich.
s ward kein Wort gesprochen, was einer Anspie-
ng auf diesen Wunsch ähnlich sah. Doch ich
he, daß mein Brief beynahe einen ganzen Band
usmacht, ich werde das Uebrige abkürtzen müssen.
er Baron ließ nicht lange auf sich warten, und
b der gemeinschaftlichen Bitte: daß seine Tochter
nige Zeit bey uns bleiben sollte, recht gern nach,
eil er auf diese Art Vorwand hatte, desto eher
d öfterer wieder zu kommen. Er ward das,
as wir alle vermuthet hatten, ein Freyer für
eine Kousine. Sie wollte anfangs kein Wort da-
n hören. Der Baron nahm uns alle zu Alliir-
n an; ich war die Vornehmste davon, denn er
ließ sich auf mein Zureden am meisten. Sie
ird bestürmt, er selbst kniete bey der letzten Atta-
e vor ihr hin, und weinte wie ein Kind, wie sie
ch nicht Ja sagen wollte; ich kam geflißentlich
diesem Auftritt, und redete ihr aus allen Kräften
: Herr von Zeilsdorf und seine Frau Gemahlin

 folgten

folgten mir auf dem Fuße; sie fieng an zu wanken, und eigentlich hatte sie längst schon aufrichtige Freundschaft für ihren Liebhaber empfunden; blos der Umstand, daß sie zuerst bey ihm eingesprochen war, verursachte ihre hartnäckige Bedenklichkeit. Endlich lief der Baron hinaus, und zerrte Kätchen herein, sie mußte hinknien, und bitten, daß Fräulein Elisabeth ihre Mutter werden wollte. Da Kind thats mit Thränen in den Augen, und s herzlich, daß wir alle davon gerührt wurden. Elisabeth hob sie auf, faßte sie in ihre Arme, lie einige Zähren auf ihre Wangen fallen, gab dem Vater die Hand, und sagte: gut, Baron, ich bi die Ihrige, und du bist von Stunde an mein liebe Kind, das Pfand, das Gott mir anvertrauet ha Wir weinten insgesamt über diesen Auftritt, de Baron war vor Freuden wie unsinnig. Er un Kätchen wetteiferten, wer der nunmehrigen Brau am näheſten seyn sollte; beynahe wäre er mit de Tochter, die ihrer neuen Mutter nicht vom Hal gehen wollte, eifersüchtig geworden. Die Ve mählung ward kurze Zeit vor meinem Abgange, i Zeilsdorf gehalten, und wir begleiteten das neu Ehepaar nach Hause. Die Baronin Breitenstei hat sich vorgenommen, ihren Gemahl zu ziehe

n

vie folgsam er ist, und wie bescheiden sie zu Werke
geht, wird es ihr auch gelingen. Schon hat er sich
von seiner wilden Art manches abgewöhnt, und
Kätchen wird in ihrer Zucht ein halber Engel wer-
den. Der Baron verehrt seine Gemahlinn wie eine
Göttin, und denkt immer, ihrer nicht werth zu
seyn; sie hingegen liebt und schätzt ihn aufrichtig,
und so ward denn durch meine Reise, und den
Einfall, daß Elisabeth mich begleiten sollte, wieder
einer von den Endzwecken der Vorsehung erreicht.
Da Beyde von diesen Eheleuten glücklich sind, da
das liebenswürdige Kätchen durch eine solche Mut-
ter zu einem der besten Geschöpfe gebildet werden
wird, so freue ich mich ungemein über diese Hey-
rath, auch weiß ich, daß Sie und Robers es mit
der größten Theilnehmung lesen werden.

Ich wollte nicht gern allein zurück nach
Schwaben gehen, und meine Amalie wünschte,
ihren Schwager und den Wohlstand ihrer Schwe-
ster kennen zu lernen, aus diesen beyden Gründen
gab die Gräfinn Landheim ihr Erlaubniß, daß
sie mich begleiten durfte; doch ward ausgemacht,
daß die Gräfinn und ihr Gemahl kommendes Jahr,
welches sie ohnehin zum Reisen bestimmt haben,

zu uns kommen, und sie wieder mit zurücknehmen wollten. Wer weiß, begleitet der Herr von Zeilsdorf nicht seine Kinder; sie sehen also, daß wir künftiges Jahr, wann wir leben, wieder auf eine Freude rechnen können ꝛc.

Das zwölfte Kapitel.

Enthält einen Küchenzettel, neue Bekanntschaften, und Folge auf Folge.

Nachdem wir ein Jahr nach der fränkischen Reise in ungestörter Zufriedenheit hingebracht hatten, kam die Zeit heran, da meines Freundes Philippi Gattinn ihn mit einem Erben erfreuen sollte. Es erschien ein kleiner Knabe, der seinen Großältern besonders willkommen war, da sie blos aus dieser Ursach eine Schwiegertochter gewünscht hatten. Philippis Herz ward durch dieses neue Band noch stärker an seine Gattinn gefesselt. Er war nicht wenig unruhig, da sie als Wöchnerinn ungewöhnlich krank ward, und zu nichts aufgelegt, als bey seiner lieben Frau zu sitzen. So sehr ich auch an allem, was ihm begegnete, Antheil nahm, so unmöglich wars, eben dies dabey zu empfinden, als

als er; unsre Mahlzeiten, wobey sonst Munterkeit das gewöhnlichste Gericht war, hatten durch seine Aengstlichkeit so ein finstres Ansehen bekommen, daß ich an einem Tage, wo ich zur Unterhaltung und zur Lust gestimmt war, ihn zu belästigen glaubte, und daher lieber eine andre Gesellschaft suchte. Ich speiste in einem Gasthofe, wo ich Leute von verschiedener Gattung antraf, und fand den Zeitvertreib, den ich gesucht hatte, vollkommen.

Die Gesellschaft bestand in einem Offizier, der einiger Verrichtungen wegen kürzlich angekommen war, einem Kriegsrath, einem Advokaten, dem Hofrath Kaß, — welche Beyde zur Veränderung, weil ihre Damens aufs Land gefahren waren, da speisten, einem Kavalier vom Lande und einem schwedischen Edelmann, dem Baron von Greiffenklau, der in Frankfurt studirte.

Essig, mein Freund, sagte der Offizier zum Aufwärter, als der dicke Kriegsrath, der, mit der Serviette über den Bauch gespannt, stehend die Linsensuppe vorlegte, ihm seine Portion hingereicht hatte.

Der Kriegsrath. Sie wollen doch nicht rohen Essig in die Suppe gießen?

Der

Der Offizier. Eben das will ich —

Der Kriegsr. Das kann ohnmöglich gut seyn, ich lasse mirs gefallen, wenn er mitgekocht ist; aber Essig hineinzugießen — Sie verderben sich die ganze Suppe.

Der Offizier. Das finde ich nicht! mir schmeckts so recht gut.

Der Hofr. Das sind elende Bratwürste.

Der Kriegsr. So? Sind sie nichts nutz?

Der Hofr. Sie schmecken nach gar nichts, es ist weder Kümmel noch Zitrone darinnen.

Der Kriegsr. Sie haben recht, pfui, und gesalzen, wie Heringslauge!

Der Offizier. Ich dächte, sie ließen sich essen.

Der Kriegsr. Ach, ihr Herren wißt viel was gut ist, Ihr habt Euren Geschmack im Felde verdorben, da eßt Ihr, was Ihr bekommt.

Der Offizier. So lernen wir wenigstens auf alle Fälle zufrieden seyn, und haben eine Sorge weniger, als Ihr Andern.

Der

Der Hofr. Wir dürfen doch nicht schlechte Bratwürste essen, wenn wir gute haben können, und die sind wol zu haben, ohne daß es große Sorge kostet.

Der Offizier. Ihr Herren sorgt immer, wo Ihr Leckerbissen hernehmen wollt.

Der Cavalier vom Lande. Das ist nun eben meine Sache nicht, aber was die Bratwürste betrift, so darf mir keine auf den Tisch kommen, die nicht in meiner Wirthschaft gemacht ist, damit weiß ich, daß sie reinlich sind, und gut muß mir sie meine Frau auch machen lassen.

Der Kriegsr. Das machen Sie recht.

Der Hofr. Die Jauerschen Bratwürste sind gut, ich bekomme immer welche mit der schlesischen Post.

Der Offizier. Ist das Kapitel von Bratwürsten bald aus?

Der Kriegsr. Es ist auch wahr, reden Sie doch von was andern, erzählen Sie uns was aus der Campagne.

Der Hofr. Das Boeuf a la mode scheint mürbe zu seyn.

Der

Der Kriegsr. Hat die sauce haut gout.

Der Hofr. (kostend): nun da fehlts wol, ach, die Leute macheus doch nicht so, wie mans zu Hause hat. A propos die Krämsvögel sind dies Jahr rar.

Der Kriegsr. Aber sie sind gut, ich habe gestern ein Schock bekommen.

Der Hofr. Ich habe wol auch noch Vorrath, und auch frische bestellt — haben Sie schon Leipziger Lerchen gegessen.

Der Kriegsr. Nein, der Henker, jetzt denken Sie mir an die Leipziger Lerchen.

Der Hofr. Ich habe eine Küste bekommen, gestern Abends ließ ich ein halb Schock braten, ach, sie sind excellent?

Kriegsr. Ja, das muß wahr seyn, es ist ganz ein anderer Geschmack, als an andern Lerchen.

Der Hofr. Kein Vergleich, und wo wären denn die hiesigen so fett.

Der Edelmann vom Lande. O, die hiesigen sind wol auch sehr gut.

Hofr. Ja, gegen andre Gegenden ists wahr, aber den Leipziger kommen sie doch nicht bey.

Kriegsr.

Kriegsr. Das Ding ärgert mich, daß ich mir keine bestellt habe.

Hofr. Thun Sie mir die Ehre, Morgen Abend welche bey mir zu essen.

Kriegsr. Gehorsamer Diener.

Der Offizier. Zum Henker, meine Herren, werden Sie von nichts als vom Fressen sprechen.

Der Edelmann vom Lande. Ja, Sie wollten uns was aus der Campagne erzählen.

Der Offizier. Man kann ja nicht dazu kommen.

Jetzt ward etwas davon gesprochen, die beyden Herren Räthe aber hatten so viel Anmerkungen über die Speisen zu machen, so vielerley zu fordern, hatten einander ihren Kummer zu entdecken, ob auch zu rechter Zeit Austern ankommen würden? und die große Angelegenheit, was für Wein sie trinken wollten, abzumachen, folglich ward das Gespräch alle Augenblicke unterbrochen. Der Offizier sprang endlich auf, und lief davon, denn er sahe wol, daß die Lieblingsmaterie der beyden dicken Herren die Oberhand behalten würde. Sie setzten beyde einen Ruhm darein, daß Niemand

einen

einen so verzärtelten Gaumen hätte, ein Jeder wünschte Lucullus zu seyn, und sie beneideten jeden glücklichen Mann oft, daß er täglich in verschiedenen Säälen, und in jedem andre ausgesuchte Speisen konnte anrichten lassen, da sie es nur bey dem einen Tisch in ihrem Speise- oder Wohnzimmer mußten bewenden lassen.

Der junge Schwede war nicht sonderlich vergnügt über seine Tischgesellschaft; zwar hätte ihn der Offizier nach seinem Sinn unterhalten, allein da dieser aus Ungeduld weggieng, fand er wenig für sich. Er sprach mit dem Edelmann vom Lande, der begann mit ihm von der Wirthschaft zu sprechen, und das war sein Fach nicht; mit dem delikaten Herrn konnte er auch nicht zu rechte kommen. Einige Bekanntschaft, die wir schon zusammen hatten, eine Gleichheit des Alters und jetzigen Standes zog ihn also zu mir.

Wir tranken alle Kaffee zusammen, während desselben beehrte mich Hofrath Kaß mit einer Unterredung; er hatte, da ich mit dem Baron Greifenklau sprach, gehört, was meine Absicht beym Studiren wäre, und ließ sich in ein kleines Examen mit mir ein, versicherte mir, daß ich, wie

er

er merkte, schon hübsche Studia habe, und rieth mir, daß ich bey Zeiten mich auf Praxin legen sollte, wo ich in einem halben Jahre weiter kommen würde, als bey der bloßen Theorie; zudem könnte ich dabey immer noch die nöthigen Collegia hören. Wegen seiner weitläuftigen Geschäfte brauchte er einen Gehülfen: da er also merkte, daß ich ihm glaubte, was er mir rieth, war er so gütig, mir sein Zutrauen zu erkennen zu geben, und versprach, mich bey sich in Routine zu setzen. wenn ich wollte. Ich hatte nichts dagegen einzuwenden, und nahms mit Dank an.

Als ich nach Hause kam, und meinen Freund Philippi darüber sprechen wollte, fand ich, daß es diesmal nicht möglich wäre, weil er über den verschlimmerten Zustand seiner Frau ausserordentlich betrübt war. Er hatte auch dazu alle Ursach, da sich die Kinderblattern gezeigt hatten. Sie starb einige Tage darauf, und Philippi war wieder ein aufrichtig betrübter Wittwer. Es war billig, daß ich, da er in meiner Gegenwart einige Beruhigung fand, die ersten Wochen ihn nicht verließ, denn so sehr er auch der Vernunft bey seinen Unglücksfällen Gehör gab, so konnte er sich

den-

dennoch in diesen neuen nicht so leicht finden. In seine Seele war ein Zug verwebt, der die Traurigkeit fest hielt, wenn Ursach dazu vorhanden war; und dies war hier der Fall; denn ob er gleich seine Gattinn nicht mit einem Uebermaaß von Liebe geheyrathet hatte, so war er doch, durch ihre stillen Verdienste eingenommen, der treueste und ein wirklich zärtlicher Ehemann geworden. Er konnte nicht begreifen, warum er nicht das Glück der Ehe genießen sollte! aber, sagte er, Sie sehen, daß ich das nicht soll, so will ich mich auch in meine Bestimmung finden, meinen kleinen Sohn, wenn er leben bleibt, mit aller Sorgfalt erziehen, und mich nie wieder zu einer Heyrath bereden lassen; haben doch nun meine Aeltern einen Enkel, also hoffe ich, sie werden mich ruhig lassen.

Als die Gemüthsruhe des guten Philippi nur einigermaßen wieder hergestellt war, erzählte ich ihm, was zwischen mir und dem Hofrath Kaß vorgefallen war. Er war eben der Meynung, daß ich sein Anerbieten annehmen sollte, und sagte mir: daß es ohnstreitig ein sehr geschickter Mann sey; weiter aber sprachen wir so wenig von ihm, als man gemeiniglich von den Leuten spricht, wenn man durch eine gewisse

wisse Ahndung abgehalten wird, Gutes zu vermuthen. Bey Philippi war es hier nicht blos Ahndung, es konnte aber zu nichts nützen, einen Verdacht bey mir zu erwecken, von dem er glauben mußte, daß ihn die Erfahrung bey mir bald geben mußte: übrigens hatte er Zutrauen genug zu mir, zu hoffen, daß ich meinen Grundsätzen treu bleiben würde. Dieser guten Meynung nun wollte ich völlig entsprechen: aber nicht zwey volle Monate, die ich meist in dem Hause des Hofraths Kaß zubrachte, machten mir das Advokatenhandwerk auf immer verhaßt. Die Chikane, mit der er mich bekannt machte, die Unbarmherzigkeit, womit man armen Clienten, für geringe Dienste, die man geflissentlich ins Lange zog, das Geld abnahm: eben diese unselige Kunst, alles erst recht zu verwirren, um es weitläuftig und kostbar zu machen. Die Vertraulichkeit, womit man sich mit Andern vom Handwerk, die der Gegenpart dienten, von einem Prozeß unterhielt, wobey sie sich auf Kosten der Clienten lustig machten. Dies alles glich mir einem Handwerk, das man zur Sicherheit des allgemeinen Wesens nicht duldet.*)

Ich

*) Ein paar geschickte Rechtsgelehrte in . . . arbeiteten an einem Prozeß, nemlich: jeder von ihnen

diente

Ich wußte zwar wol, daß nicht alle Advokaten so han-
delten, daß es ehrwürdige Männer giebt, und da[ß]
es von mir abhienge, dem Beyspiele derselben z[u]
folgen, aber die öftern Versicherungen des Ho[f]-
raths, daß man dies und jenes so anfangen müßte
wenn man sein Amt gehörig führen, und Brod
dabey haben wollte, machten mich gegen mic[h]
selbst mißtrauisch, ich fieng an, in meinem Vorsa[tz]
zu wanken.

Ueberhaupt reizte mich in diesem Hause alle[s]
zum Unmuth, man zog von andrer Narrheit ode[r]
Eigensinn, oder Nothwendigkeit sich zu vertheidigen
so viel man konnte, und sollten sie darüber z[u]
Grunde gehen, um prächtig leben, und herrlic[h]
speisen zu können. Es fehlte nicht an Ergötzlichkei-
ten für den, der sie genießen konnte, man ga[b]
deli-

diente einer von den beyden Parteyen. Nach de[r]
heutigen gesegneten Einrichtung in den preußische[n]
Staaten wäre er sehr geschwind entschieden gewe-
sen, denn das Recht war so offenbar auf der eine[n]
Seite, als es seyn konnte, aber die Herren belieb-
ten ihn auf Jahre hinauszuziehn, und versicherte[n]
einander bey einer frölichen Mahlzeit, daß diese[r]
Prozeß ihnen noch lange Champagner auf den Tisc[h]
liefern sollte. Dies waren ein Paar Fäße. Gott
lob, daß so viel rechtschafne Männer die Göttin[n]
Themis täglich mehr veredeln und verschönert.

delicate Abendmahlzeiten, und die Gesellschaft war immer sehr lebhaft, welches um so leichter war, da man über die Wahl des Scherzes nicht scrupelte, sondern sich aller ersinnlichen Freyheit in Ausdrücken bediente, und da man die Begebenheiten aller Einwohner der Stadt die schmerzhaften Spießruthen der Verläumdung laufen ließ.

Die Frau Hofräthinn spielte bey diesen Festen keine andre Rolle, als die eines zwölfjährigen Mädchens, die ihre Stiefmutter so schüchtern geprügelt hat, daß sie aus Angst sich nicht bewegt. Ihr Herr Gemahl und ihre Frau Schwester, eine fette Wittwe, die sich seit ihres Mannes Tode des Hauswesens und der Herrschaft in selbigem eben so bemeistert hatte, als ihres Schwagers Herzens, tyrannisirten sie wechselsweise. Zwar that ihr Madam Neboth nichts, als daß sie ihr einen Verweis gab, so oft sie etwas, es mochte auch noch so wenig seyn, sagte: daß sie ihr befehle, zu Hause zu bleiben, wenn sie mit dem Hofrath ausfuhr, es ihr auch nicht immer erlaubte, aus ihrem Stübchen zu gehen, wenn Gesellschaft im Hause war, und daß sie oft geheime Zusammenkünfte mit dem Herrn Schwager hatte, von denen

die arme Frau vermuthen konnte, was sie wollte. Der Herr Gemahl aber war in seinen Beleidigungen etwas lebhafter, sie mußte alles entgelten, was im Hause nicht recht war. Madam Neboth gab ihr Verrichtungen auf, wie man sie einer Magd giebt: wenn also etwas passirte, was dem Hausherrn ärgerte, so hatte sie alle Schuld, und denn setzte es das, was kein rechtschaffner Mann jemals seiner Frau anbietet, wenn er nicht etwa selbst in Gefahr ist, sonst selbst damit tractirt zu werden, Schläge. Die Hofräthinn war weder häßlich noch einfältig; man wurde, wenn man ausser der Gesellschaft ihrer Gewaltigen mit ihr sprach, einen gesunden Verstand und Verdienste an ihr gewahr, aber ihr Herr hatte sie wegen etlicher tausend Thaler geheyrathet, dies also war die Ursach, als er noch nicht in großem Ansehen stand, und diese kleine Mitgift sehr nöthig hatte, seiner Wahl; jetzt aber sah er dies Kapital als eine Kleinigkeit an, und verachtete sein gutes Weib unendlich. Madam Neboth, ihre Stiefschwester, die das Glück hatte, ihm zu gefallen, und eben so zu denken wie er, fand auch keinen Grund in sich, ihrer Schwester wohlzuwollen, also war die arme Frau sehr übel daran: Bosheit und Laster

haben

haben immer Tyrannen gebildet, und unter ihrer Herrschaft durfte Tugend und Verstand nie das Haupt erheben; eben so despotisch regiert sie im Kleinen, gebt den klügsten Menschen unter die Gewalt zwey oder drey boshafter Thoren, und sie werden ihn dahin bringen, daß er die albernste Figur spielt. Die gute Madam Kaß war hiervon ein Beweis, sie durfte nichts als gehorchen, und es ward ihr versichert, daß sie auch zu allen übrigen unfähig wäre. Madam Neboth spielte in ihrem Hause eine desto brilliantnere Rolle: sie war immer prächtig gekleidet, wogegen ihre Schwester in einem sehr simpeln Aufzug erschien; sie liebte Vergnügungen und jede Art von Wollust, so stark als ihr Schwager, und so genossen sie alles gemeinschaftlich. Die guten Freunde, welche das Glück ihres Umgangs genossen, waren größten Theils desselben werth. Immer war die Schmähsucht der stärkste Vorwurf ihrer Unterhaltungen. Madam Neboth besas ausser dem schon genannten Eigenschaften noch einen aufgeblasenen Stolz und eben so viel Neid über eine Kleinigkeit, die sie bey einer Andern gesehen hatte, und noch nicht selbst besas. Eine Vernachläßigung, die ihr wiederfahren war, setzte ihre Galle und Zunge so in Bewegung, daß

der oder die Verschuldete die Zeigen des Brandmarkens ohne alle Gnade auf den Rücken ihres Rufs bekamen. Kein Mensch konnte mehr bey ihr anstoßen, als die Damen vom Stande, diese sollten nun ein für allemal keinen Vorzug haben, besonders denn, wenn sie durch die Umstände gehindert, nicht so viel Staat machen und nicht so gut leben konnten, als sie. Ich war selbst einmal mit ihr in einer öffentlichen Gesellschaft, wo verschiedene adliche Damen sich befanden: ich bemerkte, daß sie die Höflichkeitsbezeugungen derselben in sehr geringem Maas zurückgab, und sie durch ihr hämisches und hochtrabendes Betragen zu einer gleichen Begegnung brachte; zu Hause aber beschwerte sie sich über ihren Hochmuth und Unhöflichkeit. Wenn sie Gesellschaft von ihren guten Freundinnen hatte, ward die Frau von N. und das Fräulein von M. u. s. w. vor Gericht gezogen, ihr Anzug durchgehechelt, ihre Vermögensumstände berechnet, und auf die erniedrigendste Art von ihnen gesprochen. Immer begreife ich nicht, wie man einen Staud blos deswegen hassen kann, weil man's fühlt, daß er einigen Vorzug hat. Sind Personen von demselben nicht in der Verfassung, daß sie ihn immer gehörig unterstützen können, warum

rum wollen wir deswegen verlangen, daß sie ihm ganz entzogen und sich vor uns demüthigen sollen? Ists doch, als rechneten wir ihnen ihre Herkunft als ein Verbrechen an, womit sie unsern Stolz beleidigen, und halten die Armuth für eine Strafe dieses Verbrechens, die ihnen deswegen aufgelegt ist, damit sie ihren Fehler durch eine demüthige Aufführung gegen uns wieder gut machen sollen. Jeder Stand hat seine Vorrechte, warum soll der Adel keine haben, er, der zu den Zeiten unsrer Väter weit höherer Ehren genoß, als jetzt? Was sind unsre Könige und Fürsten anders als alter und vornehmer Adel? mir dünkt, sie fühlen ihre Verwandtschaft mit diesem Stande noch, weil sie die Mitglieder desselben Vorzugsweise um ihre Personen versammeln.

Madam Neboth würde mich übel angelassen haben, wenn ich von dieser Meynung etwas geäußert hätte, ich stand schon eben nicht im besten Ansehen bey ihr. Sie schalt mich oft, daß ich so finster und so wenig unterhaltend sey, welches ich auch wirklich in diesem Hause war: denn, wenn ich an alle die Guten gedachte, mit denen ich von Jugend an in Verbindung gewesen war, und nun den

den Hofrath Kaß, seine Schwägerinn und ihre Freunde dagegen hielt, so war mirs fast unerträglich, dabey auszuhalten.

Ich habe schon gesagt, daß meine Neigung ein Rechtskundiger zu werden, bald anfieng zu wanken, und ich fand mit jedem Tage neue Gründe ihr gänzlich zu entsagen, und als der Entschluß hierzu zur Reife gekommen war, folgte ihm auch plötzlich der Vorsatz, die Geschäfte bey Herrn Kaß liegen zu lassen. Eines Nachmittags gieng ich aus, um dies Philippin zu sagen. Unterwegens begegnete mir der Baron Greifenklau; er war, wie er sagte, erfreut, mich wieder zu finden, und fragte, warum ich ihn noch nicht besucht hätte? Ich entschuldigte mich mit Geschäften. Ja, ja, fiel er ein, sie sitzen jetzt in Acten bis an den Hals, aber, daß Sie es nur wissen: ich bin böse, daß sich ein so hübscher Mensch mit dem Schmeerbauch, dem Kaß einläßt. So werden Sie denn, antwortete ich, wieder gut, Herr Baron! denn ich bin willens, mich von ihm zu trennen — Bravo! Kommen Sie mit, auf dies Wort wollen wir ein Glas Wein trinken. Ich nahm die Einladung an, wir waren einige Zeit allein, und während derselben erzählte

erzählte mir der Baron, daß er Briefe von seinem Onkel, dem Minister Grafen H. aus Schweden bekommen hätte, worinnen ihn selbiger bäte: ihm auf Ostern, wo er von der Universität abgehen wollte, einen jungen Menschen zum Sekretair mitzubringen, weil er einen von den seinigen versorgen würde. Ich habe, setzte er hinzu, an Sie gedacht, wenn Sie sich entschließen wollten, ihr Vaterland zu verlassen, so würde es Sie nicht reuen, bey meinem Onkel in Dienste zu treten, er versorgt seine Leute gut; Sie könnten mit der Zeit Ihr Glück machen. Der Baron ließ mich die Stelle im Briefe lesen, welche den Auftrag enthielt, und erweckte durch die Beschreibung, die er von dem Minister machte, Lust in mir, den Platz anzunehmen. Wir wurden wirklich eins, es ward ausgemacht, daß er seinem Oheim schreiben wollte: er hätte einen Menschen, wie er ihn verlangte, gefunden, und würde ihn mitbringen.

Keine Gouvernante hat mit den kleinen Mädchens, die sie unter sich hat, so viel Mühe, ihnen la Reverence, le port, et le bon air beyzubringen, als die Philosophie mit uns hat, wenn wir bey ihr in der Schule sind, und sie uns Verachtung

der

der Ehre, der Güter und der Behaglichkeit unsrer Sinne lehrt; wir geloben ihr alles dies sehr oft, und sprechen davon so gleichgültig, daß sie ihre Freude hat, aber laßt nur den geringsten Anlaß kommen, der uns Hofnung eines zeitlichen Glücks macht, so sind wir die Katze, die sich in eine ehrbare Junge verwandelt hatte, und so lange recht artig war, bis eine Maus über das Zimmer lief, wo sie den Augenblick wieder zur Katze ward. Nun mag die Philosophie einwenden was sie will, unsre Gründe für die sonst verschmähte Sache überstimmen sie; nimmermehr macht sie eher ächte und folgsame Schüler aus uns, bis sie eine gute Ruthe von allerhand Anfechtungen und Leiden gebunden, und uns damit gezüchtigt hat. Ich kann dies aus eigner Erfahrung behaupten, als es mir beym Hofrath Kaß nicht gefiel, beschloß ich fest, mein Bischen Geld zu nehmen, nach Hause zu gehen, ein Bauer zu werden, und das Quentchen Kenntniß, welches ich von der Welt hatte, zu Hülfe zu nehmen, um alles was in ihr vorgeht, recht herunterhunzen zu können, und auf dem stillen Lande von Allen abgezogen, wie ein wahrer Weiser zu leben. Der Antrag des Barons aber verwehete dieses Vornehmen, wie ein heftiger Sturm die

Blät-

Blätter einer Rose, die am Stocke zu verblühen beginnt.

Ich war herzlich froh über die gute Gelegenheit, meinem weisen Vorsatz untreu werden zu können, und hatte schöne Gründe bey der Hand, mich gegen mich selbst zu rechtfertigen. Es kamen verschiedene andre junge Studirende, ich überließ mich der Freude, die immer in solchen Gesellschaften herrscht, zum erstenmal etwas mehr als es seyn sollte, und gieng mit einem ziemlichen Rausch Abends spät zu Philippin. Seit etlichen Tagen war ich immer spät nach Hause gekommen, und hatte meinen Freund, welcher eben besondre Geschäfte abmachte, wenig gesehen; er war noch immer schwermüthig, und es lag in dieser Schwermuth ein so feierlicher Ernst, daß er dabey zum Moralisten geworden war. Als er mich in einer so ungewöhnlichen Verfassung sah, glaubte er, ich sey ein Schüler der Schwelgerey geworden, und hätte mich, vielleicht vor Freuden über meine künftigen Sporteln, betrunken. Diese Meynung, die er mir hernach gestand, zog mir einen kalten Morgengruß zu, als ich früh auf sein Zimmer kam; er blätterte in einem Buche, und antwortete auf meine Frage:

wie

wie er geschlafen hätte, sehr ernsthaft: Ich bi durch einen Traum erschreckt worden. Wir stande noch einmal zusammen am Sterbebette des selige Grafen Gültenstern; er schärfte Ihnen die Erinn rung, die Sie, als er Ihnen sein Bild gab, vo ihm empfingen, aufs neue mit einer so ernste Miene ein, daß ich dafür erschrak. Ich merkt wo Philippi mit dieser Erfindung hinwollte; sein Besorgniß um mich, machte ihn mir nur noc schätzbarer. So heiter, als man ist, wenn einen da Gewissen nicht kneipt, reichte ich ihm die Hand und sagte: haben Sie Dank, theurer Mann, fü Ihre ächte Freundschaft: aber seyn Sie ruhig, ic bin derselben nicht unwerth, die Worte des seligen Grafen habe ich nicht vergessen, vielmehr Zeithe sehr oft daran gedacht. Hierauf erzählte ich ihn alles, er umarmte mich, und hielt mein neue Vorhaben für sehr gut.

Noch selbigen Tag kam der Baron Greifenklau selbst zu uns. Sein Weg führte ihn, wie er sagte, vorbey, und er hatte mir etwas neues anzutragen. Bey dieser Gelegenheit machte ich ihn mit Herrn Philippi bekannt, und sie gefielen einander. Der Baron liebte alle rechtschaffne Leute, und Philippi

pi war als ein solcher bekannt, dieser hingegen
ar darum besonders mit dem jungen Herrn zu-
eden, weil er gesetzt, und ziemlich ernsthaft war.
Ich hatte nach der Zeit Gelegenheit, so manche
ugend an ihm zu bemerken; er war edelmüthig,
d seine Denkungsart in den meisten Stücken so
ade, als seine Begriffe, eine starke Portion
tolz, und eine Härte in der Empfindung, die
r langsam zu erweichen war, verdunkelten diese
ten Eigenschaften ein wenig.

Die Absicht, welche er jetzt hatte, war, mich
bereden, daß ich ihn nach Prag begleiten sollte;
Verwandter von ihm, der Sohn des Schwe-
chen Gesandten am Wiener Hof, wollte sich
ihrend des Faschings, zur Veränderung in ...
tig machen, und hatte ihn dahin beschieden, von
wollte dieser Verwandte nach Schweden zurück-
hn; damit er mich nun sehen, und im Voraus
y dem Grafen in Gunst setzen sollte, wünschte
r Baron, daß ich die Reise nach Prag mit ihm
un möchte; auch war es ein wenig Zuwachs zu
nem Glanz, wenn ich sein Gefolge verstärkte.
och welchen Entzweck der Baron auch haben
ochte, so wars immer nicht meine Sache, eine

Reise

Reise auszuschlagen; ich versprach also, was
verlangte mit willigem Herzen.

Ehe wir abgiengen, beurlaubte ich m
beym Hofrath Kaß, welcher sich über die plötzli
Veränderung wunderte, und mit der Madam
both darüber spöttelte. Ich hatte es vermut
und mir vorgenommen, nicht böse zu werden;
kamen also so gut auseinander, als Leute, die
ander lange schon zur Last waren, denn eigentl
mißfiel ich dem Hofrath und seiner Frau Scht
gerinn eben so sehr, als sie mir. Der guten H
räthinn, der ich beym Weggehn begegnete, wünsc
ich mit wahrer Empfindung, wohl zu leben! b
zu sterben, wäre besser, sagte sie lächelnd, ind
eine verrätherische Thräne sagte, dies Lächeln qu
aus einem beklommenen Herzen hervor. Sie lo
mir auch eine ab, und ich that den Wunsch w
lich für sie, den sie verlangte: denn der Leide
hat keine süssere Hoffnung, als den Tod.

Nach einem vergnügten Abend, den ich
der Gesellschaft des Barons und einiger Freun
bey Philippi zubrachte, giengen wir denn zusa
men nach Prag ab.

D

Das dreyzehnte Kapitel.

Hier wird gefunden, was verloren war.

Die Neugierde ist eine von den Hauptnei- ngen meiner Jugend gewesen, sie war ein Stek- npferd, auf welchem ich allenthalben herumtrabte,) etwas einigermaßen mehr als altägliches war. och nie war ich 24 Stunden, oder auch gerin- ere Zeit in einem Dorfe gewesen, daß ich nicht Kirche von innen und von aussen, den Kirch- f mit allen Leichensteinen, den adlichen Hof, er was sonst etwa im geringsten vorstechendes war, gesehen hätte; und nicht umsonst ward rs gesagt, daß hier ein Berg, dort ein Platz mit nem Graben rings herum, der den Wall vorstell-, sey, wo vor Zeiten ein Raubschloß, eine Burg d. g. gestanden haben sollte. Ich gieng sogleich n, die Stätte zu besehen, und fand ich keine berbleibsel des ehemaligen Gebäudes, so dachte mir selbige in einigen Steinen, einem Stückchen sen, oder sonst etwas, welches was anders war, s Erde. Eben so wurden in Städten, noch etwa da befindlichen Alterthümer, alle Fabri- n und Werkstätten, Gärten, Spitäler, Zucht- und

Tollhäuser besehen. Bey dieser Neigung kon[...] es nicht fehlen, daß ich in Prag viel Freude hat[...] denn über alles, was in dieser Stadt sonst seher[...] würdig war, fand ich eine Menge Klöster, u[...] dies war was neues für mich, auch weiß ein jed[...] welchen Vorrath von Merkwürdigkeiten man [...] diesen Orten findet. Ich war mit Beschauung d[...] selben, die ich theils in der Gesellschaft der beyd[...] Kavaliere, theils allein verrichtete, so beschäftig[...] daß, wenn die Bälle und Lustbarkeiten nicht, n[...] gewöhnlich des Abends wären gegeben worden, i[...] schwerlich etwas davon gesehen hätte; dies n[...] war ein Glück für mich, weil ich die Gemeinplä[...] des Vergnügens besuchen konnte, ohne meine üb[...] gen Absichten zu schmälern. Ich machte bey die[...] Gelegenheit neue Bekanntschaften, sah neue Phi[...] ognomien, und dies behagte einem zweyten Th[...] meiner Neugierde. Das weibliche Geschlecht zog b[...] sonders meine Aufmerksamkeit an sich; zwar hat[...] ich noch nicht eben starke Anwandlungen von Lie[...] empfunden: ausgenommen eines einzigen Mä[...] chens, waren mir alle Frauenzimmer immer zien[...] lich gleichgültig gewesen, ich untersuchte aber ger[...] ob und wie fern ein weibliches Geschöpf schö[...] wäre, ob der Wuchs das gehörige Ebenmaas hab[...]

welche

elches Betragen am gefälligsten sey, was auch
e Häßlichen irgend für Annehmlichkeiten besäßen
. d. g. waren Viele beysammen, so konnte dies
les am besten entschieden werden.

Bey solchen Speculationen fielen meine Au-
n eines Abends, da ich auf Redoute war, auf
ne hübsche Brünette, welche sich mit einem jun-
n Menschen, den Platz, wo ich stand, gegenüber
llte, um zu tanzen. Die Figur war auffallend,
nd von Wuchs und Angesicht vollkommen hübsch.
ch trat so nahe hin, als ich konnte. Im Gesicht
r Tänzerinn glaubte ich Traurigkeit zu lesen, die
htbare Zärtlichkeit ihres Tänzers schien dieselbe
en nicht zu vertreiben. Ich bemerkte in einer Wen-
ung, die sie von ihm wegmachte, einen empor
richteten Blick von dem tiefsten Odemzug beglei-
; dies machte mich noch aufmerksamer; ich
ünschte mit ihr bekannt zu werden. Sobald sie
sgetanzt hatte, bat ich sie um eine Menuet, der
rige Tänzer hatte keine Arg dabey, blieb aber ohn-
eit davon stehen. Als wir beynahe schließen woll-
n, that mir eine Maske den Gefallen, ihn zu ei-
n englischen Tanz abzuholen; meine Tänzerinn war
m Glück dabey nicht angagirt. Als wir geschlos-
sen

sen hatten, begann ich ein Gespräch mit ihr, und wunderte mich, daß sie ganz anders sprach, als die übrigen Einwohner dieser Stadt. Sie fragte in der Folge unsers Gesprächs nach meinem Namen; ich sagte ihr ihn, und zugleich: daß ich mit dem schwedischen Baron Greiffenklau seit beynahe zwe Wochen in Prag sey. So sind Sie wol auch ei Schwede, versetzte sie?

Ich. Nein, ich bin ein preußischer Unte than.

Sie. Also doch ein Protestant?

Ich. Ja. —

Sie. Aus welcher Gegend, wenn ich fr gen darf?

Ich. Aus Pommern, bisher aber studir ich in Frankfurt —

Sie. (in sichtbarer Unruhe; — in Bewegung In Frankfurt? Kennen Sie den Kaufmann Ph lippi?

Ich. Gott! wäre es möglich?

Sie. Sie kennen gewiß Philippin, und w sen seine und meine Geschichte? — sagte sie. D sie sahe, daß ich betroffen war. Sagen Sie m

g

geschwind, antwortete ich, wie Sie heißen, Mademoiselle? — Antoinette Stark, — versetzte sie. So sind Sie's wirklich. Ja, ich kenne Ihren Philippi, er ist mein bester Freund, mein Hausherr, ich weiß Ihre ganze Geschichte. — Um Gotteswillen! gehts ihm wohl? ist er verheyrathet? hat er sein armes Mädchen vergessen? — Es geht ihm wohl, sagte ich, und nichts wird ihn mehr freun, als die Nachricht, daß seine Antoinette ihm noch treu ist; denn das sind Sie doch gewiß? O ja, versetzte sie; also ist er doch auch nicht verheyrathet? — Nein, erwiederte ich, und dachte: Gottlob, daß seine Frau wieder tod ist!

Antoinette. Was hat er denn aber gesagt, als er mich bey der Rückkunft von Leipzig nicht mehr fand?

Ich. Er ist untröstlich gewesen, aber sagen Sie mir, wie Sie hierher gekommen sind?

Antoinette. Das kann ich Ihnen jetzt nicht ausführlich erzählen; kürzlich nur dies: Ich bin zu meiner Tante, bey der ich mich jetzt aufhalte, mit Gewalt gebracht worden. Diese will: daß ich katholisch werden, und einen Andern heyrathen soll, aber erzählen Sie mir geschwind was von Philippin.

Ich. Ich habe Ihnen viel zu sagen, Mademoiselle, wo kann ich Sie sprechen? —

Antoinette. Noch kann ich das nicht bestimmen; wir müssen sehr behutsam zu Werke gehen: doch ich will nachsinnen.

Sie fragte nochmals nach meinem Namen, ich sagte ihr ihn, indem aber nahete sich eine ihrer Bekannten, und wir mußten unser Gespräch abbrechen. Ich setzte mich in einen Winkel, und ließ eine Menge Gedanken durch meinen Kopf spazieren — Was für ein Gespenst konnte Antoinettens Namen und Vaterland geborgt haben, um sich von dem Hannoveraner lieben und heyrathen zu lassen, und den guten Philippi so zu hintergehen? Wie sehr würde das gute Mädchen sich darüber kränken, wenn sie alles, was ihr aufgebürdet ward, und was vorgefallen war, wüßte. — Wie konnte ein Mensch bey ihrer Entführung auf die Tante in Prag verfallen, da Bianko, von dem sie weggekommen war, auch Catholik ist; kaum getraute ich mich, es ihr zu sagen, daß ihr ehemaliger Bräutigam eine Andre geheyrathet hatte. Doch er war wieder frey, und sie konnte jetzt in ihre vorigen Rechte treten. Aber wie war sie von ihr wegzu-

brin

bringen? Bey der damaligen Verfassung, war dies doch beynahe unmöglich, ich durfte es nicht einmal wagen, Philippin meine Entdeckung mitzutheilen; doch man muß sie zu sprechen suchen, und Versuche machen, so dacht' ich, sprang auf, und sah mich nach ihr um. Sie kam eben aus einem Kabinet; ich bemerkte, daß sie weit munterer war als vorhin, und daß sie sehr freundlich mit ihrem vorigen Tänzer sprach. Eine Weile nachher forderte sie mich zum Tanz auf, indem ich ihre Hand annahm, legte sie ein zusammengewickeltes Kartenblatt in die Meinige, und hielt es fest, bis wir auf den Platz kamen, wo wir tanzen konnten, stecken Sie dies zu sich, sagte sie denn, indem sie ihre Hand zurückzog, und sich stellte, als wollte sie etwas an ihrem Anzuge in Ordnung bringen. Sie verließ mich, sobald wir getanzt hatten, ich gieng sogleich in ein entferntes Zimmer, und las folgendes: Sie werden mich bey einem Frauenzimmer am Fenster des Saals sitzen sehen; machen Sie sich mit ihr bekannt, fragen Sie nach Moden für Damens; in ihren Laden will ich Sie morgen Nachmittag um 2 Uhr sprechen. Ich gieng in den Saal zurück, fand Antoinetten und das Frauenzimmer nach der Anweisung, und ließ mich

 in

in ein Gespräch mit ihnen ein. Antoinette aber stand bald auf, und bat mich: ihren Platz aufzubehalten, indem sie einmal nach ihrer Tante sehen wollte. Nun setzte ich mich also zu ihrer Bekannten, und fragte zu Einleitung des Gesprächs, wer die Person wäre, die eben von uns weggieng? Es ist eine gewisse Mademoiselle Stark, sagte die Frau. — Sie spricht ja so ausländisch. Ja sie ist aus dem Lutherischen. Ich that, als ob ich das kaum gehört hätte, und bat sie: mir zu sagen, wo ich die neuesten Galanteriewaaren für Damens bekäme, weil ich gern verschiedene Geschenke machen wollte; sie erwiederte: daß ich solche bey ihr auslesen könnte; nannte mir ihren Namen und ihre Wohnung, und ich schrieb beydes in die Schreibtafel, versprach morgen Nachmittag um zwey Uhr zu ihr zu kommen, und gieng des folgenden Tages um diese Stunde hin. Die Starkinn ließ lange auf sich warten; ich suchte, um Zeit zu gewinnen, unter den Waaren herum, als wäre ich der größte Kenner, und handelte so genau, wie es der erste Wirth in Deutschland nicht kann: indessen kaufte ich doch mit unter etwas, um mich nicht in übeln Credit bey der Frau Colla zu setzen. Endlich kam Antoinette in Begleitung einer alten

Haus-

Hausbedientinn von ihrer Tante; sie grüßte mich so kalt, daß die Alte nicht den geringsten Verdacht einer Bekanntschaft schöpfen konnte, selbst die Modehändlerinn ward dadurch um so besser hintergangen; sie erinnerte Antoinetten, daß sie mich ja gestern auf Redoute gesehen hätte: worauf diese denn mit aller frauenzimmerlichen Fähigkeit sich zu verstellen ganz ernsthaft antwortete: man sähe da so viele Gesichter, daß man sie ohnmöglich alle behalten könnte. Nein, sagte Frau Colla, der Herr kam ja zu uns, da wir im Fenster zusammen saßen, und Sie hießen ihn noch sich auf Ihren Stuhl setzen, als Sie weggiengen. So? sagte Antoinette, ich hätte Sie wirklich nicht wieder gekannt, nehmen Sie es nicht übel, mein Herr. Ich versicherte zwar, daß ich das nicht thäte, in der That aber war ich mit diesem Fremdethun nicht eben ganz zufrieden, denn ich sahe gar nicht ab, wie ich auf diese Art in ein Gespräch mit ihr kommen sollte. Die Alte rief Frau Colla bey Seite, und sagte ihr mit einem vergnügten Gesicht Etwas, worüber diese in die Hände schlug, und Antoinetten von Herzen gratulirte. Diese dankte mit einem verschämten und geheimnißvollen Wesen. Es wurde noch eine Weile geflistert; ich fieng an, unge-

dultig

duldig zu werden, und dachte wirklich von Antoinetten hintergangen zu seyn. Ziemlich verdrüßlich bat ich die Colla, mein Geld zu nehmen, weil ich nicht lange Zeit hätte. Antoinette wollte sehen, was ich gekauft hätte, und gieng ein Stück nach dem andern durch. Sie finden, sagte sie, wol nirgends so justuöse Sachen, als hier, und um so billigen Preiß. — Schauen Sie, Madam Colla, fuhr sie fort, indem sie alles zusammen in ein seidenes Tuch, was ich auch gekauft hatte, packte, Sie könnten mich immer zur Gehülfinn annehmen — aber Sie sollen mir auch nicht zusehen, sonst lernen Sie was ab, unter diesen Scherz lief sie mit meinen Sachen in einen Winkel des Ladens, tändelte ein Weilchen damit, und überreichte mir denn das Paquet, immer mit der Colla fortscherzend. Warten Sie, sagte diese, ich werde Ihnen vor diesen Neid Ihren Brautputz recht hoch anschlagen. Jetzt fieng die Starkinn an, unter Bändern herumzusuchen, ich sahe wol, daß es ihr Wille nicht war, mit mir zu sprechen, und vermuthete etwas, das mich entscheiden könnte, im Tuche; also nahm ich Abschied, und eilte nach Hause, zu sehen, ob ich recht geurtheilt hätte. Es war so, denn als ich auspackte, fand ich ein vollgeschriebenes Papier, folgendes Inhalts:

Die

Die Verstellung, zu der ich von dem Augenblick, da mir mit Ihrer Bekanntschaft einiger Schein der Hofnung lachte, meine Zuflucht nahm, hilft mir zu der sichern Stunde, in der ich diesen Brief schreibe. Sie haben den jungen Menschen gesehen, welcher gestern öfter als andre mit mir tanzte; ihn hat mir meine Tante zum Manne zugedacht. Sie haben vielleicht auch bemerkt, daß ich nach unsrer gemachten Bekanntschaft freundlicher gegen ihn war, als zuvor; eben so änderte sich mein Betragen gegen meine Tante: ich war so lustig, daß sie nicht errathen konnte, was mir begegnet wäre. Als wir nach Hause fuhren, gab sie mir ihre Zufriedenheit darüber zu erkennen. Tonel, sagte sie, ich halt's für ein gutes Zeichen, daß du diesen Abend so vergnügt warst: dein Liebhaber hat sich auch darüber gefreut, wenn sich doch dein Herz geändert hätte? so ist's, liebe Tante, versetzte ich. Da wir zu Hause ankamen, fragte sie noch einmal, findest du jetzt, daß Rösler deine Liebe verdient? — Vollkommen — Kann ich nun hoffen, daß du auch bald meine Wünsche erfüllen, und zu der allein seligmachenden rechtgläubigen Kirche treten wirst? — Davon wollen wir ein andermal sprechen, jetzt hat man den Kopf so voll Lustbarkeit

barkeiten, und ist zu einer so wichtigen Materie nicht aufgelegt So wurde ich die weitern Fragen meiner Tante los; zur guten Nacht versicherte ich ihr nochmals; daß ich von Herzen vergnügt wäre, und nun nicht mehr glaubte, unglücklich zu seyn, und ich hofte, Gott werde mir in kurzem seinen Willen kund thun, böte also noch um einen kleinen Aufschub. Obwol meine Tante nicht leicht begreifen konnte, wie ich auf dem Balle zu dieser Sinnesänderung gekommen seyn könnte, so schien sie doch nicht den geringsten Zweifel in das, was ich sagte, zu setzen; verschiedene Schmeicheleyen, die sie mir machte, überzeugten mich davon. Sie stand des Morgens sehr frühe auf, um in die Messe zu gehen; ich durfte sie nicht, wie sonst, begleiten; vielmehr trat sie leise vor mein Bette, und als ich die Augen aufschlug, bat sie mich, noch zu schlafen. Ich küßte ihr die Hand und versicherte, daß ich mir diese Erlaubniß gern zu nutze machen wollte, weil ich Kopfweh hätte, sie möchte deswegen so gütig seyn, zu bestellen, daß mich Niemand störte, und lieber selbst die Thür verschließen. Dies that sie; sobald sie aber weg war, schlüpfte ich aus dem Bette, um mit Bleystift an Sie zu schreiben, weil ich nicht absehen konnte, wie es möglich seyn werde,

Sie

Sie bey der Modehändlerinn zu sprechen, ohne Verdacht zu erwecken. Zum Glück fand ich meiner Tante Pult offen; geschwind holte ich mir ein Töpfgen, das in der Nähe stand, goß etwas Tinte hinein, mauste eine Feder und einen Bogen Papier, und zog mich damit in mein Bette zurück, wo ich mirs möglichst zum Schreiben einrichtete. Diese dürftigen Anstalten, einen Brief zu verfertigen, werden Sie nicht wundern, wenn ich Ihnen sage, daß man mir von Anfang meines Hierseyns an, jede Gelegenheit dazu benommen hat. Ich bin froh, daß meine Tante, weil heute ein Feyertag ist, in 2 oder 3 Kirchen geht; unterdessen kann ich fertig werden. Alles aber, was ich Ihnen zu sagen habe, und Sie vielleicht zu wissen verlangen, kann ich diesmal nicht schreiben, ich würde nicht fertig. Aus Angst, überfallen zu werden, schmiere ich ohnehin so geschwind, daß Sie es kaum werden lesen können. Was ich Ihnen aber hier gesagt habe, hielt ich vor nöthig, weil ich zeigen wollte, daß ich wenigstens alles thue, um die Leute um mich her sicher zu machen, dies soll eine Vorbereitung zu dem seyn, was Sie etwa für mich unternehmen wollten. Könnten Sie nichts für mich thun, so würde ich freylich alsdenn desto übler daran seyn.

Ich habe meiner Tante von Hofnung gesagt, daß mir Gott seinen Willen in kurzen bekannt machen werde; dies war keine Heucheley, ich sahe Ihre Erscheinung als einen Grund dazu an, und das verursachte mein gestriges Vergnügen. Mit Recht konnte ich sagen, daß mein Herz geändert wäre: es schlug viel froher; doch heute wird mirs, wenn ich meine Verstellung fortsetzen soll, etwas Zwang kosten, da ich überlegt habe, wie es, zumal bey den jetzigen Zeiten, fast unwahrscheinlich ist, daß Sie oder Philippi mich befreien können. Ich wünschte sehnlich hierüber Ihre Meynung zu hören; wo aber? bey der Colla sehe ich keine Gelegenheit dazu, als daß wir uns Billets zubrächten, und werde ich diese auch immer schreiben können? werde ich auch so oft hindürfen, als hierzu nöthig wäre? Für heute will ich meine Taute bitten, daß ich mir etwas bey ihr auslesen darf, und ich werde die erste seyn, die Begleitung meiner bisherigen Douenna zu verlangen. Noch lasse ich nicht alle Hofnung fahren, wenn es einige Möglichkeit ist, wenn Sie Philippis Freund sind, wenn Sie wissen, daß er mich noch liebt, so sinnen Sie auf ein Mittel, mir wieder in meine Heimath zu helfen. Ich werde Sie alsdenn vor meinen größten Wohlthä-

ter

er halten. Alles, was ich kann, ohne ganz grob u lügen, will ich anwenden, um die Tante, die ılte Aufseherinn und die Colla zu überreden, daß ch bald ihre Wünsche erfüllen werde; wenigstens vird dies uns Beyde vor Verdacht schützen, und ins vielleicht einige Freyheit zuwege bringen.

Ich darf Sie nicht erst bitten, mit unserm Geheimniß behutsam umzugehen. Sie werden sich vorstellen können, wie unglücklich ich wäre, wenn etwas davon herauskäme.

Schreiben Sie mir, ob sie kein Mittel zu iner Unterredung wissen; ich weiß vor der Hand eins, und traue keinem Menschen.

Morgen gegen Abend werde ich bey die Kapuziner in der . . Straße in die Vesper gehen. Sie werden mich in der nächsten Bank bey der Thüre finden, wenn Sie so gütig seyn, und mir Antwort dahin bringen wollen.

Ich überlegte, was für ein Mittel zur Unterredung mit Antoinetten zu finden wäre, und es iel mir ein: daß der Pater Albert aus einem Franziskanerkloster, ein lustiger und gefälliger Mann, den ich schon zweymal besucht hatte, mir dazu verhelfen könnte. Baron Greifenklau kannte ihn auch,

er hatte einen Abend mit uns gespeist, und sie waren gute Freunde geworden. Ich wagte nichts wenn ich dem Baron die Sache entdeckte, auf all Fälle konnte ich doch glauben, daß er sie verschweigen werde. Allein er that mehr; es lag etwas ritterliches in dem Versuch, Antoinetten zu befreyen, man mußte dabey etwas wagen, folglich hatte es ein Verdienst mehr, und es war großmüthig, sich hier zu verwenden, da ihn selbst das Mädchen weiter nichts angieng. In Betracht alle dessen, vereinigte sich mein Baron in dem Vorsatz alles mögliche in der Sache zu thun, sehr willi mit mir. Er war eben auch der Meynung: Pater Albert werde uns die Sache erleichtern könner Wir giengen sogleich zu ihm hin, und fanden ih sehr aufgeräumt. Der Baron hatte ein gute Frühstück besorgt, während desselben fieng er an von den hübschen Mädchens zu sprechen, die in Prag fände. Albert versicherte, daß ein hübsches Mädchen was herrliches wäre. Nicht wahr sagte ich; und weil Sie dies glauben, so nehme Sie es dem Herrn Baron gewiß nicht übel, wen er vorzüglich eine wieder zu sehen und zu spreche wünscht, die sich nicht öffentlich besuchen läßt.

P. Alber

P. Albert. Keinesweges.

Der Bar. Können Sie mir aber nicht dazu erhelfen, wie wäre es, wenn Sie machten, daß vir hier zusammen kämen?

P. Alb. In unsre Kirchen kommen viele hübsche Mädel, warum sollten Sie diese nicht auch ier sprechen können: Sie müssen nur Abrede neh- nen, wenn Sie zusammentreffen wollen.

Der Bar. Ja eben das ist die Sache, die icht so leicht möglich ist, Sie müssen mir dazu ver- elfen.

P. Alb. Wer ist sie denn?

Der Bar. Es ist die Mademoiselle bey der Madam Behnisch.

Aha, sagte der Pater, nun merke ich die lbsicht. Der Baron that, als ob er von diesen Worten gar nicht betroffen wäre; er schien sie aum zu hören. Mit einem zerstreueten Gesicht ahm er eine goldne Dose aus der Tasche, schnupf- e, präsentirte Alberten, besahe sie eine Weile, nd fragte den Pater, wie ihm die Arbeit gefiele?

P. Alb. Sehr schön. —

Der Bar. Aber etwas schwer ist sie, Sie hun mir einen Gefallen, wenn Sie mir selbige bnehmen. —

P. Alb.

P. Alb. Das wäre zu viel. —

Der Bar. Ohne Umstände, es ist eine Kleinigkeit. —

P. Alb. Aber für mich ist sie zu kostbar. —

Der Bar. Einbildung, na! setzen Sie weg. —

P. Alb. So sag ich unterthänigen Dank, gnädiger Herr. —

Der Bar. Beschämen Sie mich nicht — aber wieder auf unsre Mädchen zu kommen, hören Sie, es ist ein hübsch Gesicht.

P. Alb. Auf alle Weis, und ist Ihres Glaubens, nicht wahr, s' möchtens uns gern wieder wegkapern? —

Der Bar. Wie sollte ich das anfangen? aber weil wir einmal darauf zu sprechen kommen, — Sie sind ein vernünftiger Mann, billigen Sie den Gewissenszwang? Wir sind hier allein, was kann der katholischen Kirche an einem Mitglied gelegen seyn, das es nicht von Herzen ist, ich weiß, Sie denken auch so, die Vernunft giebts.

P. Alb. Meineshalben dürfte kein Mensch gezwungen werden, ich denke: laß einen Jeden glauben, was er will.

Wir lobten den Pater über seine tolerante esinnung, sie war aber eine Frucht seiner freyen enkungsart. Albert war ein äusserst sanguini-her Mensch, und hatte Verstand. Da derselbe h unter den Zwang der Kirche in Ansehung ver-hiedener Glaubenslehren nicht gehörig schmiegen ollte, sein flüchtiges Temperament aber ihm nicht laubte, sich auf Erforschung des Wahren oder Irri-n einzulassen, so war er mit sich eins geworden, die eligion als ein Ding anzusehen, welches Ordnung d Wohlstand in der Welt erhält, die Lebensart ler Tausende bestimmt, und damit sie zu alle-m gut seyn möge, geschmückt und gedreht, ver-rzt oder vermehrt werden kann, wie es die Men-en vor gut befinden, ohne daß Gott darwider geringsten etwas einzuwenden hätte. Das Com-ndium seines eignen Glaubens war sehr klein: n müßte Gott als den Schöpfer aller Dinge ver-en, seinen Nächsten eher lieben als Leides thun, d zu seinem eignen Vortheil und Vergnügen die legenheiten nutzen. Diese, zum Theil ehrliche, d zum Theil jovialische Gesinnung des Paters, n uns jetzt zu Statten, da er sie uns ungescheut deckte, machten wir sie uns zu nutze. Er mußte ehen, daß nach seinen eignen Grundsätzen keinem

Menschen

Menschen ein Schaden daraus erwüchse, wenn er uns die Starkinn befreyen hälfe, sie, die in einem beständigen Zwang und Kummer lebte, einen Geliebten hatte, dem sie ihre Treue schwur, und welchem man sie hier entwenden wollte. Wie aber, sagte er: soll ich das machen? ich könnte in das größte Unglück kommen? Wir verlangen nichts antwortete der Baron, was Ihnen zum Nachthei gereichen könnte, wenn Sie aber, ohne Sich in Gefahr zu setzen, etwas beytrügen, so könnten Sie auf 200 Pistolen rechnen, ehe wir Prag verliessen. —

Albert. Ich weiß nicht, wie ichs anfangen soll, daß es nicht herauskäme.

Der Bar. Ich weiß aber, daß Sie der Beichtvater von der Gräfinn R. sind. —

Albert. Nun —

Der Bar. Ich glaube was bey ihr zu gel ten, durch sie kann die Sache gehen; benehmen Sie ihr die Gewissensscrupel, so thun Sie genug. Der Pater versprachs. Er und der Baron kamen überein, daß sie sich noch an demselben Tage zusammen bey ihr einfinden wollten; und wir alle beschwuren das Geheimniß untereinander. Es ward

abgere-

abgeredet, daß Antoinette des dritten Tages zu den Franziskanern in die Vesper kommen sollte, um zu vernehmen, was etwa bis dahin zu Erfüllung ihrer Wünsche beschlossen worden sey. Dies schrieb ich ihr auf ein kleines Billet und brachte es ihr auf den Abend nach ihrer Anweisung in die Kapuzinerkirche. Pater Albert hielt sein Wort und fand die Gräfinn seiner Meynung sehr günstig. Der Baron machte dieser Dame während seines Aufenthalts den Hof; sie war schon aufgeklärter, als es zu dieser Zeit Männer daselbst waren. Pater Albert trug ihr die Sache so vor, daß ihre dennoch christliche Gesinnung nicht dadurch gekränkt ward; er sagte ihr nemlich: eine Widerspenstige wie diese Starkinn, würde eher ein Kind der Hölle werden, wenn sie gezwungen wäre, was zu bekennen, was sie nicht glaubte, als eine Erbinn des Himmels. Dieser Meynung trat sie bey, besonders hielt sie es auch für unrecht, daß Antoinette, als eine verlobte Braut, nun dahin gebracht werden sollte, treulos zu werden, denn sie selbst, ob sie gleich gern Anbeter hatte, war über die Ehre und die Pflichten ihres Geschlechts sehr gewissenhaft. Auf diese Art war es dem Pater Albert desto leichter, sie von aller Sünde loszusprechen, wenn

sie uns behülflich wäre, die Starkinn zu entführen. Es ward demnach beschlossen, daß Antoinette nach Verlauf von 8 Tagen die Stadt verlassen sollte, und man nahm hierzu alle Maaßregeln. Der Abrede gemäs, warteten wir den dritten Abend an der Franziskanerkirche auf sie. Der Baron war um so eifriger auf die Bestehung dieses Abentheuers, daß er mit auf sie wartete; sie kam, aber am Arm des Herrn Röslers. Mein Baron war ganz unwillig darüber, als ich ihm sagte, daß dieser ihr Liebhaber wäre, doch ward er nur um so begieriger, dieses Hinderniß zu überwinden. Antoinette machte mir, als sie vor uns vorbeygieng, ein Zeichen, als wollte sie sagen: ich konnt's nicht ändern, welches der Baron bemerkte; er sann darauf, wie er diesen Menschen entfernen wollte. Ich stellte ihm vor, daß dieses unmöglich wäre, bat ihn, ihr zu folgen, und sie nicht aus den Augen zu lassen, indessen ich um eine Ecke herumgehen, und auf einem Blatt von meiner Schreibtafel ihr kürzlich das Abgeredete melden wollte. Dieser Vorschlag gefiel ihm, und ich schrieb ihr: Begeben Sie sich auf den Donnerstag Abend um eilf Uhr an das Palais der Gräfinn R. da werden Sie einen Wagen finden, der Sie weiter bringen soll. Spielen Sie

Ihr

Ihre Rolle so gut Sie können, und verlassen sich wegen des Uebrigen auf Ihre Freunde. Dies schrieb ich so leserlich, als es mit der Bleyfeder möglich war, und legte es behutsam zusammen, um es nicht zu verlöschen. Eben stand sie auf, um aus der Kirche zu gehen, als ich den Baron hinter ihr stehen sah; ich drängte mich zwischen das Volk, als ich an sie heranwar, zog ich sie beym Kleid, und glücklich spielte ich das Blatt, ohne daß Rösler es gewahr ward, ihr in die Hand, und ahe, daß sie selbige damit zurückzog.

Während der Zeit, die bis zu dem bestimmten Abend vergehen sollte, hörten wir weiter nichts von ihr, wir mußten den Ausgang dem Glück und ihrer Klugheit überlassen; von der letzten hatte ich schon Beweise, wir hoften also viel davon.

Die Gräfinn schickte den Tag vor der bestimmten Abreise nach einem Lohnkutscher und sagte ihm, es wäre ein junges Mädchen aus einer vornehmen bürgerlichen Familie in der Stadt, die einen Fehltritt begangen hätte, und der Niederkunft nahe wäre, da sie sich nun für dieses Haus interessirte, und das Mädchen gern bey Ehren erhalten wollte, so wäre sie gesonnen: selbiges bey

Nacht auf ihre Güter, welche etliche Meilen von der Stadt lägen, zu schicken, von da sie weiter gehen würde. Es ward also abgeredet, daß er die folgende Nacht um 11 Uhr an ihrem Hausthor sich einfinden sollte, wo er diese Person nebst einer Mannsperson, die sie begleiten wollte, finden würde; sie aber, die Gräfinn, wollte besorgen, daß man das Thor öfnete; über alles das ward ihm die Verschwiegenheit anbefohlen, und diese letztere Forderung ward mit einem Dukaten unterstützt und ihm für die Fuhre noch sechs Stück versprochen. Die Gräfinn machte dem Gouverneur in einer Assemblee eben diese chose confidence; er hatte als ein galanter Mann darüber gescherzt aber auch versprochen: das Verlangen der Gräfinn zu erfüllen, und das Thor öfnen zu lassen wenn eine Kutsche unter dem bestimmten Signa sich melden würde.

Das vierzehnte Kapitel.

Angst! Angst! Befreyung, Verdruß, Freude übe Freude! und Aussöhnung.

Alles war zu Antoinettens Flucht aufs best eingeleitet; ich war verschiedene Tage vorher nich meh

mehr ausgegangen, um vergessen zu werden, weil ich mit ihr reisen wollte, und nun verfügte ich mich um die bestimmte Stunde an den Ort unserer Verabredung. Der Kutscher kam pünktlich, es fehlte an nichts, als an der Heldinn des Stücks: eine, zwey, drey Viertelstunden warteten wir geduldig; als sie vorbey waren, ohne daß sich unsere Dame einfand, fieng der Kutscher an zu brummen, mir selbst ward sehr angst, die Gräfinn ben machte das Fenster auf und zu. Jetzt schlugs wölfe; die Gräfinn kam herunter: ist sie noch icht da, sagte sie, was soll daraus werden? Ich nuß den Kutscher wieder fortschicken, und den Gouverneur habe ich auch umsonst angeredet, doch ies wäre das wenigste: wo sie aber auf der Flucht rtappt wird, und es kommt heraus, daß ich mich arein melirt habe! — Hätte ich es doch bleiben lassen! Ich sagte ihr: daß Antoinette vielleicht mein Billet, welches mit Bleystift und sehr eilig geschrieben worden, nicht hätte lesen können, wenn dies aber uch nicht wäre, und ihre Absicht sollte entdeckt worden seyn, so könnte sie, die Gräfinn, dennoch n keinen Verdacht kommen, weil ich der Starkinn los gemeldet hätte, daß sie sich an ihrem Palais infinden sollte, ohne ihr ein Wort davon wissen zu lassen,

lassen, daß sie etwas zu unserm Fortkommen bey-trüge. Dies beruhigte sie einigermaßen, ich mußte ihr den Kutscher hinrufen, sie sagte ihm: er sollte noch etliche Minuten verziehen, und käme diese Person denn nicht, so könnte er immer nach Hause fahren, sie wäre alsdenn vielleicht verhindert worden, und es müßte einen andern Abend geschehen, auf alle Fälle aber würde er bezahlt werden. Hierauf gieng die Gräfinn halb ruhig zurück, und legte sich schlafen; sie war diesen Abend mit Fleiß zu Hause geblieben, damit sie sähe, wie es ablaufen würde, es war ihr aber leid, daß sie nicht ausgegangen, und die halbe Nacht auf dem Balle geblieben war, weil alsdenn vielleicht desto weniger Verdacht auf sie gekommen wäre, wenn etwas Widriges vorfiele. Ich war in einer grausamen Unruhe, das Entdecktseyn schien mir der schlimmste Fall, denn er benahm alle Hofnung zu weitern Versuchen. Es schlug ein Viertel auf 1 Uhr; der Kutscher machte Anstalt nach Hause zu fahren, ich war ausser mir, noch eine einzige Minute, sagte ich, warte er, guter Freund und kaum hatte ichs gesagt, als Antoinette erschien, ich erkannte sie augenblicklich, und weg war mein ganzer Kummer. — Bin ich hier recht, sagte sie mir

leise

eiser Stimme? Ja, antwortete ich, geschwind
steigen Sie ein. Mit diesen Worten hob ich sie in
den Wagen, und folgte ihr ungesäumt. Aber in
dem Augenblick entstand ein Lerm auf der Straße,
es kamen einige Leute mit einer Fackel; Antoinette
ward ohnmächtig, und fiel mir in die Arme: unser
Kutscher aber hieb seine Pferde an, und rollte mit
uns fort. Weil dies alles in währendem Einsteigen
geschah, und ich Antoinetten halten mußte, konnte
ich den Schlag an dem Wagen nicht zumachen;
immer gewärtig, daß unserm Kutscher zugerufen
werden würde: er sollte halten, dachte ich weder
daran, ihn zuzumachen, noch Antoinetten einige
Hülfe zu leisten. In meinem Leben war ich in keiner
solchen Verwirrung und Unentschlossenheit gewesen,
wircklich war die Sache sehr gefährlich, zum Glück
war es aber nur ein panisches Schrecken, denn
die Fackel gieng seitwärts in eine andre Gasse; so
bald ich dies sahe, ward ich wieder ruhig. Jetzt
fiel mir ein, daß ich Ungarischen Wein bey mir
hatte, ich langte geschwind die Flasche und
drückte Antoinetten etwas davon ins Gesicht; sie
erholte sich eben so gut davon, als wenn's Eau de
lavente oder, Eau de mille fleurs, Eau sans pareille
und dergleichen gewesen wäre; seyn Sie ruhig, sag-
ich,

te ich, der Lerm hat uns nicht gegolten, wir sind schon weit von ihm weg; sie setzte sich, ich machte den Schlag am Wagen zu, und nun überließen wir uns dem Kutscher, welcher, sobald er die Losung gab, zum Thore hinausgelassen ward. Antoinette war noch immer sehr schwach, ich bat sie, etwas Wein zu trinken, sie thats, und erholte sich, nahm aber doch ihr Flaçon zur Hand, damit, wenn sie wieder ohnmächtig würde, ich sie doch wenigstens auf eine schickliche Art ins Leben zurückrufen könnte. Ich nahm mir vor, nie wieder mit einer Dame zu reisen, ohne einen Vorrath von galanten Mitteln wider Ohnmachten bey mir zu führen, damit ich ihnen nicht in solchen Fällen mit etwas zu Hülfe kommen müßte, wovor sie sich zu schämen Ursach hätten; eine artige Dame wird gewiß niemals, wenn es nicht die äußerste Noth erfordert, von dergleichen plumpen Dingen, als Wasser, Wein, Brandtwein u. d. g. zu sich kommen.

Die Starkinn gestand mir jetzt: daß nur die Angst ihr habe eingeben können, vor den Leuten mit der Fackel zu erschrecken, weil sie bey ihrem Weggehen alles schlafend verlassen hätte, und auch für diese Nacht an kein Nachsetzen zu denken wäre.

Unser

Unser Kutscher fuhr rasch mit uns fort, wir wurden nun ganz ruhig; Antoinette dankte Gott für ihre Befreyung, und denn auch mir, und nun wollte sie wissen, wie ich es damit angestellt hätte? wer die Freunde alle wären? auf die sie sich, wie ich ihr geschrieben hätte, verlassen sollte? rc. Ich erzählte ihr alles, bat aber dagegen, mir ebenfalls zu sagen, wie sie es angefangen, so unvermerkt aus dem Hause ihrer Tante zu kommen.

Als ich, sagte sie, Ihr Papier gelesen hatte, sann ich auf nichts mehr, als auf die beste Art zu entkommen. Zu dem Ende spielte ich die Rolle einer vollkommen zufriedenen und vergnügten Person fort, doch ich war es auch, denn ich zweifelte nicht, daß unser Vornehmen gelingen würde, — ich hatte mir einmal in den Kopf gesetzt: die Vorsehung habe Sie meinetwegen nach Prag geführt; wenigstens machte diese Einbildung mir Muth. Meine Tante glaubte nun: daß es zu Erreichung ihres Endzwecks nicht die geringste Schwierigkeit mehr setzen werde, und wollte bald den genauern Religionsunterricht mit mir vornehmen lassen. Indessen ließ sie mir alle mögliche Freyheit, ich benutzte sie aber so wenig als möglich, und kam nicht

von ihrer Seite. So blieb es bis diesen Nachmittag, wo ich nur noch wenig zu beobachten hatte.

Es wäre mir leicht gewesen, unsern Hausknecht, welcher gern trank, in den Stand zu setzen, daß er mir gutwillig den Hausschlüssel gab; allein, meine Flucht sollte durch kein Vergehen bewirkt werden, und es wäre doch eins gewesen, wenn ich diesen Menschen dahin brachte, wider seine Pflicht zu handeln. Zudem, wenn ich das Haus auch leise öfnen könnte, so konnte ich es doch ohnmöglich von aussem wieder zuwerfen, ohne einen Lermen zu machen, und offen hätte ichs nicht lassen können, meine arme Tante wäre vielleicht auf mehr als eine Art erschreckt worden; das Mittel, auf diese Art zu meinem Zweck zu gelangen, ward als ein Verbrechen verworfen. Es blieb mir überhaupt nur ein Einziges übrig: Eine Stiege über uns, logirt eine Familie, deren einziger Sohn ein Nachtschwärmer ist, er kommt selten vor Mitternacht heim, und seine Aeltern, welche zwar wünschten, daß er ordentlicher leben möchte, haben ihr Ansehen bey ihm verscherzt, so daß er sich wenig an ihre Erinnerungen kehrt. Damit aber keine Unordnung im Hause passirt, und es nicht

nicht Verdruß setzen soll, so muß immer Eins von ihren Leuten Achtung geben, um ihn, wenn er kommt, mit dem Hausschlüssel, den sie für sich haben, leise hereinzulassen. Nun wohnten in der nächsten Straße, welche an unsre stößt, drey Mädchens, die, weil sie sehr lustig lebten, eben nicht den besten Ruf haben. Meine Tante wollte nicht, daß ich Umgang mit ihnen haben sollte, und ich wünschte mir es auch nie, sie waren aber, wenn sie mich sahen, sehr freundlich, und redeten mir immer von einem jungen Grafen vor, der sich in mich verliebt hätte, und mich zu sprechen wünschte. Dies war mir nicht unbekannt, er befand sich in der Kirche immer an meiner Seite, und hatte auch verschiedenemale bey uns Besuche gemacht, allein, meine Tante, welche für Röslern eingenommen war, und es wol wußte, daß der Herr Graf kein Heyrather für mich seyn könnte, machte ihm sehr unfreundliche Gesichter. Also hatte er sich an die Mädchens gewendet, und diese plagten mich schon lange, daß ich doch einmal suchen sollte, auf eine Stunde abzukommen, um sie zu besuchen, der Herr Graf wünschten mich zu sprechen; und es würde mich nicht reuen, wenn ich seine guten Absichten hörte; ja, sogar gaben sie mir zu verstehen,

daß

daß er an dem Zwange, den man meinem Gewissen anthun wollte, ein Mißfallen hätte, und mich davon zu befreyen wünschte. Wie viel ich von einer solchen Befreyung für Ehre und Rechtschaffenheit zu hoffen gehabt hätte, konnte ich leicht schließen, da der Graf ein sehr leichtsinniger Mensch war. Ich habe nie einen Gedanken gehabt, diesen Anlockungen Gehör zu geben, ja, einmal war ich im Begriff, es meiner Tante zu sagen, was man mir vorschlug, und ich hätte es ohne Zweifel gethan, wenn ich es nicht für einfältig hielt, wenn ein Mädchen solche Zumuthungen Andern klagt, so bald es in ihrer Gewalt steht, sie in der Stille von sich abzulehnen. Da ich Ihren letzten Brief gelesen hatte, fiel mir ein, mich dieser Mädchen zu meinem Fortkommen zu bedienen, und ich denke, daß ich den Betrug, den ich ihnen spielen wollte, und wirklich gespielt habe, wol verantworten kann. Diesen Nachmittag also bat ich meine Tante, sobald wir vom Tisch aufgestanden waren, mir zu erlauben, daß ich auf eine Stunde zu einer guten Freundinn gehen, und ihr allerhand Muster in Marly zu nähen, hintragen dürfte, wofür diese Tages vorher in meiner Tante Gegenwart, als wir zusammen an einem Ort Coffee tranken, versprach,

sprach: daß sie mir eine neue Art Blumen aus Seide zu machen lernen wollte. Die Tante bewilligte es recht gern, es durfte mich, weil es nicht weit war, und mir jetzt getrauet ward, Niemand begleiten. Ich mußte vor den Fenstern jener Frauenzimmer vorbeygehen; Eine davon war immer daran zu finden. Ich sahe hinauf, und grüßte sie freundlich, sogleich bat sie mich, zu ihnen zu kommen, ich rufte ihr zu: daß ich nicht Zeit hätte, und machte ein Zeichen, daß sie herunter kommen möchte. Sie erschienen. Ich kann ohnmöglich, sagte ich, zu Ihnen kommen, wollen Sie mir aber was sagen, so thun Sie es geschwind hier. Sogleich kam der Graf aufs Tapet. Ich stellte mich, als wenn ich ihn doch einmal zu sprechen wünschte, aber, setzte ich hinzu, bey Tage geht das nicht an — Nun, wenn Sie doch auf den Abend wegkommen könnten — Sie wissen, wie ich bewacht werde, unsre Leute würden mich nicht herauslassen; aber wenn ihr Herr Graf der Köchin von Herrn Lutz, der in unsrer zweyten Etage wohnt, Etwas gäbe, und es ihr sagte, daß sie mich diesen Abend um 11 Uhr herausließ, so könnts gehen, wegschleichen wollte ich mich schon, nur selbst antragen mag ich's dem Mädchen nicht, sie könnte mich verra-

theil,

then; sagt er es ihr aber, und giebt ihr ein gutes Trinkgeld, so wird sie wol aufpassen, sie hat immer den Schlüssel, und wartet auf ihren jungen Herrn. Die Mädchens schlugen vor Freuden in die Hände, und versprachen, alles zu besorgen. Ich gieng zu meiner guten Freundinn, und nach einer Stunde mit meinen Blümchen wieder nach Hause. Eine Weile darauf sahe ich den Grafen richtig ankommen; er lief die 2te Treppe hinauf, hatte sich bey Herrn Lutze nach was erkundigt, und der Köchin gesagt, sie möchte ihm folgen, es wäre ein Dukaten für sie zu verdienen. Sie gieng einen Augenblick nach ihm herunter; er wartete in einer Ecke, ich sah ihn mit ihr sprechen, als sie zurückkam, gieng ich heraus, weil sie vor mir vorbeygehen mußte: wir lachten einander geheimnißvoll an, sie erzählte mir in der Geschwindigkeit, was der Graf mit ihr geredet hatte, und ermahnte mich, diese Nacht um 11 Uhr parat zu seyn; ja, ja, sagte ich, und drückte ihr auch einen Gulden in die Hand, sie muß mich aber auch nach Zwölfen wieder herein lassen, sie versprach es, und nun gieng jeder von uns seiner Wege.

Wir hatten auf den Abend Gäste, also saßen wir länger als gewöhnlich am Tisch, und nun hat-

te ich zweyerley Angst auf dem Herzen: einmal sahe ich wol, daß ich zur bestimmten Stunde nicht fortkommen würde, und denn fürchtete ich, der Graf werde mich auf der Gasse erwarten, wenn das war, mußte ich doch mit fort; für das Letzte ergrif ich ein Mittel, ich suchte nemlich die Lutzische Köchinn zu sprechen, und sagte ihr, sie möchte doch um 11 Uhr nachsehen, ob der bewußte Herr etwan unten wartete, und denn sollte sie ihm nur sagen, daß ich nicht eher weg könnte, bis alles zur Ruhe wäre, er sollte nur gehen, ich würde gewiß nachkommen. Sobald unsre Gäste weg waren, legten wir uns zur Ruhe, es war aber schon halb zwölfe, als dies geschah; eine Viertelstunde darauf fragte mich meine Tante, ob ich schlief, aber ich gab kein Zeichen des Lebens von mir, ich hörte sie nachher noch lange husten und stöhnen. Als ich endlich merkte, daß sie eingeschlafen war, fuhr ich hurtig in die Kleider, die ich da liegen hatte, schlug meine Enveloppe um, riegelte sachte auf, und so schlüpfte ich, die Schuhe in der Hand, hinaus, indem ich meiner Tante eine herzlich gute Nacht wünschte. Die Lutzische Köchinn stand an der Treppe parat, und ließ mich in aller Stille auf die Straße. Dies ist also die Ursache, weswegen ich so viel später

kam,

kam, als ich sollte, ich war nicht wenig besorgt, daß ich Niemanden mehr finden möchte, der auf mich wartete; wie froh bin ich, daß noch alles gut abgelaufen ist! Für diese Nacht bin ich, wie ich schon erwähnt, wenigstens gut, daß uns kein Mensch nachkommen wird, der Graf und seine gute Freundinnen werden, wenn sie sehen, daß ich nicht komme, weiter nichts denken, als daß ich diesmal nicht fortkonnte, und folglich nicht nachfragen: wo ich bleibe, morgen früh wird es in meiner Tante Haus erst gemerkt werden, daß ich entlaufen bin, bis dahin hoffe ich nach Ihrer Zusage, daß ich mich auf meine Freunde verlassen soll, doch wol in einiger Sicherheit zu seyn. Ich versprach es ihr, obwol ich den Weg selbst nicht kannte, den man uns führte, aber die mondenhelle Nacht, der gute Weg und die Schnelligkeit unsers Kutschers, dessen guten Willen ich durch meinen Wein stärkte, war unserm Vorhaben sehr günstig. Der Ausgang entsprach meiner Zusage, denn wir langten noch vor fünf Uhr auf dem Schlosse der Gräfinn R. an; der Schloßverwalter befolgte die Ordre, die wir ihm von seiner Herrschaft mitbrachten, ohngesäumt, sie hatte ihm fast so geschrieben, wie sie dem Kutscher gesagt hatte,

und

und befohlen, daß er uns mit den besten Pferden bis in die nächste Stadt sollte bringen lassen. Wir zahlten jenen Kutscher aus und giengen ungesäumt ab.

Unsere fernere Reise gieng glücklich von statten. Antoinette nahm unterwegens das erste beste Mädchen an, das mit ihr gehen wollte, welches ich um meiner Leserinnen willen anmerke, weil sie es wider den Wohlstand finden könnten, daß sie mit einer jungen Mannsperson allein reiste; übrigens hatte sie bey einem so kaltblütigen Menschen als ich war, nichts zu befürchten. Dennoch bitte ich meine schöne Leserinnen, überzeugt zu seyn, daß ich galant genug war, meiner Reisegefährtinn die Zeit recht angenehm zu vertreiben, wozu der kleine Streit, den wir zusammen hatten, auch das Seinige beytrug.

Dieser Streit betraf keinen Andern, als unsern beyderseitigen Freund Philippi. Nachdem ich auf meinen Vortrag gehörig studirt hatte, hinterbrachte ich ihr: wie er sie lange beklagt hätte, wie man ihn mit einer gewissen Louise Stark, die der Hanoveraner, der einst um ihre Hand anhielt, einige Zeit als blosse Liebhaberinn bey sich gehabt, hernach geheyrathet hätte, auf die Mey-

nung gebracht, daß sie diese Person wäre. Ich schilderte ihr seinen Kummer darüber, und das stürmische Anhalten seiner Aeltern, eine andre zu wählen, welchem er so lange widerstanden hätte, bis er, durch die nochmals bestätigte Nachricht, die von jener Starkin eingeholt wurde, von ihrer Untreue überzeugt zu seyn geglaubt hätte — So hat er also doch geheyrathet, sagte Antoinette, und Sie haben mich hintergangen.

Ich. Ich habe Sie nicht hintergangen, Mademoiselle, wenn ich Ihnen sagte, daß er nicht verheyrathet wäre, denn seine Frau ist wieder tod.

Antoinette. (etwas empfindlich) Er wird auf die Art bald mit seinen Weibern fertig?

Ich. Es ist nicht seine Schuld. Diese Letzte, die er ganz ohne Neigung blos aus Gehorsam und Liebe zu seinen Aeltern von ihrer Hand annahm, starb als Wöchnerinn, weil sie die Blattern dazu bekam, da sie nun einmal seine Gattinn und gewiß eine trefliche Person war, so hatte er sie aufrichtig beklagt.

Antoinette. Das hat er auch recht gemacht, denn er wird vielleicht nicht so bald eine Andre

bekom-

bekommen; man wird sich fürchten, seine Bräute und Weiber sind unglücklich.

Ich. Sie sind aufgebracht gegen ihn? bedenken Sie aber, was ich Ihnen schon erzählt habe: daß ihn Ihr Verlust lange genug schmerzte, und daß er nicht eher den Bitten seiner Aeltern Gehör gab, bis er von Ihrer völligen Treulosigkeit versichert zu seyn dachte.

Antoinette. Aber wie war es möglich, mich mit Jener zu verwechseln? und Hannover ist doch nicht in einem andern Welttheile, das ließe sich ja genau erfahren?

Ich erzählte ihr nochmals alles ausführlich, und gab ihr zu überlegen, daß, weil Name und Vaterland so vollkommen eintraf, Philippi gar nicht mehr zweifeln, und an keine nähere Untersuchung denken konnte. — Schon gut; sagte sie, ich vergeb's ihm recht gern, wie war es ihm auch zuzumuthen, daß er mir ewig treubleiben sollte.

Ich. Gestehen Sie nun, daß er zu entschuldigen ist?

Antoinette. O ja! Ich entschuldige ihn, aber gestehen Sie auch, daß, da er einmal sein mir gegebenes Wort gebrochen hat, ich nun wei-

 ter

ter in gar keiner Verbindung mit ihm bin? also seyn Sie so gütig, ihn nicht mehr meinen Bräutigam zu nennen. —

Ich. Ich hoffe, Philippi wird das besser beantworten, als ich.

Antoinette. Ich denke nicht, er wird es selbst gestehen müssen.

Ich. Aber wenn er jetzt aufs neue um Ihre Hand wirbt?

Antoinette. Ich werde nach Magdeburg zu meines Vaters Bruder gehen.

Ich. Eine Nacht werden Sie doch in Frankfurt bleiben?

Antoinette. Zielen Sie, wie Sie wollen, freylich werde ich das thun, da ich noch Verschiedenes da habe, was ich mitnehmen muß, aber Ihren Herrn Philippi brauche ich darum nicht zu sehen.

Ich. Wie? Sie wollten ihn nicht grüßen? Ich dächte nicht, daß er diese Geringschätzung verdiente, wenn er auch nur Ihr Freund, Ihr Schwager gewesen wäre. Ich habe Ihnen gesagt: was er alles um Sie gelitten hat, Sie wollen es ihm aber durch die bitterste Rache vergelten.

Antoinette.

Antoinette. Bin ich ihm nicht treu geblieben? war Rösler nicht auch ein Mensch, der gefallen konnte? Ich muß Ihnen sagen, daß, wenn ich ihm Gehör geben wollte, ich nicht einmal die Religion ändern durfte; er hat mir das oft gesagt, und verlangte nur meine Hand. —

Ich. Das war sehr edel von Röslern; und ist lobenswürdig an Ihnen, daß Sie demohngeachtet standhaft blieben; aber hätten Sie es auch gethan, wenn Ihnen Jemand mit so vieler Wahrscheinlichkeit hinterbracht hätte, dieser Philippi habe sich kurz, nachdem er Sie verloren, scherzend und freudig in einer Andern Arme geworfen?

Antoinette. Ich hätte es ihm nicht zugetraut.

Ich. Wenns eine Weile nachher noch einmal mit noch mehr Umständen wäre bekräftigt worden, hätten Sie's gewiß geglaubt.

In solchem Streit brachten wir unsre Reise meist zu. Antoinette war mehr verdrüßlich darüber, daß sie Ursache hatte, böse zu seyn, als daß sie es in der That gewesen wäre. Sie versprach mir auf meine wiederholte Bitte: Philippin zu sehen; ich mußte ihr hingegen versprechen, ihm zu sagen, daß sie ihn nur als ihren ehemaligen Schwager-

ger grüßen, und bald wieder von Frankfurt abgehen wollte; ich will ihn, setzte sie hinzu: blos darum sehen, damit er weiß, daß ich nicht weiter böse auf ihn bin, weil auch seine Frau noch nicht lange tod ist, bin ich überhaupt sicher, daß er sonst an nichts denken kann, und daran wird er auch sehr wohl thun. Ich hoffe: wir werden immer fremde gegen einander bleiben. — Schon gut, dachte ich, Nettchen wird sich wol zureden lassen.

Sie kehrte in Frankfurt bey ihrer ehemaligen Wirthinn ein, welche sie bat: noch Niemanden etwas von ihrer Ankunft zu sagen, und verlangte, daß ich den Abend vollends bey ihr zubringen sollte, dadurch wollte sie mich, wie ich wol merkte, verhindern, noch selbigen Abend zu Philippin zu gehen; denn sie hatte die Rolle noch nicht genug studirt, die sie gegen ihn spielen wollte. Den ganzen Abend war sie verdrüßlich und stille, woran eben diese Verlegenheit Schuld war. Sie hatte ihm etwas zu vergeben, und stritt mit sich, ob sie es thun sollte, oder wie lange sie sich darum sollte bitten lassen. Auch mischte sich wol gar Sorge mit hinein, ob er auch dringend genug bitten? ob er ihre Vergebung jetzt wirklich suchen würde?

Erst

Erst 5 Monate war seine Frau tod, vielleicht erlaubte es die Achtung vor der Verstorbenen nicht, daß er ihr jetzt von Liebe vorspräche, und es schickte sich doch nicht für sie, abzuwarten, bis er mit der Zeit für gut befände, sich wieder um sie zu bewerben. Er hatte sie überhaupt zu sehr beleidigt, um weiter auf ihn zu denken, hier war nichts bessers zu thun, als gleich wieder abzugehen. Uebermorgen reise ich nach Magdeburg, Herr Robers, sagte sie; nachdem sie eine lange Weile stille dagesessen, und ohne Zweifel alles Obige gedacht hatte. — Sehr wohl, versetzte ich.

Ant. Thun Sie mir den Gefallen, keinem Menschen etwas davon zu sagen, daß ich hier bin.

Ich. Sobald Sie es nicht haben wollen, werde ich es nicht thun, aber es wird ja doch herauskommen. — Sie schwieg — Bedenken Sie nur, wenn Sie sich keinem Menschen von ihren Bekannten zeigen, so siehts eben aus, als ob Sie bisher in einem verdächtigen Zustande gewesen wären.

Ant. Sie haben recht, ach Gott! ich bin einmal unglücklich!

Sie weinte, ich redete ihr zu, und ließ sie bemerken, daß Gott, der sie bisher beschützt, sie

gewiß

gewiß nicht zu ihrem Unglück in ihr Vaterland zurückgeführt haben werde. Von Philippin erwähnte ich weiter nichts, weil ich alles, was ihn betraf, ihm selbst überlassen wollte. Sie schien es mir Dank zu wissen, denn auf diese Art durfte sie mich nicht noch einmal bitten, daß ich ihn nicht zu ihr führen möchte.

So früh ich konnte, gieng ich des Morgens zu ihm. Als ich anfangen wollte, meine guten Nachrichten auszupacken, unterbrach er mich, indem er mir erst was zu erzählen hatte, wovon er gewiß zu seyn glaubte, daß es mir neu wäre: denken Sie, sagte er, meine arme Antoinette, die ich verachtet habe, der ich untreu war, ist nicht in Hannover.

Ich. Nicht? —

Phil. Nein, es ist ein Mensch hier, der bey dem Manne, welcher sie geheyrathet haben sollte, in Diensten war, eben dieser Kerl ist in dem nemlichen Orte zu Hause, wo diese, die wir alle mit meinem lieben Mädchen verwechselt haben, her ist. Es ist richtig, sie heist Starkinn, ist aber eines Pachters Tochter, eigentlich aus der Gegend von Magdeburg. Der Mensch ward im Bierhause

mit

mit meinen Leuten bekannt, und so ists herausgekommen, ich habe auch selbst mit ihm gesprochen.

Ich. Das ist doch besonders.

Phil. Ich wollte, daß ich dabey so gleichgültig seyn könnte, wie Sie, aber ich bin seit dieser Nachricht wieder der niedergeschlagendste Mensch von der Welt.

Ich. Wenn wir Ihre rechte Starkinn nun wüßten, so holten wir sie, da Sie Wittwer sind, und machten Hochzeit mit ihr.

Phil. Wenn Sie sonst keinen Trost haben, den weiß ich auch.

Ich. Hören Sie, Herr Philippi: ich dächte, wir suchten sie.

Phil. Herr Robers, entweder Sie wollen mich zum Besten haben, oder es ist sonst was mit Ihnen vorgegangen; doch Sie sind in der großen Welt gewesen, da scherzt man überall.

Ich. Nun seyn Sie nicht böse, jetzt will ich im Ernst mit Ihnen sprechen: Es verdrüßt mich selbst, daß Antoinette so verkannt worden ist, und hat mich eher verdrossen, wie Sie.

Phil. Wie mich? wußten Sie es eher?

Ich. Vielleicht —

Phil. Robers! um aller Freundschaft willen, Sie wissen was von ihr! Nun merke ich, was Ihre Gelassenheit sagen will.

Ich. Nun ich weiß, daß sie an keinen Andern gedacht hat.

Phil. Wo ist sie? bester Freund!

Ich. (lächelnd) sie bestehen also darauf, daß ichs wissen soll?

Phil. O gewiß, lieber Robers, gewiß! quälen sie mich doch nicht!

Ich. Sagen Sie mir: haben Sie in ihrem Leben nicht daran gedacht, daß sie eine Tante in ... hat?

Phil. Himmel! Welt! jetzt gehen mir die Augen auf. Ich Dummkopf! also da ist sie? O, ich will hin, ich muß sie wieder haben.

Ich. Als ob das so leicht angienge.

Phil. Sie haben Recht, leider, leider. — Aber wie geht es ihr denn? hat sie die Religion geändert.

Ich. Nein, sie war nicht dazu zu bringen.

Phil. Gutes liebes Mädchen — haben Sie mit ihr gesprochen?

Ich. Ja.

Phil. Sie leidet vermuthlich recht viel.

Ich. Sie hat viel gelitten, weil sie immer nach Ihnen seufzete. Es ist ein gewisser sehr hübscher Junge in Prag, ein vernünftiger, artiger, reicher Mensch, der sie ungemein liebt, er wollte nur ihre Hand haben, sie aber in ihrem Glauben ungestört lassen: aber sie ist standhaft geblieben.

Phil. Ich Unmensch! bin ich das werth? Aber wie konnte ich auch das alles wissen? Sie müssen selbst gestehn, daß ich lange genug standhaft blieb, und das jene Hannöversche Geschichte zu wahrscheinlich war. Sie wissen auch, mit welchem Widerwillen ich geheyrathet habe. Sie selbst haben mir zugeredet.

Ich. Alles das habe ich ihr erzählt.

Phil. So, haben Sie es ihr also gesagt? vermuthlich mag sie jetzt nichts mehr von mir hören; hätten Sie es ihr doch lieber verschwiegen, nun wird sie den andern wol heyrathen.

Ich. Nein.

Phil. Hätten Sie es ihr lieber nicht gesagt.

Ich. Sie erfuhr's ja doch in der Folge. Ich habe Ihr Wort aufs Beste geredet.

Phil. So weiß Sie doch auch, daß ich jetzt wieder Wittwer bin?

Ich.

Ich. Natürlich sagte ich ihr das.

Phil. Ich will an sie schreiben.

Ich. Sprechen Sie lieber selbst mit ihr.

Phil. Ja, das will ich thun, ich will hinreisen, will sie zum wenigsten sehen.

Ich. Nun, so kommen Sie mit mir.

Phil. Jetzt gleich? Robers! Bester Junge, sie ist wol gar hier?

Ich. Ich soll es Ihnen zwar nicht sagen, aber da Sie es nun einmal errathen haben, so mags drum seyn.

Er war ausser sich vor Wonne, fiel mir um den Hals, warf seinen Schlafrock ab, lief, sich anzukleiden, kam zurück und fragte: warum er es denn nicht wissen sollte, daß sie hier wäre, gieng und rief seinen Bedienten: kam wieder zurück, und wollte wissen, ob sie sehr böse wäre; fieng an sich selbst zu frisiren, warf alles wieder hin, und umarmte mich aufs neue. Ich ließ ihn ausbrausen, alsdann bat ich ihn, sich ruhig anzukleiden, und mir indessen zuzuhören; und nun erzählte ich ihm alles, was sich zugetragen hatte, und wie ich ohngefähr glaubte, daß sie in diesem Augenblick gestimmt wäre. Wir giengen denn zusammen hin. Er hatte unterwegens tausenderley zu fragen, und

lief

lief dazu, daß ich ihm kaum nachkommen konnte. So laufen Sie doch nicht so, sagte ich, ich bin noch müde von der Reise.

Phil. Ach, Sie haben ja im Wagen gesessen.

Ich. Das ermüdet eben.

Phil. Gut, ich will Sie ein andermal beklagen, jetzt machen Sie nur, daß wir hinkommen. Aber wenn sie sich nun nicht vor mir sehen ließe.

Ich. Ich werde für Sie bitten; ich stehe recht gut bey ihr, um meinetwillen wird sie's thun.

Phil. So, um Ihrentwillen, Sie stehen gut bey ihr.

Ich. Was ich Ihnen sage.

Sie werden mich doch nicht eifersüchtig machen, sagte er, war aber doch halb böse über diesen Scherz. Indessen kamen wir an, und die Angst, ob seine Geliebte ihm auch vergeben würde, besiegte den kleinen Anfall von Eifersucht. Lieber Freund, sagte er, ich weiß, daß Sie gescherzt haben, und daß ich meine Antoinette Ihnen danke, helfen Sie mir nun auch sie wieder gut machen. Dazu werden Sie keine Hülfe brauchen, versetzte ich, sie liebt Sie in der That viel zu sehr, als daß

sie

sie lange zürnen sollte. Ich pochte an, sie kam mir aufzumachen. Als sie Philippin bey mir stehen sah, erröthete sie und trat einen Schritt zurück; er stieß mich fast um, warf sich ihr zu Füßen, und stammelte etwas Verwirrtes durcheinander, was seine Thränen nur noch unverständlicher machten. Antoinette war die erste Minute halb böse, halb erfreuet; die zweyte zwang sie sich noch böse zu thun, aber ihre eignen Thränen verriethen sie. Ich vergebe Ihnen alles, Herr Philippi, sagte sie; künftig werde ich Sie als meinen ehemaligen Schwager und guten Freund betrachten; damit aber ließ er sich nicht abfertigen, sie sollte ihm versprechen, die Seinige zu werden. Ob sie das gleich nicht ohne Umstände that, sondern ihn versicherte, daß sie nach Magdeburg gehen wollte, so war sie doch, nach Verlauf von zwey Stunden, aufs neue die Braut des Herrn Philippi, und nun war Freude die Fülle. Obwol mein Zureden bey dieser Versöhnung eigentlich nicht nöthig gewesen wäre, so erforderte es doch die Zeremonie, Antoinettens Verlangen, sich zu ergeben, zu Hülfe zu kommen. Dies that ich denn, und Philippi mußte sich dafür gehörig bedanken.

Die Mutter des Herrn Philippi begab sich, auf ihres Sohnes Bitte, mit etlichen guten Freundinnen zu der Wiedergefundenen, sie zu bewillkommen, und ihr vorzustellen, daß kein Mensch was dawider einwenden könnte, wenn sie sogleich in ihre vorige Rechte träte, weil die ehemalige Verfassung und alle Umstände, sie sowol als Philippin rechtfertigten, sie ergab sich, und Madam Philippi nahm sie wie ehemals in ihren Schutz, mit dem Vorsatz aber, sie nicht von der Seite zu lassen, bis sie mit ihrem Sohne getrauet wäre, welches, da dieser Fall als eine Ausnahme angesehen ward, schon in etlichen Monaten geschehen sollte.

Als nun alles dies berichtigt war, wollte jedes von uns ihre Geschichte von der Zeit an wissen, wie sie entführt ward, und sie erzählte uns folgendes.

Fortsetzung zu Antoinettens Geschichte.

Die Schwester des Herrn Pianko beredete mich an dem Abend, wo wir weggebracht wurden, zu einem nächtlichen Spaziergang, als alle übrige schon zu Bette waren. Wir giengen an der Strasse hin, und entfernten uns ziemlich weit vom Dorfe.

Ich

Ich sahe endlich einen Wagen stehen, und erschrack davor, kommen Sie ums Himmels Willen zurück, sagte ich zu meiner Begleiterinn, der Himmel weiß, was dort seyn mag. Seyn Sie doch kein Kind, antwortete sie, es werden Leute seyn, die sich verfahren haben, und den Weg nicht wissen, es ist wol eher unsre Schuldigkeit, sie zurecht zu weisen. Sie gieng, ich wollte sie zurückhalten, denn ich kann sagen, daß mich bey Anblick dieses Wagens eine schreckliche Angst überfallen hatte, aber die Pianko meinte: es könnten doch keine Spitzbuben seyn, denn die führen nicht in Kutschen herum. Das ist wol wahr, dachte ich, und gieng ihr nach. Als wir den Wagen fast erreicht hatten, hörten wir, daß eine Mannsperson etwas hineinsagte; denn kam er auf uns zu, grüßte uns sehr höflich und sagte: sie hätten sich verirrt; die Damens im Wagen wollten nach Frankfurt, er wüßte aber gar nicht, wie es zugienge, daß sie auf eine ganz unrechte Straße gekommen wären, sie wünschten eine Nachtherberge zu haben, ob da vor uns nicht eiu Dorf läge? Jetzt war ich eben so voll guten Willens, ihnen zu rathen, als die Pianko; dennoch kam es mir besonders vor, daß die Leute auf der Straße hielten, und nicht auf das Dorf, was sie

allem

allenfalls noch sehen konnten, gerade zugefahren waren. Wir giengen auf den Wagen zu, um den Damens Nachtquartier anzubieten; da wir ihn erreicht hatten, sprang eine Mannsperson heraus. Der, so uns entgegen gekommen war, eilte hinzu, sie bemächtigten sich unser, warfen uns in den Wagen, der Eine setzte sich zu uns, zog lederne Fenster auf, und hielt ein gespanntes Pistol gegen uns, womit er die zu erschießen drohte, welche wieder schreyen würde. Diese Drohung machte mich für die ganze Reise stumm, denn der Kerl sahe wirklich so aus, als wenn er Wort halten würde. Die Pianko that weit verzweifelter als ich, und bat mich durch die ängstlichen Winke, zu schweigen, wenn ich nur seufzte.

Unser Begleiter ließ uns wenig aus dem Wagen, so oft wir wo angehalten werden konnten, verbot er mit neuen Drohungen, ihm zu widersprechen, und sagte sodann, was ihm beliebte. In den Nachtquartiren verließ er uns keinen Augenblick; doch zuweilen affectirte er, etwa zum Fenster oder zur Thür hinauszusehen, unterdessen redete mir die Pianko zu, mich zu beruhigen, unser Weg müßte doch zu Ende gehen, und wir erführen, wo es

 hin-

hinwollte, es würde sich doch einmal Gelegenheit zu sprechen oder zu entkommen finden, nur jetzt sollte ich den wüthenden Menschen nicht aufbringen. Zuweilen wagte sie es, ihn zu fragen, wo er uns hinführte, ob er sich etwan in unsern Personen irrte; sagte ihm, wer wir wären, und bat um Erbarmung. Seine Antworten waren hart und kurz. Je näher wir Prag kamen, je mehr Verdacht bekam ich auf die Pianko, daß sie nicht so ängstlich seyn möchte, als sie sich stellte. Nahe dabey brach sie in ein lautes Gelächter aus, worüber ich sie mit Entsetzen ansahe. Warum lachen Sie nicht auch, fragte mich unser Begleiter ziemlich freundlich, dies brachte mich so sehr auf, daß ich die Hände zusammenschlug, und weinend sagte: Ach, Jesus! was macht ihr mit mir? Nichts in der Welt sagte die Pianko, und nahm mich bey der Hand, das Ihnen zum Schaden wäre; man führt Sie zu einer reichen Erbschaft. Ich stieß ihre Hand weg, und nannte sie eine häßliche Verrätherinn. Unser Begleiter fuhr mich nicht wenig darüber an, sagte aber zugleich, indem er mir die Thürme zeigte: ich könnte nun, wenn mirs beliebte, schreien; es würde mir nichts helfen, in kurzem würde ich bey einer sorgfältigen Tante seyn, ich

möchte

möchte nun wollen oder nicht. Wir kamen kurz darauf an, und wurden freundlich empfangen; unsern Gesellschafter aber habe ich niemals wieder gesehen.

Meine Tante sagte mir: daß ich ihre Nichte wäre, und daß es ihr Gewissen erforderte, mich meiner mütterlichen Religion wiederzugeben, deswegen habe sie gleich, nachdem ich ihr meines Vaters Tod berichtet, darauf gesonnen, mich in ihre Gewalt zu bekommen. Der artige Brief, den ich ihr geschrieben, habe sie so sehr für mich eingenommen, daß sie von Stund' an es noch sehnlicher gewünscht, mich bey sich zu haben, und meine Seele zu retten. Sie wäre zwar anfangs Willens gewesen, mir zu schreiben, daß ich zu ihr kommen sollte, weil sie aber gefürchtet, mein Bräutigam werde es wenigstens vor der Verheyrathung nicht zugeben, und sie mir einen rechtgläubigen Mann geben wollte, so hätte sie dies Mittel ergriffen. Ich würde an ihr eine zärtliche Mutter finden, und künftig ihr ganzes Vermögen erben, wenn ich biegsam wäre, und ihr folgte. Ich fiel meiner Tante zu Füßen, und suchte sie durch die rührendsten Vorstellungen zu bewegen, daß sie mich nicht von meinem Bräutigam reissen, son-

dern nach etlichen Wochen wieder nach Frankfurt schicken, oder ihm erlauben möchte, daß er kommen, ihr seine Ehrfurcht bezeigen, und mich abholen dürfte. Sie lachte zu dieser Bitte und meynte, es hätte ihr noch gefehlt, sich so mit Ketzern einzulassen. Ich sagte, daß ich ja auch eine wäre, und daß sie mich also je eher je lieber fortschicken sollte. Ja, sagte sie, deswegen will ich Sie eben hier behalten, damit Sie die wahre Religion wieder annehmen soll. Ich versicherte, daß ich die, in der ich erzogen, immer beybehalten würde, sie möchte mit mi machen, was sie wollte. Sie meynte aber: da würde sich schon finden. Etliche Monate lang war ich sehr hart gehalten; ich war in einem Zimme eingesperrt, und wurde gezwungen, katholische Lehr bücher zu lesen, auch die Kost, die man mir brach te, war schlecht. Fast jede Stunde besuchte mic ein Geistlicher; dieser sprach von der Hölle mit mi und drohete mir mit zeitlichen Strafen; jener sprac gelinder, und redete mir gelassen zu, den Irrthu fahren zu lassen, keiner aber vermochte etwas be mir auszurichten, obgleich die Letzten mich wirklic dahin brachten, daß ich der Sache nachzudenke versprach. Meine Tante kam täglich zu mir, f brachte Drohungen und Versprechungen mit, d

erste

ersten sollten mich, im Fall långerer Halsstarrigkeit, und die letzten, wenn ich meine Pflicht thun würde, treffen. Ich schwieg zu beyden, deswegen verließ sie mich allezeit im Zorn. Doch, eines Morgens kam sie mit einem ungewönlich freundlichen Gesicht; Tonel, sagte sie, komm mit, ob Du gleich noch eine verstockte Ketzern bist, so kann ich Dich doch nicht hassen: ich habe das gute Zutrauen, daß Du Deinen harten Sinn åndern wirst; weg kommst Du mir nicht, aber Du sollst wie meine leibliche Tochter gehalten werden. Ich wuste nicht, wo diese gåhlinge Aenderung herkam, küßte meiner Tante die Hand, und folgte ihr. Sie gab mir ein Zimmer neben dem Ihrigen, schön meublirt, mit einem Flügel und allerley zum Zeitvertreib gehörigen Dingen versehen. Es erschien ein Schneider, und nahm mir zu einigen neuen Kleidern das Maaß. Eben so Jemand von Frau Colla mit Putz, von dem sie mir das schönste auslas. Du wirst, sagte sie, bey mir Gesellschaft sehen, und wir werden zusammen ausfahren Damit Du desto freundlicher angesehen wirst, will ich sprechen: Du seyst auf dem Wege unsre Religion anzunehmen; laß mich nicht in der Lüge stecken, ich gebe Dir Zeit; versprich mir aber, die Bücher zu lesen, die ich Dir gegeben habe, und Dich mit den Geistlichen

lichen zu unterhalten, die uns besuchen werden. Ich wagte es, meiner Tante noch einige Vorstellungen zu machen, allein, sie sahe mich so erzürnt an, daß ich glaubte, ich würde wieder in mein voriges Behältniß kriechen müssen, wenn ich weiter spräche: also entschloß ich mich zur Geduld, und hoffte darneben, bey meiner Freyheit, einmal entwischen zu können.

Nichts in der Welt gieng mir bey meiner Tante ab, als Philippi und Gewissensfreyheit. Sie ist in der That eine trefliche Frau; der Eifer mich zur Katholikin zu machen, rührte selbst von ihrer Rechtschaffenheit her; denn sie bildete sich ein, daß ich als Protestantin nicht selig werden könnte. Ich sahe dies bald ein, daher konnte ich auch über die genaue Aufsicht, in der sie mich hielt, nicht zürnen. Es ist wahr, daß mir dieselbe bald alle Vermuthung, einst zu entkommen, benahm: ich muste mit ihr in einem Zimmer schlafen. Jene Alte, die Sie, Herr Robers, mit bey der Colla gesehen haben, muste mich unaufhörlich beobachten, und mich begleiten, wenn ich ausgieng. Die Schreibmaterialien wurden sorgfältig für mir verschlossen; alle Leute im Hause bemerkten meine Schritte, keins hielt mir 2 Worte stich, ob sie gleich übrigens alle Achtung für mich

haben

haben musten; denn, diese kleine Gefangenschaft ausgenommen, ward nie eine verzärtelte Tochter besser gehalten.

Rösler stellte sich bald ein, und sprach mir von Liebe vor. Die Tante sagte mir: er sey ein reicher Kaufmannssohn, den sie mir zum Manne zugedacht hätte, und machte mir viel Rühmens von ihm. Er besitzt auch wirklich Verdienste, und verdient eine recht gute Frau, nur ich hatte kein Herz mehr, ihm zu geben. Ich fand ihn, als ich ankam, bey meiner Tante, und hatte gleich das Glück gehabt, ihm zu gefallen, daher war meine Befreyung aus der finstern Kammer gekommen. Er hatte ihr nemlich vorgestellt; daß dies nicht der Weg sey, mich zu bekehren, sie müsse vielmehr gütig gegen mich seyn; mir das Leben so angenehm als möglich machen, und mir ein und mehrere Jahre zur Ueberlegung geben. Indessen die Geistlichen mir immer unverdrossen zuredeten, wollte er suchen, mein Herz zu gewinnen. Diese Vorstellungen wurden von einem vernünftigen Geistlichen unterstützt, und meine Tante, nur allzugeneigt, mir lieber Güte als Schärfe zu erzeigen, folgte ihnen. Sie erzählte mir nach der Zeit dies alles selbst, um meinem Liebha-

der mir geneigt zu machen. Er verdiente wirklich meine Dankbarkeit; ich bezeigte ihm dieselbe und versicherte: was auch vollkemmen wahr ist, daß ich ganz gewiß die Seinige werden würde, wenn Philippi nicht wäre, und daß er mir nach dieser die angenehmste Mannsperson sey: aber, setzte ich hinzu, die Religion würde ich darum nicht ändern. Wenn ich, antwortete er, Ihre Hand und Ihr Herz erlangte, so würde ich Ihrer Taute zureden, daß sie uns so bald als möglich verheyrathete, und denn wären Sie sicher, in Ihren Glaubensmeynungen ungestört zu bleiben. Allein, Sie sollen zu nichts gezwungen seyn; ich wäre sehr unglücklich, wenn ich glauben müste, daß Sie es durch mich würden; lieber will ich warten, und es der Zeit überlassen, daß Sie Philippi, der doch nun nicht der Ihrige werden kann, und Sie vielleicht längst vergessen hat, willig entsagen. Dies Letzte erschreckte mich, er hat nur allzu Recht gehabt, setzte sie mit einem halb traurigen Tone hinzu. Aber doch nicht so, wie er meinte, versetzte Philippi, wenn er glauben konnte, daß ich Sie aus blossem Wankelmuth sogleich vergessen konnte, so wirds Ihnen jetzt vermuthlich auch nicht schwer fallen. Dem sey wie ihm wolle, fuhr Antoinette fort, so werde ich Röslern doch immer

hoch-

hochschätzen; ich habe ihm wirklich viel zu danken. Es gab Augenblicke, wo er mich wegen meiner Treue zu Ihnen lobte, und nicht uneben zu verstehen gab: daß er, mit Hintansetzung seines eigenen Vortheils, mir nach meiner Heimat zurückhelfen würde, wenn er ein Mittel sähe, es zu thun, ohne sich selbst der größten Verantwortung auszusetzen. Ja, es entschlüpfte ihm einmal, mir zu gestehen, daß er meiner Tante den Einfall, mich durch einen untergeschobenen Brief zu überreden, daß Sie geheirathet hätten, ausgeredet habe, weil er alle Betrügerey haßte. Er versprach mir aufs neue: meine Tante zur möglichst langen Geduld mit mir zu bewegen, nur möchte ich so viel Gefälligkeit für sie haben, die Geistlichen anzuhören, und zuweilen mit in die Kirche zu gehen. Ich that beydes; die strengen Geistlichen kamen nun nur selten zu uns, und mit den billigen unterhielt ich mich gern; denn es waren angenehme und unterhaltende Leute darunter. Warum sollte ich auch meine Tante nicht in die Kirche begleiten, wo ich so manche erbauliche Rede mit anhörte.

So habe ich also die Zeit von beynahe zwey Jahren zugebracht, glücklich von Seiten des äussern

sern Zustandes und unglücklich nach der Beschaffenheit meines Herzens. Sie werden es demnach wol glauben, daß alle Freude, die ich genoß, mich nicht beruhigen konnte, so überhäuft sie oft war; denn es ward kein Fest gehalten, wo meine Tante dabey seyn konnte, ohne daß sie mich hinführte; nur denn blieben wir zu Hause, wenn wir hörten, daß Fremde in der Stadt waren. Voriges Carneval zum Beweis hielten sich verschiedene preussische kriegsgefangne Offiziers da auf, deswegen gieng sie wenig aus. Diesee Jahr muß sie sicher zu seyn geglaubt, und von den Schwedischen Herren durchaus nichts gewußt haben, oder sie hat sie nicht für nachtheilig gehalten, sonst hätte ich den Herrn Robers gewiß nicht kennen lernen, und würde also nicht hier seyn.

Ich werde jetzt an meine Tante und Herrn Rösler schreiben, und hoffe, sie durch die Gründe, welche ich ihnen von der Nothwendigkeit meiner Entweichung vorlegen werde, wenigstens zu überzeugen, daß ich Entschuldigung verdiene. Es fiel der Frau Philippi ein, daß Antoinette weiter nicht der Pianko gedacht hätte, worauf sie uns berichtete, daß diese ein reiches Geschenk von ihrer

Tante

Tankel bekommen, und durch ihre Vermittlung schon seit 2 Jahren an einen gewissen Landau verheyrathet sey.

Das funfzehnte Kapitel.

Aehrenlese der rückständigen Nachrichten. Ein alter Bekannter. Der Leser erscheint und verschwindet. Einige neue Bekanntschaften treten auf, und ich gehe nach Schweden.

Philippi gieng des folgenden Tages zu Herrn Pianko, ihn wegen seiner begangnen Verrätherey zur Rede zu setzen, da dieser aber von nichts wissen wollte, sondern alles auf die abwesende Schwester schob, so endigte sich das Verhör sehr bald, und sie giengen friedlich auseinander. Er überlegte, daß Pianko, wenn er auch etwas dazu beygetragen, eben so wenig könnte geglaubt haben, Unrecht zu thun, als seine Schwester, und die Madam Benisch; zudem war er auch zu glücklich, als daß er lange mit ihm hadern konnte. Der Getröstete denkt wenig mehr an die ausgestandenen Leiden, oder erinnert sich mit einer Art von heimlichem Vergnügen daran, wenn er bedenkt, daß sie die gegenwärtige Freuden erhöhen.

Made-

Mademoiselle Stark hatte, nachdem Zorn und Bedenklichkeiten überwunden waren, nichts als Vergnügen in ihren Herzen und in ihren Augen. Philippis kleiner Sohn ward bald ihr Liebling, sie gab sich ein Ansehen darauf, daß sie, sobald sie Frau seyn, auch Mutter werden würde.

Sobald der Baron Greifenklau ankam, eilte Philippi zu ihm, seinen Dank zu bringen. Sein Verlangen, zu wissen, ob wir unsere Reise glücklich vollendet hätten, war so groß gewesen, daß er einige Tage nach uns von Prag aufbrach, und also eher, als wir vermutheten, in Frankfurt ankam. Er erzählte uns, daß die Madam Benisch des Morgens nach ihrer Nichte Flucht alle ihre Bekannten aufgeboten, und diese die ganze Stadt und Vorstädte ausgesucht hätten. Sie schickte zum Gouverneur und ließ bitten: zu befehlen, daß, wenn eine Person unter beygefügter Beschreibung zu einem der Thore auspassirte, solche angehalten würde. Der Gouverneur, welcher gleich dachte, daß dies eben das Mädchen wäre, was die Gräfinn N. im Schutz hätte, ließ ihr sagen: sie möchte sich beruhigen, ihre Nichte würde sich vielleicht wiederfinden, indessen wollte er das Verlangte bestellen,

stellen. In der Meynung die Gräfinn wegen ihres entdeckten Geheimnisses ein wenig zu schrauben, schrieb er ihr sogleich: daß er jetzt wisse, wer die Person wäre, die sie beschützte, und that sich etwas darauf zu Gute, so geschwind dahinter gekommen zu seyn. Sie aber ließ ihn nicht recht haben, sondern versicherte ihn in einer sehr ernsthaften Antwort: daß die Nichte von Madam Benisch und ihre Beschützte zwey verschiedene Personen wären. Der Baron war eben bey ihr, als dies vorgieng; er mußte ihr gestehen, daß die Männer immer glauben müssen, was die Damens haben wollen. Um von keiner Seite in Verdacht zu kommen, ließ sie den Lehnkutscher, sobald er zu Hause kam, zu sich rufen, erzählte ihm selbst, daß eine gewisse Starkinn, die eine Protestantinn war, und von ihrer Verwandtinn der Madame Benisch zur katholischen Religion angehalten wurde, diese Nacht entwichen sey, und fragte: ob ihm irgend ein anderer Wagen auf der Straße begegnet wäre? Auf den Baron Greifenklau fiel nicht der mindeste Verdacht, da man gar nicht glaubte, daß er Antoinetten gekannt hätte, auch auf mich dachte kein Mensch von denen, die mich gekannt hatten, wir hatten einander nur selten gesehen, und fast gar

nicht zusammen gesprochen. Pater Albert erhielt seine Pistolen, und blieb vollkommen unschuldig.

Es kostete einige Wendungen, daß der Baron sich bereden ließ, dieses Geld wieder anzunehmen. Philippi brachte ihn durch die Vorstellung dazu, daß er es zu einer andern edeln Handlung anwenden könnte. Noch lag ihm die goldne Dose auf dem Herzen; sie dem Baron geradehin zu ersetzen, war nicht möglich, dies hätte ihn verdrossen, also mußte ein Gegenpräsent gemacht, und auf eine gute Art, es zu geben, studirt werden. Der Baron sahe aus verschiedenen Reden, daß man so was im Sinne hatte, und Philippi war verlegen, daß er es noch nicht ausgeführt hatte, dies brachte zwischen ihnen eine Spannung zuwege, die vor dem Zuschauer belustigend war; ein Paar Großherzige, die einander nichts schuldig bleiben wollen, sind in solchen Fällen fast so unwillig aufeinander, als Kleindenkende, wenn Einer von dem Andern Ersatz verlangt. Den geheimen Streit zu schlichten, ward ein kostbarer Degen besorgt, welchen Antoinette dem Baron mit der Bitte übergab, daß er ihn gegen den gebrauchen sollte, der ihn wegen ihrer Entführung heraus-

ausfordern würde. Dies bezog sich auf einen Scherz; der Baron hatte in selbigem gesagt: daß, wenn es herauskommen sollte, welchen Theil er daran hätte, so müßte er sich noch in Stockholm mit dem Wiener Gesandten schlagen. Sie machte tausend kleine Possen, welche ihm den Muth benahmen, das Geschenke auszuschlagen.

Was mich betraf, denn einmal muß ich mein Individuum doch auch wieder hervorsuchen, so war ich jetzt der vergnügteste Mensch von der Welt, was fehlte mir auch, um es nicht zu seyn? Das Gegenwärtige war voller Annehmlichkeit, es gebrach mir weder an Freuden, noch an Geld; denn auch Philippi hatte aus Erkenntlichkeit, unter dem Vorwand, das, was ich ihm hinterlassen, hätte Interessen gebracht, meine Kasse ansehnlich vermehrt; um sich hierüber nicht lange mit mir streiten zu dürfen, sagte er: er würde es als eine Beleidigung annehmen, wenn ich nicht glauben wollte, daß mir wirklich so viel zukäme, da ich nun kein schwedischer Baron, sondern ein unbegüterter bürgerlicher Knabe war, so hielt ichs nicht für gut, meinen Freund böse zu machen. Ich war also mit allem Benöthigten versehen, und die Zu-

kunft

kunft lächelte mir die besten Erwartungen zu. Um ein ganz ruhiges Herz zu haben, bestrebte ich mich, jede meiner Pflichten zu erfüllen. Eine sehr starke winkte mir von Seiten meiner Aeltern; es schien mir billig, ihnen, da ich meine Kasse vermehrt hatte, noch einen Abtrag zu thun, also schickte ich einen Theil von diesen sogenannten Philippischen Interessen an sie. Die Freude der guten Aeltern ward der meinigen, indem ich diese selige Pflicht erfüllen konnte, gleich: mein Vater ließ mir sie in einem Schreiben sehen, welches, weil ich die Wiederholung seines väterlichen Segens so warm und natürlich darinnen fand, als ein Kleinod verwahret ward. Er berichtete mir, daß er dies Geld zur Aussteuer meiner Schwester anwenden werde, und bat mich auf die Hochzeit, die nach Ostern vor sich gehen sollte. Mit meinem Vorsatz, ausser Landes zu gehen, war er zwar nicht gänzlich zufrieden, da er schon alt wäre, und mich vielleicht nie wieder sehen würde; indessen, weil ich glaubte: dadurch glücklich zu werden, hätte er auch nichts dawider; um desto mehr aber drang er darauf, daß ich noch vorher nach Zeilsdorf kommen sollte. Der Herr von Zeilsdorf billigte mein Vornehmen vollkommen, und wünschte mir Glück, doch hielt ers

selbst

selbst für billig, daß ich sie alle vorher besuchte. Wir hatten auch nicht vergessen, der Frau von Hohenkreutz und den Ihrigen, dem Pastor Müller, und Allen, die es interessiren konnte, Antoinettens Wiederkunft zu berichten. Die Glückwünsche zu dieser frohen Begebenheit liefen gehörig ein; wir erhielten zugleich von dem Wohlergehen unsrer Freunde erwünschte Nachricht, nur die Frau von Hohenkreutz klagte über neuen Kummer: ihre Schwester hatte den entlaufenen Sekretair des Generals B., eben den, mit welchem sie den falschen Paß geschmiedet hatte, geheyrathet. Frau Hoppe berichtete uns ebenfalls diese Begebenheit. Dies würdige Paar war, nachdem sie das Haus verkauft und die Gelder nach und nach eingezogen hatten, um nicht Abzug geben zu dürfen, im Stillen entwichen. Ausserdem war Frau von Hohenkreutz mit ihrem eignen und ihrer Kinder Wohlstand vollkommen zufrieden. Herr Weis, welcher um diese Zeit ein ansehnliches geistliches Amt antrat, nahm den kleinen Karl auf ihre Bitte mit, um ihn bey sich zu behalten, bis seine Erziehung vollendet war. Fritz von Zeilsdorf kam um die Zeit, da ich von der Universität gieng, da an, Weis brachte ihn selbst nach Frankfurt, und ward ein Freund des Philippischen

Hauses. Herr von Stein, von welchem ich seit dem vorigen Jahre nichts gehört hatte, berichtete mir jetzt: daß er wieder beym Regiment sey, und Rittmeister geworden wäre, er hatte sich vorigen Winter mit Fräulein Charlotte von Lauterbach vermählt. Dies alles freuete mich unendlich, ich sahe alle meine Geliebten glücklich. Auch ich werde es seyn, dacht ich hinzu, es ist doch wirklich nicht so schlimm auf der Welt, als die Hypochondristen es sagen, oder als man's in einer traurigen Stunde denkt. Freylich, Karl von Zeilsdorf und Graf Güldenstern starben, da sie noch lange leben konnten, aber es waren herrliche Seelen, sie sollten nur glücklicher werden; ich habe sie nicht verloren, einst sehe ich sie wieder. Unter denen von meinen Freunden, die noch leben, sind einige lange unglücklich gewesen, doch jetzt sind sie erfreuet, belohnt. — Was kümmert sich die Frau von Hohenkreutz um ihre Schwester, vielleicht eilt sie dem Lohn ihrer Uebelthaten entgegen. Es ist gut, daß der Böse bestraft wird, geschiehet dies nicht hier? Eben gut, wir wollen sie ihrem Schicksale überlassen, und ihr die Sonne so lange gönnen, als Gott selbige über sie scheinen läßt. Wie die Sachen jetzt stehen, ists unmöglich, daß sie ih-

rer Schwester noch irgend eine Kränkung zufügen kann: es ist wahrscheinlich, daß sie nun gar nichts mehr von ihr hört, und denn mag sie es vergessen, daß sie eine Schwester hatte, an die sie ohnehin nicht anders als durch Bosheiten, die ihr selbige spielte, erinnert ward. Nein, noch einmal, es ist recht hübsch unter des lieben Gottes Sonne, ich will mich meines Lebens freuen, und ich habe dazu auch besondere Ursachen, da mich die Vorsehung gewürdigt hat, so viel Gutes zu bewirken. Es sind Verschiedene durch meine Vermittelung glücklich, einige zärtliche Herzen sind vereiniget. — Ja, die Liebe muß doch was Hübsches seyn! also hat der Rittmeister Stein auch sein Lottchen geheyrathet, und dieser Philippi sitzt da, und küßt seine Nette, ich aber thue eben, als ob kein Mädchen für mich geschaffen wäre. Alles dies dachte ich, als ich eines Tages im Zimmer der Madam Philippi am Fenster sas, und plötzlich stund ich auf, und ergriff meinen Huth; Wo wollen Sie so geschwinde hin? sagte Antoinette. Ich will auch zu meinem Mädchen gehen, antwortete ich. Alle lachten und riethen auf verschiedene. Sie treffens nicht, sagte ich, und gieng fort: ob ich ihnen aber gleich nicht gestund, wer dieses Mädchen war,

die ich mein nennte, so soll es doch der Leser erfahren.

Freundel hatte mich schon vor 2 Jahren bey einer Predigerwittwe Namens Rosenhaupt eingeführt, es war eine kluge und rechtschaffene Frau, die ihre beyden Mädchens Christiana und Julchen aufs möglichste gut erzog. Ihr Mann hatte ihr außer einem Vorrath von dogmatischen Büchern, Kirchenvätern, Concordanzen u. s. w. wenig hinterlassen, sie nährte sich von ihrer Hände Arbeit, und die Töchter mußten ihr helfen. Der vernünftige Ernst, womit sie die Mutter von allem zurückhielt, was Herz und Sitten eines jungen Mädchens verderben kann, die Mühe, die sie sich gab, arbeitsame und häusliche Geschöpfe aus ihnen zu machen, und ihnen doch auch zuweilen unschuldige Ergötzlichkeiten zu verschaffen, hatten liebenswürdige Geschöpfe aus ihnen gemacht, und Beyde waren sie sehr hübsch. Freundel war Christianens Liebhaber, die Mutter wußte zwar, daß er einst ihre Tochter versorgen konnte; da aber Knauser noch nicht in den Jahren war, wo der Erbe sehr bald auf seine Hinterlassenschaft rechnen konnte, und da sie leicht begriff, daß er bey seinen Lebzei-

ten in die Heyrath seines Vetters mit einem armen Mädchen nicht willigen werde, so durfte er seine Liebe nicht sehen lassen, und sie sahe ihn nicht gern oft kommen. Ueberhaupt liebte sie die Gesellschaft junger Mannspersonen für ihre Töchter nicht, und ich, der noch weniger anbieten konnte, als Freundel, durfte demnach meine Besuche nicht oft wiederholen, so gern ich auch die kleine Julie, die, als ich ihre Bekanntschaft machte, 14 Jahr alt war, recht oft gesehen hätte. Seit meiner Zurückkunft von Prag hatte ich sie, so viel andrer Beschäftigungen wegen, ganz vergessen, jetzt, da ich es mir verwies, daß ich keine Liebe hätte, fiel sie mir ein, und dies war also das Mädchen, zu der ich gehen wollte. Ich gieng wirklich zu Madam Rosenhaupt; und als ich durch einen schmutzigen Hof und eine Menge dunkler Treppen nach ihrer schlechten Wohnung gieng, murrte ich, daß eine so gute Familie kein besseres Loos hätte; ich wußte aber nicht, wie nahe die gute Mutter daran war, glücklicher zu werden. Ich fand ihre Thüre ein wenig offen, und hörte: daß sie mit schwacher Stimme von Jemanden etwas bat, eine andere ratzende Stimme, die im Zorn sprach, erinnerte mich an Knausern, ich gieng hinzu und horchte: Meynen

Sie

Sie denn, sagte die Knauserstimme, daß ich mich damit abspeisen lasse? Was geht mich Ihre Krankheit an, Sie haben versprochen, die Uhr in einem Monate einzulösen, und nun sind schon drey vorbey! der Kasten ist nicht 6 Thaler werth, ich habe aber 8 darauf gegeben, und noch keinen Heller Interessen bekommen?

Mad. Rosenh. Lieber Hr. Knauser, meine Töchter werden mit Gottes Hülfe alles berichtigen, aber haben Sie doch Erbarmen, lassen Sie mich doch ruhig sterben.

Knauser. Ach, was schiert das mich, der Tod wird wol so nahe nicht seyn, es ist alles Verstellung.

Christ. Herr Knauser, fürchten Sie Sich denn nicht der Sünde.

Knauser. O, fürchtet ihr euch denn der Sünde, die Leute zu betrügen.

Julie. Wir werden schon die Uhr auslösen.

Knauser. Wovon? ich sehe nichts als Lumpen; sie kann ja kaum begraben werden, wenn sie stirbt.

Julie. (weinend) Um Gottes Willen, warten Sie doch bis morgen, und lassen Sie meine arme Mutter in Ruhe, Sie sehen ja, daß sie zusehends schwächer wird.

Knauser. Was hilft das, seyd nur nicht noch dazu grob, in Ruhe lassen, hm!

Ich hatte lange genug mit dem Mitleid und dem Zorn gekämpft, die Furcht, daß meine Gegenwart sie beschämen möchte, hielt mich noch immer zurück, aber Juliens weinende Stimme siegte, ich stürzte herein, und nur mit Mühe hielt ich die Hand zurück, die schon aufgehoben war, Knausern eine Ohrfeige zu geben. Bösewicht, schrie ich, schämst Du Dich nicht? — Meine Stimme und meine Gegenwart erschreckte und erboste ihn aufs heftigste; der Streich, den ich ihn bey meiner Ankunft gespielt hatte, grollte noch, und nun kam ich ihm wieder in die Quer. Was mengt Er sich darein, schrie er mit einer grimmigen Stimme, und ich, der einmal im Eifer war, antwortete ihm ziemlich unsanft. Unser Zank wäre vermuthlich groß geworden, und wer weiß, was erfolgte, denn mein Zorn wollte sich durchaus auf Knausers Rücken abkühlen: allein, der Anblick der sterbenden Frau und der jammernden Schönheiten milderte ihn. Ich versprach, Knausern Gnüge zu leisten, wenn er was zu fordern hätte. Die beyden Mädchens berichteten mich kürzlich, daß die Mutter eine Uhr,

die

die sie vom seligen Vater noch gehabt, vor drey Monaten bey entstandnem Mangel für 8 Thaler an ihn versetzt hätte, sie wären im Begriff gewesen, sie auszulösen, und die Interessen zu geben, allein, die Krankheit der Mutter sey dazwischen gekommen, und hätte es verhindert. Ich gab mein Wort, daß ich sie morgen einlösen wollte, denn ich hatte nicht so viel Geld bey mir. Er verlangte ein Paar Zeilen darüber; ihn geschwind los zu werden, denn die Frau Rosenhaupt ward immer schlechter, gab ich ihm meine goldne Uhr, er bedankte sich hönisch und gieng. Christiane und Julie knieten jetzt vor ihrer Mutter Bett; welche nichts mehr sagen konnte, aber mir einen freundlichen Blick zulenkte, und ein Zeichen machte, als wollte sie sagen: Gott wirds vergelten! Ihre Töchter beteten ihr vor, ich betete mit, sie faltete die Hände, sahe ihre Kinder noch einmal zärtlich an und starb.

Ich konnte mich über die ausserordentlichen Begebenheiten, von denen ich immer Zeuge seyn mußte, nicht genug verwundern. Es schien mir wieder ganz klar, daß ich hierher kommen mußte, weil ich nöthig war. Mir lag jetzt ob, die guten

Kinder

Kinder aufs möglichste zu beruhigen', und bat, daß sie sich wegen des Begräbnisses ohne Umstände an mich wenden möchten, weil ich das, was dazu nöthig wäre, eben entbehren könnte. Sie stammelten mir aufrichtigen Dank dafür. Juliens Auge aber schien mir zärtlicher zu danken als Christianens. Beyde waren am meisten darüber betrübt, daß Knausers ungestüme Härte ihrer Mutter Tod meist bewirkt hätte, beschleunigt hatte er ihn wenigstens, sagte Christiane. Sie glauben nicht, wie sie immer vor ihm erschrack, wenn er kam, und wie sie heute noch so ziemlich munter war, wir hatten schon ein wenig Hofnung; aber da kam der gottlose Filz, sie entsetzte sich, seine Grobheiten und Drohungen erschütterten sie immer mehr, augenscheinlich ward sie schwächer, gut nur, daß sie zum Sterben schon gefaßt war. Er ist Schuld, sagte Julie, an ihrem Tode, vielleicht wäre sie wieder gesund worden, wenn er nicht gewesen wäre, als vor 14 Tagen die Krankheit angieng, meinte doch der Doktor: es wäre nicht so gefährlich. Knauser wird nicht ungestraft bleiben, versetzte ich: Ihre Mutter aber weiß jetzt nichts mehr von den angethanen Bedrückungen, und sie hat es ihm vermuthlich verziehn — O ja, sagten sie Beyde, das hat

sie

sie oft gesagt, und, setzte Christiane hinzu, es hat nicht an unserm Willen gefehlt, ihn zu befriedigen, wir hättens gern längst gethan, und wir hatten das Geld fast zusammen, als meine Mutter krank ward. Es ist wahr, viel mehr als das, was er darauf gegeben hat, mag wol jetzt die Uhr nicht werth seyn, aber so viel doch gewiß; er dachte aber, daß er um die Interessen kommen, und seinen Profit nicht genug daran machen würde. Ich wunderte mich, daß er ihnen bey alle dem noch so viel darauf gegeben hatte. Sie erzählten mir aber, daß seine Schwester, die, als ihr Mann lebte, gute Freundschaft mit ihren Aeltern gehalten, ihn bey einer guten Stunde darum gebeten hätte, deshalben habe er auch anfangs Nachsicht gehabt; es wäre gewiß nicht ihrer Mutter Wille gewesen, sie stehen zu lassen, denn als ein Andenken vom seligen Vater hätte sie diese Uhr immer beybehalten wollen.

Jetzt wollten wir eben wegen der Anstalten zum Begräbniß sprechen, als Freundel mit einem ängstlichen Gesicht hereintrat; sehen Sie, sagte Christiane, meine Mutter hat überwunden! — Ist sie tod? rief er: und ich kam, ihr zu sagen, daß sie an mei-

nem Oheim gerächt ist. Doch, sie wäre doch nur darüber erschrocken, besser, daß sie es nicht erlebt hat. Was ist denn Ihrem Oheim widerfahren? sagte ich — Er ist hin, versetzte Freundel, wo ihn vielleicht ein schweres Gericht erwartet. Der liebe Jüngling muste sich geschwind setzen, weil ihn fast seine Kräfte verliessen. Er ist tod, fuhr er fort — tod? schrien wir alle auf einmal. Er schwieg eine Weile: leider ja, sagte er dann; es ist sehr gählings zugegangen. Seine ganze Erbschaft wollte ich darum geben, wenn er nur auf ein Paar Tage zurückkommen und seine Vergehungen büssen könnte! — Aber, fragte ich, wie ists denn zugegangen? er war ja noch so munter als möglich, da er von hier weggieng? Ich war, antwortete Freundel, eben bey meiner Mutter, als er zu Hause kam. Nun habe ich Sicherheit, rief er, da er ins Zimmer trat, und zeigte ihre Uhr; kennst Du die? fragte er meine Mutter — sie kannte sie nicht — so will ich Dir's sagen: sie gehört dem Burschen, dem Robers, morgen will er sie abholen, und mir das Geld für den Kasten bringen, den Du mir aufgehängt hast, der der Bagage gehört. Aber nun will ich mich an ihm rächen: die Uhr hier bekommt er Zeitlebens nicht wieder. — Wie so? fragte meine Mutter, wenn

er nun die andre einlöst, so must Du sie ja doch wiedergeben; Du hast ja nichts an ihm zu fordern. — Nichts? habe ich nicht Reisegeld zu fordern, und für die Mittagsmahlzeit, und kurz, ich muß mich rächen, umsonst soll er nicht gleich, nachdem ich ihn hergeschleppt hatte, den Lohnkutscher zu solchen Grobheiten verhetzt haben, und heute kam er mir wieder naseweis und impertinent — Aber, lieber Bruder, wie willst Du denn bestehen, wenn eben der Kutscher dazwischen kommt? — Laß Du mich sorgen, und sollte Hofrath Kaß die Uhr kriegen, so solls durchgesetzt werden; ich will gleich hernach zu ihm gehn. Ich war in der Absicht hingegangen, meine Mutter zu bewegen, daß sie ihren Bruder bäte, selbige Frau nicht mehr zu beunruhigen. Ich selbst wagte es nicht, um ihn nicht merken zu lassen, daß ich bekannt mit ihnen wäre. Meine Mutter ist auch genau, aber bey weitem nicht so hart wie er; sie hat ein Gewissen, und hat ihn oft noch von einer unbarmherzigen, betrügerischen Handlung zurückgehalten. So sehr er sie auch schon darüber heruntergemacht hatte, daß sie ihn beredet, so viel auf die Uhr zu geben, so versprach sie mir doch, ihm neue Vorstellungen zu thun. Wir erschraken Beyde, als wir hörten, daß er von ihnen kam. Meine Mutter

ließ

ließ sich, da er vom Hofrath Kaß sprach, verlauten: daß es sündlich wäre, den Nebenmenschen so zu drücken. Er nannte sie eine Närrin — sie hatte einmal angefangen, und wollte sein Gewissen rühren: Du hättest, sagte sie, doch die arme kranke Frau nicht so ängstigen sollen. Er meynte: es wäre bloße Verstellung von ihr. Ich ward hierüber aufgebracht: es entfuhren mir etliche hitzige Worte, worunter Barbar eins war. Was! schrie er, habt ihr euch wider mich verschworen? fort! den Augenblick, Bube! du kriegst nichts von — So weit war mein Urthel heraus, als er zu taumeln anfing. Wie wird mir! stammelte er, und fiel auf den Boden. Ich lief auf ihn zu, um ihn aufzuheben, und meine Mutter schrie um Hülfe. Es dauerte eine Weile, ehe sie jemand hörte. Sie muste durch den Hof laufen; unterdessen band ich ihm das Halstuch ab und goß ihm Wasser ins Gesicht. Es ward ein Chirurgus gerufen, er ließ ihm zur Ader und versuchte andre Mittel: aber nichts half, er ist wirklich tod. Sobald ich abkommen konnte, eilte ich, es Ihnen zu erzählen, und Ihnen Hülfe anzubieten, da ich sie jetzt leisten kann: denn ich bin Erbe des ganzen Vermögens. Meine Mutter hat ihn ohnlängst dahin gebracht, daß er sein Testament machte; ich

weiß

weiß selbst nicht, wie sie es angefangen hat, ihn dazu zu bewegen, er spottete oft darüber, und sagte: ich bin nicht so abergläubisch, daß ich denke, man muß gleich sterben, wenn man sein Testament gemacht hat, glaubt mirs nur, ich werde noch lange leben. Ich denke, daß er ihr darum gewillfahret hat, damit sie desto geitziger seyn sollte, und er ihr was anvertrauen könnte. Die Ursach sey aber, welche sie wolle, so ists geschehen; und ich freue mich darüber, weil ich jetzt meine liebe Christiane glücklich machen kann, nicht wahr, Christelchen, Sie sind nun die Meinige? Sie erinnerte ihn, daß jetzt für sie Beyde die Zeit nicht sey, an so was zu denken, Freundel aber meinte, daß es jetzt am allerschicklichsten wäre, denn die Gewißheit ihres Besitzes werde seinen Kummer vermindern. Er brachte beyde Uhren wieder. Haben Sie Dank, sagte er, als er mir die Meinige reichte, daß sie sich meiner Schwiegermutter angenommen haben. Ich sage doch recht, Christiane? Sie wollte noch die Bedenkliche machen, ihre Schwester aber, welche wußte, daß sie ihm herzlich gut war, drang in sie, es einzugestehen, ich stand ihr bey, und bestätigte die Billigkeit seiner Forderung. Sie gab es endlich zu, daß er sie auf alle Art glücklich machen

würde.

würde. Es ward ein kleines Verlöbniß bey der Bahre der Mutter unter ihnen gehalten. Jetzt mußte ich das Recht, die Begräbnißkosten zu tragen, Freundeln überlassen, er konnte es behaupten, ich aber war ein Fremder. Wäre meine Lage anders gewesen, und ich hätte Julien glücklich machen können, ohne mich selbst auf einmal im Laufe aufzuhalten, so bot ich ihr ohnfehlbar eben das an, was Freundel ihrer Schwester; denn ich gehörte ihr diesen Tag ganz, aber ich mußte die Vernunft fragen: was ich thun sollte, und diese sagte aus schon bemerkten Gründen: Nein.

Nach Knausers und der Rosenhaupt Begräbniß, und nachdem Freundel völlig im Besitz seiner Erbschaft war, traf er verschiedene Anstalten, welche er für seine Ruhe und seinen Wohlstand nöthig glaubte. Sie waren Beyde nicht eben ganz nach dem Sinne seiner Mutter, denn er gab einige Pfänder unentgeldlich zurück, erließ verschiedenen Andern aufgelaufene Interessen, und theilte mit, wo er angesprochen ward. Für sich selbst suchte er aufs Künftige bessere Zimmer in seinem Hause aus, miethete vor der Hand eine Köchinn, und bat seine Mutter, sich nicht mit der kleinsten Verrichtung

tung zu quälen, sondern ruhig zu leben. Der schnelle Todesfall ihres Bruders hatte zwar einen viel zu starken Eindruck auf sie gemacht, als daß sie die guten Handlungen ihres Sohnes ganz mißbilligen sollte, aber sie war doch äußerst unruhig, daß seine Freygebigkeit zu groß werden möchte. Er versprach ihr aber, sein Handwerk zu treiben, ein Juwelirergewölbe anzulegen, und wenn er nur einmal gehörig eingerichtet seyn würde, ein vollkommen guter Wirth zu seyn. Er hielt Wort, und söhnte dadurch seine Mutter über die unbedachtsame Handlung, daß er Christianen nach geendigter Trauer heyrathete, und daß er sogar Julien zu sich nahm, wieder aus, da sie zu alle dem nur mit Seufzen ihre Einwilligung gegeben hatte.

Es wäre in der Welt nichts sehenswerther, als ein magischer Spiegel, in welchem man die Begebenheiten der Zukunft bey dem Anfang jeder Epoque seines Lebens erblicken könnte, man würde alsdenn oft eine unendliche Kleinigkeit, die sich zuträgt, als einen sehr großen Zufall ansehen müssen; sie erschien uns als eine Maschine, an der eine Menge unsrer Erfahrungen nach und nach ihre Existenz bekommen, und an der vielleicht ein Theil

unsrer

unsrer eignen Begebenheiten gewebt werden. Als ich Knausern auf der Reise nach Frankfurt im Wirthshause oder vielmehr im Hofe desselben ste- hen sah, dachte ich nichts, als daß dies eine menschliche Figur sey, welche entweder hierher gehörte, oder so wie ich durchreiste, und mit der ich eben so wenig zu sprechen wünschte, als sie mit mir; aber nicht eine Stunde vergieng, so sahe ich, daß ich mit dem Mann zu thun haben würde. Wir wurden bekannt, reisten zusammen, hatten verschiedene Auftritte mit einander, ich sahe ihn auf eine bedeutende Art endlich gar abtreten, und lernte bey dieser Gelegenheit, daß schlimm oder gut seyn kein Scherz ist: daß die Hand der Vor- sehung gewisse Begebenheiten oft sehr schnell lenkt, und sichtbar zu bestrafen und zu belohnen scheint. Nicht genug, ich lernte durch Knausern Freundeln kennen, und durch diesen wieder Philippin, durch dessen Bekanntschaft mit mir so vieles Gute zu Stande kam, und denn auch die Rosenhauptische Familie, zu was ich nun in der Folge meines Lebens gewissen Mitgliedern derselben gut seyn mußte, wird der dritte Theil meiner Begebenheit zeigen.

Gern wär' ich als Julchens verlobter Bräutigam aus Deutschland gegangen. Es schmerzte mich tief im Herzen, daß ich ihr meine Neigung nicht einmal gestehen konnte, besonders da es mir vorkam, als wäre ich ihr nicht gleichgültig. Was konnte ich ihr aber auf die Zukunft versprechen, das nicht ungewiß gewesen wäre, und vergebliche Hofnungen, die eine Mannsperson einem Mädchen macht, sind Beleidigungen. Im Betracht dessen ließ ichs dabey bewenden, Julien Rosenhaupt meiner vollkommenen Freundschaft zu versichern, und mirs fest vorzusetzen, daß ich ihr meine Hand anbieten wollte, sobald ich ihr mit selbiger einigen Wohlstand verschaffen könnte.

Die so schnell aufeinander erfolgten Todesfälle, der nunmehrige Wohlstand des jungen Freundels, und die zu erwartende Versorgung der Rosenhauptischen Töchter, verwunderte und erfreute das Philippische Haus vorzüglich. Es ward von dieser Zeit an bestimmt, daß ich einst die verschiedenen merkwürdigen Vorfällen, die sich immer um mich herum zutrugen, der Welt mittheilen sollte; Philippi versprach mir alles, was ihn und Antoinetten beträfe, zu sammeln; ich ersuchte meine übri-

gen Freunde, um die zu ihren Geschichten gehörigen Papiere, die ich da noch nicht alle hatte, und nahm mir vor, dies zu einer gelegnern Zeit zusammenzutragen. Doch ich wußte nicht, daß die Zeit mir noch einen so wichtigen Beytrag aufbehalten hätte, als ich mich zu meiner Schwedischen Reise bereitete.

Ehe sie vor sich gieng, hatte ich das Vergnügen, meinen Freund Philippi mit seiner Geliebten vereinigt zu sehen Das Verlangen, ein Band, welches zwey gleichgeschaffne Seelen längst vereinigte, endlich einmal zu befestigen, vielleicht auch die Sorge, daß sich eine neue Verhinderung finden möchte, hatte alle Bedenklichkeiten auf beyden Seiten überwunden; man billigte es allgemein, daß sich dies liebende Paar den Tag nach Ostern im Beyseyn einer kleinen Anzahl von Freunden den Segen des Priesters geben ließ. Baron Greifenklau war einer von den theilnehmendsten Gästen, diese Hochzeit war sein Werk, er war vollkommen mit seinem savoir faire zufrieden.

Einige Tage nachher nahm ich Abschied von meinen Freunden, er ward durch die gegenseitige Zusage eines fleißigen Briefwechsels erleichtert. Der

Baron wollte noch einige Lustreisen thun, und ich hatte versprochen, in Zeilsdorf einzusprechen: aus dieser Ursache gieng ich eher von Frankfurt ab, als er; es ward ausgemacht: daß wir uns nicht eher wieder treffen würden, als in Stralsund. Ich verließ also diesen Ort, und so viel herzliche Freunde, und nachdem ich in Zeilsdorf eine Woche lang mit allen meinen Geliebten herzlich froh gewesen war, trat ich meine Reise nach Stralsund an, und beschliesse diesen Theil mit den Briefen, welche Madam Philippi an Madam Benisch und Herrn Rösler nach Ihrer Zurückkunft schrieb, und mit der Antwort des Letztern.

Antoinette Stark an Mad. Benisch in Prag.

Ich ergreife die Feder, um Ihnen, innigstgeliebte Tante, wegen meiner Flucht die Rechtfertigung meines Gewissens vorzulegen. Wenn Ihr Mißfallen an dieser Handlung zuläst, daß Sie dieselbe lesen, dann, beste Tante, bin ich gewiß, daß Sie mich wenigstens nicht mit Ihrem Unsegen strafen werden. Höchst strafbar wäre ich, wenn irgend ein anderer Grund als die Ueberzeugung, die ich von der Wahrheit meiner väterlichen Religion habe, mich von Ihnen weggeführet hätte: aber dies war, wo nicht

der einzige, doch der vornehmste. Es gab freylich ausser ihnen noch einen: ich kam als eine verlobte Braut zu Ihnen, und Sie wollten, daß ich das feyerliche Versprechen, was ich aus freyem Triebe einem Manne, der mich liebte, gethan hatte, aufheben, daß ich an ihm, der mich nicht beleidigt hatte, wider meine eigne Ueberzeugung, wider meinen Willen treulos handeln sollte. War das wol einem rechtschaffenen Herzen möglich? Gestehen Sie es selbst, liebe Tante! Sie, die so edel denken: würden Sie sich wol so leicht überreden lassen, einem Menschen, den sie mit der größten Zärtlichkeit, mit vollkommener Achtung liebten, willig zu entsagen, blos, weil Jemand, der Gewalt über sie hätte, es aus Ursachen verlangte, die sich auf andere Meynungen gründeten, als die Ihrigen wären? Gewiß, meine Tante, Sie würden das nicht können, und verlangen es doch von mir. Aber, wenn ich auch Philippin vergessen konnte, wenn ich mich auch darein finden lernte, einen Andern als meinen Bräutigam anzusehen, weil dieser Andre auch Verdienste besaß, und weil er Ihren Beyfall hatte, so war doch jener wichtige Punkt, da sie Religionsveränderung von mir verlangten, ohnmöglich zu überwinden. Es ist nichts wahr, liebe Tante, was unsrer Ueberzeugung nicht

nicht entspricht, und nichts wohlgethan, was wir gegen sie beginnen. Ich müste gar keinen Werth in die Religion der Christen setzen, wenn ich so leicht handeln könnte, ihre verschiedenen Lehrsätze gegeneinander zu verwechseln, so wie es immer mein Vortheil heischte; dies würde ich nicht thun, wenn ich wirklich glaubte, daß es auf eins herauskäme, noch weniger konnte ich mich dazu entschliessen, da ich alles, was mir als einer Protestantin gelehrt ward, für wahr halte, und da ich mich von gewissen Dingen, welche in ihrer Religion enthalten sind, nicht überzeugen konnte. Zu heucheln, bin ich überzeugt, wär vor Gott ein Verbrechen gewesen, und da dies auch vor allen Rechtschaffenen ist, so verlangten Sie es ohne Zweifel nicht.

Ich bin also wieder in Frankfurt, und werde in einiger Zeit meinen ehemaligen Verlobten, den Kaufmann Philippi, heirathen. Einst gab ich ihm mein Wort, er beschwört mich nun, daß ichs halten soll, gestehn Sie, liebe Tante, daß dies meine Pflicht ist!

In Wahrheit, mir ist jetzt vollkommen wohl. Ich kann die Religion, in der ich erzogen ward, ungehindert ausüben, kann der Neigung meines Herzens folgen, dabey die Liebe, die vollkommene Ach-

tung

kung, die Dankbarkeit, so ich Ihnen, theuerste Tante, schuldig bin, und gewiß im höchsten Grade empfinde, nicht nur ohne Widerspruch bekennen, sondern auch mit meinem Freund von ihrem Werthe sprechen; er theilt meine Empfindungen gegen sie mit mir. Wir Beyde sehen wohl ein, daß die Güte Ihres Herzens, beste Tante, an dem Verfahren mit mir schuld ist; Sie wünschten mein Glück und glaubten, daß es so und nicht anders zu bewirken wäre; empfangen sie für diese mütterliche Sorgfalt, und für alle ungemeine Güte gegen mich, den zärtlichsten, wärmsten Dank. Gott segne Sie dafür! Ich kann's durch nichts als durch die aufrichtigste Kindesliebe vergelten. Einst, wenn die kurze Spanne unsrer Pilgerreise verlebt seyn wird, sehen wir uns wieder, und denn verwundert sich meine liebe Tante vielleicht, daß sie ihrer Nichte böse war, weil sie nicht an die Zusätze glauben wollte, welche die Menschen der Religion der Christen anhiengen; Sie werden es jetzt nicht glauben, meine mütterliche Freundinn, aber gewiß finden wir uns dort wieder, wohin Sie mir durch den Vorschlag, daß ich meine Religion ändern sollte, verhelfen wollten, denn trennen wir uns niemals mehr.

Philip.

Philippi unterfängt sich seine ehrerbietige Empfehlung beyzufügen, wir küssen Ihnen mit vollkommener Verehrung die Hand, und bitten um Ihren Segen ꝛc.

Antoinette Stark an Herrn Rösler in Prag.

Wenn Ihnen, lieber Freund, nicht alles verhaßt ist, was von einer Undankbaren, die Sie hintergangen hat, herkommt; wenn ich nicht umsonst hoffe, daß Sie diese Zuschrift mit der Ihnen eignen billigen Denkungsart lesen werden: so bin ich gewiß, daß Sie mich entschuldigen. Aber indem ich meine Vertheidigung anfange, gebe ich mir selbst etwas Schuld, was nicht wenig gegen dieselbe ist, doch ich thue mir Unrecht. Hintergangen habe ich Sie nicht, mein Freund, es schien nur so; Sie wissen selbst, daß ich Ihnen die letzte Zeit, wo sie alle mich geneigt hielten, ihre Wünsche zu erfüllen, nichts mehr als vormals versprach; wenn ich aber der Tante gestand, daß ich Sie, mein Herr, meiner Gegenliebe vollkommen werth hielt, wenn ich Ihnen dies selbst versicherte, so sagte ich nichts, als was ich beständig empfinden werde. Ehemals bekannte ich Ihnen, daß Sie mir nach Philippin der schätzbarste Mann wären, und daß

ich die Ihrige sehr gern würde, wenn dieser nicht ältere Rechte auf meine Hand hätte; ich wiederhole es Ihnen hier, und mein ehemaliger und jetziger Bräutigam hat es von mir gehört, da ich ihm Ihre edle Denkungsart, Ihre Freundschaft gegen mich bekannt gemacht habe, so findet er, daß ich strafbar wäre, wenn ich anders dächte. Etwas habe ich indessen doch gegen Sie und gegen die Madam Benisch zu entschuldigen, ich habe Sie wirklich die letzten Wochen meines Aufenthalts in Prag Beyde durch mein verändertes Betragen getäuscht, und hier gestehe ich: daß es geschah, um Sie sicher zu machen, und mein Vorhaben ausführen zu können. Aber denken Sie einmal der Sache nach: wenn man Sie, der so standhaft, rechtschaffen ist, zwingen wollte, zwey feyerliche Gelübde zu brechen, Gelübde, die Sie mit Einstimmung Ihres Herzens, Ihrer Vernunft, abgelegt hätten, würden Sie es thun, wenn auch das größte scheinbare Glück Sie dabey erwartete? Gestehen Sie nur, daß Ihr Gefühl hierauf geradehin nein sagt; und, wenn Sie es also nicht thun könnten, würden Sie nicht auf Mittel sinnen, allen fernern Anmuthungen zu entgehen, Sie müßten darauf sinnen, dies folgte aus jenem. Da ich nun also völlig so dachte, aber keinen

nen Weg zu entkommen sahe, als ein wenig Verstellung, so bediente ich mich derselben; doch habe ich nie eine gänzliche Unwahrheit gesagt. Meine Tante fragte mich einstmals, ob mein Herz geändert wäre? ich bejahete es, denn weil ich die Hofnung, dem Zwange zu entgehen, bekam, so schlug es sehr froh; ich sagte ferner, daß mir Gott seinen Willen vielleicht bald zeigen würde, dies dachte ich so, wie es aus meinem Munde gieng, und der Erfolg hat gelehrt, daß ich mich nicht betrogen habe. Wie es damit und überhaupt mit meinem Wegkommen zugegangen ist, muß ich Ihnen verschweigen. Uebrigens habe ich wegen der Religionsänderung nichts weiter versprochen; ich bat nur, daß man mir noch einigen Aufschub verstatten möchte, weil mein Vertrauen auf die Vorsehung mir sagte: ich würde bald um gar keinen mehr bitten dürfen. Also habe ich weder geheuchelt, noch Unwahrheiten gesagt, Sie können mir nichts als höchstens Doppelsinn Schuld geben, auch diesen würde ich nicht angewendet haben, wenn meine Vorstellungen, meine Bitten Gehör gefunden hätten. Ich habe an die Madam Benisch auch geschrieben, es war meine Pflicht, ihr für die mütterliche Gesinnung, die sie mir immer sehen ließ, zu danken, und we-

gen

gen des Schrittes, den ich thun mußte, um ihre Verzeihung anzuhalten, die obigen Erklärungen aber habe ich ihr nicht gemacht, Sie selbst, liebster Freund, sollen die Güte haben, es an meiner Stelle zu thun! O, sprechen Sie doch mein Wort, damit meine Tante, die ich herzlich liebe, nicht zu schlimm von mir denken, und, durch den Schein getäuscht, mich für eine häßliche Betrügerinn halten möge. Ich bitte Sie also noch einmal, mein Vorsprecher zu seyn, ein solches Vertrauen verdient doch gewiß die Fortdauer ihrer Freundschaft, oder wenigstens, daß Sie mir alles vergeben, wenn ja etwan ein wenig Zorn auf mich vorhanden wäre. Mein Philippi wünscht nichts so sehr, als Sie kennen zu lernen; er schätzt Sie innigst hoch. Wirklich wenn mein Freund Rösler einmal auf einem seiner Wege nach Frankfurt käme, es würde kein kleines Fest in unserm Hause seyn. Sie fänden denn die Bestätigung, von dem, was Sie so schon meist glauben, daß gutmüthige Catholiken und eben solche Protestanten so herzig, so traulich zusammen werden können, als ob Ihnen ein und derselbige Catechismus gelehrt und Sie in einer Wiege gewiegt worden wären; wenn alle Menschen von einem Pol bis zum andern Brüder sind, so

sind es doch gewiß die Christen in noch näherm Verstande, warum sollten wir, einer Mutter (der Religion Jesu), Kinder, uns von den Grillen gewisser Menschen gegen einander aufhetzen lassen? Ich bin dies so wenig gesonnen, daß ich Euch Allen, meinen sogenannten Gegnern, mit der wärmsten Liebe zugethan bin.

Leben Sie wohl, bester Freund! ich wünsche, daß die Vorsicht Ihnen eine Gattinn gewähren wolle, die Ihrer würdig, und das ist, was ich meinem zukünftigen Manne zu seyn gedenke, eine treue und zärtliche Gefährtinn des Lebens.

Meine Verehelichung wird nach Ostern vor sich gehen, das einzige Traurige wird mir dabey seyn, wenn ich denke: daß meine Freunde aus Prag, und Ihr Beyfall nicht dabey sind. Vieles hätte ich Ihnen zu klagen, Philippi aber verbietet mirs, er besteht darauf, daß er noch einst Ihre Bekanntschaft machen wird, und denn will er Ihnen alles selbst erzählen.

Herr Rösler an Mademoiselle Stark.

Daß mir nichts verhaßt ist, was von Ihnen kommt, ist Ihnen nur allzuwohl bekannt, ja, ob ich gleich, trotz aller Ihrer Entschuldigung, finde,

daß Sie mich hintergangen haben, so kann ich doch nicht böse auf Sie seyn. Sie glauben recht gehandelt zu haben, und wenn es gewiß ist, was Sie in dem Brief an Madam Benisch sagen: daß nichts wahr ist, was nicht mit unsrer Ueberzeugung stimmt, so haben Sie auch recht; aber erlauben Sie, Mademoiselle, dieser Satz ist ziemlich falsch, nach ihm würden also die Glaubensmeynungen aller Völker in der Welt richtig seyn, denn alle glauben Ueberzeugung davon bekommen zu haben: es kann aber ohnmöglich alles wahr seyn, was die verschiedenen Religionen enthalten, weil sie einander widersprechen. Sehen Sie, daß ich Lust habe, mich zu rächen, in der That, ich war froh, daß ich diesen Stoff nehmen konnte, denn sonst finde ich in Ihrem ganzen Verfahren, in ihren Briefen so gar nichts, was mir Gelegenheit gäbe, Ihnen Vorwürfe zu machen; ich weiß zwar auch hier sehr wohl, was Sie eigentlich sagen wollten, es sollte heißen: Ihr mögt mir noch so viel von einer Sache vorpredigen, so lange meine Vernunft und mein Herz nicht davon überzeugt wird, so halte ich nichts für wahr. Dies lehrt die eigne Empfindung einen Jeden, und wenn Sie alsdenn hinzusetzen: daß nichts wohlgethan ist, was wir

wider

wider unsre Ueberzeugung beginnen, so haben Sie ganz recht geurtheilet. Es steht zuweilen Vorurtheil nnd Eigensinn zwischen unserer Erkenntniß und der Wahrheit, so lange wir aber in unserer Meynung recht zu haben glauben, müssen wir dabey bleiben, oder wir handeln treulos gegen uns selbst.

Sie merken also nun wohl, daß ich den Schritt, den Sie gethan haben, nicht mißbillige, und doch würde ichs thun, wenn Sie nicht die Treue gegen den Herrn Philippi, als einen weit wichtigern Grund Ihrer Entweichung für sich hätten. Ja, gestehn Sie nur. Daß dieser letzte wichtiger war. Daß Sie Ihre Tante eines andern überreden wollen, verdient meinen Dank, denn Sie wollten nicht verrathen. Wie oft ich Ihnen gesagt, daß Sie an meiner Hand vor aller Störung in Ihrer Religion sicher seyn sollten, da sie also dies so oft von mir gehört hatten, so durften Sie nicht entfliehen, um nicht katholisch werden zu müssen; aber es macht Ihnen Ehre, daß Sie so standhaft waren, und ich wünsche Ihrem Herrn Bräutgam Glück zum Besitz eines so treuen Herzens. Ihre Versicherung, daß ich Ihnen nach demsel-

demselben der Angenehmste unter den Männern wäre, und daß Sie sich an meiner Hand nicht für unglücklich würden gehalten haben, erfreuet mich ungemein, ich denke: Sie würden sich nicht betrogen haben. In Ansehung der Religion denke ich wie Sie: ich halte die Protestanten darum für rechtgläubig, weil ich kurz weg ein Christ bin, und sie dies auch sind. Ich habe vorhin gesagt, daß zuweilen Vorurtheil oder Eigensinn uns die Wahrheit verbirgt, ob dies von unsrer oder ihrer Parthey gilt, will und kann ich nicht entscheiden, weil ich mich nie auf die Anhängsel zum Glauben der Apostel eingelassen habe, sondern bey ihm selbst stehen geblieben bin; wenn ihr sogenannten Ketzer sonst nichts thut, als auch dies, so sind wir eines Glaubens.

Ob ich zwar wol nicht absehe, wo Gelegenheit herkommen sollte, Ihnen einen Besuch in Frankfurt abzustatten, so ist es doch nicht unmöglich, daß sich mit der Zeit eine ereignet, wenigstens können Sie versichert seyn, daß ich ihr alsdenn nicht ausweichen werde.

Was Hr. Philippi, dem ich mein aufrichtiges Gegenkompliment vermelde, an Ihnen gesündigt hat,

hat, weiß ich bereits. Da Sie von uns weg waren, lief ein Brief von Pianko ein, welchen er vor beynahe anderthalb Jahren seiner Meynung nach sehr behutsam hierher bestellt hatte. Seine Schwester, an die er gerichtet war, erhielt ihn also, wie gesagt, nicht långst, nachdem Sie uns verlassen hatten. Er war dreymal aufgemacht, und wieder mit andern Siegeln versehen worden; wo er aber liegen geblieben ist, kann man nicht wissen, die Feldpost hat ihn doch endlich mitgebracht. Er enthielt die Nachricht: daß Hr. Philippi geheirathet håtte. Madam Landau kam damit voller Freuden zur Tante. Ich war eben da: sehen Sie nun, sagte sie, wie bald die Starkinn die Strafe für ihre Verstockung finden wird, wenn sie nach Frankfurt kommt. Philippi ist schon vor anderthalb Jahren an eine Andere verheyrathet, hier ist der Brief von meinem Bruder; es hat sich so schicken müssen, daß er nicht eher angekommen ist, denn erfuhren wir's zu rechter Zeit, so sagten wir's doch der Tante gewiß, und denn nahm sie vielleicht Herrn Rößler aus Eifersucht, ohne weiter von Herzen sich zu bekehren. Aber der liebe Gott und die heilige Jungfrau haben wol die Tücke ihres Herzens gesehen und sie bestrafen wollen. Nun hoffe ich, sie wird zurückkommen, und ihre Hartnå-

ckig-

ckigkeit bereuen. Geben Sie Achtung, sie kommt wieder. Madame Benisch war über diese Nachricht sehr froh, und gab allem, was die Landauen sagte, Beyfall. — Ich will Ihnen gestehen, daß in mir zwey verschiedene Empfindungen abwechseln: einmal verdroß es mich nicht wenig, daß dieser Brief nicht gehörig eingelaufen war, denn ich hätte sie überführen können, daß die Vermuthung, die ich einmal gegen Sie äusserte, nicht unrichtig war; zweitens hatte ich Mitleiden mit Ihnen, weil, wenn Sie in Ihrer Heimat ankommen, und Hn. Philippi verheirathet finden würden, dies doch neue Kränkung für Sie seyn müste. — Im Vorbeygehen, dies mag Ihnen beweisen, wie sehr mein Herz, auch ehe Ihr Schreiben einlief, und da Alle von Ihrem heimlichen Entweichen ziemlich nachtheilig urtheilten, geneigt war, Ihnen wohlzuwollen. — Was die Meinungen und die Hofnung der beyden Frauen betraf, so gab ich ihnen nicht sonderlichen Glauben. Ein zweytes Schreiben von Pianko, das uns Ihre Ankunft in Frankfurt meldete, ist glücklicher gewesen; es lief sehr richtig ein, weil ers gescheiter damit angefangen hat. Wir ersahen daraus: daß Sie den nun abermaligen Hn. Bräutigam schon wieder als Wittwer antrafen, und daß Herrlichkeit vollauf un-

ter Ihnen wäre. — Hr. Philippi kann in der That auf Ihre Liebe zur Persönlichkeit stolz seyn. *) Die Benisch und die Landauen sollten mir itzt sagen, was unser Herregott und die heilige Jungfrau bey diesem Fall für Absichten gehabt hätten, sie wustens nicht, und ich fing von der Zeit an, Ihnen zu predigen. Daher war nun schon der Weg zum leidlichen Empfang für Ihren Brief etwas gebahnt, als er ankam. Der Hr. Capitain von Sch . . , durch den sie auch diese Antwort erhalten, hat seine Commission gut ausgerichtet. Ihre Briefe sind bald und unerbrochen eingelaufen. Wenn Sie keinem von unsern kriegsgefangenen Offiziers in Magdeburg, der noch dazu ein Protestant ist, sie anvertrauen konnten, so durften Sie's freylich nicht wagen, eine Nachricht von sich zu geben, weil Sie sich selbst verriethen, und alsdenn in Gefahr waren, vielleicht mit nächstem wieder

*) Diesen kleinen Stich gab Rösler vermuthlich dem Brautpaare, nur um sich doch ein Bischen zu rächen, oder er wuste die Umstände noch nicht so genau, die Philippin zu einer andern Heirath brachten, wie sie der Leser weiß, welcher ohne Zweifel finden wird, daß Philippi, besonders bey der vermeinten Aufführung seiner Braut höchst strafbar gehandelt hätte, wenn er dem Wunsch zärtlicher Aeltern, eine andere zu wählen, und ihnen Nachkommen zu geben, nicht erfüllt, sondern eine romanhafte Treue empfindelt hätte.

wieder transportiret zu werden, denn wer weiß, wie geschwind unsre Truppen in B.., Frankfurt und allenthalben sind, wo man sie nicht wünscht, und in diesem Fall steht Ihnen das Transportirtwerden auch noch bevor — ja, ja, seyn Sie nur nicht so sicher. — Doch ich kann's nicht übers Herz bringen, Sie zu ängstigen, nein, fürchten Sie nichts, es wird Sie niemand mehr in Ihrer Ruhe stöhren. Ihre Tante betrachtet Sie als ein verirrtes Schaaf, und hat wahres Mitleiden; sie hat aber beschlossen, Sie Ihrem Schicksale zu übergeben. So böse ist sie schon nicht mehr, als sie anfangs war, ich hatte, wie gesagt, schon etwas vorgearbeitet, und richtete hernach den Auftrag, den Sie mir gethan haben, nach meinen besten Kräften aus; wohl läßt sie Ihre Entschuldigungen nicht so ganz gelten, aber doch hat sie mir gestanden, daß sie es nicht übers Herz bringen könnte, Sie zu hassen. Ihr zärtliches Schreiben hat sie, nachdem es zum zweytenmale mit weniger Partheylichkeit gelesen war, wirklich gerührt, die Thränen traten ihr in die Augen, sie wünschte, daß es wahr seyn möchte, was Sie schrieben, d. h. daß sie sich dereinst in jener Welt wiedersehen würden. Antworten will sie Ihnen nicht, aber sie hat mir aufgetragen, Sie

zu grüssen, und zu benachrichtigen, daß ihr die große Verblendung, in der Sie beharreten, sehr zu Herzen gienge, sie wüßte nicht, ob sie Ihnen dabey auch den Segen geben könnte, um den Sie bäten, doch wollte sie Ihnen nicht fluchen. Sobald Gelegenheit dazu seyn wird, will sie Ihnen alles überschicken, was Sie zurückgelassen haben, Sie sollen behalten, was sie einmal gab. Halb und halb hab ich sie schon dahin, daß sie Ihnen das Vermögen, welches Ihrer Mutter einst entzogen ward, in ihrem Testamente versichern will, und werde sehen, ob's möglich ist, sie bey dem Gedanken zu erhalten.

Zu der bevorstehenden Vereinigung mit dem Herrn Philippi wünsche ich Glück, und danke für Ihren guten Wunsch, meine zukünftige Frau betreffend.

Ueber die Gelegenheit und die Art Ihres Weggehens hat man hier Verschiedenes gemunkelt. Da Sie mir ein Geheimniß daraus machen, so vermuthe ich, daß Leute, die sich hier aufgehalten haben, und vielleicht welche, die sich hier aufhalten, dazu beytrugen. Es könnte eine Ursache zur Untersuchung geworden seyn, wenn ichs gesagt hätte,

daß

daß Sie mir davon nichts gestehen wollten, man könnte Verdacht auf Leute werfen, die vielleicht kein Wort davon wissen, und es hälfe doch zu nichts; darum also habe ich diese Stelle in Ihrem Briefe nicht mit vorgelesen. Dieser lange Brief und sein Inhalt wird Sie überführen, daß ich jetzt wie allemal Ihr aufrichtiger Freund und Diener bin ꝛc.

Ende des zweyten Theils.

Heinrich Robers Begebenheiten.

Aus den Jahren 1740 bis 80.



Dritter Theil.

Leipzig und Riga,
bey W. E. A. Müller, 1794.

Das erste Kapitel.

Freut Euch mit mir, theuerste Leser, ich finde meinen alten Freund wieder.

Meine Reise nach Stralsund war schon bald vollendet, und ich wunderte mich, daß mir noch nichts Merkwürdiges aufgestoßen war. Eben dachte ich es, als ich durch ein großes Dorf fuhr. Es war ein Sonntagsmorgen. Ich hörte, als wir uns der Kirche näherten, Gesang, und dieser hat mich immer mit magnetischer Kraft in die Versammlung meiner Brüder gezogen, wenn mein Weg mich vor Gotteshäusern vorbeyführte. Der Gedanke, daß so viele alsdenn ihrem gemeinschaftlichen Vater die Pflicht der Anbetung und der Dankbarkeit vereinbaret leisten, hat etwas Hinreissendes — Herzerhebendes für mich, und es ist eben, als verlöhr' ich meinen Antheil an dieser angenehmen Pflicht, wenn ich mich nicht mit einer solchen Versammlung vereinigen sollte. Ich schlug meinem Fuhrmann vor, in diesem Dorfe ein wenig zu verziehen, und gieng nach der Kirche. Als ich der Thür nahe kam, hörte ich, daß der Geistliche schon vor dem Altar collectirte, seine Stimme zog mich um so schneller hinein, da sie mir so bekannt vorkam, und als ich ihn nun

 sahe,

sahe — in der That, dachte ich, Horaz und Pope konnten keine solche völlige Aehnlichkeit des Genies haben, als die Figur dieses Mannes mit Hn. Ruprecht. Sollte er's selbst seyn? Funfzehn Jahr beynahe hatte ihn nicht gesehen: daß der Geistliche also ältlich war, machte die Sache nicht unwahrscheinlich. Um derselben gewiß zu seyn, fragte ich einen Mann, der neben mir stand: wie der Herr Pfarrer hiesse? Ruprecht. — Gut, den muß ich sprechen, dachte ich. Ruprechts Art zu handeln, war mir noch ziemlich im Gedächtnis; es fiel mir ein, ihm eine Versuchung vorzulegen: er hatte mich noch nicht bemerkt, die Sache konnte gehen, und dem gemachten Plan nach blieb ich, so lange er predigte, in dem Winkel, wo ich mich beym Eintritt hingestellt hatte. Er hielt eine äusserst langweilige aber nachdrückliche Rede über die Worte: des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist, die er zum Thema genommen hatte, und bezeugte mit einem derben Schlag auf die Kanzel: daß die Zornigen, die sich in ihrem Grimm nicht einmal gegen den Seelsorger mäßigen könnten, schwere Rechenschaft am jüngsten Tage geben würden. Der Bauer, neben dem ich saß, hatte mich das Hauptlied mit aus seinem Buche singen lassen, also hielt er mich

schon

schon für seinen Bekannten, mit dem er ein Wort sprechen konnte. Weiß er auch wol, Herr, sagte er, daß dies alles auf den Schulzen geht? Er hat sich die vergangene Woche weidlich mit dem Herrn Pfarrer gezankt, weil dieser es übelnahm, daß er die Pfarrschweine von seiner Saat jagte, und etwas derb auf sie loshieb; da hat ihm der Schulz freylich tüchtig getrumpft; nun aber, was wahr ist, ist wahr, er hatte sie schon oft mit Güte weggetrieben und gebeten, man solle sie im Hofe behalten; es will aber Jemand gesehen haben, daß ihnen der Hr. Pastor selber die Hinterthür aufgemacht hat. Ich denke immer, wenn unser Herregott am jüngsten Tag den Schulzen fragt: warum er so grob gegen den Hn. Pfarrer gewesen ist, so wird ers dem wol auch vorübel halten, wenn er hört, daß er sein Vieh dem Nächsten muthwillig hat lassen zum Schaden gehen. Der Mann sprach in diesem Tone fort, was er sagte, war so naif, und wenigstens eben so gut, als das, was Hr. Ruprecht auf der Kanzel erzählte, also verlohr ich nichts bey seiner Unterhaltung. Eine Höflichkeit erforderte die andere, weil er so vertraut mit mir sprach, erzählte ich ihm: daß ich einst Hn. Pastor Ruprechts Schüler gewesen sey, und ihn der alten Bekanntschaft wegen gern nach dem Gottes-

tesdienste sprechen wollte, verbot ihm aber, davon ja Niemand was zu sagen, weil ich ihm eine heimliche Freude zu machen gedächte. Er versprach mir, das Geheimnis zu verwahren, wunderte sich aber über mein Befremden, ihn hier als Pfarrer zu finden. Sehr natürlich, sagte ich ihm, da ich, seit er aufgehört hat, mein Lehrer zu seyn, keine Nachrichten von ihm hatte. Nun erzählte mir der Bauer: er wär in der Nachbarschaft bey einem Herrn Informator gewesen, der bey Vergebung der Pfarre etwas zu sagen habe, da seys denn so gegangen, daß er sie bekommen hätte. Die Bauern hätten auch alle eingewilliget, weil er eine so bewegliche Predigt gehalten hätte, daß kein Mensch sich der Thränen hätte enthalten können, und er selbst habe geweint, wie ein Kind. Ist er verheirathet? fragte ich. Ja, sagte der Bauer; seine Liebste hat vorher sehr gut bey dem Herrn, wo er im Brodt war, gestanden; der zu Gefallen hat er auch die Pfarre bekommen. — Seyd ihr aber noch zufrieden mit ihm? — Nun wie's kommt, ich habe noch nichts mit ihm gehabt, denn ich gebe ihm das Seinige richtig, und es kommt mir nicht auf etwas mehr an, manche aber klagen über ihn und sprechen: daß er alles sehr genau sucht, und die armen Leute drückt. Die Kranken besucht

er

er nicht eher, bis sie aufm letzten Loche pfeiffen, wenn ers zehnmal weiß, daß sie krank sind, es wäre denn ein recht reicher Bauer, sonst kommt er nicht, bis sie ihn rufen, und brummt auch noch wol, wenn man ihn zur ungelegenen Zeit holt. Und wenn er in Grimm kommt, denn sollte er ihn sehen! Er möchte das immer selbst bedenken, nemlich: des Menschen Zorn thut nicht, was vor Gott recht ist. Seine Frau kriegt ihrer auch manchmal, sie hat aber auch ein gut Maul. Sonst ists ein lustiger Mann. Zuweilen, so bey Hochzeiten und Kindtaufen, da bringt er Schnaken her, daß man sich krank lachen möchte, und trinkt eins mit! Sie sprechen auch, er latschte aus; ich weiß aber nicht, ob das wahr seyn sollte: 's wird viel geredt; nu, wenn er auch einmal mit Einer seinen Spaß hat, das Weibsvolk denkt gleich, es ist der Ernst. — Diese Anklage und Vertheidigungsrede des Bauers überzeugte mich, daß Hr. Ruprecht ein eben so schlimmer Pfarrer, als Hofmeister war, und nun machte ich mir desto weniger Gewissen, ihn zu foppen. Sobald die Predigt vorbey war, sagte ich meinem ehrlichen Nachbar, daß ich auf den Pfarrhof gehen und da warten wollte: gieng aber ins Wirthshaus, bat meinen Fuhrmann, diesen Mittag hier zu futtern, und

be-

bestellte ihm eine gute Mahlzeit, damit er meiner Bitte geneigt würde. Hierauf legte ich meine eigne Reisekleider ab, und ließ mir seinen ziemlich zerrissenen Rockelor geben; ich tauschte mit dem Huthe: meine Haare waren schon in Unordnung, aber ich verwirrte sie noch mehr, und sahe in diesem Aufzuge wirklich einem Herumstreicher nicht unähnlich; so stellte ich mich an die Thür des Kirchhofs. Als Ruprecht auf sie zukam, gieng ich ihm entgegen, und machte ein Compliment bis an seine Schienebeine herab. Er sahe mich etwas finster an, und ohne mich wieder zu grüßen, fragte er, wo ich herwäre.

Ich. Kennen mich Ew. Hochwürden nich mehr?

Ruprecht. Wie soll ich euch kennen?

Ich. (immer in gebückter Stellung) Ich bin Heinrich, des Verwalter Robers Sohn, der die hohe Ehre gehabt hat, von Ew. Hochwürden informirt zu werden.

Ruprecht. So? nun das geschah nur au kurze Zeit, und ich hat's längst vergessen — wo kommt ihr denn her?

Ich. Ich will versuchen, wo unter zu kommen.

Ru-

Ruprecht. Daß Gott erbarm, dem Anzug nach, mag's wol nicht zum Besten um euch stehen, hätte man euch lassen ein Handwerk lernen! — Nun behüte euch Gott, ich kann euch nicht helfen.

Ich. (immer noch kriechend) Da ich durchs Dorf kam, und in die Kirche gieng, den Gottesdienst mitzuhalten, so erfuhr ich, daß Ew. Hochwürden hier im Amte sind, ich erkannte Dieselben auch gleich selbst, und da hatte ich so eine Freude, Dieselben wieder zu sehen, daß ich kaum erwarten konnte, bis es aus war, um Ew. Hochwürden meine Devotion zu bezeigen, und mich nach Dero hohem Wohlergehn zu erkundigen.

Ruprecht. Es geht mir besser, als man's in Zeilsdorf vielleicht gern sieht.

Ich. O! wer wird Ihnen nicht alles Gute wünschen.

Ruprecht. Ja, mein Freund, ich sehe, ihr begleitet mich — was auf ein Stückchen Mittags-Brodt ankommt, daß wird euch meine Frau wol geben, weiter aber verlangt nichts von mir, führt euch gut auf, und sucht einen Dienst als Schreiber zu bekommen, wenn ihr schreiben könnt. — Wo habt ihr euch denn herumgetrieben? hat man so für euch gesorgt, oder seyd ihr lüderlich gewesen?

Ohne

Ohne diese Frage zu beantworten, bat ich demüthigst, zu erlauben, daß ich mich im Wirthshause waschen und kämmen dürfe, ehe ich vor der Frau Pastorinn erschiene. Ruprecht glaubte, ich wollte dem angefangnen Examen entgehen, und hoffte schon, er wäre mich los; ich aber lief geschwinde ins Wirthshaus, packte aus, frisirte mich in der Eil, so gut es möglich war, legte feine Wäsche und ein gallonirtes Kleid an, nahm einen nach der Mode eingerichteten Huth, steckte meine beste Dose zu mir, machte eine schönere Kette mit vielen Parloks versehen an die Uhr, und so gieng ich mit einem eben so galanten Degen an der Seite, wie ein wahrer Stuzer auf den Pfarrhof.

Im Hause fand ich eben die Köchin mit einer Schüssel auf dem Weg nach dem Wohnzimmer, und bat sie, Heinrich Robers zu melden; sie lief geschwinder, und sagte, da sie hinein war: es ist ein Herr draußen, den ich melden soll, Heinrich Robers heißt er. Ein Herr! sagte Ruprecht, dummes Vieh, der sieht einem Herrn ähnlich. — Er ist aber sehr kostbar angezogen, versetzte die Köchin — Du bist besoffen, Mensch! mein Kind, gieb ihm einen Klump, und etwas Suppe. Daß dich der

Deich.

Deichsel, schrie die Frau Pastorin, indem sie aufsprang, und nach der Thür zurannte, hat man denn nicht Fress — ganz steif und blutroth blieb sie mit diesem halben Worte in der aufgerissenen Thüre stehen: ihr Eheherr stand, da er mich in dem Anzuge sahe, hurtig auf, er glaubte vermuthlich, es wäre ein Fremder, ich aber stünde irgendwo in einem Winkel. Auf das, ich weiß nicht, wen ich die Ehre zu sprechen habe, antwortete ich eben, ich wäre der Robers, den der Herr Liebste zum Essen geladen hätte, als er an mich kam: unmöglich! sagte er; ganz gewiß, Herr Pastor, versetzte ich, nehmen Sie den kleinen Scherz nicht übel, den ich mir gemacht habe. Er hatte mich nun schon von oben herab besehen, Ey, sagte er, Ihr Diener, es ist mir ja lieb, sie in gutem Stande zu sehen, belieben Sie hereinzuspazieren. Frau, noch einen Teller! die Frau Pastorinn befahl der Köchinn, einen hinzusetzen, lief nach einer Serviette, und beklagte nur, daß ich würde vorlieb nehmen müssen. Wir setzten uns, und als die Suppe für mich gewärmt ward, fragte Herr Ruprecht verschiedenes, und begann endlich: Nun, so gehts Ihnen ja wol recht gut, wie aber führt Sie denn Ihr Weg hierher? Ich sagte

ihm, daß ich in Frankfurt einige Zeit studirt hätte; daß ich den Herrn von Zeilsdorf und meine Aeltern besucht habe; daß meine Finanzen in sehr guten Umständen wären, und ich jetzt nach Stralsund gieng, von da ich den jungen Baron Greifenklau nach Schweden begleitete, wo ich bey seinem Onkel, dem Minister Grafen H... Sekretair würde. Ruprechts Höflichkeit wuchs bey den letzten Worten so stark, daß er hurtig seine Perüque aufsetzte, und mich wegen seiner Nachläßigkeit um Vergebung bat, weil es nicht eher geschehen war, und nun bat er, wegen der Begegnung auf dem Wege von der Kirche nach Hause, um Vergebung, und schlug mich leise auf die Schulter, daß ich so lose gewesen wäre. Die Frau Pastorinn kam jetzt mit der Köchinn herein, welche die Suppe brachte, denk einmal, mein Kind, sagte der Herr Gemahl, Du weißt wol nicht, daß ich die Ehre gehabt habe, den Herrn Robers zu informiren. Nun, ich habe rechte Freude an Ihnen! nein, das Glück, Sie heute zu sehen, hätte ich mir nicht träumen lassen, es ist mir ein unendliches Vergnügen; ich habe immer gewünscht, zu hören, wie es Ihnen gienge. O, Sie werden gewiß Ihr Glück machen! Mein Kind, Herr Robers geht ins Königreich Schweden

den und wird Sekretair bey Ihro Exellenz, dem Minister Grafen H . . . Die Frau Pastorinn gratulirte und kramte ihre schönsten Complimente aus. Ihr Mann befahl ihr, Schinken, geräucherte Gans und Wein zu bringen. Es ward alles geholt, und immer wegen der schlechten Bewirthung um Vergebung gebeten; sie waren sogar böse, daß ich den Fuhrmann und die Pferde nicht auch bey ihnen hatte speisen lassen. Ich errieth, wo das alles hinwollte, und sahe bald, daß ich recht gerathen hatte. Herrn Ruprechts Ehehälfte, so sehr sie sich auch, nach meines Kirchennachbars Bericht, zuweilen mit ihm überwarf, war doch in gewissen Stücken ein Herz und ein Sinn mit ihm; seine Absichten waren da die ihrigen, und in der Schnelligkeit politischer Schlüsse gab sie ihm nichts nach. Sie machte den ersten Ausfall in der beyderseitigen speculativen Absicht. Nun, mein liebes Herz, so hast Du doch auch das Vergnügen, zu des Herrn Robers Glück etwas beygetragen zu haben, wenn Du ihn unterrichtet hast. Das will ich wol nicht sagen, antwortete ihres Herrn Gewissen, aber, setzte die Hofnung alter Bekanntschaft hinzu, ich weiß gewiß, wenn es Gelegenheit gäbe, ein Wort zu meinem Besten zu sprechen, so würde Herr Robers es nicht unterlassen,

 solche

solche Herren, wie der Minister, können viel thun. Ich habe hier nur ein elend Stückchen Brodt, und man vergräbt auf dem Dorfe seine Gaben, so zu sagen, unter den Mist, aber wenn ich jetzt so einen guten Freund in der Hauptstadt, und noch dazu bey Sr. Exellenz habe, so hoffe ich mit der Zeit wol gar eine andere Beförderung zu bekommen. Mit wahrer Protectionsmiene versprach ich nun auch, zu thun, was möglich wäre, um solch einem Manne, wie Herr Ruprecht sey, zu dienen; und die Höflichkeit des Ehepaars verwandelte sich in Demuth. Der Caffee kam, er war sehr gut, dennoch bat die Frau Pastorinn um Vergebung, daß er so schlecht wäre, und versprach, mir ihn besser vorzusetzen, wenn ihr Liebster durch meine Vorsprache ein geistliches Amt in Stockholm bekommen würde. Dies sollte Scherz seyn, und ich half ihn belächeln. Nachdem in diesem Tone eine Weile fortgesprochen war, und sie immer gezielt hatten, wo hingegen ich meine Antworten ihren Auslegungen überließ, fiel es dem Herrn Pastor aufs Herz, daß er vergessen hatte, sich nach dem Befinden meines Herrn Papas, Frau Mama, wie auch Herrn Bruder und Mademoiselles Schwestern zu erkundigen. Er bat wegen dieser Nachläßigkeit tausendmal um

Verge-

Vergebung, und nahm an ihrem Wohlergehen vollkommenen Antheil. Endlich kam auch eine Seitenfrage nach dem Hause Zeilsdorf. Er wußte schon, daß Karl im Felde geblieben war, sprach aber mit so vieler Gleichgültigkeit davon, daß es mich verdroß, weswegen ich auch Abschied nahm. Ich wünschte ihn, so viel wie möglich, abzukürzen; allein, die Complimente flossen aus Herrn Ruprechts und seiner Madam Kehle, wie zwey Ströme, die mich beynahe ersäuft hätten, und sie begleiteten mich mit der ganzen Familie bis an den Gasthof.

Das zweyte Kapitel.

In welchem ein Mann erscheint, mit dem ich viel zu thun bekam.

Da ich in Stralsund 10 Tage vergebens auf den Baron Greifenklau wartete, fieng ich an zu fürchten, daß sein Aussenbleiben eine unangenehme Ursach haben könnte, und wär vielleicht zurückgereist, wenn nicht ein andrer schwedischer Edelmann mich daran verhindert hätte; dieser aber ließ mich bemerken, daß, da der Baron keinen Tag bestimmt habe, wo er eintreffen wollte, man auch aus der

Verzö-

Verzögerung nichts schlimmes schliessen könnte. Ich machte mit diesem Edelmann, einem Baron von Oldenholm, welchen verschiedene Geschäfte nach Stralsund geführet hatten, zu meinem Nutzen Bekanntschaft, er logirte in dem nemlichen Gasthofe, wo ich Quartier nahm, und da er hörte, daß ich den Baron Greifenklau erwartete, um ebenfalls in sein Vaterland zu gehen, so beschloß er, bis zu seiner Ankunft zu bleiben, um in unsrer Gesellschaft zu reisen Dieser Entschluß war mir um so lieber, da mir durch des Barons von Oldenholms Umgang die Zeit sehr angenehm verstrich Er war ein Mann von etlichen 40 Jahren, gesetzt und bieder es lag etwas Freyes und Erhabenes in seinem Wesen. Ich konnte ihm, bey dem gründlichen Verstande, den er mir zeigte, und bey einer Menge Erfahrungen leicht glauben, was er mir zu meinem glücklichen Fortkommen rieth. Sie werden, sagte er, die Gunst des Ministers immer haben, wenn Sie Ihre Pflicht thun, und, wie ich glaube, geschickt dazu sind, und denn ist Ihr Glück gemacht. Er sucht besonders seine Leute empor zu bringen, weil dies seinem Stolz schmeichelt, freylich geschieht dies oft zum Nachtheil sehr verdienstvoller Menschen, man muß wünschen, daß er immer gute Subjekte in

seinem

seinem Dienste haben möge, damit, wenn er sie anzubringen trachtet, kein Mensch was dawider haben könne. Die Reichsstände und Räthe sind deswegen nicht allemal mit ihm zufrieden; wiewol er das Talent besitzt, sich theils furchtbar, theils beliebt bey ihnen zu machen, so hat doch seine übertriebene Herrschsucht schon manche geheime Gährung verursacht; ein Zweig dieser Herrschsucht ist, seine eignen Creaturen zu haben, und diese allenthalben anzustellen, wo es Aemter giebt. Die Ausländer sind ihm die liebsten, der Mann, an dessen Stelle Sie kommen, ist ebenfalls einer, ich weiß, welchen Platz er ihm zugedacht hat. Es soll mich wundern, ob er ihm solchen ohne Aufruhr wird geben können, da schon verschiedene andere Compedenten vorhanden sind. Ich sage Ihnen dies alles aus doppelten Gründen: einmal sehen Sie leicht, daß, wie ich schon gesagt habe, Ihr Glück gemacht ist, wenn Sie sich einigermaßen darnach verhalten, und denn, daß es nöthig ist, sich überall in Gunst zu setzen, damit man Ihnen einen guten Posten mit der Zeit gönne. Auch rathe ich Ihnen, setzte er hinzu, eine genaue Einigkeit mit den übrigen Leuten des Ministers, zum Beweis dem zweyten Sekretair und allen

denen, die mit Ihnen in einem gleichen Verhältnisse sind, zu suchen, und sich gewissermaßen um die Freundschaft des geringsten Bedienten des Hauses zu bewerben. Die Cabale herrscht eben darum, weil seine Leute alle auf Versorgungen rechnen können, desto stärker unter ihnen, da ein Jeder das Beste haben will, und wer denn das Unglück hat, bey ihm verschwärzt zu werden, folglich in Mißcredit zu fallen, wird desto übler behandelt, weil der Minister sehen lassen will, daß er ihn nicht fortgeschickt hätte, wenn er kein Bösewicht wäre, daher fürchtet sich einer vor dem andern, suchen aber zu gleicher Zeit einander zu verfolgen.

Mir begann bey diesen Nachrichten das Herz ziemlich schwer zu werden, bis hieher hatte ich nichts als Rechtschaffenheit, aber keine Politik nöthig gehabt, folglich war ich darinnen schlecht bewandert. Ich merkte, daß ich mich einer Klippe näherte, von der ich leicht herunterstürzen könnte. Meine Besorgniß war so groß, daß ich sie dem Herrn von Oldenholm nicht bergen konnte. Er sprach mir Muth ein, lachte mich aber ein wenig aus, daß ich mir eingebildet hätte, man könne so ganz ohne Zwang in der Welt glücklich seyn, wie im

im gemeinen Leben. Es ist, sagte er, ganz ein anders im gesellschaftlichen Fach, als wenn man ins politische tritt; jemehr man sich den Höfen und den Staatsgeschäften nähert, jemehr sieht man, wie viel Klugheit nöthig ist, um nicht alle Augenblicke anzustoßen. Der Sekretair eines Staatsmanns ist in seinem Gleise eben der Gefahr, unglücklich zu werden, unterworfen, als sein Herr in der höhern Sphäre. Doch die Kunst, gut fortzukommen, muß sich wol erlernen lassen, weil so viele ihren Zweck erreicht haben. Vielleicht durch Ränke, fiel ich ihm ein, und dies wäre nicht meine Sache. Nein, fuhr der Baron fort, das ist nicht nöthig, ich kenne sehr rechtschaffene Leute in der Regierung und in hohen Posten, die sich, ohne ihr Gewissen zu beflecken, empor geschwungen haben. Sie können ein ehrlicher Mann seyn, und gut, wenn Sie es sind; aber vorsichtig müssen Sie handeln. Weisheit und Hinterlist sind zwey sehr verschiedene Dinge. Es ist nöthig, daß man die Lage gewisser Triebfedern kennen lerne, und man berührt sie zu seinem Besten, so weit es die Modifikation der Ehrlichkeit zuläßt; übrigens müssen Sie erwarten, ob das Schicksal Ihre Bemühungen unterstützt. Man weiß gute und geschickte Leute, die wirklich fort-

kamen,

kamen, aber eben solche scheiterten, wenn hingegen unwissende, und schlimme Menschen zu Ehrenstellen gelangten. So gehts in der ganzen Welt! Ein junger Mensch, der sich zu einem Amte geschickt gemacht hat, muß sich einbilden, er greife in einen Glückstopf, wenn er es sucht. Gaben und Thätigkeit gewähren es ihm nicht immer, glücklich ist der, welcher frey von allen Ketten seine Zeit verleben kann. Es giebt tausend Arten, gemeinnützig zu seyn, und man darf eben kein unnützes Mitglied der Gesellschaft seyn, wenn man auch nicht in einem öffentlichen Amte steht; nach diesem Grundsatz lebe ich jetzt in einem glücklichen Privatstande. Ohne meine Vaterlandsliebe zu verletzen, ohne meine Würde als ein Reichsstand zu verkennen, sehe ich mich als einen Weltbürger an, und in diesem Sinn halte ich alle Menschen für meine Landsleute. Ich schätze das Verdienst überall, ohne es vorzüglich bey dieser oder jener Nation, bey diesem oder jenem Menschen vorauszusetzen. Es würde mir nicht gleichgültig seyn, wenn mein Vaterland in Verfall käme, doch ist mir recht wohl, daß ich kein Ruder in der Hand führe, um es im Gange halten zu helfen: es sind der Ruderer so viel, daß ich wol zu entbehren bin, aber ich sehe

auch

auch, daß nicht alle so denken müssen, wenn der Staat verwaltet werden soll, und daß auch diese glücklich sind, welche zu seinem Besten arbeiten.

Ich hielt die Bekanntschaft, die ich so von ohngefehr mit dem Herrn von Oldenholm gemacht hatte, für einen sehr glücklichen Zufall, und bat mir die Erlaubniß aus, daß ich mir in Stockholm zuweilen Raths bey ihm erholen dürfte, welches er recht gern bewilligte. Wir theilten einander, als Freunde, die wir in der That geworden waren, unsre Geschichte mit; er selbst hatte es nur seiner philosophischen Ruhe zu verdanken, daß er einen höchst unangenehmen Theil seines Schicksals ziemlich standhaft ertrug. Sein einziger wohlgerathner Sohn hatte einen Zweykampf und in selbigem das Unglück gehabt, seinen Gegner zu tödten, weswegen er das Königreich verlassen mußte. Seit drey Jahren hatte er keine Nachricht von ihm, welches ihm nicht würde befremdet haben, weil er in einem Billet, das er auf der Flucht an ihn geschrieben, angezeigt hatte, er werde ihm selbst seinen Aufenthalt nicht so bald bekannt machen, damit der Brief nicht etwa in unrechte Hände käme, und ihm, dem Vater, noch mehr Leiden verursachte. Doch nach

der

der Zeit hatte es der Vater in verschiedenen auswärtigen öffentlichen Blättern bekannt machen lassen, daß er dieses unglücklichen Sohnes Begnadigung ausgewirkt habe. Es schien ihm unmöglich, daß dieser hiervon gar nichts erfahren, oder auch ohne dies seit drey Jahren nicht ein einzigesmal daran gedacht haben sollte, seinem Vater was von sich hören zu lassen. Aus dem allen schloß nun dieser, daß er nicht mehr am Leben seyn müsse, welches ihn um so mehr schmerzte, da es sein einziger Sohn, und der Liebling seines Herzens gewesen war.

Der Baron Greifenklau kam endlich an, und wir giengen zusammen nach Schweden.

Das dritte Kapitel.

Eine neue Laufbahn, und nie gekannte Unruhen.

Der Minister war über unsre Ankunft sehr vergnügt, nach wenig Tagen trat ich meinen Dienst an, und es schien mir, als ob ich die Gunst meines Herrn bald genug erwerben würde; doch ich machte auch zeitig die Entdeckung: daß mir die Verhaltungsregeln des Baron von Oldenholm sehr

nöthig

nöthig wären. Der zweyte Sekretair besonders machte mir über die Vorzüge, welche ich als ein Fremder vor ihm voraus erhielt, scheele Gesichter; er war ein geborner Schwede, und stand bey dem Minister nicht ganz übel, doch setzte er nicht genug Fähigkeiten an ihm voraus, um den ersten Platz, auf den Sturm doch hofte, nach seinen Wünschen verwalten zu können.

Der Mann, an dessen Stelle ich trat, unterrichtete mich in allen, und gab mir, wie er selbst sagte, auf Befehl des Ministers einige Winke, die ich wol ohne Scrupel befolgen konnte; doch zeigten sie mir auch, daß ich ein ziemlich bedenkliches Amt antråte, und dies machte mich unruhig; was war aber zu thun? ich stand auf der Bühne, die Rolle war übernommen, ich mußte sie spielen. Vielleicht, dachte ich, gehts gut; der Minister ist kein ruchloser Mann, er ist beständig besorgt, seinen Ehrgeiz zu befriedigen, und sein Ansehen zu erhalten, und zu vermehren, geschähe dies nicht, so dürfte leicht ein schlimmerer es erhalten. In dieser Ueberlegung schien es mir erlaubt, mich in seine Absichten zu finden. Ich entschloß mich dazu, und erhielt seinen Beyfall. Sturm war mein

offen=

offenbarer Feind; ich that, als sähe ich es nicht, und da ich bemerkte, daß er sehr interessirt war, hielt ich für nöthig, ihn von dieser Seite anzugreifen, und hofte seine Eroberung durch Geschenke zu machen. Es gelang mir so weit, daß er dem Ansehn nach mein Freund ward; sogar war er nicht mehr zurückhaltend gegen mich, sondern schmähte den Minister in meiner Gegenwart und ungescheut. Ich hatte nicht wenig Angst bey solchen Gelegenheiten, und wagte nichts als Stillschweigen. Baron Oldenholm, den ich zuweilen besuchte, billigte dies Verfahren, und hielt es für das einzige Unverfängliche. Es fiel mir endlich ein: ob Sturm nicht geflissentlich vor meinen Ohren auf den Minister schalt, und vielleicht wünschte, daß ich es ihm wiedersagen möchte. Nach dieser Meynung ließ ich zuweilen einige Worte gegen ihn fallen: daß er Geduld haben sollte, und daß ich glaubte, man würde ihn bald befriedigen.

Schröter, dessen ehemalige Stelle ich einnahm, bekam den Posten, von dem mir Herr von Oldenholm gesagt hatte. Es hatte einige Umwege gekostet, ihn einzusetzen, doch war es geschehen, man murrte aber sehr laut darüber. Eines Tages

sagte

sagte mir Sturm, daß dies wol der letzte Günstling des Grafen seyn werde, der so ein Amt, worauf ganz andre Leute gerechnet hätten, davontrüge, die übrigen des Staatsraths, und die Stände fiengen an, seine Allgewalt übel zu nehmen, ich werde vermuthlich, setzte er hinzu, keinen Stoff geben, ihm auf diese Art Verdruß zu machen, weil ich ein Landskind bin, die versorgt er nicht so leicht, ich habe aber einige Gönner, und man wartet nur, ob er nicht bald an mich denken werde, da er doch sonst so geschwind Versorgungen findet, wenn er welche für seine Creaturen braucht. Jetzt überlegte ich, ob ich nicht den Minister von diesen Reden benachrichtigen sollte; seiner Politik war es sehr gemäß, den unruhigen Mann zu befriedigen, als daß er sich an ihm rächen sollte; er wußte zudem so wohl als ich, daß Sturm einen nahen Anverwandten hätte, der sehr gut bey seinem mächtigsten Gegner stand. Alles dies überlegt, schien mir's Pflicht, ihm zu hinterbringen, was mir Sturm gesagt hatte, und ich that's. Der Graf ward unruhig darüber, und beschloß, sich diesen Menschen vom Halse zu schaffen. Es war ein Inspektorat vacant, welches nicht die Hälfte der Ehre und des Gehalts mit sich brachte, als Schröters

Posten,

Posten, indessen vor der Hand war nichts anders da, und er glaubte, Sturmen damit abspeisen zu können. Einige Tage ließ er nach meinem Bericht hingehen, alsdenn benachrichtigte er ihn auf das freundschaftlichste: daß er ihm diese Stelle zugedacht habe, und hofte, daß, da sein Vetter bey dem Grafen D. in so großem Ansehen stünde, ihm die Unterstützung dieses Herrn nicht fehlen könnte, er riethe ihm deshalb, sofort mit seinem Vetter zu sprechen. — Des Grafen H... Stunde war gekommen, dieser unglückliche Einfall brachte zwey Parteyen wieder ihn auf, welche ihn aus entgegengesetzten Gründen anfeindeten. Sturm, welcher über die Ungleichheit dieses Postens, und des, den Schröter erhalten hatte, ergrimmte, gieng stehendes Fußes zu des Grafen Feind, sich über die Ungerechtigkeit zu beschweren, welche sein Herr gegen die Landeskinder verübte. Sein Vetter hatte nicht ermangelt, es aufs nachdrücklichste vorzustellen, und Sturms Verdienste zu erheben. Der Graf G. trug's dem Reichsrath, der sich bald nachher versammelte, auf zwey Seiten vor, just, da mein Herr wegen Unpäßlichkeit nicht zugegen war: einmal hatte er die Kühnheit vorgestellt, daß der Graf H... alle Aemter mit seinen Bedienten besetzen

setzen wollte, und jetzt schon wieder einen vorzuschlagen willens sey, da Schröter noch kaum warm in dem seinigen wäre, und denn die Hintansetzung der Landeskinder bemerken lassen, für die er immer das schlechteste aufhebe. Er sprach mit Eifer; man war schon aufgebracht, der ganze Reichsrath erklärte sich gegen meinen Herrn. Die zweyte Parter war das Volk, es kam bald herum, daß Sturm das Inspektorat erhalten sollte. Einige Andere hatten sich lange darauf vertröstet, diese räsonnirten sehr laut; man schrie öffentlich über den Minister, und seine Feinde fanden nicht für gut, das Geschrey zu dämpfen. Der Minister, welchem noch nichts von dem allen ahndete, fuhr zwey Tage nach dieser Aufwiegelung aus, ich mußte ihn begleiten; man rufte ihm, als wie durch die Gassen fuhren, erniedrigende Namen zu. Er stieg in einem Garten ab, wo mehrere vom Adel versammelt waren, ein Jeder entfernte sich von ihm; die Achtung, mit welcher man ihm bisher begegnet war, fiel bis auf den kleinsten Grad gemeiner Höflichkeit herab. Es hatten sich beym Zurückfahren mehrere versammlet, und in seinen Weg gestellt, von diesen wurden ihm verschiedene Verunehrungen angethan; zitternd und

todenblaß stieg er vom Wagen, als wir zu Hause ankamen; seine Bestürzung erregte Mitleiden. Kein Mensch im Hause wußte, was dies zu bedeuten habe. Verschiedene von den Bedienten hatten zwar, bey Ausrichtung ihrer Geschäfte, etwas von der allgemeinen Gährung bemerkt, doch waren dies nur hingeworfene Worte gewesen, die sie gehört hatten, und da man seit einiger Zeit schon über ihren Herrn murrte, so hatten sie auch dieses nicht sonderlich geachtet. Ich konnte allenfalls begreifen, wo es herkäme: Sturm war mit hämischer Miene fortgegangen, und seit dem, unter dem Vorwande daß er krank sey, nicht wieder gekommen. Des Grafen Argwohn fiel ebenfalls auf ihn; er äußerte mir seine ganze Verlegenheit, und war nicht wenig besorgt, daß dies alles keinen guten Ausgang nehmen möchte. Seine Freunde wurden alle zusammengerufen; es kamen nur zwey, die andern schickten Entschuldigungen an ihrer Statt. Der Minister beschwor die beyden, daß sie ihm sagen möchten, was vorgienge, und womit er ganz Stockholm aufgebracht hätte? Sie hinterbrachten ihm, wovon die Rede sey und sagten: daß sie zu seiner Vertheidigung gesprochen hätten, was möglich war, indessen meinten sie, die Sache wäre nicht so ge-

fährlich,

fährlich, als sie schien. Es ward ihm gerathen, daß er sich an den Hof, den er auf seiner Seite hatte, wenden, und ungesäumt bey selbigem beschweren sollte. Ich mußte hingehen, und den Kammerherrn, der eben am Dienst war, bitten: daß er um eine geheime Audienz für den Minister anhielt. Dies that ich mit vieler Furcht, daß man mir unter Wegens übel begegnen würde, kam aber glücklich durch. Der Kammerherr richtete sogleich den Auftrag aus, und brachte mir den Bescheid: daß Ihro Majestät den Minister beklagten, aber vor der Hand ihn nicht sprechen könnten, weil er schon angeklagt sey: es müsse sogar um ihn zu rechtfertigen, manches geschehen, was ihn befremden würde, sie hoften aber, er werde sich gut aus der Sache ziehen. Mit dieser Antwort schlug ich meinen Herrn vollends ganz nieder; er war in einer Art von Betäubung, die ihn diesen Wink des Hofes nicht einmal nutzen ließ. Ich wünschte es an seiner Stelle thun zu dürfen, und fragte: ob ich etwa die Papiere nachsehen sollte, damit seine Feinde im Fall einer Untersuchung nichts fänden, woraus sie Gift sangen könnten. Sein Stolz machte, daß er mich hierüber hartanließ: ich bin kein Betrüger, sagte er, und es wird zu keiner solchen

Untersuchung kommen. Ich schwieg, ob ich gleich zu meinen Vorstellungen recht hatte; denn Schröter hatte gewisse intrigante Schriften hinterlassen, die von des Ministers Herrschsucht deutlich zeugten, und Beweise gegen ihn seyn konnten. Doch ich nahm mir vor, den Minister gegen seinen Willen zu dienen und sie heimlich wegzunehmen, und that es auf den Abend, da alles zu Bette war. Des Morgens bekamen wir Wache ins Haus, und das Cabinet des Ministers ward versiegelt. Nachdem vorher alles genau nachgesucht und jedes Papier, was sich fand, in dasselbe gebracht worden war. Der Minister war fast in Verzweiflung; ein Mann von seinem Geiste konnte keine solche Begegnung ertragen. Er sprach in einem hohen Tone mit denenjenigen, denen man das Geschäft der Versiegelung aufgetragen hatte. Es waren Leute, die sich vorher vor ihm gebückt, ihm geschmeichelt, und auf seine Winke gesehen hatten, und jetzt machten sie so wenig Umstände mit ihm, als wenn er kaum ihres Gleichen wäre; dies mußte ihn in der That schmerzen. Wenn ich das entehrende Bezeigen, welches ihm auf dem Wege nach dem Garten und zurück widerfahren war, und das Betragen derer im Garten befindlichen Personen, so wie dieser Leute,

die

die seine Sachen durchsuchten, mit der Ehrfurcht und den tiefen Complimenten zusammenhielt, die er zuvor von allen Seiten bekam. Wenn ich bedachte, daß man stolz auf die Ehre gewesen war, zu ihm eingeladen zu werden, und jetzt seine aufrichtigst geschienenen Freunde ihn einem Besuch verweigerten, so überfiel mich ein Schauder; das Wesen der großen Welt, kam mir abscheulich vor, mein Herz sehnte sich nach Einsamkeit. Es war fest bey mir bestimmt, sobald ich hier los wäre, in mein Vaterland zurückzugehen; lieber einen Bauerhof zu kaufen, und mein Leben in der Stille zuzubringen, als daß ich länger nach der Ehre, einen Posten zu begleiten, herumschnappen sollte. Entweder ich müßte mich darum beneiden lassen, oder Andere beneiden, in beyden Fällen wäre ich übel daran. In dem ersten stünde ich alle Augenblick in Gefahr, gestürzt zu werden, im letzten würde ich vielleicht zu Handlungen verleitet, die mich in meinen eignen Augen erniedrigten, und mich aller Gemüthsruhe beraubten.

So lange ich bey dem Minister war, fiel nichts unter meine Feder, was ihm oder mir nachtheilig seyn konnte; ich hatte das Glück gehabt,

ihn

ihn zu befriedigen, ohne etwas Verfängliches mit unter laufen zu lassen; was etwa von Entwürfen, von meiner Hand geschrieben, da war: enthielt nichts anklagendes, von dieser Seite also konnte ich alles ruhig abwarten. Der Graf wollte meiner Gesellschaft nicht einen Augenblick entbehren, er fieng jetzt an zu ahnden, daß vielleicht Papiere von Schröttern zurück wären, die ihm nachtheilig seyn könnten; ich sagte ihm, was ich gethan hätte, und er umarmte mich vor Freuden. Nun glaubte er noch Genugthuung bekommen zu müssen, war also wieder so muthsvoll, daß er mir wegen der Zukunft herrliche Versprechungen machte. Ich konnte die Hofnung, die er sich machte, nicht fassen, der allgemeine Groll und die Verachtung, womit man ihm begegnete, weißagte mir einen andern Ausgang.

Alles in des Grafen Hause war bisher wenig geschickt gewesen, ihm Gunst zu erwerben, man fand Pracht und Aufwand genug in demselben, es wurden herrliche Feste gegeben, allein, der Stolz des Grafen und seiner Gemahlinn blickte allenthalben durch. *) Ihre Töchter waren eben so erzogen,

*) Die Gräfinn übte aus Ruhmsucht gute Handlungen aus, aber sie gieng dafür mit denen, so daß Uns

gen, und da sie nichts als Ueberfluß und Freude kennen gelernt hatten, so waren sie übermüthig, und immer auf Andrer Unkosten lustig. Sie lachten öffentlich über andere Damens, und machten ihnen ihre Mienen und Knixe nach. So lange sie noch in so großem Glanze waren, glaubten alle dadurch ein Ansehen zu gewinnen, wenn sie oft zu dem Grafen eingeladen wurden. Sie verbargen also ihren Verdruß bey Gelegenheiten, wo eine Kleinigkeit den jungen Gräfinnen zum Spott gedienet hatte; es gab sogar Viele, die es für einen Vorzug hielten, wenn sie der Ehre gewürdiget wurden, daß sie mit ihnen über Andre zischeln konnten; desto bitterer war es aber, wenn sie bemerkten, daß sie ebenfalls nicht verschonet wurden. Der Zorn also, der lange schon in den meisten geschlummert hatte, wachte jetzt auf, die Damens brachten ihre Männer, Brüder, Söhne, Vettern und Liebhaber auf, und die ganze Stadt war von Geschichten aus diesem Hause voll.

Unglück hatten, sie annehmen zu müssen, wie mit Sklaven um, und gab ihnen, wenn sie im geringsten ihren Stolz oder ihre Superiorite beleidigten, die empfindlichsten Verweise.

Unter den Papieren des Grafen ward zwar nichts gefunden, was ihn eigentlich stürzen konnte, aber doch ward hie und da eine Schlinge entdeckt, womit man den Bund wider ihn befestigen konnte. Sturm brachte ein Schreiben des Ministers an einen Edelmann im Lande bey, in welchem er diesem die grösten Ehrenstellen versprach, wofern er seinen Anhang durch den Credit, den er bey den übrigen hatte, vergrössern wollte; wie er vorgab, hatte er denselben aus des Edelmanns Händen erhalten. Noch ein Entwurf von zweydeutigem Inhalt ward von Schröters Hand beygebracht; man wollte aufbringen: der Minister hätte die Reichsprivilegia zu schmälern gesucht. Der Hof konnte ihn nicht schützen, er ward seines Postens verlustig erklärt, nachdem man ihm vier Monate in lauter Verzögerungen aufgehalten hatte, und wie alles entschieden war, gieng er auf seine Güter, um daselbst sein Leben zuzubringen. So geschwind also fiel ein Mann, welchem man große Eigenschaften nicht absprechen konnte, weil seine Ehrbegierde noch grösser gewesen war, als seine Staatsklugheit.

Schröter ward seines Amts entsetzt, und Sturm bekam es. Ohne Widerrede war es schlech-

ter bekleidet: denn ausser, daß Schröter sich den Wunsch empor zu kommen zu sehr überlassen, und daher verschiedentlich gefehlt hatte, war er geschickt und ein Mann von Ehre. Sturm aber war träge im Denken und Handeln, und hatte ein niedriges Gemüth.

Der Graf schien, so lange wir noch in einem Hause waren, ziemlich verlegen, was er aus mir machen sollte; er hatte mich unter Versprechungen zu sich berufen lassen, und konnte sie nun nicht halten, dies verdroß seiner Ehrbegierde nicht wenig. — Sein Neveu, der Baron Greifenklau war auf Reisen, sonst wäre noch jemand mehr gewesen, darum ich besorgt war. — Wir spielten einige Tage eine gezwungene Rolle gegeneinander. Er, weil er nicht wuste, wo er mit mir hinsollte, ich hingegen, weil ich nicht das Ansehen haben wollte, als ob es mir nicht länger bey ihm anstünde, da er nicht mehr Minister war. Indessen wir musten doch einmal zur Sache kommen; der Graf that den ersten Schritt: Lieber Robers, sagte er, wie leid thut mirs um Ihnen! so dachte ich nicht, daß Ihre Dienste bey mir ablaufen sollten. Beruhigen Sie sich, gnädiger Herr, versetzte ich, für mich ists kein Schade,

daß

daß es so gekommen ist; mein größter Fehler war der Stolz; ich wollte gern ein angesehener Mann in der Welt werden, da ich aber gesehen habe, wie viel Gefahr damit verknüpft ist, und daß die größten Verdienste nicht vor Feinden und vor dem Falle schützen, so habe ich mir vorgenommen, mit meinen nur sehr geringen Gaben in mein Vaterland zurück zu gehen, mir ein Landgütchen zu kaufen, und da ruhig zu leben. Der Graf billigte alles, was ich sagte, und machte mir ein ansehnliches Geschenk, welches ich zu meiner Einrichtung mit anwenden sollte.

Meine Absicht war wirklich, mich nur noch einige Wochen in Schweden aufzuhalten, diese wollte ich verschiedenen Freunden, welche ich sowol in der Stadt als aufm Lande bekommen hatte, widmen, und denn nach Hause gehen, mir etwas anschaffen, und Julchen zum Weibe nehmen. Wahr ists, daß eine gewisse Sophie zwischen sie und mich getreten war, welche zuweilen einen Gedanken, der an Julchen gerichtet seyn sollte, auffing; demohnerachtet fehlte meiner Beständigkeit nichts, als die Gelegenheit sie zeigen zu können, und diese sollte sich meiner Meynung nach jetzt bald finden.

Das vierte Kapitel.

Ich reise nicht nach Deutschland.

Es ist nichts leichter, als sich einen Plan zu machen, aber kukt hinter den Vorhang, wenn ihr könnt, ob die Ausführung dahinter stehet — Seht ihr nichts? nun so wartet nur, wenig Zeit wirds euch sagen. — Ich wuste nichts gewisser, als daß ich von Stockholm abreisen würde, denn der Tag dazu war schon angesetzt, und alles zur Reise fertig. Hr. Baron von Oldenholm, bey dem ich ein Zimmer nehmen muste, sobald ich des Grafen Haus verlies, wollte, daß ich die letzten Tage ihm allein widmen, und vor meiner Abreise noch an einer Jagd, die er auf eines seiner Güter ohnweit der Stadt halten wollte, Theil nehmen sollte. Den Abend vor dem zu diesem Vergnügen bestimmten Tage fühlte ich starke Kopfschmerzen, die ersten in meinem Leben, denn noch nie war ich krank gewesen. Hr. von Oldenholm gab mir Medicin, von der er Wunder glaubte, und versicherte mich, daß sie mich für diesesmal wieder herstellen würde; aber doch rieth er mir ein Aderlassen, ehe ich abgieng, weil mein Puls die Nothwendigkeit davon anzeigte. Meine Versiche-

rung, daß ich mir noch nie eine solche Beraubung meiner selbst hätte zu Schulden kommen lassen, verstärkte nur seine Behauptung, daß er mich, ohne mir Blut abgezapft zu haben, nicht fortlassen könnte. Er hatte einen besondern Hang zum Doktern, und ließ niemals zu, daß die, so um ihn waren, einen andern Arzt als ihn befragen durften, wenn sie krank waren. In schwerern Fällen nahm er zwar einen solchen Mann zu Hülfe, gab aber immer seine Universalmedicin, wovon er einen guten Vorrath hatte, mit unter, und bildete sich, wenn der Patient genesen war, fest ein: sie habe das meiste zur Cur beygetragen. Er schlug selbst Ader, und behauptete, daß kein Anderer es so leicht und sicher könne.

Dies war die Schmarre, die er bekommen hatte, um auch seinen Theil Thorheit unter vielen Verdiensten mit herumtragen zu müssen. — Die Natur bringt kluge und alberne Menschen hervor, von den erstern giebt sie jedem einen Hieb, der etwas Aehnlichkeit mit jenen ihren Brüdern bemerken läßt, damit man nicht glauben möge, daß es Wesen von einer andern Gattung wären. Ich habe noch nie ein kluges menschliches Geschöpf ohne diesen Hieb gesehen, nur fällt er bey einem etwas flacher, als bey den andern.

So viel mir der Hr. Baron auch von seiner Arzney versprochen hatte, so brachte ich dennoch eine unruhige Nacht hin, und war des Morgens sehr krank. Man kam, mir zu hinterbringen, daß es Zeit zur Jagd wäre; ich meldete dagegen, daß ich nicht aufstehen könnte, weil ich mich sehr übel befände. Der Bediente lief mit dieser Nachricht zu seinem Herrn, welcher sogleich mit Aderlaßzeug und Medizin zu mir kam. Er erschrack über den Zustand, in dem er mich fand, ich mußte meinen Arm hergeben, aus welchem er mir eine starke Portion Blut zapfte, hernach gab er mir wieder etwas Niederschlagendes, bestellte die Jagd ab, und wartete auf meine Besserung. Sie erfolgte aber nicht, vielmehr fanden sich gegen Abend Phantasien ein. Herr von Oldenholm hatte noch einmal zur Ader gelassen, mir wieder andre Mittel eingegeben, und darauf bestanden, daß es nun schon besser werden würde, und doch sah er sich den folgenden Morgen genöthiget, nach einen andern Arzt zu schicken. Ich war aller angewandten Mühe ohngeachtet 18 Tage dem Tode näher, als dem Leben. Dieser erste Zoll, den ich der Hinfälligkeit abtrug, war so stark, daß es schien, als ollte ich das Versäumte einbringen. Der Arzt

konnte

konnte nicht begreifen, warum, bey aller angewandten Mühe, mein Fieber nicht abnahm; meist ausser mir, und wenig geschickt, die Schmerzen, die ich empfand, weil Krämpfe dabey waren, zu unterscheiden, konnte ich ihm erst den achtzehnten Tag gegen Abend darüber Licht geben, denn jetzt unterschied ich einen vorzüglichen Schmerz an dem Arm, wo die Ader war geöfnet worden. Man band sie auf, und fand sie heftig entzündet; der gerufene Wundarzt fand ein Stück von dem Schnepper darinnen, und daher war eben das anhaltende Fieber gekommen, da zu dem hitzigen noch ein Wundfieber geschlagen war. Die Wunde ward, nachdem das Stückchen Stahl herausgenommen war, glücklich zugeheilt, und ich in Zeit von vier Wochen bis auf fast gänzliche Kraftlosigkeit meist wiederhergestellt. Doch es war für ein 24jähriges Wohlbefinden noch nicht genug gelitten, ich sollte einmal erfahren, wie es denen von meinen Nebenmenschen zu Muthe ist, die sich mit siechen Körpern quälen müssen. Mein Arm brach wieder auf, und ward so schlimm, daß ich nur mit Mühe vom Brande befreyet blieb; es ward geschnitten und untersucht, noch ein Eisensplitter war die Schuld davon gewesen; es giengen 10 Wochen

auf

auf die volle Cur darauf. Der Baron war über die Armgeschichte nicht schlecht in Unruh, weil er sich die Schuld davon beyzumessen hatte. Man beruhigte ihn zwar ein wenig, indem man ihm sagte: daß dies dem geschicktesten Chirurgo wiederfahren könne, allein, er unterließ dennoch nicht, mir oft seinen Kummer darüber zu bezeigen, wollte durchaus alle Kosten tragen, und ließ mir die aufmerksamste Pflege wiederfahren; sein einziger Trost war das Zeugniß des Arztes, welcher zugestanden hatte, daß die Oefnung der Ader mir das Leben gerettet habe.

Sobald ich wieder aufstehen konnte, sorgte mein freundschaftlicher Wirth dafür, mir Unterhaltung zu geben, deswegen wollte er, daß seine beyden Töchter und ihre Hofmeisterinn mich mit verschiedenen Zeitvertreiben ergötzen sollten, doch mußte es immer in seiner Gegenwart geschehen: denn ob er zwar mein Freund war, so wollte er doch nicht etwas an mich abtreten, was ihm selbst ans Herz gebunden war. Von seinen Töchtern ist hier nicht die Rede, sie waren noch Kinder, und wären sie es nicht gewesen, auf einer höhern Stufe gestellt als ich, aber ihre Hofmeisterinn, eine junge Person, die mit allen Reizen des Verstandes und

des

des Körpers begabt war, sollte mich nicht zu Wünschen verleiten, die er selbst hegte. Um mich desto besser davon zurückzuhalten, hinterbrachte er mir, daß jene Sophia, der ich schon gedacht habe, und die nächstens einen besondern Platz in meiner Geschichte einnehmen wird, während der Krankheit sehr oft nach meinem Befinden hätte fragen lassen, und rühmte sie mir vorzüglich. Ich war schon ziemlich geneigt, in ihr Lob einzustimmen, und da ich merkte, warum der Baron haben wollte, daß Sophia mir gefallen sollte, so erhob ich sie mit aller Beflissenheit. Madam Günter zwang sich lustig zu seyn, wenn es die Umstände erforderten, aber man sahe, daß es nur gezwungen war, und daß sie einen geheimen Kummer hatte. Die Augen des Herren von Oldenholm und sein Betragen gegen sie verriethen zwar seine Liebe, doch aber mußte ich die Vorsichtigkeit bewundern, mit der er dieselbe vor den Fräuleins zu verbergen wußte; Beyde waren noch in den Jahren, wo man dergleichen Beobachtungen nicht so leicht macht, dennoch aber gefiel mir die Klugheit ihres Vaters. Aber seine Neigung zu Madam Günter führte mich auch zu Beobachtungen über die Allgewalt der Liebe, welche kein Alter verschont, nun wünsch-

te

te ich auch zu wissen, was Madam Günther auf dem Herzen läge, das sie so schwermüthig machen könnte? wie auch: ob der Baron wirklich daran dächte, ihr seine Hand anzubieten? Beydes erfuhr ich; das Letzte durch ihn selbst, das Erste durch seine Vermittelung.

Eines Abends ließ er mich in sein Kabinet rufen, um ein wenig beym Kamin zu plaudern und den Thee zu trinken. Unsere Gespräche fiengen sich mit philosophischen Materien an, sie wurden endlich natürlicher; wir sprachen von der Liebe, und kamen Beyde darinnen überein, daß sie der schönste Trieb der Natur, oder vielmehr so mit ihr selbst verwebt sey, daß nichts, was sie hervorbringt, unentbehrlicher, und ihr selbst ähnlicher ist. Nach einer kleinen Pause, die der Baron hier machte, sagte er: was werden Sie wol denken, wenn Ihnen ein 47jähriger Mann gestehet, daß er sie jetzt eben in ihrer ganzen Stärke empfindet? — Daß dieser Mann zu einer so schönen Leidenschaft noch nicht zu alt ist, antwortete ich; es muß auch so seyn; versetzte er; wenn es wahr ist, was wir eben behauptet haben, denn ich fühle noch eben so viel Natur, als ehemals. Dem sey aber, wie ihm

wolle, so kann ich Ihnen nicht leugnen, daß ich die Günthern von ganzem Herzen liebe, damit werde ich Ihnen nun wol nichts Neues sagen, denn ihr jungen Leute wißt so was zu finden. Sie ist nun ein Jahr bey meinen Töchtern, seit dieser Zeit ist sie mir immer lieber geworden, und wenigstens müssen Sie gestehen, daß sie einnehmend ist. Ganz gewiß, sagte ich, es ist ein herrliches Frauenzimmer, da sie mir, fuhr er fort, dies auch dünkt, so habe ich daran gedacht, daß es eben kein Verbrechen wäre, wenn ich sie zur Frau nähme. Meinen Kindern bleibt allemal Vermögen genug, was ich auch für sie auswürfe, sogar mein Sohn sollte in seinen Rechten nicht gekränkt werden, wenn er wieder käme. Sie ist nicht von Stande, das aber benimmt ihren Verdiensten in meinen Augen nichts, von ganz schlechtem Herkommen kann sie nicht seyn, denn man sieht, daß ihre Erziehung nicht versäumt ist. Meinen Töchtern aber würde ich keine schlimme Stiefmutter geben, dazu scheint mir die Günthern zu gut, zu sanft, und sie liebt die Mädchens aufrichtig. Nun aber sind verschiedene Dinge zu erwägen: wie sie sagt, ist sie verheyrathet gewesen, doch thut sie so geheimnißvoll mit ihrer Geschichte, daß ich immer noch nicht recht weiß, ob ihr Mann

lebt oder tod ist, dies aber muß ich doch erst gewiß wissen. Hätte sie etwa irgendwo eine Intrigue gehabt, die ihr weiter nicht nachtheilig wär, so würde sie dadurch nichts bey mir verlieren; sie kann zum Exempel von einem leichtsinnigen Menschen seyn hintergangen worden. Allein, gestehen Sie, daß, ob sie uns jetzt gleich eine sehr gute Person scheint, doch Fehler könnten mit untergelaufen seyn, die einem Frauenzimmer sehr hoch angerechnet werden, käme denn von diesen Fehlern etwas ans Licht, zum Beweis sie wär meine Frau, und es ließ sich ein schlechtes Gerücht von ihr hören, denn wär ich mit beschimpft, und dies ist mir nicht gleichgültig. Ich habe versucht, mehr von ihr herauszulocken, als das, was sie, und die Frau, auf deren Empfehlung ich sie annahm, mir gleich anfangs sagten, aber sie beobachtet ein unverrücktes Stillschweigen; ich weiß also nichts: als daß sie die Tochter eines Kaufmanns aus einer Reichsstadt, und unglücklich verheyrathet gewesen ist, und daß verschiedene Ursachen sie verhinderten, mehr zu sagen; aber eben diese Ursachen nöthigten sie, in Condition zu gehen. Sie wundern sich vielleicht, daß ich meine Töchter einer Person anvertrauete, die so viel zu verschweigen hatte, aber

 sie

sie war schon beynahe ein Jahr unter dem Schutz der guten Frau gewesen, von der sie zu mir gekommen ist; viele in der Stadt hatten sie kennen lernen, und schätzten sie, überdem mag wol der geheime Beyfall, den ihr mein Herz gab, am meisten für sie entschieden haben. Sie müssen wissen, daß ich ihr noch nichts gesagt habe, woraus sie schließen könnte, was ich eigentlich wegen ihr im Sinne habe. Die schon erwähnten Gründe haben mich abgehalten, rathen Sie aber, was ich für eine Idee habe — Dies kann ich nicht, aber haben Sie die Güte, mir selbige mitzutheilen, wenn ich sie wissen soll — Nicht anders, denn sie gründet sich auf Sie, mein lieber Robers, wundern Sie sich nicht darüber, Sie werden gleich hören, daß ich so unrecht nicht habe. Durch die vielen interessanten Begebenheiten, die Sie uns immer erzählt, haben Sie die Aufmerksamkeit rege gemacht, sie hört Ihnen gern zu, und es scheint, daß sie Zutrauen zu Ihnen hat. Ich werde morgen zu meinem Bruder aufs Land gehen, und beyde Kinder mitnehmen, die Günthern aber bitten, Sie indessen zu bewirthen, thun Sie mir den Gefallen, ihr wieder irgend was zu erzählen, etwas Zärtliches, oder von betrübten Schicksalen, wenn Sie's auch nur von andern gehört

hört hätten, und suchen Sie ihr, wo möglich, ihre Begebenheiten abzulocken. Ich wendete ein, daß ich wol schwerlich hoffen könnte, mit ihrem Vertrauen beehrt zu werden, da sie's ihm nicht schenken wollte. Dies folgt nicht, entgegnete er, Sie müssen auch bedenken, daß ich sie fast niemalen anders, als in der Gesellschaft meiner Töchter sehe, und mich folglich immer geniren muß; zudem sind sie jünger, und junge Frauenzimmer haben immer ein offeneres Herz gegen Jünglinge, als gegen Männer von gewissen Jahren. An der Gabe gesprächig zu machen, fehlts Ihnen auch nicht; nur, Herr! daß Sie mir nicht etwa für sich selbst sprechen, — Er sagte dies Letzte wie im Scherz, ich beantwortete es in diesem Tone, setzte aber ernsthaft hinzu, daß ich schon eine Geliebte hätte, und versprach alles zu thun, was mir möglich wäre, um seine Wünsche zu befriedigen, vorausgesetzt, daß es mir gelänge; ist es nicht, sagte er, so bleibts unter uns beym Alten, denn ob ich ihr gleich sehr gut bin, so werde ich deswegen doch keinen übereilten Schritt thun.

Des folgenden Morgens reiste er, seinem Vorgeben nach, mit den Fräuleins ab, ich bekam aber

die

die Günthern nicht eher, als beym Essen zu sehen, wo sie mir sagte: daß sie besorgt gewesen sey, mich zu stören, sonst würde sie sich meine Gesellschaft eher haben ausbitten lassen, weil ich die Leute so gut unterhalten könnte. Dieser Eingang versprach Etwas für das vorhabende Werk. Der Ton und der Blick, mit dem sie mich dabey ansahe, war nicht in einem andern Verstande anlockend, sondern geradehin und unschuldig. Ich versicherte sie auf eben diese Art, daß mir ihre Gesellschaft ein ungemeines Vergnügen machte, und daß ich, ich wüßte selbst nicht, warum, besondern Antheil an ihr nähme. Sie dankte, vielleicht sagte sie — und schnell besann sie sich, und erröthete, als hätte sie schon zu viel gesprochen. Ich wartete so lange, bis der Bediente, der bald darauf hereinkam, wieder weg war, denn fragte ich um das vorige Vielleicht.

Die Günthern. Ich wollte sagen, haben Sie wieder eine hübsche Begebenheit, mir zu erzählen.

Ich. Ich will darauf sinnen.

Die Günthern. Aber, Herr Robers, Sie sind auch besonders versehen, verwickelte Dinge auswirren zu helfen.

Ich.

Ich. Das hat mir immer auch so geschienen, in der That, wer was auf dem Herzen hat, sollte mirs entdecken, weil zu hoffen wäre, daß ich ihm mit der Zeit Dienste leisten könnte. — Sie sahe mich aufmerksam an, und so lange wir am Tische saßen, fuhren wir mit solchen abgebrochenen Reden fort. Da wir aufgestanden waren, fragte sie noch einmal nach verschiedenen Umständen in der Philippischen Begebenheit; die von der Frau von Hohenkreutz rührte sie aber besonders. Es muß, sagte sie, nichts erfreulicher seyn, als wenn Leute sich redlich finden, die einander lange falsch geglaubt hatten. Nachdem der Caffee abgetragen war, erinnerte sie mich an mein Versprechen, ihr etwas zu erzählen. Meine Geschichten hatte ich schon alle ausgekramt; ich erfand eine neue, oder vielmehr, ich erfand sie nicht, nur war ich nicht, wie ich vorgab, Zeuge davon gewesen, sie handelte von ein Paar Eheleuten, die durch falschen Verdacht lange getrennt gewesen, aber endlich durch ein glückliches Ohngefähr wieder vereiniget worden waren. Sie hörte aufmerksam zu, und war in solcher Bewegung, daß ich vermuthete, die Begebenheit habe Aehnlichkeit mit der Ihrigen. Um die Vertraulichkeit zwischen uns zu stiften, schlug

ich ein Gespräch ein, wo ich ihr etwas von Julie Rosenhaupt erzählen konnte; sie schalt mich wegen meiner Untreue an dieser Julie, da ich, wie sie aus meinen Gesprächen mit dem Herrn von Oldenholm gesehen, jetzt des Oberamtmanns aus Lindheim Nichte liebte; aber so seyd Ihr Männer, sagte sie, es ist Euch nichts leichter, als den Gegenstand Eurer Liebe zu verwechseln. — Verzeihen Sie, Madam, versetzte ich, ich habe an Julchen keine Untreue begangen, da ich ihr keine Treue versprochen habe, meine Absicht war, ihr meine Hand anzubieten, wenn ich ihr mit derselben ein annehmliches Glück geben könnte, da ich aber dazu noch wenig Aussicht hatte, so habe ich es ihr nicht einmal gesagt, wie lieb sie mir war.

Mad. Günther. Sie liebten sie also doch, und jetzt besitzt Ihr Herz eine Andere.

Ich. Das glauben Sie, aber ich kann Ihnen versichern, daß Sophia mich noch nicht so bezaubert hat, um Julchen zu verdrängen, ob ich gleich gestehe, daß sie mir auch gefällt. — Doch ich sehe, daß ich offenherziger bin, als ich seyn sollte, ich sage Ihnen alles, was in meinem Herzen vorgehet, Sie sollten wenigstens etwas erkenntlich dafür seyn.

Mad.

Mad. Günth. Und sollte Ihnen wiederum meine Geheimnisse offenbaren, nicht wahr?

Ich. Ich werde nie zuviel verlangen, aber das gestehe ich Ihnen, daß mir Ihr Auge und Ihr Tiefsinn oft vermuthen ließ, Sie wären nicht glücklich; und daß michs schmerzt, dies denken zu müssen, da ich Ihnen das beste Schicksal gönnte.

Mad. Günth. Haben Sie Dank für Ihre Güte; ich will Ihnen dafür gestehen, daß Sie mein Auge und mein Betragen sehr richtig übersetzt haben.

Ich. Denn wünsche ich, daß sich die Umstände bald zu Ihrem Vergnügen ändern mögen.

Mad. Günth. Wird schwerlich geschehen — Freylich, wenn ich alle die Begebenheiten bedenke, wovon Sie selbst Zeuge waren, so sehe ich wohl, wie plötzlich sich zuweilen die Lage einer Sache ändern, und der Leidende erfreut werden kann, aber ich darf nicht glauben, daß es mir auch so gut werden wird.

Ich. Warum sollten Sie daran zweifeln?

Mad. Günther. Meine Geschichte hängt ganz anders zusammen, als alle die, so Sie uns erzählt haben.

Ich. Und auch diese waren einander nicht ähnlich?

Mad. Günth. Das wol — Hören Sie, Robers, ich habe halb und halb Lust, sie Ihnen mitzutheilen, das Herz wird leichter, wenn man es gegen Jemanden ausschütten kann, nur müssen Sie mir versprechen, keinem Menschen etwas davon zu sagen, es sey denn, daß Sie den kennen lernten, der — doch, wie kann ich das hoffen, lassen Sie mich lieber schweigen.

Ich. Gut; ich weiß, wie fest sich Geheimnisse ums Herz schlingen, das Wenige, was Sie mir gesagt haben, überzeugt mich, daß Sie eine geheime Liebe unterhalten, soll ich weiter nichts davon wissen, so werde ich auch dieses vergessen.

Mad. Günther. Ich fürchte, verächtlich in Ihren Augen zu werden, wenn ich Ihnen meine Schwachheit gestehe.

Ich. Ich verachte niemanden, weil er ein Mensch war; Sie sind jung und haben ein empfindsames Herz, folglich war es leicht möglich, einen Fehler zu begehen.

Mad. Günther. So groß der Meinige auch ist, so stellen Sie sich ihn doch vielleicht auf eine Art vor, die ich nicht ertragen kann: dieser Gedanke bestimmt auf einmal meinen Entschluß, Ihnen alles zu sagen.

Ge-

Geschichte des Fräuleins von Wertheim.

Ich bin nicht das, wofür ich mich ausgebe, sondern die Tochter eines Herrn von Wertheim aus dem Reich. Meine Aeltern sannen auf nichts, als mich reich zu verheyrathen; sie selbst haben kein grosses Vermögen, und mehrere Kinder, daher war es ihnen nun freylich nicht so ganz zu verdenken. Ich hatte schon eine ansehnliche Heirath ausgeschlagen, weil ich den Mann, der mir sie anbot, nicht leiden mochte; meine Mutter stand mir bey dieser Gelegenheit gegen meinen Vater bey, und bewog ihn dadurch, mich nicht zu zwingen, daß sie ihm vorstellte, ich sey noch jung und habe Glück beym männlichen Geschlecht, es könnte also wol noch besser kommen. Vor 3 Jahren giengen wir nach Regensburg, um den Winter über da zuzubringen. Obwol meine Aeltern eine Verwandte dort fanden, wo sie frey Quartier hatten, so würden sie doch einen Winteraufenthalt, der zu so vielen Ausgaben verleitete, nicht erwählt haben, wenn sie nicht die Absicht gehabt hätten, mich bey dieser Gelegenheit gut an Mann zu bringen. Es fand sich wirklich kaum 4 Wochen nach unsrer Ankunft ein reicher Mann, der Miene machte, als wolle er sich um mich bewerben, und meiner Aeltern, besonders meines Vaters Freude darüber war so groß,

daß

daß er keine Ausgabe scheuete, um mich immer glänzend erscheinen zu lassen. Hätte ich auch ein ganz freyes Herz gehabt, so konnte ich dennoch zu dieser Heirath nie Neigung fassen, denn der Mensch hatte etwas Widriges in seiner Person und in seinem Betragen, auch machte man uns von seinem geführten Leben ein schlechtes Gemälde. Er hatte seine Jugend in ungezähmter Wollust zugebracht, und verschiedenemal den Lohn dafür in bösen Krankheiten bekommen. Ueber die Ehe hatte er immer gespottet, es konnte nur die Besorgniß, daß er mich auf keine andre Art werde besitzen können, ihn zu den Entschluß bringen, mich zu heirathen. Urtheilen Sie bey dem allen von meinem Abscheu für diesen Gegenstand. Meine Mutter war zwar über die Ungewißheit, ob er ein guter Ehemann für mich seyn werde, bekümmert, sie tröstete sich aber, daß er eben deswegen eine Frau nehmen wollte, weil er das wüste Leben überdrüßig wär, und hoffte, ich sollte ihn bekehren. Zudem hielt sie auch nicht alles für gegründet, was man von ihm sagte; dies aber war eine von den Verblendungen, die man wissentlich annimmt, um sich einigermaßen zu rechtfertigen, denn es waren überall zuviel Beweise daß ihm der Ruf nicht Unrecht that. Also redete mir meine Mutter unauf-

unaufhörlich zu; mein Vater aber wollte schlechterdings von keiner Einwendung hören: sein Urtheil war gefällt, ich sollte den Mann nehmen; seine vergangenen Ausschweifungen giengen mich nichts an, es werde von mir abhängen, gut mit ihm zu leben. Er würde nicht länger zugeben, daß ich die Kostbare machte; seine übrigen Kinder hätten das Recht, zu verlangen, daß ich ihnen Platz machte, deswegen wär es seine Pflicht, mich, ohne weiter meinen Eigensinn zu fragen, an diesen Cavalier zu verheirathen. Es schien mir ein harter Ausspruch, daß ich meinem Geschwister aufgeopfert werden sollte; er war wirklich fähig, eine Rebellin aus mir zu machen. Zu dem Unwillen, welchen ich darüber empfand, und dem Haß gegen den Mann, den man mir aufdringen wollte, kam nun noch die Liebe zu einem andern Gegenstand — Jetzt wird mir's sauer werden, das Bekenntniß meiner Schwachheit abzulegen, ich habe mir aber einmal vorgenommen, es zu thun. Bald in den ersten Tagen unserer Ankunft in Regenspurg, war ich mit meinen Aeltern im Schauspiel; wir bekamen nahe am Theater eine Loge, Sie werden sich wundern, wenn ich Ihnen sage, daß einer von den Schauspielern meinen Beyfall gewann. — Ich habe hiebey keine andere Entschuldigung, als

daß

daß es nicht an mir lag, meinem Herzen den Eindruck zu wehren, den dieser junge Mensch auf dasselbe machte, denn ich verwies es mir insgeheim, und raisonnirte eben so mit mir selbst, als es der schärfste Sittenlehrer hätte thun können; nichts destoweniger aber konnte ich den Gedanken los werden, daß dieser junge Mann der liebenswürdigste Mensch sey, den ich jemals gesehen hätte. Ich nahm am Stück selbst nur zerstreuten Antheil, es mißfiel mir gänzlich, sobald Scheidemann, so hieß mein Adonis, nicht auf der Bühne war. Das gefährlichste bey der Sache war, daß er eben so aufmerksam auf mich schien, seine Augen waren fast immer nach mir gerichtet: er vergaß sogar manche nöthige Action darüber, alle Andere fanden, daß er diesen Tag seine Rolle schlecht machte, nur ich war insgeheim damit zufrieden. Mit einem verwundeten Herzen fuhr ich nach Hause, im Kampf und Streit mit mir selbst, brachte ich die Nacht zu; ich nahm mir vor, den Menschen, wenn ich auf Befehl meiner Aeltern ja wieder ins Schauspiel gienge, nicht mehr anzusehen, und bat, um ihn zu sehen, ehe es noch Abend war, die Cousine, bey der wir wohnten, dahin begleiten zu dürfen, weil meine Aeltern bey einem Spiele engagirt waren. So schwach

ist

ist das menschliche Herz zuweilen, und dennoch eben so stark, daß es die Vernunft besiegt. Freylich sollte sich diese nicht besiegen lassen, es war immer schlimm genug, daß ich sie nicht besser anstrengte; doch ich habe dafür gebüßt, und büße vermuthlich so lange ich lebe. Scheidemann hatte diesen Abend keine Rolle im Stück, ich ward ihn aber zwischen den Coulissen gewahr, schon that es mir leid, daß ich hergekommen war, besonders da er bald gar verschwand. Doch dies Verschwinden brachte keinen Verlust für meine Wünsche mit. Als der letzte Akt bald vorbey war, trat er in unsere Loge. Meine Cousine machte ein Gesicht, als ob ihr's verdrösse; er bat aber so demüthig um Vergebung und blieb so in der Entfernung stehen, daß sie, die eine gute Frau ist, ihm nicht nur vergab, sondern auch mit ihm zu sprechen anfieng. Ich wollte, sagte er, das Ballet sehen, und glaubte, diese Loge wäre leer. Dies war offenbare Finte; zum Glück aber hatte ihn die Cousine nicht in den Coulissen gesehen, wo er es leicht bemerken konnte, daß wir darinnen waren. Er blieb immer hinter uns stehen, und affektirte viel Mühe, aufs Theater zu sehen. Ich hätte gern mit ihm gesprochen, und es wäre ohne Zweifel geschehen, wenn ich

gleich-

gleichgültiger gegen ihn gewesen wäre, so aber fürchtete ich, mich zu verrathen. Meine Cousine rafte ihn, da das Ballet angieng, näher; sie hatte die Absicht dabey, ihn wegen verschiedener Vorstellungen zu fragen: ich hätte sie für diesen Einfall umarmen mögen; seine Bescheidenheit und seine einnehmenden Manieren hatten ihn mir seit der Erscheinung in der Loge nur noch liebenswürdiger gemacht. Die Cousine verwickelte sich in ein Gespräch mit ihm, an dem ich endlich auch Theil nahm; es fiel zuletzt auf die Musik, ich sagte ihm, daß mir die gestrige Symphonie vor Anfang des Stücks sehr wohl gefallen hätte, und daß ich sie zu haben wünschte. — Es giebt Schritte, die man mißbilligt, indem man sie thut, und dennoch schreitet man fort. — Ich sahe, indem ich dies sagte, daß ein so galanter Mensch, als wir den Scheidemann Beyde finden mußten, sich leicht anbieten könnte, mir diese Symphonie zu verschaffen, und daß dies zu einer nähern Bekanntschaft Anlaß geben würde; ich sahe, daß diese Bekanntschaft für mich gefährlich wäre; dies alles stand sonnenklar vor mir, indem ich meinen Wunsch, die Symphonie zu haben, äußerte; und doch ließ ichs mich nicht abhalten. Meine Vermuthung traf ein, Scheidemann

wandte

vandte sich mit vieler Submission an meine Cousi=
ne und fragte: ob er sich unterstehen dürfte, sie
mir zu bringen, und in diesem Falle sich nach un=
serer Wohnung zu erkundigen; ihre Antwort war
sehr artig, sie versicherte ihn, daß es ihr und
meinen Aeltern angenehm seyn würde, wenn er
so gut seyn, und neue Sachen fürs Klavier zu
meiner Uebung bringen wollte. Tief gebückt ver=
sicherte er, daß es ihm eine Gnade seyn würde,
etwas anbieten zu dürfen. Ich schwebte zwischen
Freude und Furcht, doch die erstere überströmte die
letzte wie eine stärkere Welle. Meine Cousine konn=
te, als wir zurückfuhren, nicht aufhören, den jun=
gen Schauspieler zu loben; schade sagte sie: daß
ein solcher Mensch Komödiant ist, es ist gewiß
kein schlechter Kerl; sein ganzes Betragen zeigte
eine gute Bildung des Geistes an, konnte er denn
auch keine andere Lebensart erwählen. *) Aber
vielleicht ist er durch Unglück dahin gebracht, ich
däch=

*) Die Cousine der Fräulein Werthheim sprach nach dem damals herrschenden Vorurtheil. Jetzt sind wir aber überzeugt, daß Schauspieler unter die schätzbarsten Künstler gehören, und daß sie vielmehr ihr edles Handwerk entehren, wenn sie eine ungesittete Lebensart führen.

dächte, es läß' etwas Tiefsinniges in seinem Geist u etwas Zerstreuetes. Ich versetzte, daß mir's auch so schiene; übrigens aber stimmte ich nicht zu sehr mit ihr ein, ihn zu loben, desto vortreflicher aber fand ihn mein Herz. Von dieser Stunde an, sahe, hörte, und dachte ich nichts, als ihn; es träumte mir von ihm; ich war so zerstreut, daß ich immer Verweise von meiner Mutter bekam, weil ich bald verkehrt antwortete, bald etwas vernachläßigte. Scheidemann kam des folgenden Nachmittags mit einem Paquet Noten. Meine Cousine hatte schon mit meinen Aeltern von ihm gesprochen, und ihn gerühmt, daher ward er gut aufgenommen. Mein Vater verlangte, daß ich gleich einige von den Stücken versuchen sollte, und fragte ihm: ob er selbst musikalisch wär; Scheidemann antwortete, daß er die Musik leidenschaftlich liebte, und trat, auf meines Vaters Bitte, zu mir hin, zu hören, ob ich alles recht spielte. Er tadelte so manchen Griff, bald spielte ich eine Passage zu geschwind, bald zu langsam; er selbst spielte es mir endlich vor. Mit der ernsthaftesten Miene von der Welt, erkundigte er sich, welchen Lehrmeister ich hätte? Sie hat hier keinen, sagte mein Vater, da wir uns nicht immer hier aufhalten, ich wünschte aber, daß

es

es ihre Geschäfte zuließen, ihr täglich eine Stunde
zu geben; Scheidemann meinte, dies gienge sehr
wohl an, wenigstens könnte er einige die Woche
versprechen; und so wards ausgemacht, daß er
mir den Winter durch Lexion geben sollte. Trunken von der heftigsten Leidenschaft, schwamm ich
im Vergnügen über diese gute Gelegenheit, ihn
öfters zu sehen und zu sprechen, die Vernunft war
in einen Winkel gekrochen, und ließ das Herz ungehindert toben. Mein Bewerber, von dem ich
Ihnen schon gesagt habe, meldete sich alsobald
nachher: er schien mir doppelt hassenswürdig, und
nun werden Sie begreifen, wie viel ich ausstand,
da er mich mit seiner Liebe quälte, mir gar seine
Hand antrug, und mein Vater mich zwingen wollte, sie anzunehmen. Ich war in der Zwischenzeit,
nemlich von meines Bewerbers Auftritt, bis zu
den Ausspruch meines Vaters, daß ich ihn nehmen
müßte, mit Scheidemannen schon sehr weit gekommen, mein Vater sahe seinen Unterricht auf
dem Flügel, als einen neuen Zuwachs meiner Verdienste an, denn, da er mir nichts mitgeben konnte,
so wollte er wenigstens mein Aussehen und meine
Geschicklichkeiten so viel als möglich glänzend wissen, um etwas zu haben, weswegen er gegen mei-

nen künftigen Mann doch ein wenig kostbar mit mir thun könnte, also sahe ers recht gern, wenn Scheidemann mir alle Stunden gab, die er übrig hatte: auch wurden aus den etlichen, die er wöchentlich hinkommen wollte, bald täglich, eine oder zwey. Wie wir uns einander allmählig genähert haben, wollen sie doch der Länge nach, nicht wissen: die erste vollständige Erklärung that Scheidemann in einem Briefe; ich beantwortete ihn zwar nicht, er sahe aber aus meinem Bezeugen, daß er deren mehrere schreiben dürfte. Es geschah. Im zweiten sagte er mir: er sey unglücklich, und deswegen auf dem Theater, und er sey es doppelt, seitdem er mich liebte, welches von dem ersten Augenblick an wäre, da er mich gesehen hätte; er wünschte, daß ich ihn hören möchte, so würde ich vielleicht die Kühnheit dieser Erklärung nicht ganz so groß finden, als sie jetzt schien. Jetzt that ich mir nicht länger Gewalt, sondern antwortete ihm, daß er mir nicht gleichgültig wäre, und daß ich nichts mehr wünschte, als ihn so zu finden, wie ich es der ganzen Welt gestehen dürfe. Einige Stunden, nachdem er dieses Geständniß erhalten, sahe ich ihn, aber so sehr ers wünschte, ausführlich mit mir sprechen zu können, so unmöglich wars auch,

nur

nur zwey Worte zu wechseln, denn wir waren fast keinen Augenblick allein, mein vermeinter Bräutigam besonders marterte ihn und mich mit seiner zuversichtlichen Liebe. Des folgenden Tages erhielt ich ein weitläuftiges Schreiben von ihm, er schrieb mir: daß er von gutem Herkommen wäre, und wenn gewisse Umstände ihn nicht verhinderten, so würde er keinen Anstand nehmen, dies öffentlich zu sagen, er wünschte es mir unter vier Augen zu vertrauen, sähe aber dazu keine Hofnung, weil seine Geschichte weitläuftig wäre, und wir zu langen Unterhaltungen keine Zeit hätten, indessen sähe er wol ein, daß meine Aeltern auch, wenn er ihnen einen anständigern Stand entdeckte, dennoch seine Liebe nicht billigen würden; weil seine jetzige Lage ihnen anstößig seyn würde. Allein er wäre auf alle Fälle entschlossen, sie zu verlassen, und ein anderes Schicksal zu suchen, nur sollte ich selbst urtheilen, ob es jemals gut werden könnte, wenn er mich zurücklassen müßte, da er ohne mich immer unglücklich seyn würde. Diesen Brief brachte mir ein Bursche, den er bey sich hatte, und durch den ich meist seine Billets in Noten, die er mir überschickte, gewickelt, erhielt; auf gleiche Art bekam er die Meinigen. Zuweilen hatte er Gelegen-

heit

heit, mir selbst einen Brief zu geben, doch hierbey mußten wir sehr behutsam seyn, weil wir selten allein waren. Scheidemann gestand mir in der Folge unsers Briefwechsels, daß er durch die Buhlerkünste der Serini, einer Schauspielerinn von der nemlichen Gesellschaft zu dieser Lebensart gebracht worden sey; daß er aber jetzt nicht mehr von ihr bezaubert wäre, es sey beschlossen, daß er weggienge, nur wäre ihm der Gedanke unausstehlich, daß er mich zurücklassen und in den Armen eines gehaßten Mannes wissen sollte, ich müßte mich ihm anvertrauen, er würde alles wagen, um mir eine anständige Versorgung zu geben, und hofte, die Zeiten würden einst besser werden. So sehr ich ihn liebte, würde ich diesen Lockungen doch vielleicht widerstanden haben, wenn nicht mein Vater Jenem das Wort gegeben und mir angekündigt hätte, daß die Verlobung nächstens und die Vermählung bald darauf seyn würde. Um diesem Unglück zu entgehen, beschloß ich, lieber mit dem Scheidemann alles zu wagen, als mich in die Arme eines Ungeheuers zu werfen. Ich überlegte zwar Verschiedenes, ehe ich dem Scheidemann meinen Entschluß bekannt machte; aber jetzt sahe ich, daß alles, was ich zu meiner Rechtfertigung

dachte,

dachte, nichts als Täuschung war. Es kann seyn, dachte ich, daß der bessere Stand, von dem er mir sagt, erdichtet ist, aber er ist ein Mensch, er will die Bühne verlassen, und eine gesetztere Lebensart anfangen. Daß er kein Edelmann ist, benimmt meiner Achtung für ihn nichts, die Liebe macht alle Stände gleich: er ist ein Prinz in meinen Augen. Ich werde unter allen Umständen glücklich mit ihm seyn: er denkt gut, und warum sollte er sich ändern, wenn er mich fortdauernd liebt, und das wird er, so will auch ich nichts versäumen, um ihm das Leben erleichtern zu helfen. Er besitzt Talente, und kann sich auf irgend eine Art ernähren, und ich werde durch allerhand Arbeiten das Meinige zu unserm Unterhalt beytragen. — Meine Aeltern verlassen? — warum zwingen sie mich dadurch, es zu thun, daß sie mich einem Bösewicht überliefern wollen, und sie haben ja mehr Kinder. — Um meine Mutter thut es mir zwar leid, sie verhält sich leidend bey der Sache, aber sie kann mich nicht retten. Was meinen Vater betrift, so liebt er mich nicht, sonst hielt er mich nicht für Geld feil, unbekümmert, wer der Käufer wäre. So raisonnirte ich mit mir selbst, und

fand

fand dem zu folge, daß ich vollkommen recht hätte, mit meinem Geliebten durchzugehen.

Alles in der Welt hat zwey Seiten, die eine beleuchtet der Verstand, die andre das Herz, wenn Leidenschaften toben, wird der erstere nicht gehört. So giengs auch hier, aber die Zeit kommt, wo er seine Stimme erhebt, und uns alsdenn mit Vorwürfen obenein zusetzt. — Ich schrieb Scheidemann meinen Entschluß den Tag vor meiner Verlobung, die Hochzeit war nur 14 Tage ausgesetzt, dies meldete ich ihm zugleich und gab ihm zu überlegen, daß wir diese zwey Wochen nutzen müßten, wenn wir wirklich fortwollten; zugleich ließ ich eine Warnung einfliessen, seiner bisherigen Freundinn, der Serini, keinen Verdacht zu geben. Ich sah die Freude über meinen Entschluß in Scheidemanns Augen, als er nach Erhaltung dieses Briefs zu uns kam. Er sagte mir in einer kurzen Unterredung: er wollte alles Nöthige veranstalten, ich sollte nur Muth fassen, es würde gewiß alles gut ablaufen, Serini sollte nichts merken; er studirte jetzt recht darauf, sie sicher zu machen, und sie wäre seit ein paar Wochen sehr gleichgültig gegen ihn. Vier Tage darauf erhielt ich ein Billet, in dem er mir meldete: alles sey zu unserer Flucht bereitet, ich sollte mich den Abend des morgenden

genden Tages, um die Zeit des Abendessens in dem Eingang unsrer Gasse einfinden, wo er auf mich warten wollte. — Es gab Augenblicke, in denen ichs bereuete, mich so weit eingelassen zu haben, wo ich sogar dies dem Scheidemann berichten wollte; sobald ich aber meinen Heirather sahe und eine Schmeicheley von ihm empfieng, oder ihn gar küssen mußte, konnte ich wieder die Zeit nicht erwarten, wo ich mit dem geliebten Scheidemann entflohen seyn würde. Eben war ich sehr zärtlich von dem Ersten umarmt worden, als ich Scheidemanns Burschen zum Hause hereinkommen sah. Ich schlich mich heraus, nahm ihm die Noten ab, gieng damit in mein Schlafzimmer, und als ich den Vorschlag las, schrieb ich voller Entschlossenheit auf ein Blatt andrer Noten, die ich zurückschickte: Ich komme gewiß! rollte es zusammen und überreichte es dem Menschen, um es seinem Herrn abzugeben. Seit dem Augenblicke hat es mich auch nicht gereuet, ich war nur besorgt, die That ausführen zu können.

Scheidemann hatte mir geschrieben, daß Serini seit zwey Tagen bettlägrig sey, und keinen Menschen vor sich ließ, es wäre also nicht zu glauben, daß sie auf das, was wir vorhätten, Acht haben sollte. Daher hatte ich meines Bedünkens

nach

nach nur zu sorgen, wie ich, ohne daß es bey uns bemerkt würde, wegkommen könnte. Ich zog mir des folgenden Morgens das Beste von den Negligees an, das ich von meinen längstgehabten Sachen hatte, und legte gegen Abend etwas Wäsche zusammen in ein Paquet. Von den neuen Kleidern und Schmuck, die ich bereits bekommen hatte, wollte ich so wenig mitnehmen, als von den Geschenken meines Bräutigams, denn weder er noch meine Aeltern sollten sagen, daß ich sie bestohlen hätte. Meine Cousine war seit etlichen Tagen krank, dies war das einzige, worauf ich einen Anschlag machen konnte. Gemmingen, so hieß mein Bräutigam, war den Nachmittag bey uns gewesen, gegen Abend aber gieng er weg zu einem Suppee, wozu wir nicht geladen waren, da es aus lauter unverheyratheten Mannsleuten bestand. Dies war der zweyte gute Umstand; es war eben als hätte Scheidemann das alles gewußt. Sobald er weg war, bat ich meine Aeltern, daß sie mir erlauben möchten, zur Cousine zu gehen, und den Abend bey ihr zuzubringen, und sie hatten nichts dawider. Ich aß ein wenig vor meiner Cousine Bett, stand dann jäling auf und sagte: es fiel mir eben ein, daß ich meiner Mutter noch einen

Brief

Brief nach Hause schreiben sollte, und nahm gute Nacht. Mein Päckchen hatte ich schon mit heruntergenommen und es auf dem Saal versteckt, ich nahm es nun und eilte fort. Scheidemann wartete meiner, wo er versprochen hatte, er gab mir stillschweigend seinen Arm, und lief mit mir ans Posthaus, wo eine Chaise aufgepackt und angespannt stand. Er hob mich hinein, es saßen schon zwey Personen darinnen, ich mußte mich zu einem Frauenzimmer setzen, und Scheidemann nahm seinen Platz bey einer gegenübersitzenden Mannsperson. Diese Gesellschaft war mein erstes Schrecken, mein Freund aber beruhigte mich, als ers merkte, ich sey mit ihr sehr sicher. Doch jetzt gieng meine Unruhe an, bis hieher hatte das Verlangen, mein Vorhaben auszuführen, allein gewaltet, nun machte es der Angst Platz. Das Blasen des Postillions erschütterte mich dermaßen, daß ich hoch in die Höhe fuhr; es deuchte mir, als kündigte er meine Flucht der ganzen Stadt an. Das Frauenzimmer, bey der ich sas, war nicht viel ruhiger. Die Mannspersonen beschwuren uns, Muth zu fassen, indem uns kein Mensch nachsetzen würde. Es half nichts, von allem was sie sagten, bey mir wenigstens, wollte kein Trost verfangen: die Angst stopf-

te mir aber den Mund, ich konnte nichts als seufzen; ich fuhr die ersten zwey Stations, wie eine Missthäterinn, die man zum Gericht führte. Die Pferde wurden gewechselt, wir fuhren ohne uns aufzuhalten, weiter, und machten abermals zwey Stations ohne auszusteigen. Die andere Mannsperson war ein Kaufmann von Lion, der eine Geliebte, die ihm die Aeltern verweigert hatten, ebenfalls entführte. Er gieng nach Hamburg mit ihr, so sehr dies seine Reise verlängerte, weil man ihn auf dieser Straße nicht suchen würde. Die Posten waren durch gute Bezahlung gewonnen, daß im Fall der Nachforschungen nichts herauskommen konnte. Unter so vielen Extraposten, die in Regensburg immer ab- und zugehen, war auch leicht Eine zu verleugnen, und sollte man darauf verfallen, daß wir in einer Gesellschaft abgegangen wären, so wars natürlicher, uns auf jedem andern Wege zu suchen, als wo wir waren. Der Lionische Kaufmann und Scheidemann waren seit einiger Zeit viel beysammen gewesen, hatten einander ihre Angelegenheiten vertraut, und nun diese Maaßregeln genommen, wobey einer dem andern Muth gemacht hatte. Wir waren zehn Meilen von Regensburg, als es völlig Tag war. Ich fieng nun

an,

an, etwas leichter Odem zu schöpfen, das andere Frauenzimmer ward auch ruhiger; ich sahe, daß es eine sehr hübsche junge Person war, wir wurden ziemlich gute Freunde. Unterwegens noch ließen wir uns in einem Marktflecken für gute Bezahlung beyde Paare copuliren, und giengen als Eheleute unter dem Schutz der Liebe weiter.

Nun hatte ich einen Mann, den ich innigst liebte, und von dem ich, wie es schien, eben so geliebt ward, wie es aber mit uns werden würde, und wovon wir leben sollten, wußte ich nicht. Meine eigne Baarschaft bestand in ohngefähr zwölf Thlr.; als ich dem Scheidemann dies sagte, beruhigte er mich, indem er eine ansehnliche Börse bey sich hätte, und in Hamburg bey einem Kaffeetier noch 500 Thlr. stehen habe, welches, alles zusammen, zu dem Plan, den er gemacht hätte, vor der Hand wol allenfalls reichen würde. Wir konnten, ausser diesen wenigen, nicht zusammen sprechen, wie wir wünschten, mein Mann bat mich, in Geduld zu stehen, bis wir in Hamburg seyn würden, wo er mir, sobald wir allein seyn würden, seine Begebenheiten erzählen wollte. Als wir da ankamen, speiste das Lionische Paar noch

einmal

einmal mit uns, sie nahmen dann von uns Abschied, weil sie noch diesen Tag nach England abgiengen.

Scheidemann hatte seinen Burschen zu dem Kaffeetier geschickt, ihm seine Ankunft melden und fragen zu lassen, wenn er zu ihm kommen sollte? wir erwarteten seine Zurückkunft, unterdessen wollte mein Mann seine Erzählung anfangen; als er aber den Mund dazu öfnete, trat Johann herein und meldete, daß der Kaffeetier ihn bitten ließ, ohne Verzug zu kommen, weil er auf 2 oder 3 Tage verreiste, und der Wagen schon angespannt stünde. Mein Mann verschob also seine Geschichte bis zur Wiederkunft, und gieng fort. — Leider auf immer! schied er in diesem unglücklichen Augenblick von mir. Ists möglich, unterbrach ich Madam Günter, was konnte ihm zu so einem Verfahren Anlaß geben? dies habe ich, fuhr sie fort, hernach wol erfahren, es ahndete mir aber viele Stunden nichts schlimmes. Freylich war ich ungeduldig, als ich den ganzen Nachmittag verstreichen sah, ohne daß er zurückkam, ich nahm mir vor, ihn auszuschelten, daß er die Liebe bey der Freundschaft vergessen könnte; denn nach meinem Urtheile hatte der Kaffeetier seine Reise verschoben,

um

um ihn bey sich behalten zu können. Ich war böse über diese Höflichkeit, und am Ende wirklich empfindlich auf meinen Mann, daß er mich so lange allein ließ, weiter aber argwohnte ich nichts. Als es dunkel ward, hörte ich wen auf mein Zimmer zugehen, es ward gepocht; das ist er: sagte ich, und hatte ihm schon alles vergeben, als ich aufmachte, war es der Hausknecht, der mich fragte, ob ich Licht haben wollte? ganz verdrüßlich, daß er es war, sagte ich: er hätte längst welches bringen können und blieb in der Thür stehen, damit, wenn er zurückkäme, ich nicht noch einmal falsch hoffen möchte. Da ers brachte, fragte er, ob ich was zum Abendessen verlangte, ich sagte ihm: daß ich unsern Bedienten, wenn mein Mann zurückkäm, herunterschicken wollte, damit ich nur ungestört blieb, verbat ich bis dahin alles, und schloß die Thür zu. Ich setzte mich an den Tisch, las Scheidemanns Briefe, die ich alle bey mir hatte, und gieng unsern Liebeshandel, vom Anfange, bis zu der Flucht von Regensburg, mit der süßesten Empfindung durch, doch von dieser Epoche an, stellte sich alles das Gefährliche, das Verbotene, das Erniedrigende meinen Augen dar, was bey diesem Schritte war. Die Unruhe über meines

Man-

Mannes Aussenbleiben machte diese Bilder noch schrecklicher, denn jetzt war auch der lange Abend fast vorbey, mir fieng an, ausserordentlich angst zu werden, was sollte ich von diesem Außenbleiben denken? wenigstens zeigte mirs einen Leichtsinn an, der nicht viel Gutes prophezeihte. Nun hörte ich wieder gehen und an meine Thür pochen; — wird's, dachte ich, wieder der fatale Hausknecht seyn? und machte auf. Es war aber Scheidemanns Bedienter mit einem Billet von ihm. Ich erschrak so, als er mir's mit dem Worten: von meinem Herrn, hinreichte; daß ich nicht vermögend war, es zu öfnen. Ich warf mich auf einen Stuhl, dicht an der Thür: warum kommt er denn nicht selbst? sagte ich mit bebender Stimme. Dies wird wol eben im Briefe stehen, antwortete der Kerl mit verstelltem Mitleid. Ich erbrach ihn, und las — für mich das Schrecklichste, was ich je gelesen hatte. Da ich alle die in diese unglückliche Begebenheit gehörigen Briefe aufbehalten habe, so will ich sie herholen, um sie Ihnen vorzulesen. Sie holte ihn, und ich theile ihn den Lesern mit —

Scheidemann an Louise.

Unwürdige! warum mußte ich das Werkzeug seyn, Sie aus den Händen einer Familie zu reissen,

sen, der Sie nicht werth sind? um daß Sie Ihrem Hange zur Frechheit nachhängen konnten? Warum hintergiengen Sie mich mit Gegenliebe, um von meiner Zärtlichkeit nach Ihrem Belieben Nutzen zu ziehen. Ihr unverschämtes Verlangen, nicht weiter nach Ihnen zu fragen, soll erfüllt werden; aber wie ists möglich, daß eine Person von Ihrem Geschlecht, Ihrem Stande und Ihrer Jugend so ausgelassen handeln, und in etwa 8 Stunden, die sie in einer fremden Stadt zubringt, aus den Händen eines kaum erhaltenen Ehemanns in die Umarmung eines Buhlers fliegen kann? Doch, Sie thun es, und wozu nützen die Vorwürfe? Ich entsage meiner Liebe zu Ihnen; und will, so lange ich lebe, daran denken, daß eine verstellte Sittsamkeit oft die größte Unverschämtheit verbirgt.

Da Sie dieser Zettel nicht mehr findet, so wird doch, nach Ihrer eignen Anweisung, der Wirth wissen, wo er abzugeben ist.

Scheidemann.

Ich hatte kaum die Hälfte dieses schrecklichen Zettels gelesen, so verließ mich fast alle Empfindung; ich las indessen in dieser Betäubung fort, ehe ich aber noch ganz zu Ende war, ward ich ohnmächtig. Als ich die Augen wieder aufschlug, stund die Wirthinn mit

Schlagwasser vor mir: ein Mädchen aus dem Hause hielt ein Glas Wasser und Medicin, das Billet lag zu meinen Füssen. Ich hob's geschwind auf und fragte die Wirthinn: ob ich lange in diesem Zustande gewesen sey? Es ist schon eine gute Weile, sagte sie, daß Ihr Bedienter kam und mich rufte. Was ist Ihnen denn aber so schnell zugestoßen? Ohne auf ihre Frage zu antworten, bat ich: sie möchte mir den Bedienten rufen lassen, wenn er etwa noch unten wartete; das Mädchen wußte aber, daß er sogleich, nachdem er die Wirthinn mir zuzuspringen gebeten hatte, das Haus verlassen habe. Jetzt begannen meine Thränen zu fliessen, und ich bekannte der Wirthinn, daß mich mein Mann, den ich erst vor einigen Tagen geheirathet, verließ und mir's in diesem Brief selbst meldete. Sie schwieg dazu, vermuthlich weil sie glaubte, er könne wol Ursach zu diesem Verfahren haben. Endlich rührte sie der trostlose Zustand, in dem sie mich sahe, doch einigermaßen, sie fragte: welche Ursachen er zu einer solchen Büberey anführte? Lesen Sie dieses Papier, sagte ich, ich habe meine Aeltern verlassen, um ihm zu folgen, ich liebe ihn, wie mein Leben. Sie wissen, ob ich ausgegangen bin, und ob eine Mannsperson zu mir heraufgekommen ist, ausser der Hausknecht, der mir Licht brach-

brachte. Ich habe zwar nicht Achtung gegeben, sagte die Wirthinn, als sie gelesen hatte, doch hätte man das wol merken müssen. Sie sahe bey diesen Worten das Mädchen an: diese versicherte, daß, wie sie bemerkt hätte, seit meines Mannes Weggehen, sogar mein Zimmer verschlossen gewesen sey. Nun war die Wirthinn auf meiner Seite: was will er denn also, sagte sie, er schreibt ja eben, als hätten Sie ihm selbst aufgesagt. Gott weiß es, versetzt' ich, was ich aus dem allen schliessen soll. Seit 2 Uhr sitz' ich hier einsam und warte mit Schmerzen auf ihn, und nun bekomme ich diesen Zettel. Wo sagte er denn, daß er hingehen wollte? fragte die Wirthin. Zu dem Caffetier, versetzte ich — Gott! ich habe seinen Namen vergessen — Sie nannte mir deren wol zehen, endlich — Werner? ja, ja, versetzt' ich, zu dem — So wollen wir hinschicken, fragen zu lassen, ob er da ist, sagte jetzt die Wirthin, er muß sich doch weiter erklären: sind Sie unschuldig, so kann er Sie nicht so ohne Umstände verlassen. Ich bat sie, ja unverzüglich zu Wernern zu schicken, weil ich ihn doch gern nur noch einmal sprechen wollte. Sie erkundigte sich, wie sie nach meinem Manne sollte fragen lassen, ich sagte ihr seinen Namen, sie gieng, um nach ihm zu schicken, und

rieth mir, indessen das Pulver zu nehmen, welches das Mädchen noch immer hielt; so überflüßig mir es schien, — denn der Tod wäre mir in einer so schrecklichen Verfassung sehr willkommen gewesen, so mußte ichs doch um des dringenden Anhalten des Mädchens willen thun; sie verließ mich nicht, und suchte mich zu trösten. Nach einer halben Stunde kam die Wirthinn wieder; er ist, sagte sie, auch nicht zu Wernern hingekommen; Sie sehen, daß Sie betrogen sind, es muß aber ein böser Mensch seyn, weil er Ihnen noch dazu so unverdiente Vorwürfe macht. — So ists aber, wenn Kinder von ihren Aeltern laufen, und sich an solche Flüchtlinge hängen. Sie haben recht, versetzte ich, und rang in der größten Verzweiflung die Hände. Nun, sagte die Wirthinn: es ist geschehen, wenden Sie sich jetzt an die Ihrigen, und suchen Vergebung zu erhalten, damit Sie wieder aufgenommen werden. Mit diesen Worten und der Frage: ob ich was essen wollte, machte sie Anstalt, mich zu verlassen. Ich verbat das Essen, und ersuchte sie, zu erlauben, daß ihr Mädchen bey mir bleiben dürfte, welches bewilliget ward. Erst nach zwey Stunden, in denen dies Mädchen einer Tauben vorgepredigt hatte, ließ sie mich Scheidemanns Coffre bemerken,

ken: ist denn hier nichts von seinen Sachen mehr darinn, sagte sie, sonst würde er sie vielleicht abfordern lassen, und so hörten Sie doch was von ihm. Ja, mein Kind, versetzte ich, da hat Sie recht, freylich sind noch Sachen von ihm im Coffre, es war aber alles, was er enthielt, sein. Wir schlossen nun, daß er des andern Morgens danach schicken würde, so schwankend diese Hofnung auch war, so beruhigte sie mich doch ein wenig. Auf vieles Zureden des guten Mädchens legte ich mich zu Bett, allein, dies war die erste aus Jammer ganz durchwachte Nacht. Ich wünschte, mein Herz durch Thränen erleichtern zu können, aber diese Linderung gehörte nicht für eine Verbrecherinn, wie ich war, ich mußte mir dies selbst zugestehen, und ward von einer Menge Gewissensvorwürfen gemartert. Es ist wahr, ich hatte mich vor der Heirath mit einem Lasterhaften gefürchtet, aber würde ich wol davon gegangen seyn, wenn die Liebe zu Scheidemannen mich nicht stärker noch als diese Furcht zog. War es die Tugend nicht noch mehr beleidiget, daß ich mit einem Menschen, den ich nicht kannte, und der mir immer verdächtig seyn mußte, aus meiner Aeltern Hause lief, als wenn ich ihren Willen befolgte, und den Mann

annahm,

annahm, mit dem ich doch dem Aeußerlichen nach in Ehren leben konnte? Mußte ich zugleich meine Aeltern beschimpfen? Welche Undankbarkeit an einem Kinde! Sie waren verblendet, aber sie suchten für mich zu sorgen, ich hingegen stürzte mich wissentlich ins Elend und betrübte sie. So predigte mir jetzt die Vernunft, das beschämte Herz konnte nichts mehr einwenden, ihre strengen Vorstellungen setzten mich in den Zustand einer Verzweifelten. Nachdem ich mich viele Stunden gequält hatte, war ich so glücklich, Thränen zu finden, in diesen ergoß sich mein Schmerz einige Stunden. Das Mädchen erwachte, es war fast Tag, sie sprach mir von neuem zu, aber in der That war es mir etwas leichter ums Herz. Nach einer Weile stand sie auf, und eine Stunde darnach kam sie in vollem Springen mit einem Brief herein, den Jemand dem Hausknecht an mich übergeben hatte, freudig rief sie; sehn Sie wol, da kommt Nachricht! Ich sahe, daß die Aufschrift von einer fremden Hand war, dies gab mir nun eben nicht viel Hofnung, indessen riß ich ihn geschwind auf, es war dieser von der Serini.

So rächt sich die Eifersucht, Fräulein, oder Frau Scheidemann, wenn Sie wollen. Ich wuß-

te

te den Liebeshandel mit Ihrem Mann schon in Regensburg von Wort zu Wort, denn Sie müssen wissen, daß sein treuer Diener meine Kreatur ist; daß ich ihn also hätte stören können, versteht sich, aber was wäre das für Rache gegen die Beleidigung gewesen, mir meinen Scheidemann untreu zu machen? Sie hätten höchstens einen scharfen Auftritt mit Ihren Aeltern gehabt, nachdem wäre die Sache vergessen worden, und man hätte Sie mit Ihrem reichen Bräutigam vermählt, der, unter uns gesagt, seiner gehabten Galanterien ohngeachtet, Sie immer glücklich machen könnte. Sie sehn, daß ich alles weiß, es ist kein Wunder, denn ich habe Ihre und Scheidemanns Briefe gelesen. Als ich erfuhr, daß Sie nach Hamburg geführt werden sollten, machte ich mich krank und reiste heimlich voraus. Hier also habe ich Ihren und meinen Seladon mitten im Lauf zu Wernern aufgehalten. Was das Uebrige betrift, so kanns weiter nichts helfen, ob Sie es wissen, genug, ich habe Sie bestraft, Sie sind hierher plantirt, trau'n sich vermuthlich nicht wieder nach Hause, und wissen auch nicht, wohin. Ihren Mann haben Sie aber doch ein Paar Tage genossen, ich wünsche, daß es gute Wirkung gethan haben möge. Wiedersehen werden

Sie

Sie den Herrn nicht; verzeihen Sie, der Herzensjunge ist mir zu lieb, ich kann ihn nicht länger missen. Trösten Sie sich aber, es giebt mehr hübsche Komödianten in der Welt, und Sie sind ein artig Ding, die Niemand leicht verschmäht.

Der Brief, den Sie gestern Abends bekamen, war wirklich von Scheidemann, wenn Sie die Vorwürfe, die er enthält, nicht verdienen, so rechnen Sie selbige auf die Kränkung, die Sie Ihren Aeltern zugefügt haben.

Scheidemanns Sachen können Sie behalten und verkaufen, wenn es Ihnen etwa vor der Hand am Gelde fehlt, dieses großmüthige Geschenk mache ich Ihnen. Wenn Sie diesen Brief bekommen, sind wir schon nicht mehr in Hamburg, leben Sie so wohl, als sichs thun läßt. —

Sie können sich meine neue Bestürzung nicht groß genug vorstellen, es mischte sich aber auch Zorn in das Schrecken, welches mir dieser Brief verursachte. Ich sprang aus dem Bett' und zog mich in vollem Eifer an. Ists nichts Gutes, was er Ihnen schreibt, sagte das Mädchen? Er ist weg, sagte ich, ich will zu Wernern! Das Mädchen lief mit dieser Nachricht zu ihrer Frau, ich zog mich an, und gieng herunter. Die Wirthinn wollte

e aus Neugier, ob sie etwa was hören möchte, nich begleiten, wir giengen zusammen zu Wernern, und erweckten das größte Erstaunen, als wir ihm alles sagten. Er hatte den Scheidemann nicht gesehen, sein Bedienter war auch nicht bey ihm gewesen, folglich hatte er den vorigen Nachmittag nichts vom Wegreisen und dergleichen sagen lassen, aber spät des Abends waren durch diesen Kerl die 500 Thaler abgeholt worden. Scheidemann hatte ein kurzes Billet geschrieben, in welchem er um Verzeihung bat, daß er nicht selbst käme, es sollte aber bey seiner Zurückkunft geschehen, die in höchstens 14 Tagen erfolgen würde. Ausgenommen dieses Zettels, der von seiner Hand war, erkannte ich Serini in allen; aber das Versprechen, in 14 Tagen wieder zu kommen, enthielt einige Hofnung für mich. Ich erzählte Wernern alles, auch den Fehltritt, den ich begangen hatte, mit Scheidemann heimlich fortzugehen, und bat ihn: seine Briefe zu lesen, die ein weniger zärtliches Herz als das meinige hätten verführen können, zumal da ich gezwungen werden sollte, einen verhaßten Mann zu ehelichen, und Scheidemann mir versprach: eine andere Lebensart zu erwählen. Er wußte nicht, was er von seinem Verfahren urthei-

len sollte. Die Wirthinn bat nun auch: den letzte Brief, der die falschen Anklagen enthielt, zu lesen Er thats und fiel sogleich darauf, daß Serini im Spiel seyn müsse. So lange hatte ich vor lauter Verwirrung nicht daran gedacht, ihm ihren Zettel zu geben, welches ich doch zuerst thun wollte; als er ihn gelesen hatte, ergrimmte er über das böse Weib und über Scheidemanns Schwachheit. Ich habe ihn, sagte er, längst vor dem Weibe gewarnt, aber er verfällt immer wieder in ihre Netze, wo wird sie ihn jetzt hinführen?

Der ehrliche Mann versprach, sich nun alle Mühe zu geben, sie Beyde ausfindig zu machen, zu meiner Hoffnung aber, daß Scheidemann wirklich in 14 Tagen wiederkommen würde, schüttelte er den Kopf: das glaube ich, sagte er, wie ich jetzt die Sache erfahre, nicht; die häßliche Schlange wird das schon verhüten, wer weiß auch, ist das Billet einmal von ihm, sie mag wol Hände nachmalen können, und ohne sein Vorwissen das Geld haben abholen lassen. Das hätte ich wissen sollen, aber so glaubte ich, er gienge hier durch, und brauchte es nothwendig. Er schrieb mir von Regensburg aus, daß er das Theater verlassen wollte;

wollte; auch berichtete er mir, daß er eine Verbindung mit einem Frauenzimmer von Ansehen getroffen hätte, welches ihn begleiten wollte; diesen Brief habe ich ohnlängst erhalten, und ich freute mich über seinen Entschluß. Das Geld hätte ich ihm lange wieder schicken können, aber blos, damit es nicht in der Serini Hände fallen möchte, habe ich's an mir behalten; eigentlich hatte ich's nicht nöthig, sondern wollt's ihm nur aufheben. Als gestern Abend der Bursche mit dem Zettel kam, wollte ich's erst nicht verabfolgen lassen, sondern sagte: sein Herr möchte es selbst holen, er gieng fort, kam aber mit einem Kompliment und der Nachricht wieder, daß er wegen starker Kopfschmerzen zu Bette liegen, aber durchaus morgen mit dem frühesten fortmüßte, ich möchte nur so gut seyn, Jemanden von meinen Leuten mitzuschicken, wenn ich's dem Bedienten nicht anvertrauen wollte, seine Geliebte würde es diesem Menschen schon abnehmen, und darüber quitiren. Da es nun also seyn sollte, so schickte ich's, es war sein Geld, ich konnt's ihm nicht vorenthalten, und der Mensch, den ich mitgeschickt habe, hat's wirklich einem Frauenzimmer eingehändigt, das ist also, wie ich nun sehe, die Serini gewesen. Wir fragten, ob

ihm nicht etwas von der Betrügerey geahndet hätte, als wir um den Scheidemann bey ihm fragen ließen, aber er wußte nicht einmal, daß wir hingeschickt hatten, seine Leute hatten dem Hausknecht, ohne es ihm zu sagen, Bescheid gegeben.

Ich war in einem ganz unbeschreiblichen Zustande. Werner, der ein guter Mann war, hatte Mitleiden mit mir; er redete mir zu. Sie müssen es, sagte er, abwarten, vielleicht hören wir was von ihm, ich werde hierzu alle Anstalten treffen. Ich gab ihm zu verstehen, daß ich eben nicht viel Geld hätte, und daß ich wünschte, indessen wo unterzukommen, wo ich weniger kostbar zehren könnte, als in dem großen Gasthof, wo wir eingekehrt waren. Er sprach mit seiner Frau, welche, wie ich merken konnte, erst sehr böse war, hernach aber bewilligte, daß ich die 14 Tage, von denen in Scheidemanns Brief stünde, bey ihnen abwarten dürfte. In einem Kaffeehause war freylich kein sonderlicher Aufenthalt für mich, indessen, man versprach mir, ein kleines Behältniß einzugeben, und ich nahm mir vor, aus selbigem nicht ans Tageslicht zu kommen. Also dankte ich Wernern und seiner Frau für die geneigte Aufnahme, be-

zalte

alte die Wirthinn, und ließ Scheidemanns Coffre
inholen.

Aus den 14 Tagen, die wir festgesetzt hatten,
wurden vier Wochen, in denselben erschien kein
Scheidemann, auf die Anfrage, welche Werner
hier und da gethan hatte, lief immer Antwort ein,
daß man weder ihn noch die Serini gesehen, noch
sonst was von ihnen gehört hätte.

Bis hieher war die Wernerin zu meinem Aufenthalt in ihrem Hause ziemlich gelassen gewesen: es war wirklich nur etwas weniges festgesetzt, was ich ihr täglich für meine Kost geben sollte, in den Umständen, wo ich war, mußte ichs für eine Wohlthat halten, also suchte ich mich ihr so gefällig als möglich zu machen, und ließ mir allerhand Arbeiten geben, die ich ihr verfertigte. Als aber nun die gesetzte Zeit lange verstrichen war, ward sie sehr unfreundlich, und gab mir oft die bittersten Reden. Ich ersuchte sie und ihren Mann um Empfehlung, weil ich allenfalls als Kammerfrau in Dienste gehen wollte; sie meynte, es würde mich niemand leicht annehmen, denn für dergleichen Avantureusen hüteten sich die Leute; er verwies mich aber zur Geduld? Den Rath der Wirthinn, mich an meine Aeltern zu wenden, hätte ich gern angenommen, wenn ich

ich mich nicht zu sehr vor meinem Vater gefürcht hätte. Die Wernerin ward von Tage zu Tage ver drüßlicher; sie war geizig und zänkisch. Ihr Mann den sie dem Scheine nach glücklich gemacht hatte stund unter ihrer Ordre; sie hatte ihn überdem mi jeder weiblichen Creatur im Verdacht, dies machte daß er wirklich ein sehr geplagter Mann war. Da er Mitleid mit mir hatte, und freundlich gegen mich war, so glaubte sie völlig, daß ich ihre Nebenbuhlerinn sey, um deswillen hätte sie mich lieber aus dem Hause geworfen. Eines Tages kam sie mit einem entsiegelten Briefe herein, sie hatte ihres Mannes Kleider durchsucht, und ihn in einem gefunden. Wozu, sagte sie zu ihm, verbirgst Du mir denn diesen Brief? Hoho, nun komm' ich dahinter, daß Du mich nur aufziehst. Werner erschrack, und wußte nicht, was er sagen sollte. Der gute Mann hatte, ohne mein Wissen, an meinen Vater geschrieben, und um Verzeihung für mich gebeten. Dies hatte er seiner Frau gesagt, um sie dadurch zu bewegen, daß sie mich noch duldete; da aber widrige Antwort einlief, so wollt' er mich nicht damit erschrecken und es seiner Frau nicht eher sagen, bis er eine Condition für mich ausgemacht hätte. Die Wernerin aber glaubte, ich wisse jetzt schon um die Sache, und sagte sie: da also

nun

nn ihr Vater Sie des Zuchthauses werth hält, soll
h mich mit Ihr schleppen, und Ihr denkt wol, ich mer-
 nicht, warum Ihr mir's verbergt? Ich erschrack,
aß ich ganz erblaßte. Werner ward böse: mit dei-
em gottlosen Argwohn, sagte er, sie weiß kein Wort
on der Sache, und Dir wollte ichs sagen, hab's
ber vergessen. Da ich nun einmal etwas erfahren
atte, gab mir Werner den Brief. Sein Inhalt
ar schrecklich. Mein Vater schrieb: das Gütigste,
as er für mich thun könnte, wäre, sich gar nicht
nehr um mich zu bekümmern. Er sollte eigentlich
uf diese Nachricht meines Aufenthalts sogleich An-
talt gemacht haben, mich ins Zuchthaus, wo der-
gleichen böse Kinder hingehörten, bringen zu lassen.
Ich möchte mich aber nie unterstehen, wieder etwas
von mir hören zu lassen, sonst würd' es unausbleib-
ich geschehen. Während ich dies las, zankten sich
Werners miteinander; dies machte meine Angst, die
mich bey diesem Brief befiel, noch größer: ich konn-
te kaum Athem holen. Zwar hatte ich gefürchtet,
übel angelassen zu werden, wenn ich meinem Vater
etwas von mir hören ließ, die Gewißheit aber dieser
Vermuthung und die harten Ausdrücke waren mir
schrecklich. Ich konnt's von Wernern nicht schlimm
aufnehmen, daß er geschrieben hatte, er meynte es

gut.

gut. Lange saß ich da und ließ die Wernerin schmä-
hen, ohne daß michs nur zu einigem Entschluß brin-
gen konnte, endlich sank ich hin. Ein wenig hatte si
doch mein Zustand gerührt, sie half mich wieder auf-
muntern, und gab mir eine Medicin. Ich bat si
um Gotteswillen, mir einen Dienst zu verschaffen
und sie versprachs. Gegen Abend, als ich in mei-
nem Kämmerchen allein saß und weinte, kam de
ehrliche Werner herein; meine Frau, sagte er, ha
Besuch, indessen hab' ich mich hergeschlichen, un
Ihnen zu sagen, daß ich morgen früh aufs Land rei-
ten will, um zu sehen, ob ich Sie nicht in einem ge-
wissen guten Hause als Gouvernante anbringen
kann; ich weiß, daß sie eine suchen, Sie werden der
Sache wol vorstehen können; trösten Sie sich also,
ich werde Sie schon rekommendiren, in zwey Tagen
bin ich wieder da. Ich wäre schon eher hingereist,
allein, ich wußte, daß die Herrschaft nicht zu Hause
war. Ich dankte Wernern für diese Hofnung; er
gieng, als er mir sie gegeben hatte, hurtig wieder
weg; als er aber die Thür öfnete, gieng die Köchinn
vorbey. Des Morgens darnach, als er weg war,
kam seine Frau, wie eine Furie, in meine Kammer:
alleweile, sagte sie, hör' ich, daß mein Mann Ihr
jestern einen heimlichen Besuch gemacht hat, so hab'
ich

ch mich doch also nicht geirrt, Sie ist eine schöne Dame; fort! den Augenblick aus meinem Hause. Schrecken und Angst war mir zeither nichts neues, indessen erschütterte mich doch jeder neue Anfall unaussprechlich. Hat er es Ihnen, sagte ich bebend, nicht gesagt, was er willens ist? Was denn? — fragte sie hämisch, mit einem Knix — Er will mich aufm Lande, 8 Meilen von hier, bey die Kinder einer Herrschaft anbringen, und dies kam er mir gestern zu sagen. So? begann sie, also dort sollen künftig Eure Zusammenkünfte seyn? und da denkt mein Mann, wenn er mir's nur verheelt, so werde ichs nicht erfahren? Sie ist doch noch hübsch aufrichtig, aber Sie denkt, ich bin eine Gans! nein, darauf spitze Sie sich nicht, dahin soll Sie nicht kommen, ich werde es schon zu hinterbringen wissen, was Sie für eine Creatur ist. Die grobe und entehrende Sprache dieser Frau brachte mich auf, ich sagte ihr: daß Sie mich nicht mit den niederträchtigsten Creaturen verwechseln möchte. Sie fing ein tönendes Gelächter an; es ist wahr, sagte sie, Sie waren einmal ein gnädiges Fräulein, das gnädige Fräulchen aber, das mir mit Komödianten davonläuft, und der ihr eigener Vater das Zuchthaus zuerkennt, ist immer eine niederträchtige Creatur. Welche Dol-

che waren diese Worte für mich! daß ich sie verdien
te, marterte und beschämte mich unendlich: und d
ich zugleich fand, daß eine Frau von ihrer Art, wei
ihr der Mann ein Geheimniß aus seiner Absicht ge
macht hatte, auf Verdacht kommen muste, so an
wortete ich ihr blos durch Seufzer. Ich weiß nich
warum Werner seiner Frau nicht lieber gesagt hatt
was er für mich thun wollte; vermuthlich aber glau
te er: sie würde eben ihrer Eifersucht wegen, we
er in diesem Hause Commißionshalben zuweilen z
thun hatte, es nicht zulassen. Das Ende ihre
Schmähungen war, daß sie mir kurz sagte: ic
möchte mich sogleich aus ihrem Hause packen, e
gehörte ihr, und kein Mensch hätte darüber zu be
fehlen, sie brauchte auch das Stübchen und Bette
Ich packte meine Sachen zusammen, und sagte
Gott würde mich nicht verlassen. Nun kams a
die Bezahlung, mein Geld war meist weg, ic
hatte der Wernerin verschiedenen Putz gemacht, un
nähete an ein Paar schönen Engaganten für sie
dies hatte einige Thaler gekostet, und für mic
selbst hatte ich für unvermeidliche Kleinigkeiten auc
ausgegeben; ein Paar gute Schnallen, die ich hat
te, sollten meiner Meynung nach verkauft werden,
um die Wernerin zu befriedigen, wenn ich i

einer

inen Dienst käme. Als ich mich jetzt darnach um-
ahe, um sie ihr zu geben, waren sie weg, und
oir fanden sie nirgends. Dies war das einzige
om Werth, was ich mitgenommen hatte; es war
in neues Unglück für mich, daß sie nun weg wa-
en. Ich nahm meine Börse heraus, es war mehr
icht als ohngefähr ein Dukaten darinnen, damit,
gte die Wernerin, die mit untergestütztem Arm
astand, soll ich doch für die zwey Monate, die
Sie hier gegessen und geschlafen hat, nicht zufrie-
en seyn? und wovon will Sie denn leben? Aber
eise Sie nur mit Ihrem Bündel, ich werde des
Scheidemanns Koffer für Ihre Schuld behalten,
oird wol nicht viel darinnen seyn, das Komödian-
enpack hat so nichts als Lumpen. Um die unaus-
chlichen Reden der Wernerin nur nicht mehr hö-
en zu dürfen, nahm ich schnell Abschied von ihr,
ahm mein Paquet und gieng. Sie begleitete mich
ie ganze Treppe herunter bis an die Hausthüre,
u sehen, ob ich auch wirklich gieng. Mein Weg
rug mich, ohne zu wissen, wohin ich mich wenden
ollte, geradesweges nach dem Gasthof, wo ich
vorher logirt hatte, ich wollte die Wirthinn um
Fürsprache, wo möglich ausser Hamburg unterzu-
ommen, bitten, denn wenn ich mich nicht neuen

Beschimpfungen aussetzen wollte, so durft' ich nic
daran denken, wegen des adelichen Hauses be
Wernern noch einmal nachzufragen. Es fiel mi
unterwegens ein, mich so lange bey Jemanden
wo es auch wäre, aufzuhalten, bis ich Antwor
von meiner Mutter hätte, an die ich mich heimlic
wenden und sie um einige Unterstützung bitten wol
te; denn es schien mir, daß sie sich meiner vielleic
erbarmen würde. Aber dieser Gedanke ward auc
gleich wieder verworfen. Mein Vater konnte doc
den Brief in die Hände bekommen, und denn war e
gewiß der Mann, der die Drohung in seinem Brie
fe an Wernern erfüllte; ich kennte ihn zu gut. Di
Gastwirthinn zog auf mein Anbringen die Achseln
und sagte, sie wisse Niemanden, wo ich unterkom
men könnte, es wäre nicht gut, daß ich nicht ge
sucht hätte, mich bey Madam Wernerin in Gun
zu erhalten, die würde wol für mich gesorgt ha
ben; mit diesem Verweis ließ sie mich stehen. Ei
Strom von Thränen brach aus meinen Augen, ic
wünschte in diesem Augenblick die Seele ausweinen
zu können! Meine gute Freundinn, das Mädchen,
welche mir die erste traurige Nacht beygestanden
hatte, war dabey; als ihre Frau hinaus war, sagt
sie mir: die Wernerin hätte diese so auf mich auf

ge-

ebracht. Ich fragte: ob sie denn keine Bekannte hätte, wo ich mich aufhalten könnte? gern wollte ch mein Brodt zu erwerben suchen. Sie schlug mir or, zu ihrer Mutter nach Altona zu gehen, sagte nir ihren Namen, und die Gasse, wo sie wohnte, nd erbot sich, mir ein Paar Zeilen mitzugeben. ſch wartete, bis sie selbige zusammen studirt hatte, ı ihrer Kammer, sie brachte mir sie denn mit eier Portion Essen. Das Briefchen nahm ich mit Dank an, das Essen aber verbat ich, denn ich atte keinen Appetit. Ich schenkte meiner Beshützerinn ein seidenes Tuch aus meinem kleinen Vorrath von Sachen, und hatte alle Mühe, daß ie es annahm; überhaupt zeigte mir dies Mädhen vielmehr uneigennützige Menschenliebe, als nan gemeiniglich bey Leuten von dieser Art erwartet.

Seit einiger Zeit schon spürte ich alle Aneigen einer Krankheit; das Gehen, welches ich nicht gewohnt war, ward mir daher doppelt sauer. Als ich ein gutes Stück mich fortgeschleppt hatte, begegnete mir eine Jagdchaise, es saß eine Mannsperson darinn, von der es mir schien, als ob ich sie schon einmal gesehen hätte; er hieß still halten,

und

und fragte: ob ich nicht das Frauenzimmer sey, welches sich bisher bey Wernern aufgehalten hätte? Ich bejahte es, und es fiel mir nun ein, daß ich ihm einmal auf dem Saal begegnet wäre, als er auf's Kaffeehaus kam. Er fragte, wo ich hin wollte, und bot mir den einen Platz in der Chaise an, weil er auch in Altona absteigen wollte. So müde und krank, als ich schon war, raisonnirte ich nicht lange über die Schicklichkeit, und nahm den Platz ein. Er fragte mich: weswegen ich so schnell von Werners weg wäre? was ich in Altona machen wollte? alle diese Fragen beantwortete ich in möglichster Kürze, und ohne ihm ganz die Wahrheit zu sagen: er errieth sie aber, und versprach mir, mich in Hamburg bey einer bekannten honetten Frau unterzubringen, und mich auf den Abend wieder mit zurückzunehmen. In dem Hause meiner Aeltern hatte ich keine Erfahrungen gemacht, die mir einigen Verdacht auf dies Anerbieten dieses Mannes hätten geben können; seitdem ich es verlassen hatte, war sie in nichts erweitert worden, als daß ich nun wußte, wie übereilte Handlungen belohnt werden, und wie man Verlassene kränkt. Scheidemanns Untreue hätte mich die Falschheit der Menschen freylich sollen kennen lernen, ich

schrieb

hrieb sie aber auf der Serini Rechnung, und hier
ar keine Serini. Der Herr der Chaise bot mir auch
ichts als ein ehrliches Unterkommen an, auch
hien er mir um so mehr ein guter Mann zu seyn,
eil er höflich und dienstfertig war. Der Mangel
ieser beyden Tugenden hatte mich auf die Straße
ebracht, und da er sie zu besitzen schien, that mei-
e Einbildung den Ausspruch, daß er eben so recht-
chaffen sey, als die Wernern schlimm. Ich nahm
ein Anerbieten mit Freuden an, mein Herz, wel-
hes bisher immer in Sturm gewesen war, sagte
nir nicht ein Wort davon, daß hier ein neuer
Krieg zu befürchten wäre. Sogar ward ich ge-
sprächig, wir redeten von den Gegenden, den
Schiffen und dergleichen. Mein neuer Beschützer
fieng verschiedenemal von meinem Mann an, und
sagte mir: er wisse meine ganze Geschichte; zu
meinem Troste aber merkte ich, daß ihm meine
eigentliche Herkunft nicht bekannt war. Werner
hatte mir also Wort gehalten, und diese ver-
schwiegen; seine Frau aber hatte wenig mit denen,
die aufs Coffeehaus kamen, zu thun, folglich mußte
sie nicht Gelegenheit gehabt haben, mit diesem
Mann von mir zu sprechen, sonst würde sie wol
nicht so verschwiegen gewesen seyn.

So

So kurz der Weg war, den wir zu machen hatten, ward er mir doch sehr lang, ich hatte einen starken Kopfschmerz und viel Hitze. In Altona stieg mein Begleiter an einem Gartenhause ab, es waren, wie er mir sagte, schon verschiedene von seinen guten Freunden aus Hamburg da; er führte mich halb gezwungen hinein, indem er sagte: ich dürfe mich nicht fürchten, in üble Gesellschaft zu kommen; als ich aber den Schwarm auf mich zukommen und verschiedene Frauenzimmer auf einer Bank lachend und schreyend sitzen sah, fieng ich an zu zittern, daß mir die Knie beynahe einbrachen. Mein Führer fragte, was mir fehle? ich sagte, daß ich krank wäre, und gern indessen in ein kleines Haus gehen wollte, mich zu erholen. Nein, sagte er, kommen Sie, die Gesellschaft wird Sie aufheitern; ich sehe, Sie haben Hitze; kleines Närrchen! ich werde nach Medizin schicken, und während er dies sprach, schleppte er mich fort. Die Herren, die uns entgegen kamen, schrieen in englischer Sprache ihm etwas zu, das mich angieng; er beantwortete es eben so, und alle lachten. Ich sah' sowol die Manns- als Frauensleute für nichts anders als eine gute lustige Gesellschaft an, die sich hier versammelt hatte, und blos die

Scheu

Scheu, wegen meines nicht sonderlichen Anzugs und die Angst, daß Jeder meine Geschichte wissen möchte, machte mich bange. Ich ward noch ängstlicher, als sie lachten. Waater, so hieß mein Beschützer, ein Mann, der aus England war, und sich Handelsangelegenheiten halber zuweilen in Hamburg aufhielt, brachte mich zu den Frauenzimmern, bat sie: zu sehen, was mir fehlte, weil sie es ja verstehen müßten, und mir allenfalls die Schnürbrust zu öfnen. Thust Du das nicht selbst, sagte ein Andrer zu ihm? Aber zum T... die Mamsell wird ja gänzlich blaß, Du hast wol — — das Uebrige hört' ich nicht mehr, und was weiter mit mir vorgieng, weiß ich nicht. Beym Erwachen fand ich mich in einem Gartenhause, zwey von den Weibspersonen strichen mich mit Tüchern, eine dritte stand daneben, und hielt mein Halstuch und meine Enveloppe, die Mannspersonen waren alle zugegen. Sobald ich die Augen aufschlug, riß ich das Tuch und die Enveloppe der, die beydes hielt, aus der Hand, hüllte mich hinein und sprang, so matt ich war, auf, doch taumelte ich wieder zurück; daß dich! sagte die Person, der ich meine Sachen weggerissen hatte, und stemmte den Arm unter. Weg da, schrie Waater, ich werde jetzt

ein

ein Bischen allein mit ihr bleiben. Nun ja, ja, sagten die andern von den Männern, wir wollen Dich verlassen, bring sie wieder zurecht. Als wir allein waren, bat ich Waatern mit aufgehobenen Händen, mich fort zu lassen; Sie sehen, sagte ich, daß ich krank bin, erbarmen Sie sich und führen mich Unglückliche still weg, nur bis aus dem Garten; ich habe Anweisung, wo ich hier unterkommen kann, und will machen daß ich hinkomme, denn ich werde gewiß liegen bleiben. Mein Schätzchen, erwiederte er, und küßte mich, ohne daß ichs wehren konnte: Sie haben mir ja versprochen, mit mir auf den Abend zurückzugehen. — Ja, aber ich will Sie lieber nicht beschweren. — Was beschweren, das überlassen Sie mir; sind Sie krank, so laß ich Sie pflegen, Sie werden schon wieder gesund werden, und denn sind Sie mein Liebchen; er nahete sich bey diesen Worten, die mir schon ekel waren, zu einer zweiten Liebkosung. Ich konnte mich nicht länger halten, und stieß ihn ziemlich derb weg. Dies nahm er übel, thun Sie nicht so protzig, sagte er spöttlich, wenn man mit Komödianten in der Welt herumgezogen ist, pflegt man keine keusche Susanna zu seyn; vielleicht finden Sie nicht bald wieder ein so gutes Unterkommen.

Waater

Waater hat Moßen, er zeigte seine Börse, und ist ein Filz. Jetzt, fuhr er fort, werde ich gehen, und mit der Gesellschaft speisen, wollen Sie ein wenig Suppe? — Ich danke. So bleiben Sie hier liegen, ich habe nach einem Doktor geschickt, ich hoffe, er wird bald hier seyn, und denn bringe ich ihn her, ich werde sorgen, daß Sie niemand stört. — Ich war, während er dies sagte, zwar in einer Art von Wahnwitz gewesen, hatte aber doch um meinen Jammer zu vermehren, kein Wort von allem, was Waater mir sagte, verhört.

Kaum hatte er die Thüre zugemacht, so trat zu einer andern ein Bursch herein, den die Gesellschaft hergeschickt hatte, um zu melden, daß der Dokter, den Herr Waater verlangte, gleich hier seyn würde; dies rührte mich nicht, hingegen fiel mir ein, den Burschen zu bitten, daß er mir fort hälfe. Lieber Freund: sagte ich, ist hier keine Thür im Garten, wo ich unbemerkt wegkommen kann? sie halten mich mit Gewalt auf, ich bin krank und will zu einer Frau Klosin; hier ist ein Thalerstück, helf er mir fort. So kommen Sie, sagte der Mensch, durch den Thaler gereizt, und führte mich durch einen Seitengang hinaus. Ich lief über

mei-

meine Kräfte, um nicht eingeholt zu werden, und fragte mich glücklich zu der Klosin kleine Wohnung. Der Wirth sagte mir, sie sey gestern zu ihrem Sohn, der etliche Meilen weit von da wohne, gereist. Ein neuer Donnerschlag, ich fragte: ob er mir nicht ein Kämmerchen von ihr öfnen könnte? ich zeigte ihm den Zettel von ihrer Tochter. Nein, war die Antwort, ohne ihr Wissen könnte ers nicht thun, und er selbst hätte kein Plätzchen übrig, in ein Paar Tagen aber wäre vielleicht die Klosin wieder da, denn möchte ich wieder nachfragen. Welch Elend! da war ich nun entlaufen, ausgestoßen und verscheucht; ohne Herberge, und so krank, daß ich alle Augenblicke hinzusinken meinte. Auf vieles Bitten, wieß mich der Klosin Wirth zu einer Schifferfrau, ja, er trieb die Güte so weit: daß er selbst mit zu ihr hingieng, und sie bat, mich als eine Kranke aufzunehmen, ich würde alles bezahlen, setzte er hinzu, und gab mir damit einen neuen Stich ins Herz, denn ich hatte ohngefähr einige Mark über zwey Thaler. Indessen, da die Schifferfrau, welche Mändlerin hieß, mich aufnahm, so dankte ich Gott herzlich, ich sagte: daß ich mit der Klosin Tochter bekannt sey, dies war eine Art von Empfehlung für mich.

Auf

luf meine Bitte, machte mir die Mändlerin ihres bwesenden Mannes Bette zurecht, ich legte nich, so hart es war, mit einer gewissen wohlhuenden Empfindung hinein, mit dem innigsten Wunsche, daß ich es bald gegen einen Sarg möch:e vertauschen können, und entschlief bey diesen Gedanken.

Jetzt folgen 6 Wochen meines Lebens, von denen ich wenig weiß, weil ein hitziges Fieber mich meiner Sinne meist beraubt hatte; die Mändlerin besorgte Medizin und andre nöthige Dinge, nach der Anweisung einer Quacksalberinn, und da mein Geld ausgegeben war, murrte sie über alles, was sie auslegen mußte, und begegnete mir unendlich hart. Die Klosin, der ihr Wirth von mir gesagt, und das Billet von der Tochter gegeben hatte, war hingekommen, mich zu besuchen, und brachte mir nach ihrem Vermögen Erquickungen; allein, die Schifferfrau, welche meinte: ich würde sterben, und denn möchte jene an das Kleid, was doch seiden war, und meinen übrigen kleinen Nachlaß auch Anspruch machen, ließ sie übel an, und gab ihr zu verstehen, sie würde mich wol selbst warten, worauf denn jene aussenblieb, und diese mich desto übler behandelte.

Entwe-

Entweder meine gute Natur und Jugend, oder die Kräuter meiner Doktorinn verursachten, daß ich wider die Wünsche der Mändlerin und wider meine eigne genaß, genug, es geschah; zwar ergab ich mich auch hierinnen in den Willen Gottes, zu dem ich mich in meiner Krankheit gewandt hatte, und ich kann sagen, daß ich viel gelassener war, als vorher. Zuweilen wars, als ob Ahndung einer glücklichen Aenderung meines Schicksals mir durchs Herz führe; ich wußte wol nicht, wo sie herkommen sollte, aber doch empfand ich ein Vergnügen daran. So lange ich gefährlich war, hatte ich in den Intervallen, wo ich was bemerken konnte, meine Kleider, denn das Paquet war in Waaters Chaise liegen geblieben, noch immer liegen sehen; aber einen kleinen Ring, der etliche Dukaten werth seyn mochte, vermißte ich einst am Finger, und als die Mändlerin sahe, daß ich den Finger darauf ansahe, sagte sie: Sie sucht wol das Ringelchen, das habe ich ihr abgenommen, und verkauft; Ihr Geld ist lange alle, wovon sollte ich denn Arzney für Sie kaufen? Ich war sehr gleichgültig dabey, weil ich dachte, daß ich bald gar nichts mehr brauchen würde. Als ich nun aber so weit war, daß ich wieder aufzustehen wünsch-

ünschte, sahe ich mich nach meinen Kleidern um. Daß ich sie nicht sahe, glaubte ich, die Mändlein habe sie in die Kammer getragen, und bat sie darum; sie, die je gröber ward, jemehr ich in der Besserung zunahm, schrie: Mensch! seyd Ihr toll? hab ichs Euch nicht schon gesagt, daß ich die Lumpen verkaufen mußte, um Euch Arzeney und was Ihr sonst gebraucht habt, zu schaffen? sollte ich das etwa geben? Und was habe ich denn für meine Mühe? Ich wußte ganz gewiß, daß alle Medicin, die ich bekommen hatte, nicht die Hälfte von dem, was ich noch am Gelde gehabt hatte, kosten konnte, weils nichts als Kräuter waren, die man mir kochte, und sonst hatte ich, ausser etwas schlechtem Thee und Wassersuppe, nichts genossen: dazu nun war schon mein Ring verkauft worden, die Kleider waren also auch weg — dies sahe betrübt aus, ich war nun ganz von allem entblößt. Indeßen war ich einmal in der Gewalt dieses Weibes, und ich fürchtete, daß sie mich, so wie ich war, zum Hause hinaus werfen würde, also that ich, als wenn ich ihr alles glaubte, und bat nur um meinen Unterrock und Enveloppe, welche sie doch wol noch haben würde. Sie fuhr mich abermals hart an, und berichtete mir, die Doctorin habe es für die Cur ge-

nom-

nommen. Aber, sagte ich, so kann ich ja nicht au
stehn — Nun, sagte sie, was wirds denn ander
werden, als daß ich Ihr werde müssen was vo
meinen Sachen geben, wo werde ich denn abe
wieder meines Schadens beykommen? Ich ve
sprach ihr auf der Bleiche, die sie hatte, zu helfen
und alles zu machen, was sie von mir verlangte
bis ichs abverdient hätte. So muß es auch seyn
sagte sie, wiewol, Sie wird mir auch nicht viel he
fen können, und zu essen muß ich Ihr doch auch ge
ben. Hierauf holte sie mir einen sehr schlechten abe
ganz neuen Anzug und etwas grobe Wäsche, schlug
es mir hoch an und sagte, ich möchte nur, wenn ich
vollends gesund wäre, darauf bedacht seyn, es ab
zuarbeiten. Ich mußte ihr sagen, welche Arbeiten
ich könnte, und sie machte Anstalt, das Benöthigte
zu kaufen, damit ich in Mußelin nähen, und sie es
ins Geld setzen könnte. Denn ich hatte ihr gesagt:
daß ich gesonnen wäre, bey ihr zu bleiben, wenn sie
mir ferner Herberge geben wollte. Es war mein
Wille zwar, wenn ich wieder vollkommen gesund
wäre, die Klosin zu bitten, daß sie für eine Herr-
schaft sorgen möchte, wo ich als Kammerfrau unter-
käme, bis aber ein solcher Ort gefunden, und ich
mich ganz erholt, wie auch der Mändlerin etwas ab-

gear-

;arbeitet hatte, müste ich doch bey ihr bleiben. Da
e sahe, daß ich fleißig war, fieng sie an etwas gü-
nzer gegen mich zu werden. Ich kam bald wieder
; Kräften, und gieng ihr in allem an die Hand.
Gewissermaßen gefiel ich mir recht wohl in meinem
euen Stande und dem schlechten Anzuge, er ver-
arg den vorigen; ich war jetzt von der ganzen Welt
bgesondert, und niemand verfolgte mich. Die grö-
ße Begegnung der Mändlerin, die ich noch mitun-
r erfuhr, rechnete ich für nichts, weil ich bemerkte,
aß sie die Beleidigung, die sie mir anthat, nicht
nmal einsahe; wir richteten uns zusammen ziemlich
n. Indessen würden Sie es gar nicht glauben,
enn ich spräche: daß ich alles vorige Elend ver-
essen, und auch den jetzigen schlechten Zustand nicht
weilen empfunden hätte; auch wär' es eine Unwahr-
eit, denn ich muß bekennen, daß es Stunden gab,
vo ich mich durch keine Vorstellung, die ich mir
nachte, trösten konnte.

Eines Nachmittags, als ich auf der Bleiche
anz allein war, und eben meinem traurigen Schick-
al nachdachte, wobey ich wie gewönlich weinte, sah'
ch einen ältlichen, wohlgekleideten Mann auf mich
ukommen. Er fragte nach der Mändlerin, und sahe
nich zugleich sehr aufmerksam an. Indem ich die

Mändlerin rufen wollte, kam sie schon selbst. D
Herr hinterbrachte ihr: daß er von seinem Brude
dem Schifskapitän, gebeten worden sey, ihr zu b
richten, daß ihr Mann gestorben wäre, und daß il
sein Bruder sehr beklagte. — Sie schlug die Hän
zusammen, heulte und schrie so, daß die Nachba
zuliefen: Nun, sagte der Fremde, wir müssen, so z
sagen, alle sterben, beruhige sie sich und nehme s
einen andern; gück sie, hier hat sie was zur Trau
— indem er ihr einige Goldstücken hinreichte. D
Mändlerin hätte gern unter den Thränen gelächel
wenn die Nachbarsweiber nicht um sie herumg
standen hätten; diese aber beklagten den Mann her
lich, und hielten ihre Thränen noch ein Weilchen i
Gange. Der Fremde, welcher Bieder hieß, wa
wie ich hernach erfuhr, einst bey der Stadt Han
burg als Capitain in Diensten gewesen, hernac
hatte er von seines Vaters Schwester, hier au
Stockholm, ein großes Vermögen und Antheil a
einer Handlung geerbt, und lebte jetzt in Hambur
von diesem Vermögen, reiste aber auch zuweile
nach Stockholm, wo er mit den übrigen Erbe
noch nicht auseinander gesetzt, folglich noch vo
der Handlung Rechenschaft erhalten mußte. E
kam seit diesem Tage fast täglich wieder, und un

sei

hielt sich mit mir. Eines Tages, da er ei-
Weile mit der Mändlerin allein gesprochen,
n diese, sobald er Abschied von uns genommen
te, sehr freundlich zu mir, und ließ sich das
kemal in ein weitläuftiges Gespräch mit mir ein.
s es Zeit zum Essen war, trug sie was besseres,
e sonst, auf, und nöthigte mich, wider ihre
wohnheit dazu. Während der Mahlzeit unter-
lt sie mich von ihrem Mann und von der Lie-
sgeschichte mit ihm, vor der Heyrath; alsdann
agte sie mich: wer denn eigentlich mein Mann
wesen, und wo er hingekommen wäre? es wun-
rte sie doch, daß er mich verlassen hätte, da ich
hübsch sey. Ich antwortete: daß er durch eine
se Frau, die ihm einen falschen Verdacht von
ir beygebracht hätte, so aufgebracht worden wä-
. Ja, versetzte sie, böse Leute können viel Un-
ück anrichten. Es geht manchmal so, und wenn
ie auch gefehlt hätte, je nun, Sie ist jung und
ht gut aus, da giebts Nachsteller, deswegen
ätte er Sie doch nicht so in der Armuth lassen
llen. — Aber Sie sieht ja, liebe Frau Mänd-
rinn, daß eben diese Armuth von meiner Ehrlich-
eit zeigt; Sie meint selbst, daß ich nicht häßlich
in, wenn ich nun auf verbotnen Wegen gehen

wollte, so würde ich ja nicht hier seyn? — Da
ist wohl wahr, überhaupt denke ich, wenn S
mit der Sprache herauswollte, Sie ist wol g
vom vornehmen Stande.

Ich. Ich bin von gutem Herkommen.

Mändl. Erzähl' Sie mir doch, wer Ih
Aeltern sind?

Ich. Vornehme Kaufleute.

Mändl. In Hamburg?

Ich. Nein, in Regensburg.

Mändl. So? Und wie ist Sie denn hie
hergekommen?

Ich. Eben mit meinem Mann, der mi
hat sitzen lassen.

Mändl. Darf Sie denn nicht wieder heim
kommen?

Ich. Nein, vor der Hand traue ich mich
nicht, denn ich hatte meinen Mann aus groß
Liebe wider meiner Aeltern Willen genommen, un
war heimlich mit ihm fortgegangen.

Mändl. Ey, ey! — (nach einer Paus
Höre Sie einmal: morgen wird der Herr Biede
wiederkommen, er ist ein reicher und gutherzige
Mann, stelle Sie sich hübsch um ihn, wer weiß

wa

as er für Sie thut. Mir fiel zwar den Augen-
lick Waater ein, und doch hatte ich zu diesem
ieder so ein gewisses Zutrauen gewonnen, daß
mich gar nicht überreden konnte, er werde eben
lche Absichten haben; aus diesem Grunde ver-
rach ich der Mändlerin, die nun wol eben nicht
scrupulös untersuchen mochte, welche Absichten
hatte, mich, wenn er morgen käme, freundlich
it ihm zu unterhalten. Ich hatte seine Aufmerk-
mkeit auf mich sehr wohl bemerkt, glaubte auch,
aß sein öfteres Wiederkommen nicht der Mändle-
n zu Ehren sey, und hatte, als er vor seinem
tzten Weggehen allein mit ihr sprach, vermuthet,
aß es von mir wäre, daher errieth ich auch, wes-
egen sie diesen Abend so artig war, und mich
viel fragte. Herr Bieder mußte neugierig seyn,
wissen, wer ich wäre, aus meiner Sprache und
twa aus meinem Betragen konnte er schließen,
aß ich einen andern Stand hätte, als den anschei-
enden. Zuweilen hatte er auch mit einigen Wor-
en auf die Erläuterung dieser Ungewißheit gezielt,
ber ich hatte ihm noch nichts zu entdecken gewagt,
ls daß ich eine unglückliche Person sey, die viele
Ursachen hätte, so im Verborgenen zu bleiben. Ich
wünschte wol, ihm mehr zu sagen, und nahm mir
auch

auch zuweilen vor, ihn zu fragen, ob er mir vie
leicht ein anderes Unterkommen verschaffen könnte
allein, ich war gar zu schüchtern geworden, und
sehr mir auch eine gewisse Empfindung sagte: da
ich Biedern trauen könnte, so wagte ichs do
nicht. Indessen, die Mändlerin bestätigte da
was er selbst gesagt hatte, er habe eine Frau un
Kinder, überdem konnte ich mich nicht besinne
eine verdächtige Miene an ihm gesehen zu haben
da sie mir also sagte, er wünschte allein mit mir z
sprechen, hatte ich eine sehr frohe Ahndung.

Er kam des folgenden Nachmittags, wie
versprochen hatte. Die Mändlerin gieng ih
entgegen, und sprach draussen eine Weile mit ihm
denn kam er allein in die Stube, wo ich an eine
Arbeit zum Verkauf nähete. Nach einigen g
wöhnlichen Fragen und Antworten schwiegen w
Beyde eine Weile, denn fieng er an: Mein Kin
ich bin ein alter Teutscher, gucken Sie, und kan
nicht lange Umschweife machen, wenn ich wa
auf dem Herzen habe. Es ist mir so zu sagen b
denklich vorgekommen, daß ich Sie in Thräne
antraf, da ich Sie zum erstenmal sahe, gucke
Sie, und da wird mirs gleich hier herum (er wie

ar

uf sein Herz, weiß selbst nicht, wie, so zu sagen, wenn ich Jemanden weinen sehe. Ich muß nur gestehen, daß ich neugierig war; gücken Sie, und wollte so zu sagen wissen, was auf Ihrem Herzen läge, dies merkte ich wol auch bald, daß Sie die Jacke nicht gehören. Gücken Sie, Ihre Reden, daß Sie unglücklich wären, haben mich in meiner Meynung bestärkt, aber wenn mir die Leute nicht von selbsten mehr sagen, so frage ich, so zu sagen, nicht gern. Die Mändlerin frug ich war gestern, aber die Gans wußte nichts. Gükken Sie, und doch dachte ich immer: hm, das Mädel oder das Weib scheint doch kein schlecht Weibsstuck zu seyn, wenn man ihr helfen könnte, wenn sie, so zu sagen, Hülfe braucht, warum sollte mans nicht thun? Gücken Sie, da sagte ich gestern der Mändlern, sie sollte Sie doch so ein Bischen, so zu sagen, aushorchen; das hat sie gethan, sagt sie, und erzählt mir, Sie hätten gestanden: Ihre Aeltern wären hübsche Kaufleute in Regensburg, ist das wahr? weswegen gehn Sie denn nicht wieder zu Ihren Aeltern, nachdem Ihnen, so zu sagen, das Unglück begegnet ist? Gücken Sie. — Hat Ihnen, versetzte ich, die Mändlerin auch gesagt, daß ich wider ihren Willen mit meinem Mann fortgegangen

gangen bin? — Ja, erwiederte er, seht, was ich, zu sagen, vor ein Narr bin, ja, ja, sie sagts, aber — er drohte mit dem Finger — war das Recht Nun war mein Vertrauen zu Biedern felsenfe seine Sprache enthielt nichts schmeichelndes; d redliche Seele, die er hat, zeigte sich ganz in ihr Mein Herr, sagte ich, diese Frage zeigt mir Ihr Rechtschaffenheit; nein, es war nicht recht, e war ruchlos, ich habe dafür alles, was ich ge litten habe und noch leiden werde, verdient: abe Sie haben demohnerachtet Mitleiden mit mir, ic weiß es, und ich wage nichts, wenn ich Ihne meine ganze Geschichte nach der Wahrheit erzähle Immer raus damit, antwortete Bieder, Fehler sind vorgefallen, das merke ich schon, aber Nim merthun ist die beste Buße. — Der Mann ward mir immer lieber; ich entdeckte ihm meinen Stand, gestand alles, wo ich gefehlt hatte, was ich bisher ausgestanden, und schloß damit, daß ich ihn bat: mir doch wo eine Kondition zu verschaffen! Er hatte mir aufmerksam zugehört, oft seinen Unwillen und oft sein Mitleiden in sehr naiven Mienen gezeigt. Nun schwieg er eine Weile, denn sagte er noch einmal: wie hat sich ein so hübsches und wohlerzogenes Frauenzimmer von Stande, so zu sa-

en, mit einem solchen Kerl einlassen können — machen Sie mir, fiel ich ihm ein, keine Vorwürfe mehr, lieber Herr Hauptmann! ich verdiene sie, aber — S'ist wahr, sagte er, und schlug sich aufs Maul, was geschehen ist, ist geschehen, man muß es zu verbessern suchen, gucken Sie, ich werde Sie in einen bessern Zustand setzen, und an Ihren Herrn Vater für Sie schreiben. — Ich bat ihn flehentlich, es nicht zu thun, erzählte ihm den Versuch, den Werner gemacht hatte, machte ihm die harte Antwort meines Vaters bekannt, und versicherte, daß er gewiß nicht zum Erbarmen zu bringen wäre. Meine Thränen lockten die Seinigen, nun sagte er: so will ich Ihr Vater seyn! — O, theuerster Mann! versetzte ich, denn will ich Sie wie die ehrerbietigste Tochter ehren. —

Bieder. Aber wo mit hin? meine Frau würde Sie zwar wol ins Haus nehmen —

Ich. Nein, lieber Vater, ohnmöglich, nicht nach Hamburg, dort ward ich zu sehr beschimpft —

Bieder. Sie haben recht, gucken Sie. Wart, es fällt mir, so zu sagen, was ein: ich habe eine gute Bekannte in Stockholm, sie ist auch, so zu sagen, etwas mit mir verwandt, zu der will ich Sie schicken, gucken Sie, das ist eine brave Frau, die wird Sie

so lange bey sich behalten, gücken Sie, bis sie Ihnen eine Condition verschaft hat, weil Sie nun in Dienste gehn wollen.

Ich. Ja, bester Vater, ich habe so viel gelernt, daß ich wol der Erziehung junger Mädchen vorstehen kann.

Bieder. Das glaub' ich, so zu sagen, und das wollen wir also thun, gücken Sie, und da will ich Ihnen geben, daß Sie sich, so zu sagen, equipiren können; die Reise bezahl' ich auch.

Ich konnt' es nicht lassen, dem lieben Mann vor Freuden um den Hals zu fallen, und hatte keine Worte, meine Dankbarkeit auszudrücken. Er schlug seine Arme um mich und sagte: Dank nicht so viel, dank nicht, armes Ding! laß gut seyn, künftig hübsch vorsichtig; gücken Sie, so wird sich, so zu sagen, alles vergessen lassen. Indem kam die Mändlerin herein; sie hatte Herzensfreude, uns so vertraut zu sehen, sagte: Gestrenger Herr Hauptmann, verführen Sie mir mein Töchterchen nicht, mit diesen Worten pochte sie an Herrn Bieders Börse an. Aber er verstund unrecht: Verführen? alte H . . . sagte er, denkst du, daß ich, so zu sagen, ein solcher alter Sünder bin? Nein, mein Kind, indem er mich auf die Schulter schlug, ich habe Gewissen im Leibe,

n hübsch Mädel gefällt mir, so zu sagen, aber daß
h deswegen auf was anders denken sollte — Gott
ewahre mich, gucken sie, ich habe Weib und Kinder.
Er erzählte jetzt der Mändlerin selbst, daß er mir
Geld geben wollte, mich anders zu kleiden, um mich
denn zu einer Verwandtinn zu schicken.

Des folgenden Tages erhielt ich 100 Dukaten von ihm, mit dem Bescheid, daß ich meinen Einkauf bald machen möchte, indem er Gelegenheit hätte, mich wegzubringen. Die Mändlerin war so freundlich und gefällig, daß ich sie gar nicht mehr kannte; sie begleitete mich, wo ich hingieng, und half mir, was ich gekauft hatte, tragen. Die Leute, wo ich einkaufte, verwunderten sich, daß wir Beide seidne Zeuge und dergleichen auslasen. Ich muste auch mitunter für die Mändlerin was kaufen, und etliche Dukaten, von denen sie meynte, es sey Schade, sie auszugeben, ihr in Schatz schenken. Herr Bieder schickte mir einen Schneider, und als der alles verfertigt hatte, auch alles übrige im Stande war, meldete ichs meinem gütigen Vater, welcher denn bald darauf mich abholte, mir noch eine ansehnliche Summa Geld gab, und mich denn wohl befohlen hierher an die Madame Gooß abschickte, der er schon wegen meiner Aufnahme geschrieben und gute Ant-

wort

wort von ihr erhalten hatte. Sie können glauben wie wohl mir war, als ich mich wieder einigermassen in Ordnung und bey einer treflichen Familie sahe; ich fand an Madam Gooß und ihren Töchtern die edelsten und liebenswürdigsten Personen, welche mir meinen Kummer hätten können vergessen machen, wenn er nicht zu tief in meiner Seele gesessen hätte. Madam Gooß wollte nicht zugeben, daß ich etwas für meinen Unterhalt zahlte, noch für sie arbeitete. Ihr Vermögen ist nicht sehr groß, ob sie gleich hübsche Mittel hat, und ihre Familie ist stark, aus dieser Ursach glaubte ich sie zu belästigen, und bat ohn Unterlaß um Vorsprache in irgend ein adeliches Haus. Sie wuste nichts von meinem Stande; Hr. Bieder hatte ihn auf meine Bitte verschwiegen, und ihr blos gemeldet, daß ich aus einem ansehnlichen Hause wäre, und von meinem Mann, ohne daß ichs durch eine schlimme Aufführung verdient hätte, im grösten Elende wäre verlassen worden. Ich hatte den Namen Günther, den ich jetzt führe, angenommen.

Der Baron Oldenholm verlohr voriges Jahr die Hofmeisterinn seiner Kinder durch den Tod. Madam Gooß wuste, daß ich in diesem Hause ein gutes Unterkommen finden würde, und empfahl mich also.

Sie

Sie hat recht geurtheilt, daß, wenn der innere Gram, der mich nie verläßt, und die fortdauernde Lie-e zu einem Treulosen es zuliesse, ich in aller Betrach-ung würde zufrieden leben können. Meinen vorigen Stand habe ich längst vergessen, ich finde, daß ich icht unglücklicher als Frau Güntheru bin, als ichs die Fräulein Wertheim, oder Baron Gemmingen eyn würde, wenn ich nur ein ruhiges Herz hätte. Aber daß ich einen Menschen, den ich so innigst liebte, nie wieder sehen soll; daß er mich für eine Verwor-ene hält, wo er auch ist, nicht anders als mit Verachtung an mich denkt! daß ferner meine Ael-tern auf mich zürnen, und ich mich nicht mehr ihr Kind nennen darf, dies nagt unaufhörlich an mei-nem Herzen!

Ich habe Ihnen jetzt alles sehr weitläuftig erzählt, und nichts verborgen, es reuet mich nicht, daß ichs that, denn ich weiß, Sie werden keinen schlimmen Gebrauch davon machen, wollte Gott, es stösse Ihnen, wenn Sie wieder nach Deutsch-land kommen, der Flüchtling auf, aber daran ist nicht zu denken.

Ich gestand der guten Günthern, daß sie das vollkommenste Mitleid verdiente, was aber das Wiederfinden ihres Mannes betraf, verbarg ich ihr

nicht,

nicht, daß ich fürchtete, die Serini werd' ihn ohn Zweifel beredet haben, Deutschland mit ihr zu ver lassen, oder doch einen andern Namen anzuneh men, da sie, wie es schien, mit ihm machen könnte was sie wollte, und sie war meiner Meinung Daß sie bey alledem dem Baron nicht die Hand ge ben konnte, weil sie doch von ihrem Manne nicht geschieden war, ließ sich nun wol einsehen, er würde auch bey dergleichen Gelegenheiten übliche Citationes seiner Ehre zuwider gehalten haben. — Ich war ein wenig verlegen, was ich ihm sagen sollte; denn ich hatte ihr das Wort gegeben, nichts von ihrer Geschichte zu verrathen. Er kam fast während unsrer Unterredung zurück, und rief mich, voller Erwartung, in sein Kabinet, wo ich ihm mehr nicht gestand, als: daß sie mir nichts Ausführliches gesagt hätte, so viel aber wüßte ich nun, daß ihr Mann noch am Leben wäre, und daß sie immer hoffte, noch einmal durch Herrn Bieder aus Hamburg, Nachricht von ihm zu erhalten. Er war über diese Nachricht verdrüßlich, und meinte: er begriffe nicht, was sie vor Geheimnisse haben könnte; doch nahm er sich vor, an keine Verbindung mit ihr mehr zu denken.

Das

Das fünfte Kapitel.

ch bleibe wirklich in Schweden, und finde da trefliche Menschen, und Thoren, wie überall.

Als ich völlig gesund war, und an meine lbreise dachte, gab mir der Baron von Oldenholm nen Brief vom Baron Greifenklau; er hatte, ohne aß ichs wußte, nach der verdrüßlichen Begeben-eit des Ministers meinetwegen an ihn geschrie-en, allein, der Baron erhielt den Brief sehr spät, olglich konnte er ihn nicht eher beantworten. Der Einschluß an mich änderte abermals meinen Ent-chluß.

Baron Greifenklau an Herrn Robers.

Wenn mich leicht in meinem Leben etwas ge-ärgert hat, so ists der Fall meines Onkels, und das nicht um seinetwillen, denn man kann ihm nichts von seiner Würde benehmen, er bleibt der Graf von H..., wenn schon der Neid über ihn gesiegt hat. Aber dies ist mir empfindlich, daß ich Sie, mein lieber Robers, mit der Verheißung eines guten Glücks, nach Schweden lockte; und Sie jetzt gar nichts da gefunden haben; doch wenn Sie bey Ankunft dieses Briefes noch in Stockholm

sind,

sind, so ist nichts verlohren, alsdenn bitte ich Si wenn Ihnen meine Ehre nicht gleichgültig ist; ke ren Sie nicht in Ihr Vaterland zurück! ja, ich b schwöre Sie bey dieser Ehre, denn die ist äußer gekränkt, wenn Sie Schweden verlassen; weil S kein anständiges Unterkommen da finden konnte Ists schon geschehen, so habe ich in diesem Fa den Baron von Oldenholm gebeten, Ihnen meine Brief nachzuschicken, und an den Kaufmann Ph lippi nach Frankfurt zu addreßiren; kehren Sie al denn um, wenn Sie jemals einige Freundscha für mich gehabt haben, und erwarten Sie, sobal ich wieder im Lande bin, eine beßre Carriere, al Sie vorhin hoffen konnten. Beschimpfen Sie mic nicht mit Zweifeln, ob ich dies Versprechen auc erfüllen könne, ich weiß: was ich behaupte.

Eins muß ich Sie noch bitten, denn daß Si mir nun trauen werden, halt ich für ausgemacht aber Sie müssen von Ihrer Seite etwas hinzuthun, nemlich, sich bis zu meiner Wiederkunft bey einem Köngl. Beamten auf dem Lande aufhalten; da- mit Sie einen Begriff, von Gerichts-Fällen in unsern Landen, vom Forstwesen und dergleichen Kenntnissen bekommen; Oldenholm kennt solche

Leute;

ute, der wird Sie anweisen. Fehlts Ihnen an
eld, so schreiben Sie mir, ich bin Mann dafür.
nftiges Jahr denke ich zurück zu kommen; lassen
ie sich bis dahin die Zeit nicht lang werden, und
eweisen Sie mir vor allen Dingen nicht die Be-
digung, meinen Rath zu verschmähen. ꝛc.

Ich wußte nicht, sollt' ich jetzt, aus Ver-
nen auf des Barons Wort, oder aus Furcht,
ß er mich sonst als einen Ehrenschänder belangen
chte, in Schweden bleiben? Einigermaßen war
schon eingewohnt; es gefiel mir nicht übel.
h war indessen noch unschlüßig! Baron von Ol-
nholm, welchen der Baron Greifenklau gebeten
tte, mir, wofern ich noch zugegen wäre, zuzure-
n, und wofern ich schon abgereist sey, in dieser
sicht zu schreiben, damit ich zurückkäme, unter-
ß nicht, mir das, was der Baron versprochen
tte, so wahrscheinlich als möglich zu machen.
sagte mir: daß er durch seine väterlichen Ver-
andten viel ausrichten, und gewiß selbst, wenn er zu-
ckkäme, einen ansehnlichen Rang einnehmen würde.
r selbst, der H. v. Oldenholm, versprach mir: bey
inen Freunden mein Wort zu sprechen, und so
gab ich mich denn, ohne daß ich eigentlich wußte,

welcher von allen Gründen über mich gesiegt hatte. Die beliebte Stille auf dem Lande, der Meierhof samt meinem geliebten Vaterlande wurden in einen Winkel meines Gedächtnisses verwiesen, und erst in der Folge meines Lebens wieder hervorgelangt.

Ich sann nun auf die Befolgung des Plans den der Baron mir vorgeschlagen hatte. Oldenholm rieth mir, meine Bekanntschaft mit dem Amtsrath zu Lindheim, den ich in Stockholm bey seiner Schwester kennen gelernt hatte, zu erweitern, und mich einige Zeit bey ihm aufzuhalten, weil ich mich da in allem Benöthigten würde unterrichten können; er selbst legte mit mir einen Besuch bey ihm ab, wir wurden bald eins, und der Baron Oldenholm reiste allein zurück.

Herr Steinbach ward mein Freund, und es gefiel mir in dortiger Gegend so wohl, als in seinem Hause. Er war schon nahe an 50, und seine Frau nicht viel jünger, Beyde waren gut und verdienten Achtung. Sophia Berg, eben das Mädchen, welche Herr von Oldenholm meine Geliebte nannte, war des Amtsraths Nichte und hielt sich seit ihrer Mutter Tode, der vor einem Monat erfolgt war, bey ihm auf. Onkel und

Tan-

Tante liebten dieses Mädchen, wie ihr leibliches Kind, und sie verdiente durch die Mühe, die sie sich gab, ihnen gefällig zu seyn, diese Zärtlichkeit vollkommen; auch war Sophia überhaupt ein sehr liebenswürdiges Geschöpf. Meine Leser werden glauben, daß ich als ein Liebhaber mehr Annehmlichkeiten an ihr fand, als sie besas; aber ob sie mir gleich beym ersten Anblick gefiel, so entstand doch das, was eigentlich Liebe genannt werden kann, erst, da ich ihre Verdienste kennen lernte. Ich widerstand diesem Eindruck einige Zeit ernsthaft genug, und wollte ihn mir nicht gut thun, es verdroß mich, daß ich sie liebte; das Gelübde, welches ich zu Gunsten Julchen Rosenhaupts gethan hatte, ward dadurch beleidiget. Böse auf mein Herz, wegen seiner Unbeständigkeit, und doch unfähig, Sophien zu widerstehen, war ich in ihrer Gesellschaft ein sehr alberner Mensch; sie sollte es nicht wissen, wie wohl sie mir gefiel, und dies alles kostete mir viel Zwang. Dieser Kampf mit mir selbst war das einzige Unbehagliche in Steinbachs Hause, wo ich jetzt so gut wie in meiner Heimat war. Die Amtsräthinn war eine gute Mutter, welche alles wollte, was ihren Nebenmenschen angenehm seyn konnte, nichts war ihr

unerträglicher als mißvergnügte Gesichter; sie frag te den, der eins sehen ließ, so lange aus, bis si die Ursache davon heraus hatte, und denn war si geschäftig, ihr abzuhelfen. Zuweilen war freylich diese aufdringende Güte lästig, und wenn sie in Fällen sich äußerte, wo der Befragte keine eigent liche Ursach, oder so eine hatte, die er ihr eben nicht sagen konnte, so mußte sie mit einem falschen Bericht vorlieb nehmen; indessen sie war damit zufrieden, und that sich auf die gute Absicht, die sie zu haben glaubte, alle Leute vertraut zu machen, was zu Gute. Sie liebte überhaupt Neuigkeiten, und hatte eine Menge Weiber im Schutz, die ihr solche zutrugen; war bey der Geschichte etwas Anstößiges, so brummte sie, und seufzte herzlich darüber, aber so viel sichs thun ließ, kehrte sies zum Besten, welches sie vor andern Weibern ihres Alters voraus hatte, wie die königliche Familie bey den Persern die weisse Farbe. War Krankheit oder ir gend Mangel eines Menschen dabey, so nahm sie sich des Leidenden an, wenn er auch im geringsten nicht mit ihr in Verbindung stand. Ihr gutes Herz und die Schwäche desselben war oft durch Erzählungen hintergangen worden. Der Amtsrath predigte dar über zuweilen, und erinnerte sie an Beweise, wo

man

ian sie betrogen hatte. Da sie aber die gefälligste
:hefrau war, die vor ihres Mannes Klugheit aus-
ehmende Achtung bezeigte, so redete er ihr aus
Erkenntlichkeit doch nichts darein, wenn sie das
Gebot von der Liebe des Nächsten im allerweit-
äuftigsten Verstande ausübte. Davor schlug sie
vieder in alle Schrolle ihres Gemahls ein, und
diese wären vielleicht einer andern eben so lächer-
ich gewesen, als sie ihr ehrwürdig schienen. Der
Amtsrath war wirklich ein Mann, der gute Kennt-
nisse besas, aber er wollte durchaus für einen Poly-
histor gehalten seyn; wollte alles beurtheilen kön-
nen, und unnachahmlich seyn. Er hielt auf Ord-
nung und Sittsamkeit in seinem Hause, und war
ein großer Zeremonienmeister am Tisch bey Besu-
chen, die sie gaben und empfiengen; beym Spa-
zierengehen, in der Kirche, kurz, bey allen Hand-
lungen, die um ihn her vorgiengen, waren ge-
wisse Gebräuche zu beobachten, wer sie vergaß,
bekam ein finstres Gesicht, oder einen Verweis;
er war sonst ungemein friedliebend, seine Nachba-
ren durften in keinem Stück über ihn klagen, so-
bald aber einer von ihnen, oder sonst Jemand,
mit dem er in Gesellschaft war, am Zeremoniel
etwas vernachläßigte, so war er beleidiget. Alle,
die

die unter ihm standen, und das sämmtliche Hausgesinde mußten sich gefallen lassen, bey allen ihren Handlungen seine vorgeschriebenen Regeln auszuüben, die letzten überraschte er zuweilen; wenn er nun etwa fand, daß sie nicht mit gegen den Tisch gekehrten Augen, die Mannsleute ihre Hüthe unter dem Arm habend, und Alle die Hände nach seiner Vorschrift gefaltet, gebetet, oder sich, ohne einander vorher gesegnete Mahlzeit zu wünschen, an den Tisch gesetzt, nicht nach der Ordnung zugelangt, und sonst etwas von dem vorgeschriebenen Anstand vergessen hatten, denn setzte es Strafpredigten. Der gute Mann wurde aber niemals fertig, dies alles einzuschärfen, denn er überfiel sie zu oft in Uebertretung seiner Gesetze. Eben so gehörten auch die Lieblinge von seinen Untergebenen mit unter die, welche seine Ordnung beobachten mußten. War eine Hochzeit, Begräbniß, oder Kindtaufen, so war er Gast, oder Gevatter, denn er sagte: solcher Ehrentage und Handlungen dürfe sich kein Mensch schämen, seine ganze Hausgesellschaft mußte dabey zugegen seyn, und denn hatte er einen Haufen Arbeit, um daß alles nach Sitten und Recht zugienge. Bey einer Hochzeit zeigte er der Braut die Schritte und den Anstand, womit sie

zum Altar gehen sollte, führte sie selbst dazu, stimmte die Rangordnung der Gäste, beym Gange nach der Kirche und am Tisch, und kein einziges hergebrachtes Schnörkelchen mußte ausgelassen werden. Wenn irgend eine junge Frau eher als neun Monat nach der Hochzeit ins Kindbette kam, so war er am meisten böse, daß, bey Gelegenheit der Existenz dieser kleinen Kreatur, die gehörige Ordnung war übertreten worden; bey einem solchen Kinde war er nicht Pathe, und prophezeihte ihm nichts Gutes für die Zukunft. Bey den zu rechter Zeit erschienenen Kindern übernahm er die Stelle recht gern, und man mußte ihm alsdenn die Wahl des Namens überlassen. Er fragte mit Bedacht nach verschiedenen Umständen, und freuete sich nicht wenig, wenn um die Zeit der Geburt etwas, die Familie oder das Kind selbst betreffend, vorgefallen war, worauf sich ein Name passen ließ, denn er hätte es gern immer so gemacht, wies in der Bibel zuweilen vorkommt, zum Beweis: Da sprach Lea rüstig, und hieß ihn Gad. Man erzählte mir, daß, als ihm einst Zwillingssöhne geboren wurden, eben da ein Gewitter war, zweytausend Speziesthaler ihm nicht so lieb gewesen wären, als dieser doppelte Umstand, denn nun konnte er die

bey=

beyden Kinder nach den zwey Jüngern Jacobum und Johannes mit dem Beynamen Bnehargen nennen lassen. Er war überhaupt ein sehr religiöser Mann, und hätte sich für Luthern, noch muthiger aber für die christliche Religion, selbst todschlagen lassen. Alle Abende ward Betstunde zu Hause gehalten: es war hierzu ein großes Zimmer bestimmt, wo ein Positiv angebracht war, auf demselben hatte ehedem der Informator seiner Söhne, hernach einer von ihnen, die Lieder, die gesungen wurden, vorspielen müssen, jetzt that es Sophie. Das Gesinde mußte paarweise mit ehrerbietiger Stellung hereinkommen, sich auf die dazu bestimmten Bänke setzen, und so, wie die ganze Versammlung, ein stilles Vaterunser beten; er selbst las bey diesem Gottesdienst langsam und in einem feyerlichen Ton vor. Es war auch ein Klingelbeutel eingeführt, welchen sein Bedienter herumtragen mußte, das Geld, was einkam, ward gesammelt, und alle Vierteljahr dem Gesinde ein kleines Fest dafür gegeben. — Man wird sagen: der Mann war ein Narr, ich antworte aber, daß er, diese Possen ausgenommen, recht viel gesunde Vernunft besas, nur hatte ihm die Frau Mutter Natur einen ziemlich tiefen Hieb gegeben, der leicht ins Auge fiel.

el. Daß wir Menschen aber einander über diese Schmarren auslachen, und keiner die Seinige sieht, macht die Eigenliebe, die so höflich gegen uns ist, nicht zuzugeben, daß auch Andere Stoff finden könnten, über uns zu lachen, und es höchst übel nimmt, wenn es einmal herauskommt, daß es doch geschieht. Ich muß gestehen, daß ich selbst anfangs über den Amtsrath lachte, da ich aber seine übrige gute Eigenschaften, die von der richtigsten Vernunft geleitet wurden, sahe, so verehrte ich seine Grillen mit diesen zugleich, oder vielmehr, ich fieng sie an zu dulden. Es war oft Gesellschaft bey ihm, man verspürte hier aber keine Schwelgerey, und es war den Leuten so wohl in diesem Hause, daß sie, um ihrem Wirth zu gefallen, die Gebräuche, die da eingeführt waren, ganz ernsthaft mitmachten. Der gute Amtsrath hatte aber doch zwey Widersacher in einem gewissen Verstande, und diese waren seine Brüder. Gottfried, welcher wenig jünger war, lebte bey seiner verheiratheten Tochter, die einen Gelehrten zum Manne hatte; sie waren einige Zeit in einer großen Stadt gewesen, aber Herr Wolf, Gottfried Steinbachs Schwiegersohn, hatte Neigung zum eingezogenen Leben, welche besonders seine beständige üble Lau-

ne

ne und seiue Streitsucht verursacht hatte, nach dem selben war er fast mit allen Menschen in der Stadt besonders denen, die auch Wissenschaften besaßen in Feindschaft gerathen, weil ers nun nicht mehr da aushalten konnte, so hatte er sich ein bequemes Haus in Lindheim gebauet, und lebte da von seinen ansehnlichen Renten. Seinem Schwiegervater gefiel diese Wohnung, und weil sie an einem Orte lag, den er besonders für gesund hielt, so war er zu seinen Kindern gezogen. Aber ob sie gleich unter einem Dache wohnten, so hatten sie doch sehr wenig mit einander zu thun. Herr Wolf, und sein Schwiegervater vermieden einander geflißentlich; der Letzte: weil sich sein Schwiegersohn nicht genug nach ihm richtete, weil er selbst sehr wenig aus seinem Zimmer kam, und eben so ungern zu allen Stunden Andere zu sich kommen sah; und der Erste, weil er die Possen, wie er es nannte, die jener im Kopfe hatte, nicht ausstehen, und es nicht lassen konnte, sich darüber mit ihm zu zanken, welches der Achtung, die er ihm als Sohn schuldig, und der Erwartung des künftigen Erbtheils doch nicht angemessen war. Außerdem stimmte auch die Gemüthsart dieser beyden Männer überhaupt nicht, denn Gottfried war, ob er gleich die nemliche Ge-

gesellschaft

llschaft, wegen Ursachen, die wir bald vernehmen
werden, flohe, dennoch ein Menschenfreund. Wolf hin-
gegen, konnte eigentlich keinen Menschen leiden, hatte
an eines jeden Thun und Wesen was auszusetzen;
boßte sich, wenn andre frölich waren, und lachte,
wenn sie weinten. Herr Gottfried bekümmerte sich
um das Wesen dieser Welt sehr wenig: das Wich-
tigste, was in derselben vorgieng, intereßirte ihn
nicht so stark, daß es das Hauptaugenmerk seiner
Aufmerksamkeit auf eine Minute hätte verrücken
können, und dies war die Sorge für seine Gesund-
heit. Ob er gleich einen starken und dauerhaften
Körper hatte, so glaubte er doch, der kränklichste
Mann von der Welt zu seyn. Seit vielen Jahren
wußte sich kein Mensch zu erinnern, daß er einen
Tag ohne bedenkliche Umstände zugebracht, oder
eine Nacht gut geschlafen hätte; er quälte die, so
um ihn waren, weit ärger mit seinen beständigen
Klagen, als der Amtsrath mit seinen Ceremonien,
denn er schriebs einem Mangel an Sorgfalt für
ihn zu, wenn sie nicht mit ängstlichen Mienen und
Ausdrücken bezeigten, daß sie ihn für sehr krank
hielten. Seine Tochter, und alle, die um ihn zu
thun hatten, mußten sich darauf legen, den Puls
zu verstehen, und wer ihn zum Freunde haben

woll-

wollte, mußte diesen schlecht finden, wenn er ih
fühlen ließ. Aus diesen Gründen wars nun einem
Manne, von seines Schwiegersohns Art, nicht zu
verübeln, wenn er sich hütete, ihn zu besuchen.
Sein Arzt war der Mann auf Gottes Boden, de
er am meisten ehrte, und am besten belohnte, da
für mußte er ihn fort und fort mit Medizin ver
sehen. Er hatte im Hause seiner Tochter seine eign
Wirthschaft, denn die Speisen, die er für ge
sund hielt, glaubte Herr Wolfens Eigensinn schäd
lich, folglich konnten diese beyden Leute unmöglich
aus einem Topfe essen. Es war ganz natürlich,
daß Herr Gottfried nicht oft zu seiner Tochter her
unterkam, denn das Gelerme, was die kleinen
Kinder, so artig sie bey ihrem brummigen Papa
auch seyn mußten, machten, und das Getapse der
Mägde, welche etwa um die Kinder oder ihre Frau
zu thun hatten, erschütterte seine Nerven, so wie
die Ausdünstung der gemeinen Leute ihm auch
hätte die größte Krankheit zuwege bringen können.
Er gieng wol bey schönen Tagen aus, aber es
mußte ausserordentlich heiß seyn, wenn es ohne
Ueberrock geschehen sollte, in dem Maaße, wie es
kälter ward, vermehrte sich seine Kleidung, im
Winter hätten drey Menschen sich warm davon
anzie-

ziehen können. Seine Zimmer waren mit zwiefachen Decken versehen, es war nur ein Fenster unbedeckt, und in trüben Wintertagen eine wahre egyptische Finsterniß um ihn. Dieser Umstand, und das nemliche Verhängen, wegen der Zugluft und übeln Dünste im Sommer, machte, daß er nicht viel Zuspruch bekam, welches ihm auch ganz lieb war, da er doch nicht immer wissen konnte, ob die Leute sich auch vollkommen wohl befänden, oder nicht etwa von einem Kranken herkamen. Er erschrak allemal, wenn Jemand unversehens bey ihm erschien, erkundigte sich geschwind nach seinem Befinden, und wo er die vorigen 2 oder 3 Tage zugebracht hätte. Wär's nicht schicklich gewesen, diese letzte Frage zu thun, oder der Fremde hat ihm nicht völlig gesund geschienen, so ließ er, sobald er weg war, bis an die Hausthür hinunter räuchern, nahm ein Präservativ, legte sich ins Bett, ließ sich zudecken und einmal die Fenster öfnen, damit die Seuche wieder herausgehen möchte. Bey so bewandten Umständen läßt sichs leicht begreifen, daß er wenig zu andern Leuten kam. Den Amtsrath besuchte er indessen doch zuweilen, denn seine Schwägerinn war so gefällig, sich mit den Speisen und allem übrigen nach ihm zu richten, wel-

ches

ches ihr Eheherr, so weit es seine Ordnung nicht u terbrach, auch gestattete. Beyde Brüder aber le ten in beständigem Streit zusammen: der Amtsra hörte nicht auf, Gottfrieden zu sagen: daß er gesun wäre, wie ein Fisch; daß alles Einbildung sey, wa ihm fehlen sollte; daß er sich aber durch das bestän dige Arzneybrauchen endlich elend machen werde daß unser Herrgott den Menschen schon so gescha fen hätte, daß er Luft, Wind, Frost, Hitze und alle was die Natur enthielt, in gehörigem Maaße ertrage könnte. Er sagte ihm: daß es Sünde wäre, sich vo andern Menschen wie vor einer Pestdrüse in Ach zu nehmen, und man beraubte sich dadurch den An theil, den jeder an der menschlichen Gesellschaft hätte Gottfried hingegen zankte sich mit dem Amtsrathe, daß er im Stande wäre, in die Wohnungen der ge meinen Leute zu kriechen, und vom Morgen bis in die Nacht herum zu laufen, die Witterung möchte seyn, wie sie wollte, ohne sich gehörig zu verwahren; daß er alle Dienstboten und andere vom gemeinen Stande ohne Umstände in sein Zimmer gehen liesse; in der Betstunde eine Zeitlang im Zirkel mit ihnen säße, und ihre Ausdünstung einzöge; ihm sollte er das nicht zumuthen, er könne Gott vor sich dienen, ohne dabey Gift einzusaugen. Die Neigung zu

Zere-

remonien des Amtsraths war ihm höchst ärgerlich,
bemühete sich, ihn davon abzubringen, indem er
cht aufhörte zu versichern, er mache sich lächerlich,
d alles so weitläuftig, daß Jedermann bey
im in einem beständigen Zwange wäre. Wenn sie
nn einander solche Strafpredigten hielten, so ka-
en sie gemeiniglich hart aneinander, denn keiner
ollte gestehen, daß der andre recht hätte. Doch
ersöhnten sie sich durch die Vermittelung der Amts-
ithinn und ihrer eignen brüderlichen Liebe immer
ieder. Wenn aber ihr jüngster Bruder, ein königl.
berförster dabey war, so fiel nichts unter Ihnen
or, was einer Aussöhnung bedurft hätte, denn sie
aren gemeiniglich beyde auf den Oberförster, er-
ürnt. Es konnte auch nicht anders seyn, denn er
atte nichts von ihnen an sich; er dachte ziemlich
eicht, und war zum Scherz geneigt. Nun brachten
icht nur die Charaktere der beyden ältesten meist
Ernst mit sich, sondern was noch schlimmer war, so
machte sie der Oberförster immer zum Gegenstand
seines Spottgeistes; alle Augenblicke zog er einen
oder den andern wegen seiner Grillen auf, oder mach-
te gar einen Streich, der denselben ganz zuwider
war. Keiner sahe ihn gern kommen; desto lieber
kam er. War er bey dem Amtsrath, so sündigte
er

er mit Fleiß wider die Ordnung, und unterbra boßhaft die getroffnen Einrichtungen; so kam z. B. unter dem Gesange zur Betstunde, brach eine Magd wider ihren Willen hereingeführt, od er trug den Klingebeutel herum, worüber gelächt und sein Bruder schwer geärgert ward; aus diese Grunde ward, wenn er über Nacht blieb, die Be stunde lieber ausgesetzt. Der Schalk merkte es abe und sann auf andre Störung der Haussitte. Zu weilen besuchte er unversehens Gottfrieden, brac ohne Behutsamkeit mit einem großen Lermen z ihm hinein, und das Erste, was er ihm erzählte war: daß er eben von einem am hitzigen Fiebe ohne Hofnung Liegenden oder schon Verstorbene herkäme; oder er sagte, daß er selbst sehr kran wäre, nannte eine ansteckende Krankheit, wovon er die Vorboten fühlte, und bat sich etwas Arzney aus, denn weidete er sich an seines Bruders Angst; wenn nun geräuchert, Verwahrungsmittel genommen und gegeben waren, so gestand er, daß an dem, was er gesagt hätte, kein Wort wahr sey, und hörte nicht auf zu lachen, wenn Gottfried zwey Stunden geschmält hätte. Seine Absicht war freylich, seine Brüder, indem er ihre Naturhiebe lächerlich machte, davon zu heilen, aber er war

just

ſt unter allen, die ſie kannten, am wenigſten geſchickt, dies zu bewirken, denn ſie ließen die Lehren, die er ihnen bey ſolchen Gelegenheiten gab, nicht gelten, weil ſie ihn für einen wilden Menſchen hielten, welches er auch war; ſie ſagten ihm auf ſeine Vorſtellungen: daß ſie lieber dieſe vermeinten Fehler behalten, als ſo ein wüſtes Leben führen wollten, wie er, und riethen ihm, daß er, anſtatt ſie zu belehren, daran denken möchte, wie er von ſeinen Ausſchweifungen ablaſſen wollte. In der That ärgerten ſie ſich über die Lebensart ihres Bruders nur allzuſehr, der das Gute, was in ſeiner Gemüthsart lag, dadurch ungemein verdunkelte, er ließ ſich aber eben ſo wenig von ſeinen Brüdern bekehren, wie ſie ſich von ihm, und machte ihnen bey allen Gelegenheiten Verdruß.

Einſt gab der Amtsrath, dem Geburtstag ſeiner Frau zu Ehren, ein Feſt, als ein Freund vom Hauſe nahm ich an der Ordnung deſſelben Theil, welches wir mit aller erſinnlichen Erfindungskunſt veranſtaltet hatten. Drey kleine Mädchen, welche die Taufpathen der Frau Amtsräthinn waren, hatten Glückwünſche in Verſen lernen müſſen, ſie führten die drey Namen von ihrer

Frau Pathe, und hierauf lag eine Anspielung
den Gedichten, die für sie verfertigt waren. S
phie mußte die Mädchen mit Blumen bekränz
und ausputzen. Jede bekam einen schön gezierte
mit so viel Lichtern als Madam Steinbach Jah
zählte, besteckten Kuchen zu tragen, und so sollt
sie zu gleicher Zeit, wenn die Gesellschaft bey
Caffee säße, zu drey verschiedenen Thüren h
eintreten, hinter Jeder kamen etliche von d
Domestiquen, die der Amtsrath selbst eingethe
und in Ordnung gestellt hatte, im schönsten Sta
Die Mädchens sollten alsdenn auf einmal zu sein
Frau hingehen, sich vor ihr in Reihe stellen, u
nach einem vorgeschriebenen Knix ihre Lection he
sagen, alsdenn erst den Kuchen, den sie trugen, a
den Bedienten auf den Tisch zu setzen, abgeben; hi
ter ihnen sollten die Leute ihre Glückwünsche a
legen, und wenn denn die Gesellschaft gleichfal
ihre Schuldigkeit beobachtet haben würde, soll
ein kleines Conzert angestimmt werden, wobe
Sophie eine Arie singen wollte. Gottfried wa
bey diesem Fest ziemlich vergnügt; denn sein Br
der, welcher gern nichts als freundliche Gesichte
dabey sehen wollte, hatte besorgt, daß alle Fenste
zugehalten würden, ob es gleich ein sehr heiße

Ta

ig war, also ärgerte sich Herr Gottfried über nichts, als daß ein wenig zu viel Gesellschaft da war, welche zu starke Ausdünstung verursachte. Indessen, dem Uebel vorzubeugen, setzte er sich in einige Entfernung von den übrigen, nahm zuweilen ein wenig Mitridat, und ließ das Fläschgen mit ungarischem Wasser nicht aus der Hand. Der Oberförster war zu diesem Fest, weil sich der Amtsrath vor seinen Possen fürchtete, nicht eingeladen, er wußte aber, daß es seyn sollte, und hatte sogar, da er einige Tage vorher bey seinem Bruder ansprach, von den Leuten im Hause, die ganze Einrichtung, die dabey beobachtet ward, erfahren. Er kam, da schon Alle beysammen waren, unvermuthet in der größten Galla angeritten. Sein Bruder, welcher ihn so geputzt sahe, gieng ihm voller Reue, daß er ihn nicht gebeten hatte, entgegen, und brachte ihn zur Gesellschaft. Der Oberförster führte sich auch so sittlich auf, daß der Amtsrath die größte Freude an ihm hatte. Der Wolf war aber in Schaafskleidern verhüllt, und des guten Amtsraths Freude ward bald in die größte Aergerniß verwandelt. Als die drey Thüren aufgiengen, lief der Oberförster, wie wenn er unsinnig wäre, und trieb die hereintretenden Mädchens mit ihrem Ge-

folge zu zweyen wieder hinaus. Ums Himmelswi
len, schrie er dabey, die Zugluft, die Zugluft! me
armer Bruder Gottfried! So lief er hin und her
die, welche da hereinkamen, wo er zuerst hinlie
prallten erschrocken zurück; er machte zu, und li
zu der zweyten, und die dort hereingehen wollte
waren über sein Geschrey stehen geblieben, er jag
sie auch zurück, machte ebenfalls zu und schri
geht zu einer Thüre herein; dies alles verrichte
er so ernsthaft als möglich. Der Amtsrath wa
vor Verdruß stumm und unbeweglich geworden
und konnte sich nicht fassen. Sophia lief, inde
der Oberförster so lermte, ihm nach und bat ihn
keine Verwirrung zu machen, sie öfnete die Thü
ren wieder, es half aber nichts, die Leute, be
sonders die Kinder, waren einmal bestürzt, sie tra
ten nicht herein. Endlich trieb sie der Oberförste
bunt durcheinander zu einer Thüre hinein, macht
zu und sagte: so, nun macht Eure Sache. Wa
das Uebelste war, so hatte das eine Mädchen au
Schrecken ihren Kuchen fallen lassen, er war zer
brochen und verdorben. Sophie ergriff geschwin
ein Körbchen mit Kirschen, was in der Nähe stand
und gab es ihr dafür zu tragen. Gottfried merkt
zwar, daß der Oberförster das alles aus Schalk

hei

ßit that, da er aber wirklich über die Oefnung von drey Thüren zu gleicher Zeit erschrocken war, behagte ihm dieser Streich einigermaßen. Der Amtsrath schwieg, um den Wohlstand nicht zu beleidigen, war aber äußerst aufgebracht: doch aus Furcht, sein muthwilliger Bruder möchte ihm zum Possen neue Streiche machen, mengte er sich in nichts, sondern ließ nun alles gehen, wie es wollte. Sophie und ich suchten die Ordnung möglichst wiederherzustellen. Wir führten die Mädchens zur Frau Amtsräthinn, und sprachen ihnen Muth ein; sie leisteten das, was sie sollten, auch in der That noch so ziemlich eine nach der andern, welches dem Amtsrath wieder ein wenig Balsam auf die Wunde war, er fand sich sogar drein, daß der Oberförster zu ihnen hintrat, und aus dem Körbchen der Einen Kirschen speiste, als aber die letzte ihren Glückwunsch hielt, schlich der Bösewicht leise zu ihr hin, zupfte was von ihrem Kuchen ab, und hielt es ihr vor den Mund, worüber sie anfieng zu stocken. Der Amtsrath hielt sich nun nicht länger: das sind Narrenstreiche! schrie er, und wollte zum Zimmer hinauslaufen. Der Oberförster aber hielt ihn zurück, bat inständigst: über den kleinen Scherz nicht böse zu seyn; versprach, sich

nun

nun ruhig zu verhalten, und besänftigte seinen Bruder einigermaßen wieder. Es war überhaupt dieser Tag, der zum Vergnügen bestimmt war, so unangenehm für den guten Amtsrath und zuletzt auch für den armen Gottfried, daß ich, um die Kränkungen dieser ehrlichen Männer dem Leser gehörig zu schildern, ein neues Capitel anfangen muß.

Das sechste Kapitel.

Aufruhr und Krieg.

Es läßt sich leicht urtheilen, daß Herr Wolf und seine Liebste bey der Geburtstagfeier ihrer Tante ebenfalls zugegen waren. So sehr der erste auch gewünscht hätte, zu Hause bleiben zu können, weil er just diesen Tag von übler Laune war, so ließ es sich, da er nichts eigentliches vorwenden konnte, doch nicht thun. Er hatte ausser den schon angeführten Ursachen, die ihn aufs Land geführt hatten, und warum er große Gesellschaft gern vermied, noch eine andere: er war nemlich der eifersüchtigste Ehemann, der zu dieser Zeit vielleicht in Schweden lebte. Seine Frau mußte auf ein besonderes ernsthaftes und

sprödes

f:des Gesicht sinnen, um es in der Gegenwart
en Mannspersonen anzunehmen, wenn sie nicht
Verdacht bey ihm erwecken wollte. Selbst mit
einem männlichen Geschöpf zu sprechen anfangen,
ieß ihm Gelegenheit geben, ihr alle die Beschul-
igungen zu machen, welche eine wirkliche Ehebre-
cherinn verdient. Er hielt keinen Bedienten,
weil er fürchtete, daß sie sich in ihn verlieben
möchte, und mußte erst mit Leuten gesprochen haben,
ie es gewiß wußten, daß die weiblichen Dienst-
oten, welche angenommen wurden, wirklich von
iesem Geschlecht wären, ehe er seine Einwilli-
ung gab. Wenn irgend ein Mann was zu ver-
aufen brachte, so durfte sie den Handel nicht
ibernehmen, sondern mußte ihn rufen. Er hatte,
ls ihr einst durch einen jungen Kerl etwas in
ie Küche geschickt ward, wofür Madam Wolf
em Boten die Danksagung aufgetragen und zu-
gleich ihm ein Trinkgeld selbst in die Hand ge-
drückt hatte, sie wegen dieser Unverschämtheit tüch-
tig heruntergerissen; ihr Schuld gegeben, der
Kerl habe ihr gefallen, sie habe mit ihm gelieb-
äugelt; er hatte 8 Tage darüber geschmollt. Die
gute Frau war wirklich übel daran, da sie noch
dazu mit ihres Mannes übrigem Eigensinne nicht

wenig

wenig geplagt war, und zum Ueberfluß auch ihr[e]n Vater zu befriedigen hatte, den sie nie zärtli[ch] genug beklagte, nie oft genug nach seinem Befi[n]den fragte, so wäre es kaum möglich gewese[n] unter solchen Umständen bey guter Vernunft [zu] bleiben, wenn Madam Wolf nicht die indolen[te] Frau gewesen wäre, die sie so ganz ausschliesen[d] war. Allein, diese gelassene Gemüthsart konn[te] nichts überwinden, sie hatte die Gabe, dazu z[u] lachen, wo Andere sich vor Kummer und Ang[st] blind geweint hätten; richtete sich nach ihren bei[]den Peinigern, so gut sie konnte, und wenn es ih[r] nichts half, so ärgerte sie sich auch weiter nich[t.] Da sie an dem Geburtstage der Amtsräthinn sahe, daß ihr Eheherr nicht aufgeräumt war, so setzte si[e] sich zwischen ein Paar Matronen und sahe keine einzi[]ge Mannsperson an; ja, sie begegnete ihrem Oheim, dem Oberförster unhöflich, als er sie ihrem Mann zum Possen küssen wollte, denn Herr Wolf war auch auf ihren Oheim eifersüchtig. Indessen konnte sie bey aller Behutsamkeit doch dem Unglück, das auf diesen Tag für sie bestimmt war, nicht entgehen: sie ließ den Fächer fallen, dies schon zog ihr eine zornige Miene und ein Achselzucken von ihrem Gebieter zu, da nun noch dazu eine

Manns-

Mannsperson zusprang, ihn aufzuheben, welches ... nicht verhindern konnte, und doch für diese ...flichkeit ein wenig complimentiren muste, so ...r Herr Wolfs Eifer angefacht. Madam ...olf wollte das Aufheben des Fächers von der ...emden Mannsperson verhindern, und bückte sich ...t ihm zugleich darnach, darüber kamen ihre ...iden Stirnen zusammen – dies hatte noch ge...lt, um den armen Wolf ganz aus seiner Fas...ung zu bringen; er lief hinzu, sagte im erzürnten ...one zu dem Fremden: er hätte nicht nöthig ...habt, sich um den Fächer seiner Frau zu beküm...ern, nannte diese ein freches Weib, die mit ...leiß den Fächer hätte fallen lassen, um einen ...nzulocken, und sie kam nur so eben ohne Ohrfei...en davon. Der Oberförster hatte große Lust zu...uhezzen; da es aber seine Nichte betraf, ließ ers ...och seyn, und vereinigte sich mit den übrigen, Wolfen zuzureden. Der Aufheber des Fächers var beleidiget und wollte fort. Herr Wolf verlangte, daß seine Frau augenblicklich mit ihm nach Hause gehen sollte; die ganze Gesellschaft hatte also zu thun, um die beiden Erzürnten auf andere Gedanken zu bringen. Auf vieles Zureden blieb der beleidigte Gast da, und Madam Wolf durfte

auch

auch nicht mit ihrem sanften Gemahl nach Hau wandern. Er ließ es für heute dabey bewende daß er ihr fürchterliche Gesichter schnitt und nah sich vor, das Uebrige zu Hause 14 Tage hinterei ander zu behandeln. Dies war nun schon ei Menge Verdruß für den armen Amtsrath, wen er nicht gefürchtet hätte, seinen Bruder Gottfri zu beleidigen, welcher über den Aufruhr so e schrocken war, daß er ein niederschlagendes Pu ver nehmen mußte, so würde er Wolfen tüchti capitelt haben. Es war überdies auch wider d Sitte, da er Wirth vom Hause war, also ve barg er seinen Aerger; allein, er solte noch ve größert werden.

Unter den Gästen war ein Musensöhnlein welches zuweilen die Welt mit Früchten seine Geistes beschenkte, aber immer nur wenig Be lohnung eingeärntet hatte. Ich weiß nicht, wie fern man sich am Herrn Tunckel versündigt hatte er klagte bitterlich darüber, daß die Werke de Kunst so schlecht bezalt und zuweilen nicht ein mal geachtet würden. An seinen fleißigen Arbeiten fehlte es nicht, um ein reichliches Auskommen zu haben, denn in der Stadt, wo er vor dem wohnte, ließ er keine Hochzeit, kein Begräbniß

vorbey,

...ben, ohne seinen Pegasus zu satteln, und hielt e...e genaue Liste von den Namens- und Geburts...gen der Vornehmen- und Magistratspersonen; j... er verschmähte auch die Aufträge der Hand...werker nicht, ihre Ehrentage und Feierlichkeiten z... besingen, und setzte sich bald nach Michaelis ...des Jahrs an sein Schreibepult, um die Gratu...lationes zum Neujahr für seine Gönner gehörig ...verfertigen. Seit einem Jahre hatte ein Rit...er in der Gegend von Lindheim ihn so vieler Mühe in etwas überhoben, denn er hatte ihn ...ls Hofpoet bey sich; der gnädige Herr glaubte ...adurch ein Ansehn in der gelehrten Welt zu be...kommen, daß er Eins von ihren Mitgliedern be...mäcenatete, und Tunckel befand sich bey dieser Einbildung ganz gut. Er war der Verfaßer von den Gedichten, welche die Mädchens der Amtsräthinn vorsagen musten; ob ihm nun wol Herr Steinbach dafür ein gutes Douceur gegeben hatte, so war es doch billig, daß der Dichter zum Feste selbst gebeten wurde, zumal da er Verlangen bezeigte, zu hören, wie die Kinder seine Arbeit vortrugen, und wie die Gesellschaft sie aufnehmen würde. Er war ganz verdrüßlich, da der Oberförster durch seine Streiche die Auf-

merk-

merksamkeit auf seine Poesien störte, und sor[g]
dafür, daß sie nachher schriftlich herum gegeb[en]
wurden. Wolf war mit diesen Gedichten nic[ht]
weniger als zufrieden, er wolte zwar, sein[em]
Vetter zu Gefallen, dem Dichter selbst nichts dav[on]
sagen, weil er aber doch nicht ganz darüb[er]
schweigen konnte, so zog er mich an ein Fenst[er]
zeigte mir alle Fehler darinnen, das Matte, d[as]
Gezerrte, das Pedantische, kurz alles, was ihm mi[ß]
fiel. Tunckel kannte Wolfen schon, er konnte ve[r]
muthen, von was die Rede war, als er ihn m[it]
mir im Fenster stehn, alle Augenblicke auf ei[ne]
Stelle mit dem Finger zeigen und leise spreche[n]
hörte; er erboßte sich so, daß seine Augen wi[e]
ein Paar Feuerkugeln im Kopf herum tanzten. D[a]
es sich doch aber nicht füglich thun ließ, darübe[r]
mit Wolfen anzubinden, so raisonnirte er nur wie
der heimlich mit etlichen von der Gesellschaft übe[r]
ihn.

Einige Stunden nach der Verwirrung, die der Oberförster machte; anderthalbe Stunde nach dem Verdruß wegen des Fächers, und eine Stunde nach dem Zorn des Herrn Tunckels, die vermuthete Wolfsche Critik betreffend, schien es als wenn alles vergessen wäre, und Jeder war heiter; Wolf sogar

ßzar hatte eine halbe Miene gemacht, als wenn
e einmal lachen wollte. Die Gesellschaft wollte
sich trennen, der Herr und die Frau vom Hause
oer nöthigten mit der dazu gehörigen Zeremonie
nd Wortgepränge, noch zu bleiben. Indem nun
lles stand und auf dies Röthigen noch einige Mi-
uten zugeben wollte, erzählte Tunkel dem Amts-
ath, daß er mit Bewilligung seines Patrons
esonnen sey, eine gelehrte Gesellschaft in der
Gegend zu errichten: er nannte etliche Geistliche,
erschiedene vom Adel, einen Rector und zwey
ndere Schullehrer, welche er zu Mitgliedern die-
er Gesellschaft bestimmt hätte, und hoffte, sie wür-
den sich eine Ehre aus seiner Wahl machen.
Eigentlich hatte er auch Wolfen diese Ehre mit
zugedacht, denn daß er gern disputirte, konnte
hier nicht schaden. Da er ihn im Verdacht hatte,
als ging' er mit mir über seine Verse her, nahm
er sich, um ihn zu strafen vor, ihn von der Liste
wieder auszustreichen; indessen, nachdem sich der
Zorn abgekühlt hatte, und die gute Meinung, die
er von sich hatte, ihm vorstellte, daß mir Wolf
eben sowol die vorzüglich schönen Stellen hätte
zeigen können, als daß er sollte über die Poesie
losgezogen seyn, so ward er wieder gut, und
wollte

wollte ihm das zugedachte Glück doch noch w
verfahren lassen. Zwar wollte ers Wolfen ni
sogleich antragen, aber es dadurch, daß e
dem Amtsrath erzählte, dahin bringen, daß d
ser aufmerksam würde, sich von Gesprächen anm
lirte und ihm also Gelegenheit gäbe, die Sa
einzuleiten. Die Zusammenkünfte sollten wechsel
weise in verschiedenen Häusern seyn, es war dab
eine gewisse Ordnung bestimmt, und nach der A
sicht sollte in Lindheim beym Amtsrath auch w
chentlich Eine gehalten werden. Dies war a
keine Weise zum Ausschlagen, der Amtsrath ging
augenblicklich ein, und bestimmte schon das Zim
mer, wo die Zusammenkunft seyn sollte. Wo
hielt sich über diesen Einfall des Herrn Tunckel
nicht allein auf; sondern er ärgerte sich auch übe
die Kinderpossen, wie ers nannte. Es war jetz
nicht mehr sein Wille, es stillschweigend zu thun
er wollte es dem Tunckel in die Augen sagen, des
wegen trat er in den kleinen Kreis, den man um
ihn geschlossen hatte, worüber Tunckel einen Küz-
zel empfand, und that alle Augenblicke den Mund
auf, zu widersprechen, aber Tunckel ließ ihn so-
bald nicht dazu kommen. Nachdem er die Mit-
glieder seiner Gesellschaft genannt und alle Ab-
sichten

sten der Zusammenkünfte erklärt hatte, redete
er von den Materien, die abgehandelt werden sol-
len. Wir nehmen begann er, alle Zweige der Gelehr-
samkeit der Ordnung nach, Theologie, Polemik,
Philosophie, Moral, Physik, Metaphysik, Histo-
rie, Geographie, Topographie, Chronologie,
Astrologie, Mythologie – O, schrie Wolf, sie machen
es toll mit ihren Sphies und Gies, wir werden
ja alle die hohen Wissenschaften, von denen un-
ter den Mitgliedern keiner einen Quark versteht,
nicht heute abhandeln, und uns wol einbilden
können, was noch alles in ihrer Sorbonne vor-
kommen wird.

Tunkel. Mein Herr, was Sie wegen des
Verstehens sagten, will ich für einen Scherz halten,
im Uebrigen, wenn Sie auch wissen, was ich
allenfalls noch sagen könnte, so sind doch nicht alle
Leute so gelehrt.

Wolf. Ich weiß aber gewiß, daß kein
Mensch in der Gesellschaft — Lassen Sie, lieber
Herr Vetter, doch Herrn Tunkel seine Sache or-
dentlich vortragen, fiel der Amtsrath ein, und weil
er Wolfen dazu freundlich die Hand drückte, auch
einer von denen war, die vorzüglich verschont vom
ihm wurden, so ließ er seine Bitte stattfinden, und

sagte

sagte ziemlich gütig zu Tunkeln: nun? je nun, f
dieser fort, wir werden alles nach und nach
rühren, was in das Fach der schönen Künste
Wissenschaften gehört. Da ich der Erfinder,
gleichsam der Stifter von diesem nützlichen
stitut bin, so halte ich bey der ersten Versamml
eine Rede, ich begrüße in selbiger die Gesellsch
in Versen, alsdenn werde ich die Absicht,
Nutzen, und die Regeln der Versammlung vort
gen, und, damit ich zugleich zeige, wie man eige
lich zu Werke gehen soll, so werde ich in einer ga
kurzen Abhandlung über die Eigenschaften
menschlichen Seele schließen.

Amtsrath. Aber sollte nicht nach der Or
nung, die Sie vorhin anführten, die erste Abhan
lung die Religion betreffen?

Tunkel. Ganz recht, mein werthester He
Amtsrath, aber dieses ist ja nur die Einleitung
unser Vorhaben, wo ich zugleich eine kleine Prol
liefere, wie wir über die verschiedenen Materie
sprechen wollen — Potz Tun — fieng Wolf a
aber der Amtsrath bat mit aufgehobenen Hände
Tunkeln fortsprechen zu lassen — Tunkel, der di
anderthalb Worte nicht gehört hatte, fuhr als
fort

e: eine Abhandlung über die Eigenschaften der
mischlichen Seele paßt darum zu unserm Vor-
en; weil ich beweisen werde, daß die Kräfte
 | Fähigkeiten derselben das Verlangen nach
rern Kenntnissen erwecken, und daß eben dieses
rlangen uns angetrieben habe, unsre Zusammen-
fte, mit denen wir hiermit den Anfang machten,
 bestimmen. Der Amtsrath sahe Wolfen an,
 ob er ihn fragte: nicht wahr, das läßt sich
ren? Wolf aber machte eine höhnische Miene,
 sagte: Sie haben also schon auf ihren Vor-
ig studirt.

Tunkel. Allerdings.

Wolf. Aber wissen Sie auch gewiß, daß
s der Sache was werden wird? sind denn die-
igen, denen Sie die Ehre zugedacht haben, auch
reit, in die Gesellschaft zu treten?

Tunkel. Ich zweifle nicht einen Augenblick,
ß nicht ein Jeder zu einer so löblichen Verbindung
it Vergnügen treten sollte, und auch Sie, werthe-
r Herr Wolf, würden sich, wie ich hoffe, nicht
eigern.

Wolf. Da hoffen Sie zu viel, lieber Herr
unkel.

Der Amtsr. Sie wollten sich hier an
schließen? Nein, das müssen Sie nicht, Vett
Sie sind ein Mann, der recht zu so was paßt.

Wolf. Nichts weniger, ich bin mit mein
Kenntniß so wenig zufrieden, daß ich weit dav
entfernt bin, Andre zu belehren; eben so wen
habe ich Biegsamkeit genug, mich von Andern b
lehren zu lassen.

Tunkel. Das heißt: Sie würden die Me
nungen der Andern niemals gegründet finden.

Wolf. Kann seyn.

Tunkel. Aber eben, daß wir einander w
derlegen und überführen, wird die Seele vo
ganzen Werke seyn.

Wolf. So überführen Sie einander,
viel Sie wollen.

Amtsr. Ich hoffe, mein Vetter wird si
noch eines bessern besinnen; nun aber wieder a
Ihre Eingangsrede zu kommen, also haben S
dieselbe schon entworfen?

Tunkel. Ich habe den Entwurf davon b
mir.

Amtsr. Wirklich? O, lassen Sie doch s
hen. Tunkel zog ein Papier hervor, und nachde

er sich etwas mißtrauisch nach Wolfen umgesehen
te, der in der That ein hönisches Gesicht mach-
e sich aber so gestellt hatte, daß es Tunkel nicht
merken konnte, begann er also: Die Zeit ist zu
u, als daß ich Ihnen die Anrede an die Ver-
amlung, die Bewegungsgründe zu der Zusam-
nkunft, und so weiter, welches alles den ersten
Theil meiner Rede ausmacht, vorlesen könnte, ich
w beym zweiten Theil oder dem Beschluß anfan-
gen, welcher, wie ich schon berührt habe, die Ei-
genschaften der menschlichen Seele betrift, und
mir nehme ich zuerst das Gedächtniß. — Das We-
nige, was seins enthält, murmelte Wolf, mag wol
bey ihm die ganze Gelehrsamkeit ausmachen.

Tunkel. Was sagen Sie, Herr Wolf?

Wolf. Ich will sagen: daß es nicht gut
wäre, wenn das Gedächtniß den ersten Rang unter
den Kräften der Seele hätte, wir wären alsdenn
der dumme Teufel, die unvernünftigen Thiere ha-
ben auch ein Gedächtniß; es ist zwar eine edle Ei-
genschaft der Seele, aber bey weitem nicht die
edelste, bey uns Menschen ist es die Macht des
Verstandes.

Tunkel. Ich bin andrer Meynung, wie Sie
sich hören werden. Meine Abhandlung fängt also

an: Das Gedächtniß ist die Schatzkammer
Verstandes, und, gleichwie ein König keinen Kr
führen kann, wenn er keine Schatzkammer
so kann auch der Verstand ohne das Gedächt
nichts gelten.

Wolf. Das will ich Ihnen von Wort
Wort widerlegen, und zwar mit Ihrem eig
Vergleich: Gleichwie wir Helden und tapfere F
sten haben, die, bey sehr zerrütteter Verfassung i
Finanzen, durch eine kleine aber tapfere Ar
und unerschütterten; Muth die mächtigsten Fei
besiegten, also kann auch der Verstand durch
Judicium und den Witz groß und stark wer
wenn auch das Gedächtniß schwach ist.

Tunkel. Wo will er aber ohne dieses s
Kenntnisse hernehmen? —

Wolf. Muß man denn alles, was n
wissen soll, auswendig lernen?

Tunkel. Nein, aber es würde Ihnen
beschwerlich fallen, wenn sie alle Tage oder
Stunden nachlesen, oder sich von Andern müß
erinnerlich machen lassen, was den Vorwurf ih
Nachdenkens ausmacht.

Wolf. Es ist nicht die Rede davon, d
gar kein Gedächtniß erfordert wird, welcher Mens

we

nicht vor Alter oder wegen einer Krankheit es verlor, wird es auch nicht in einiger Maaße besitzen, wollen ihm aber den ersten Platz unter den Kräften der Seele geben, und wenn sie das behaupten könnten, so würde man einen Knaben, der seine Lections geschwind lernt, folglich in kurzer Zeit den Kopf voll Schulgeschwätz hat, und einen Fuhrmann, der das Wort vor Wort weiß, was er auf seinen Reisen gesehen und gehört hat, für die gelehrtesten Leute in der Welt halten müssen. Ich will doch nicht hoffen, daß Sie als ein großer Gelehrter auch dafür gelten wollen, daß Sie alles Ihrem Gedächtniß zu danken haben?

Tunkel. Es gehört allerdings Genie dazu, das Gehörte oder Gelernte zu beurtheilen, und Sie mögen denken, was Sie wollen, so bilde ich mir ein, es zu können; ich glaube aber nicht, daß Sie, wie gelehrt Sie sich auch dünken, etwas wüßten, wenn es Ihnen nicht von Andern wäre beygebracht worden.

Wolf. Wenn ich aber nur immer wörtlich bey dem, was man mir beygebracht hat, stehen blieb, so wäre ich doch ein Schöps.

Tunkel. Ich habe mich hierüber schon erklärt, ich bleibe auch nicht dabey stehn, das versteht

steht sich; also, um noch einmal das Vorige zu sagen, daß man zu beurtheilen wissen muß, was das Gedächtniß empfängt, aber gleichwie der Schmerz ohne das Gefühl nichts ist, also ist auch das Judicium nichts ohne das Gedächtniß.

Wolf. Ihr Vergleich hinkt wieder entsetzlich, denn der Schmerz ist mit dem Gefühl verbunden, das Judicium aber nicht mit dem Gedächtniß, ich kann eine Sache, die ich zum erstenmal sehe, beurtheilen, was hat also dabey das Gedächtniß zu thun. Wolf war schon zu sehr erzürnt, als daß er überlegen sollte, wie unrecht er hier hatte; Tunkel hatte über diese Blöße seines Gegners eine boshafte Freude, schlug ein bitteres Gelächter auf, und sagte: O weh! diesesmal thut Ihnen Ihr Judicium nicht seine gehörigen Dienste, weil es Ihnen nicht zeigt, daß Sie, was Sie sehen und hören, nicht beurtheilen könnten, wenn Sie sich nicht auf etwas Aehnliches besönnen. Wolf mußte finden, daß Tunkel einigermaßen Recht hatte, und das erbitterte ihn wie natürlich noch mehr. Das tödtende Gelächter war daneben eine starke Beleidigung, sie forderte Rache, und er war eben nicht der Mann, der sie unterdrücken wollte: Sie haben

auch

..h recht, sagte er mit einer boshaften Kälte; ..nn ich Ihnen zum Exempel ein Paar Ohrfeigen ..e, und indem ers sagte, that ers auch, so besin.. .. Sie sich gewiß gleich auf alle die übrigen, die ..ie schon erhalten haben.

Tunkel. Was unterstehen Sie sich, mir ..hrfeigen zu geben?

Wolf. Ich wollte nur Ihren eignen Satz ..weisen.

Tunkel. Sie sind ein grober ungeschliffner ..ann, wenn ich den Herrn Amtsrath nicht schon.. .., so würde ich mich revenchiren. Tunkel ..ar ..nigermaßen froh, daß er diesen Vorwand hatte, ..ch nicht zu rächen, denn ob er gleich ganz gut bey ..räften war, so hielt ers doch nicht für rathsam, ..ich mit Wolfen, der 12 Zoll und tüchtige Fäuste ..atte, auf weiteres einzulassen. Der Amtsrath ..atte sich schon über seines Vetters Ungestüm ge.. ängstigt. Als die Ohrfeigen vorfielen, erschrack er; und nahte sich, um Wolfen wegzureissen, und Sitte zu lehren. Er fieng an zur Sühne zu reden, man hörte aber nicht auf ihn. Da Tunkel von revenchiren redete, sprach Wolf von Arm und Bein entzwey.. schlagen. Tunkel ward endlich giftig, und ohne auf Wolfs Riesenmäßigkeit weitere Rücksicht zu

neh-

nehmen, machte er sich an ihn. Der Eifer v
schafte dem beleidigten Gelehrten sogar mehr Kräf
als er gewöhnlich besaß. Die Gegner balgten s
eine Weile, denn druckte der Coloß den guten Di
ter mit aller Gewalt in ein Fenster: ehe er i
dahin brachte, warfen sie einen Tisch mit Gläse
um, und das Fenster, in welches Wolf Tunk
drückte, gieng in tausend Stücken. Man den
sich bey diesem Lermen, bey dieser Unordnung d
Amtsrath, er war halb tod vor Entsetzen. D
Oberförster lachte, daß er sich die Seiten hielt, i
er die Gelehrten so im Handgemenge sah, u
rührte sich nicht von der Stelle, da alle übrige z
liefen, die Streitenden auseinander zu bringen
und den armen Tunkel zu retten, den Wolf m
aller Gewalt seiner übermögenden Kräfte zu der
zerbrochenen Fenster hinaus stopfte, und wir ihn nu
noch bey den Beinen erhielten, als er schon bey
nahe hinaus war. Als ein Theil der Gesellschaf
Wolfen von seinem Gegner losgerissen, und ei
andrer Tunkeln, wie gemeldet, gerettet hatte, muß
te sich die Aufmerksamkeit von den streitenden Thei
len halb zurückziehn, und auf Herrn Gottfried rich
ten. Er sas unglücklicherweise nicht weit von dem
Fenster, wo Wolf seinen Gegner hingebracht hat-

te,

te und das Entsetzen über alles, was vorgieng, hte ihn so unbeweglich gemacht, daß er nicht einmal aufstand. Es fiel eben ein starker Platzregen, daß das Fenster entzweygieng. Von den Ohrfeigen angerechnet, erschrack der gute Gottfried also schon zum drittenmale, nun kam noch dazu nicht nur ein gewaltiger Wind zum offnen Fenster herein, sondern brachte auch eine ganze Portion Regen mit. Der erschrockne Mann mußte das Unglück erfahren, daß verschiedene Stösse von Wind und Regen ihm ins Gesicht kamen; Gottfried sahe so viel Terreurs auf einmal für allzugroß an, als daß er sie überleben könnte, er bildete sich ein, schon tod zu seyn, wenigstens glaubte er sich im Verscheiden, und fiel in dieser Meynung, so lang er war, auf den Boden. Die Nächsten drängten sich um ihn, und rafften ihn auf; man bemeisterte sich seines Riechfläschchens, bestrich ihn, hielts unter die Nase, goß ihm in den Busen, flößte ihm Melissengeist ein, demohnerachtet getraute er sich nicht, sobald wieder lebendig zu werden; als er es aber nach und nach wagte, bat er mit schwacher Stimme, ihn zu Hause zu bringen, wo er sich sogleich zu Bette legte, nach dem Arzt schickte, und unter einem Monat nicht das Herz hatte, aufzustehen.

Nach-

Nachdem wir den halbgetödteten Gottfri
weggebracht hatten, bemühete sich ein Jeder, Wolf
und Tunckeln wieder auszusöhnen. Um nicht no
einmal zum Fenster hinaus geworfen zu werden, w
der Letzte hiezu am willigsten; doch war das, w
ihm begegnet war, nicht sobald zu überwinden. M
muste ihn zu Bette bringen. Er konnte, weil
wirklich wie gerädert war, und ein Gallenfieber
den erhaltenen Contusionen bekommen hatte, dasse
be nicht sobald verlassen. Es mußte ein Arzt für ih
besorgt werden, welcher ihn zwar wieder gesund mac
te, aber kein Mittel wider den Groll geben konnt
den der beleidigte Mann gegen Wolfen gefaßt hatt
Ich glaube, daß, hätte er ihn nun auch die beste
Worte gegeben, er ihn dennoch nicht mit zu seine
gelehrten Gesellschaft genommen haben würde, wen
noch was daraus geworden wäre; er hatte abe
überdem noch den Verdruß, als er wieder gesun
war, überall damit aufgezogen zu werden, daß e
für die Errichtung seiner Akademie der Wissenschaf
ten so heldenmäßig gefochten habe. Zwar hätte e
sich darüber weggesezt, und Wolfen zum Tort doch
seinen Plan ausgeführt, aber die bestimmten Mit
glieder waren so willig nicht, als es der gute Mann
meynte, also ward nichts daraus.

Der

Der Amtsrath konnte viele Zeit die Kränkungen dieses Tages nicht überwinden. Der Oberförster, auf den er anfangs lange böse seyn wollte, bekam nur noch einen kleinen Verweis, wegen seiner Neckerey, sein Zorn fiel fast allein auf Wolfen, der ihn doch am meisten verdient hatte. Es verdroß ihm für vieles von ihm; auch war er an der Störung der gelehrten Gesellschaft seines Erachtens Schuld; denn er bildete sich ein, daß nun die Unordnungen, die in seinem Hause vorgefallen wären, weit und breit herumkommen würden. Dies war nun wol wirklich so, Hr. Steinbach meynte aber: man würde glauben, daß er vielleicht ein wüster Mensch sey, der so was in seinem Hause verstattete, und vielleicht daß die Gäste sich bey ihm betrunken hätten, woraus denn das alles entstanden sey; folglich, weil man ihn nicht beleidigen und ausschliessen, aber auch nicht gern solche ernsthafte Gesellschaften in seinem Hause halten wollte, wurde seiner Meinung nach aus der ganzen Sache nichts: er hatte dies so fest gefaßt, daß er lange unversöhnlich gegen Wolfen war. Dieser war den Abend von seinem Gefecht, als alles berichtiget war, unbekümmert um Tunkels Krankheit, und ziemlich gleichgültig über die Empfindlichkeit, die der Amtsrath ihm zeigte, nebst seiner Frau, mit der

er noch eine Abrechnung hatte, nach Hause geg[…]
gen: aber die Freude, daß er Tunckeln sein Spott[…]
lächter so gut angestrichen hatte, brachte der gu[…]
Frau eine gelindere Behandlung zuwege; er zan[…]
auch nur noch etliche Tage. Seines Schwiegerv[…]
ters Krankheit machte ihn nun vollends gar nicht [...]
ruhig, er nannte ihn einen Phantasten, und so [...]
müthig ihn auch seine Frau, nachdem er wieder g[…]
auf sie war, bat, daß er ihn besuchen möchte, [...]
that ers doch nicht. Sie war, um ihren Vater ni[…]
zu sehr aufzubringen, genöthigt, eine Finte zu mache[…]
und ihm zu sagen: ihr Mann hätte sich über sei[…]
Hitze so geschämt und betrübt; zugleich hätte ih[…]
auch die Aergerniß so geschadet, daß er selbst kra[…]
geworden, und das Bette hüten müßte: er ließ al[…]
durch sie den Hn. Vater um Vergebung bitten. De[…]
Oberförster hätte diese Katzbalgerey nicht um hun[…]
dert Ducaten wollen versäumt haben; es war au[…]
lange Zeit Stoff für ihn zum Lachen dahergeflossen[…]
Die Amtsräthinn war besorgt, daß es für sie nicht[…]
Gutes bedeuten würde, da dieser Lerm und Strei[…]
eben an ihrem Geburtstage vorgefallen war: si[…]
fürchtete, daß sie dieses Jahr viel Verdruß haben[…]
würde, daß entweder ihr Mann oder sie selbst ster[…]
ben, oder sie ihn nicht mehr in Ruh und Frieden er[…]

...n, sondern ein entsetzlicher innerlicher Krieg aus-
...chen würde.

Mir dünkt aber, daß ich mich nun lange ge-
...z im Steinbachschen Hause aufgehalten habe, und
...ich dasselbe wirklich bald verlassen muß, ist es der
...lgen wegen nöthig, dem Leser noch etwas aus
...mselben zu melden, welches mich selbst betrift. —
...achdem ich in einem Paquet, was ich aus Deutsch-
...nd erhielt, einen Brief von Freundeln fand, der mich
...lehrte, daß Julie Rosenhaupt an einen Rector ver-
...irathet sey, erlaubte ich meiner Neigung, zu So-
...hien die Oberhand zu nehmen, gestand sie ihr, und
...erlobte mich mit völliger Bewilligung der Amtsrä-
...hinn und ihres Gemahls, der mir als einem gesitteten
...Menschen gar hold war, und, was sich ein Jeder ein-
...ilden wird, mit Sophiens eigenen Genehmigung,
...nit ihr. Ich hätte, da Sophie ein reiches Mädchen
...var, sie füglich sogleich zum Weibe nehmen und ar-
...ig mit ihr leben können: aber ein Mann, der, bey
Jugend und Gesundheit des Körpers und Gemüths,
sich von seiner Frau ernähren läßt, verdient, daß sie
ihn verachtet, weil er nicht ein Körnchen zu dem
Ameisenhaufen des gemeinen Menschengewerbs bey-
tragen, sondern auf ihre Unkosten nichts thun will.
Ich

Ich beschloß also, meinen Wunsch, Sophien zu b
ßen, nicht eher zu befriedigen, bis ich selbst e
Versorgung hätte, von der ich leben könnte. D
Hr. von Greifenklau kam wenig Monate nach d
festgesetzten Jahre zurück, und hielt sein Versprech
Meine übrigen Gönner unterstützten seine Bemühun
Zwar konnte er mich nicht sogleich nach der eigent
chen Absicht anbringen, ich bekam aber einen gut
Posten, und bald darauf einen bessern, welchen i
aber nicht abwartete, um Sophien heimzuholen
Sobald ich nur ein Amt hatte, und gehörig eing
richtet war, bot ich ihr meine Hand an. Die Hoch
zeit ward in Lindheim bey einer kleinen Gesellschaf
aber mit desto größern Ceremonien vollzogen; sowo
der Oberförster, als auch Hr. Wolf verhielten sich
ruhig. Hr. Gottfried hatte sich, weils schon anfing
rauh zu werden, er uns aber doch die Ehre seiner
Gegenwart gönnen wollte, eine Art von Sänfte ma
chen lassen, in welcher er sich zum Amtsrath tragen
ließ, und bat die Gesellschaft um Vergebung, weil
es seine schwächliche Gesundheit nicht verstattete, daß
er den Pelz, den er über die dreyfache Kleidung an-
hatte, ablegen könnte. Hr. Tunckel war nicht gebe-
ten, er konnte aber nicht umhin, diese Gelegenheit
mit einem Carmen zu beehren, worinnen, nebst dem

Lobe

... von Braut und Bräutigam und vom Stein-
...sen Hause, nebst einem Gebürge von guten
...inschen, ein Stich gegen Wolfen befindlich war;
... nahm sich aber vermuthlich vor, ihm nachdem
...ht mehr in den Weg zu kommen.

Ich lebte nun mit meiner geliebten Sophie so
...cklich als möglich, und fand auf mehr als eine
...t Ursach, dem Baron Greifenklau zu danken.

Das siebente Kapitel.

Viel Neues in England.

Zwey Jahre nach meiner Verheirathung
...ard ich in verschiedenen Verrichtungen nach
...ngland verschickt. Sophie war über diese kurze
...rennung mißvergnügt, denn noch waren wir
...s nicht bis zum Eckel gewohnt worden, uns zu
...ehen, doch sie hatte den kleinen Karl, dem ich, zu
...Ehren meines Karls von Zeilsdorf, diesen Na-
...nen gegeben hatte, und dieser sollte ihr während
...neiner Abweisenheit die Zeit vertreiben. Der
Abschied von beiden ward, als der erste von die-
sen theuren Geschöpfen, mir ziemlich schwer; aber
die Gelegenheit nach England zu gehen, hätte
ich doch auch nicht missen wollen, dieses Vergnü-
gen

gen entschädigte mich einigermaßen. Ich h… immer einen vorzüglichen Hang gehabt, die… Land und diese Nation kennen zu lernen, … Neigung zu ihr, übte ich mich immer besond… in ihrer Sprache: ich war also vergnügt, … ich meinen Wunsch, sie in England selbst sp… chen zu können, erreichte.

Die Geschäfte, die mir aufgetragen war… hinderten mich nicht, meiner Gewohnheit na… alles Merkwürdige in London zu sehen; es vergi… kein Tag, daß ich nicht meine Neugierde auf ei… oder die andere Art befriedigte. Ich mach… verschiedene gute Bekanntschaften. Ein jung… Mensch, der Sohn eines Kaufmanns, der v… wenig Zeit Oxfort verlassen hatte, ward me… Freund, und er wards durch mein Geständni… daß ich seine Nazion vorzüglich schäzte, so seh… daß er sich Mühe gab, mir den Auffenthalt … London so angenehm als möglich zu mache… Er führte mich überall herum, und zeigte mir alle Sehenswerthe, denn er wollte mir beweisen daß die Engländer die gute Meinung, die ich von ihnen hatte, verdienten, ich sollte auch dafü belohnt werden, und ich wards; mein Freund

Wil

...lhelm Sxwarre führte mich in den Häusern sei-
...en Bekannten ein, ich sahe gute Gesellschaften,
...uthige Feste, Beweise von Großmuth und
...reesgaben. Die Orte, wo er mich hinführte,
...en von ihm ausgesucht, also war's kein Wun-
...e, daß ich seine Landsleute von der glänzend-
... Seite kennen lernte; was ich sahe, schien mir
...nswerth, und daß ich's lobte, nahm meinen
... Williams immer mehr ein, es schmeichelte sei-
... Stolz. Sein heftiger Character machte, daß
...alles mit besonderm Eifer that, so liebte, so
...e, und tadelte er. Er hatte als ein ächter
...tte einen starcken Haß gegen die Franzosen,
...ete sich ein, daß ich eben, weil ich seine Nazion
...te, jene verachten müsse, daher that er soviel
...onnte, um mich darinnen zu bestärken. Eines
...ges war ein französischer Kaufmann in unsrer
...sellschaft, dieser war eben so für sein Vater-
...d eingenommen, als Williams Sxwarre für
...s seinige, er sprach viel und unüberlegt, Sir
...illiams widersprach ihm, und keiner wollte
...chgeben, weil auch der Punsch sie erhitzt hatte,
...ne das Zureden des Hausherrn hätte Willi-
...s dem Franzosen den Kopf zerspaltet, da dieser
...er nicht haben wollte, daß Händel in seinem
...ause seyn sollten, und es ein Oheim von Willi-

 ams

ams Exwarre war, so mäßigte er sich noch g
lich genug. Der Franzose hatte behauptet:
die Polizey in England schlechter wäre, al
Frankreich, dies verdroß Jenem besonders
meinetwillen, er ärgerte sich, weil er fürc
daß ich es glauben würde, und als er aufg
hatte, mit seinem Gegner darüber zu streiten,
seine angelegentste Sorge mich eines andern
überführen. Mein Herr, sagte er, sie s
morgen mit mir in alle unsere Gefängnisse g
und es mit anhören, wegen welcher kleinen Ve
chen die meisten darinnen sind, sie sollen auch s
daß die Strafe dem Vergehn gehörig entspr
ich wette 500 Pfund, daß sie in Frankreich
che gute Anstalten nicht finden würden,
wenn sie zwanzig Jahr darinnen herumrei
Ich muste über den Eifer lachen, mit welche
auch in diesem Stück sein Vaterland vor
rechtfertigen wollte, ihm aber einen Gefalle
thun, zum Theil aus eignem Verlangen, diese
richtungen zu sehen, versprach ich ihm: in diese
hältnisse des Jammers zu folgen. Wir bes
also des folgenden Tags mit unermüdetem F
alle Gefängnisse, ich brachte aus den meisten
von Mitleid und Entsetzen pochendes Herz

herc

ius, und gestand meinem Führer gern ein, daß
n wenigstens nicht zu gelinde in England wäre.
n, Sir, sagte er, als der Nachmittag bald ge-
riget war, hier ist noch ein gemeines Gefängniß,
s wollen wir vollends besehen, und denn Basta.
r Stockmeister führte uns in ein großes Be-
tniß, wo viel verwegne Kerls uns mit ungesit-
en und frechen Reden empfingen, das nemliche
r uns auch in mehrern begegnet. Der Stock-
ister sagte uns: als wir heraus waren, daß diese
rls sich durch Ausgelassenheit entschädigten, und
ander die Zeit mit allerhand Possen vertrieben.
er hier, setzte er hinzu: — wenn Sie herein-
mmen wollen, in dies Kämmerchen, — sitzt ein
zelner, der nicht so lustig als die andern ist,
s Mitleid, denn man ist auch ein Mensch, habe
seiner Bitte nachgegeben, und ihm ein eignes
hältniß eingeräumt, denn bey Gott, der
ensch dauert mich, er ist so mager, wie meine
eisel, und so traurig, daß ich dächte: er hätte
ater und Mutter umgebracht, wenn ichs nicht
ßte, daß er lumpicher hundert Pfund wegen ein-
sperrt ist. Wir fragten, von was für Herkom-
en der Mensch wäre, er ist ein Tischlergeselle,
twortete er, aber er könnte predigen, so viel

Verstand steckt' in dem Burschen. Wir wollten ih
sehen, der Stockmeister machte uns also auf; de
Tischler fuhr erschrocken von einem hölzernen Stu
auf, als wir hineintraten. Wir wurden durch se
nen Anblick, der in der That bey allem Elend, wa
sein Gesicht und Anzug ankündigte, edel war, ge
rührt; es gab für Sir Williams hier Gelegenhei
seine Freygebigkeit sehen zu lassen, er hatte Willens
es zu thun. Mein Freund, sagte er: ich höre, Ih
sitzt Schulden halber — Ja, Sir — Wie sey
Ihr denn darein gerathen? da Ihr, wie ich hör
ein Tischlergeselle seyd, so konntet Ihr doch kein
großen Ausgaben haben? — Ich habe das Gel
auch nicht selbst gebraucht, mein verstorbener Mei
ster borgte die hundert Pfund, um die ich hier bin
auf meinen Namen, weil er sich vor seiner Fra
fürchtete, er ist aber gestorben, ehe er bezahlen
konnte, die Schuldner meldeten sich, und die Sei
nigen wollten nicht zahlen: ob er gleich mit unter
schrieben, und auf dem Todtenbette ihnen die ganz
Sache offenbarete. Ich hatte mich einmal als
Schuldner unterzeichnet, also packte man mich,
dies habe ich vor den Gerichten ausgesagt, und zu
beschweren mich erboten, mein Mitgesell hat es
bezeugt, aber nichts destoweniger sperrt man mich

ein. William Sxwarre gerieth in Zorn, die eng-
ische Gerechtigkeit bekam hier einen Stich, der
wehe that, so kanns wol unmöglich seyn, Ihr
üt, sagte er voller Unwillen zu dem Menschen,
kehrte sich um, ihn zu verlassen; ich aber,
unpartheyisch in der Sache und ziemlich ge-
gt war, dem Tischler zu glauben, welcher alles
aufrichtiger beynahe trotziger Miene sagte,
te große Lust, ihm zu helfen. Besonders brachte
r die Antwort, die er dem Sir Williams auf
ne Zweifel gab, eine gewisse gute Meynung von
ner gerechten Sache bey: Sie sind Patron, es
ht zu glauben, sagte er, und nahm eine stolze
iene an, wobey zugleich jählinge Röthe sein blas-
Gesicht überzog. Ich gieng mit Sir Sxwarre
g, der unglückliche Tischler aber lag mir auf
m Herzen. Als ich noch mein Vermögen nach
underten zählte, hielt ichs für Pflicht, dem Be-
ängten die Hülfe zu leisten, die er nöthig hatte:
tzt war ich ein bemittelter Mann, sollte ich hun-
rt Pfund nicht hingeben, um einen Leidenden
befreyen? Ich sahe, daß es meine Schuldig-
eit war, und setzte mir vor, des folgenden Ta-
es zu diesem Ende in sein Gefängniß zurückzukeh-
en. Sobald ich erwachte, erinnerte mich meine
aufge-

aufgebrachte Einbildung an diesen Tischler. I
schickte zum Banquier, durch den ich die nöth
gen Gelder erhielt, und ließ mir hundert Pfu
holen, mit welchen ich mich auf den Weg macht
Ich hatte den Namen der Straße vergessen, w
das Gefängniß war, und konnte sie nicht wiederfi
den, also lief ich beynahe einen halben Tag herum
Dieser Gang ermüdete mich, mit der Erschöpfun
meiner Kräfte ließ auch der Eifer für den Unglück
lichen nach, schon fand ichs nicht mehr sogar n
thig, ihn zu befreyen: es konnte zu wer weiß wa
dienlich seyn, daß er eingesperrt war, vielleic
hatte er vorher lüderliche Streiche gemacht, sein
hohe Miene konnte Verwegenheit seyn, meine Ein
bildung hatte sie nur gut übersetzt; die trotzig
Antwort, die er dem Sir Sxwarre gab, war vie
leicht Unverschämtheit und Verdruß wegen seine
fehlgeschlagenen Hofnung, weil er geglaubt hatt
er würde sich seiner annehmen; ich wollte wol ga
100 Pf. Sterling hingeben, um einen Bösewicht
der andern schaden könnte, auszulösen. Eine Men
ge solcher Ueberlegungen wurden von mir gemacht
um mich von meinem Vorhaben lossprechen zu
können, und ich handelte hier nicht anders, als ge
meiniglich gehandelt wird. Wir werden bey den

Augen

genblick des Elends erweicht, der Gegenstand dessen reizt mit unserm Mitleid zugleich die Neigung, ihn zu retten, wir wollen ihn gern seine Leiden abnehmen, und beweisen eine Hitze dazu, von der Bekümmerte alles hoffen kann, was während ihrer Dauer in unsern Kräften steht; aber ein Hinderniß, welches die Sache nicht gleich zuläßt, dazwischen kommender unbehaglicher Umstand kühlt diese Wärme nur allzusehr: wir werden bald wieder ganz kalt, suchen Entschuldigungen und Einwürfe hervor, um von allem, was wir Willens waren, nichts zu thun. Eben so hätte ich in Ansehung meines Tischlers gehandelt; nachdem ich eine ermüdende Reise durch die Gassen von London gemacht hatte, war ich Willens umzukehren, und mich wieder nach Hause zu fragen, als mir auf einmal das Stockhaus, das ich so lange gesucht hatte, in die Augen fiel. Noch war ich eben durch diesen Anblick nicht gleich wieder dahin gestimmt, meinen gestrigen Vorsatz auszuführen, blos in der Absicht, den Stockmeister noch einmal um den Menschen zu fragen, und ihm etwa ein Allmosen zu schicken, gieng ich hinein. Ausser der Saumseligkeit zu helfen, die sich bey mir eingefunden hatte, waren mir noch unterwegens Sachen in die Augen gefallen,

die

die ich für meine Sophie kaufen und ihr als Ge-
schenk mitbringen wollte, und dazu kam das Ge
womit ich den Tischlergesellen befreyen woll
sehr zu statten; also wars ohnmöglich, dies
thun. Der Stockmeister fuhr mich über mei
Fragen, den Gesellen betreffend, derb an; S
sagte er: ich muß doch wissen, wer die Leute sin
die aus meiner Hand Brodt essen, ich will krum
geschlossen seyn, wenn der Bursche nicht besser i
als eine ganze Tafel voll Kerls, die das Glü
mästet. Ich kann ihm mit nichts helfen, als zu-
weilen mit ein wenig warmen Essen aus mein
Küche; es ist ein Erbarmen, zu sehen, wie er dafü
dankbar ist; überhaupt, wie ich gestern sagte: e
spricht so vernünftig, daß der Priester, den ic
alle Sonntage höre, mir nichts bessers sagen kann
er sitzt gewiß unschuldig, wenn ich 100 Pfund wüß-
te, ihn auszulösen, ich gienge darnach, und sollt
ich sie aus der Themise holen. Sind Sie gekom-
men, ihm diese Wohlthat zu thun, so will ich Si
zu ihm führen, wo Sie ihn aber nur kränken wol-
len, wie der andere Sir gestern that, so mache ich
Ihnen nicht auf, und wenn Sie der Lord Ober-
richter wären. Ich will ein Stockfisch seyn, wenn
ich nicht gestern so böse auf den Stutzer war, daß
ich

ich für die Erlaubniß, ihn selbst zwey Stunden
einsperren zu können, eine halbe Guinee gegeben
hätte. Meine Großmutter pflegte immer zu sagen:
wenn eine Krähe krank ist, so hacken sie die andern
vollends tod, unter den Menschen gehts jetzt eben
so, das Mitleid ist ausgestorben, ich bin ein Ker-
kermeister, aber unbarmherzig bin ich deswegen
nicht. Diese Rede des Kerkermeisters that die be-
ste Wirkung bey mir, ich ward böse auf mich selbst,
daß ich nöthig gehabt hatte, von einem Manne,
dessen Amt so viel Härte erforderte, zu meiner
Pflicht zurückgeführt zu werden, und dies war mir
so ärgerlich, daß ich ihn nicht weiter sprechen ließ,
sondern ihn antrieb, mich zu dem Gefangenen zu
führen, weil ich ihn befreyen wollte. Er machte
mir unter der Versicherung auf, daß ich ein ehrli-
cher Sir wäre, und bekräftigte sie mit einem
Schwur. Thoms sagte er, als wir in die Kam-
mer traten, freut Euch, der Herr hier kommt, Euch
aus dem Gefängniß zu ziehen. Thoms stand auf,
legte ein Buch, in dem er gelesen hatte, weg, und
bückte sich mit einem Anstand vor mir, der ihm wie-
der meinen ganzen Beyfall erwarb. Mein Freund,
sagte ich, nach seiner Aussage, und nach dieses
Mannes Zeugniß ist er ohne seine Schuld hier,
und

und verdient ein besseres Schicksal, dies wird denn wol suchen, wenn er wieder auf freyem F ist, und dazu will ich ihm das Geld geben; d man von ihm verlangt. Sein Gesicht verände sich bey dieser erfreulichen Nachricht so, als wei die hervorbrechende Sonne auf einmal den trüb Tag erheitert, es ward von einer lebhaften Röt überzogen, und in seinen Augen glänzte Freud Dies war der erste Augenblick, in welchem er z gleich mit wenig Worten die rührendste Danks gung ablegte, die aber nichts von dem gewöhnl chen niedrigen Ton solcher Leute enthielt. J glaubte, in dem Augenblick, daß die meisten Eng länder überhaupt erhabnere Gemüther hätten, al Leute von andern Nationen, aber diese Idee war bald von einer andern verdrängt. Des Tischler Heiterkeit verlor sich eben so geschwind wieder al sie erschienen war, er sah starr vor sich weg un seufzte; doch erholte er sich bald wieder, oder viel mehr, er gab sich Mühe, seinen Tiefsinn zu ver bergen, und dies brachte mich auf die Meynung, e müsse von mehr als einer Seite unglücklich seyn, und vielleicht einst bessre Hoffnungen gehabt haben, aber doch war er ein Tischlergeselle; dies vertrug sich nun wieder nicht mit meiner Vermuthung.

Mein

Ein Herr, sagte der Tischler, auf die Frage: wem ich das Geld einhändigen sollte, weil Sie die Großmuth, die Ihnen ohne Zweifel eigen ist, haben, und es für mich zahlen wollen, so haben Sie die Güte, es dem Richter dieses Kirchspiels sagen zu lassen, dieser ehrliche Mann wird Ihren Bedienten anweisen lassen, oder selbst hinschicken. Der Stockmeister und mein Bedienter, der aus Furcht, daß sie ihn draußen anpacken möchten, mit hereingetreten war, schienen einer so geschäftig wie der andre, der, Jemanden von den Seinigen zu rufen, und jener, mit zu dem Richter zu gehen. Unterdessen daß es geschah, fragte mich der Tischler nach meinem Namen und Wohnung. Sie vergeben diese Neugier, sagte er, da es natürlich ist, einen Wohlthäter näher kennen zu wollen. Ich antwortete, daß ich ein Fremder wäre, und in wenig Tagen von hier abgienge. Nach einigem Nachdenken sagte er: daß er wünschte, wo ich auch hingienge, mich begleiten zu dürfen: ich könnte, wenn ich diese Erlaubniß hätte, setzte er hinzu, vielleicht einst in den Stand kommen, meine Schuld wieder abzutragen, welches aber niemals geschehen könnte, wenn ich nicht wüßte, wo ich Sie suchen sollte. Dies schien mir eine Art von Praleren, und doch bestärkte

mich

nichs in der Vermuthung, daß dieser Mensch mel sey, als er schiene, und ein edelmüthiges Herz h ben müsse. Ich fragte ihn, ob er sich so leicht en schließen würde, sein Vaterland zu verlassen? J bin kein Engländer, versetzte er.

Ich. Will er also mit mir nach Schwede gehen.

Der Tischler. Sind Sie ein Schwede, mei Herr?

Ich. Nicht von Geburt, aber seit drey Jahren din ich dort in Königlichen Diensten.

Bis hieher war unser Gespräch, als schon jemand von den Gerichts Leuten kam; ich zahlte das Geld, doch damit wars nicht abgemacht, nun waren noch Unkosten zu entrichten, und dem Stockmeister ein Douceur zu geben, welcher, anstatt der zugesprochnen zwanzig Schillings, eine Guinee erhielt. Mein Tischler stand, indem ich dies alles berichtigte, mit in einander geschlagenen Armen am Fenster, und sahe mehr nachdenkend als froh aus, der Stockmeister aber freute sich über die Befreyung seines unschuldigen Gefangnen mehr, als über die Guinee. Jetzt meinte ich, der Erlöste würde mit mir fort können, allein, dies war zu viel gehofft, er mußte erst abwarten, ob der Schuldner sonst

kei-

ine Forderungen hätte, der Weitläuftigkeiten war
kein Ende. Ich gieng indessen nach meinem Gast-
hof, und hinterließ die Anweisung, nach mir zu
fragen. Unterdessen ich auf weitere Nachricht von
meinem Tischler wartete, beschäftigte ich mich mit
der Anmerkung, daß Sir Williams Exwarre sei-
nen Zweck nicht sonderlich erreicht hatte, da er mich
von der Unfehlbarkeit der englischen Polizey über-
führen wollte, und daß sie nicht vollkommner ist,
als in Deutschland, und vielleicht in ganz Europa.
Des andern Tages erhielt ich ein Billet vom Tisch-
lergesellen, „Sie sind," schrieb er, „soweit ge-
„gangen, einen Unglücklichen zu befreyen, ich zweif-
„le also nicht, daß Sie auch das Letzte thun wer-
„den, was die Sache zu Stande bringen soll, man
„verlangt noch eine Guinee und 6 Schillinge, ha-
„ben Sie die Güte, zu meiner Schuld noch dieses
„hinzuzuthun, und denn bringt Ihnen seine Dank-
„sagung Ihr verpflichteter van der Mengt." Ich
sandte das Geld unaufhaltsam, und konnte nun
nicht erwarten, bis mein Holländer, denn dem
Namen nach war ers, zu mir kam. Ich war
mit meinen Geschäften meist fertig, und suchte jetzt
in meinen Papieren, ob etwa noch was zu besor-
gen wäre. Es fiel mir ein Billet von dem Baron

Oiden.

Oldenholm in die Hände, welches ich den letzt
Abend erhielt, in selbigem bat er mich, ihm e
Docke aus England mitzubringen. Indem
diesen Zettel in der Hand hielt, trat van der Me
herein, ich gieng mit selbigem auf ihn zu. E
schuldigen Sie, mein Herr, sagte er, den schle
ten An — aber wo kommen Sie zu einem B
let von dieser Hand, schrie er, und riß es m
weg. Es ist eine gewisse traurige Empfindung,
sich unsrer bemeistert, wenn wir einen verrückt
Menschen vor uns sehen, es mengt sich ein wen
Furcht vor ihm hinein. Dies alles empfand ich be
der raschen Handlung dieses Menschen: ich erschr
zugleich, und es gieng mir nahe, daß er in eine
solchen Zustande war: also stand ich, unentschlosse
wie ich mich verhalten sollte, vor ihm, und sahe de
Zittern seiner Hände, und den verschiedenen Bewe
gungen, die sich auf seinem Gesicht' zeigten, halb e
staunend und halb mitleidend zu. Name, Hand
schrift, sagte er, was soll ich denken! Ists scho
lange, daß Sie dieses Billet erhalten haben? Bey
nahe zwey Monate, versetzte ich, (indem sich auf die
letzten Worte, die er sagte, und auf seine Frage mei
ne Gedanken schnell änderten,) als seit welchen ich
von Stockholm abgereist bin, Van der Mengt mit

auffer-

ausserordentlicher Bewegung: Mein Herr — ich denke doch nicht — Sie korrespondiren doch nicht mit Todten? der Mann, von dem dies geschrieben ward — befindet sich unter den Lebendigen, fiel ich ihm ein, und ist mein Freund — Wie alt ist er? — Etwan 50 Jahr. — Hat er Kinder? — Er hat zwey Töchter, und hatte einst einen Sohn — Ists möglich! daß mein Vater noch lebt? rief er, indem er das Billet, was er immer angesehen hatte, wegwarf, und mir an den Hals flog: Einziger bester Freund! Engel! ists möglich! Ich ward über diese Worte nicht allzubetroffen, denn ich hatte das, was ich jetzt hörte, halb und halb schon bey seiner zweyten Frage über das Billet vermuthet. Da mir's nun gewiß war, säumte ich nicht, ihn auch vollkommen zu überführen. Wenn Sie der verlohrne Sohn dieses Herrn sind, sagte ich, wenn Sie Gustav von Oldenholm heissen, so lebt Ihr Vater, und wünscht nichts so sehr, als Sie wieder zu haben. Er lag, als ich dies sprach, noch zitternd in meinen Armen, und wir weinten Beyde vor Freuden. Kann ichs glauben, sagte Gustav, und warf sich auf einen Stuhl Die plötzliche Freude drängte das Blut ihm nach dem Herzen, sein Gesicht veränderte sich, ich rief meinen Bedienten, und schickte sogleich nach einem Chirurgus,

unterdessen bat ich ihn, aufzustehen, führte ihn an
Fenster, welches ich öfnete, nahm, um doch et
was zu thun, eine Portion von dem niederschlag
den Pulver, das ich zum Glück im Vorrath ha
und goß es ihm ein. Ehe noch der Chirurgus ka
hatte mir Gustav mit abgebrochenen Worten gesa
daß er mit der Nachricht von seines Vaters Tode u
Vergebung seiner Güter hintergangen worden s
Da ich ihn versicherte, daß sein Vater längst seine B
gnadigung ausgewirkt, und es verschiedentlich hä
bekannt machen lassen, konnt' er so viel Glück ka
fassen, und war in einem Zustande, der mich beso
um ihn machte. Als man ihm die Ader geöfn
hatte, redete ich ihm zu, sich zu Bett zu legen, u
schickte nach einem Arzt, welcher ihn durch eini
Mittel vollends dahin brachte, daß er sich geg
Abend wieder völlig munter befand. Sein Vergn
gen war unbeschreiblich, ich nahm so vollkomm
Theil daran, daß wir die ganze Welt für unsre Er
deckung, und für die Freude, die uns noch bevo
stand, nicht genommen hätten. Gustav sagte mi
daß eine Menge Widerwärtigkeiten, Schwachhe
und Unglücksfälle ihn verhindert hätten, seinem Sta
de gemäß, fremde Kriegsdienste zu nehmen, wie doc
seine erste Absicht gewesen sey. Die falschen Nachric

tei

aus seinem Vaterlande hätten ihn vollends gänz-
niedergeschlagen. In dem Zustande und der be-
ondern Verfassung, wo er bisher gewesen, habe er
mals öffentliche Blätter gelesen, folglich sich nicht
ks bessern, als er hätte glauben müssen, überzeu-
können. Ich wünschte seine Begebenheiten zu
issen, da er aber noch zu zerstreuet und zu nichts
ig war, als sein itziges Glück zu empfinden, so
er mich, Geduld zu haben, bis wir nach Stock-
im kommen würden, wo doch auch sein Vater den
nlichen Wunsch haben werde, er wollte uns dann
nde auf einmal befriedigen. Seine Geschichte
hielt so viel Schmerzliches, so viel Beschämendes
ihn, daß er sie nicht gern oft wiederholen möch-
Ich wunderte mich nicht lange über seine Ver-
ndlung in einen Tischler, da es mir jetzt einfiel,
ß jeder schwedische Edelmann in seiner Jugend ein
andwerk lernen muß. Er fragte mich: ob sein
ater mir nie erzählt hätte, daß er ihn das eines
schlers hätte lernen lassen? Es war aber an diesen
nstand nie gedacht worden. Ich hatte jetzt den
redit, welcher mir in London gemacht worden war,
thig, denn der Baron Oldenholm brauchte Geld,
ch in gehörigen Stand zu setzen. Wir blieben nur
ch die Zeit in London, welche dazu erfordert wur-

de, indessen nahm ich von William Sxwarre und t allen meinen Bekannten Abschied; von meinem (fundnen aber erfuhren sie, weil dieser es nicht wol kein Wort. Ich sagte Sir Williams nicht einmal, d ich den Tischler befreyet hätte, sondern ließ ihn gl ben, daß ich noch immer dächte, dieser Mensch hä die Gesetze verläumdet.

Wir reisten, als alles berichtiget war, der grösten Sehnsucht bald in Stockholm einzut fen, und in Verbindung der angenehmen Sce ab, die uns dort bevorstunden. Gustav war drüßlich auf das Schiff, daß es so langsam die W len durchschnitt, und doch hatten wir so guten Wi als wir wünschen konnten, aber die Ungeduld Baron Oldenholms, seine Heimat, so wie seinen ter wieder zu sehen, aufs neue in seine Rechte zu ten, würde nicht zufrieden gewesen seyn, wenn auch hätte nach Schweden fliegen können. Ich beynahe eben so verlangend nach unsrer Anku Es ist Wonne, des Himmels Freude, die, we lange getrennt und ohne Hofnung waren, sich wie zu sehen, einander in die Arme zu führen.

Das achte Kapitel.

Wie der Leser glauben wird, Freude.

So sehr ich auch die Meinigen wieder zu sehen
schte, mußte doch dieser Wunsch dem Verlangen,
Freude des Oldenholmischen Hauses warm zu ge-
en, weichen. Es war schon dunkel, als wir an-
gten, wir fanden den Vater Oldenholm glücklich
ause, schlichen uns die Treppe hinauf, und gien-
gerade auf die Zimmer des Hn. v. Oldenholms
Gustav blieb vorm Zimmer stehen, und schmieg-
ich in einen Winkel; ich aber pochte an das Ca-
et des Vaters an, und fand ihn da. Willkom-
n, Freund, sagte er, Sie sehen ja aus, als kämen
eben von der Reise.

Ich. Ich bin an Ihrer Thür abgestiegen.

Oldenholm. Nicht doch? und hätten nicht
rher Ihre liebe Frau grüssen wollen? Das müß-
ich ja hochnehmen.

Ich. Sie sehn also, wie weit meine Freund-
haft für Sie geht; aber die Sache ist jetzt eigent-
h, daß ich gern sogleich mein Gewissen entledigen
ollte.

Oldenh. Wie so?

Ich. Ich will Ihnen gestehen, daß ich I
Commißion vergessen habe, und deswegen um V
zeihung bitte.

Oldenh. Sie böser Mann! also keine D
haben Sie mir mitgebracht?

Ich. (Ich hatte es wirklich über die Fre
seinen Sohn gefunden zu haben, vergessen.) N
aber dafür bringe ich Ihnen was besseres.

Oldenh. Nun, was bringen Sie mir de

Ich. Wichtige Neuigkeiten.

Oldenh. Und sind diese so interessant
mich, daß sie mir lieber wären, als eine schöne e
lische Docke?

Ich. Ganz gewiß, es sind Nachrichten
Ihrem Herrn Sohn.

Oldenh. Ist das möglich! So sagen S
geschwind, lebt er noch?

Ich. Ja.

Oldenh. Wie? — wo? — wo ist er?

Ich. Er wird bald selbst kommen.

Oldenh. Haben Sie ihn gesehen? Ist er i
England? — Warum kam er denn nicht mit?

Ich. Ich habe ihn gesehen, er wird b
nachkommen.

Olden-

Oldenb. Freund! diese Nachricht ist 1000 …aten werth. Aber warum ließ er so lange nichts …o sich hören? Warum kam er nicht mit Ihnen?

Ich. Er wird bald erscheinen.

Oldenb. So sey es Gott gedankt! Haben … ihn in London entdeckt? Sie sind ja geboren, … Verlohrne wieder zu finden; aber warum brach… Sie ihn nicht gleich mit?

Ich. Ich bin nur vorausgegangen, damit … nicht zu plötzlich von der Freude überrascht wer… sollten.

Oldenb. Ich danke Ihnen für diese Sorg… Wird er bald kommen.

Ich. Bald.

Oldenb. O, bester Robers! Ihr kleiner Sohn …sse Sie für diese Nachricht einst belohnen! Aber … gieng es ihm denn bisher? in was für einem …stande ist er denn?

Ich. Alles das werden Sie bald von ihm …bst hören.

Oldenb. Warum kam er doch nicht lieber …ich mit.

Ich. Hier ist er schon, sage ich, indem ich … Thür öfnete. — Gustav hatte sich der eben …ie genähert, und unser Gespräch gehört. Er

floß

flog auf seinen Vater zu, und fiel ihm in die A[rm]me. Beyde konnten vor Entzücken den ersten A[u]genblick nicht sprechen, doch das Verlangen, ein[an]der ihre Freude, ihre Zärtlichkeit auszudrücken, g[ab] ihnen die Sprache wieder. Die süßen Namen: m[ein] Vater! — mein Sohn! mein theurer Gustav! — klangen wie ein schmelzendes Duett. Nachdem die rührende Auftritt vorbey war, und einem ruhi[gen] Genuß ihres Glücks Platz machte, wollte ich die[sen] Abend Abschied nehmen: allein, weder Vater n[och] Sohn liessen dieses geschehen; und um mich de[sto] sicherer zu haben, ließ der erste meiner Sophie [sa]gen: daß ich wiedergekommen und den jungen B[a]ron von Oldenholm mitgebracht hätte; er ließ [sie] bitten, selbst hinzukommen, um an der Freude T[heil] zu nehmen, wenn sie ihren Mann wiederhaben w[oll]te. Sie ließ nicht lange auf sich warten, weil [sie] den Sohn sehen, dem Vater Glück wünschen und [mir] einen Verweis geben wollte, daß ich nicht zuerst n[ach] Hause gekommen war. Eine Weile nach ihrer A[n]kunft fiel es dem Herrn von Oldenholm ein, es [wi]der den Wohlstand zu finden, daß keine weibliche G[e]sellschaft für sie da wäre, und klingelte, um zu [be]stellen, daß man seine Töchter mit ihrer Hofmeis[te]rinn rufen sollte, denn Vater und Sohn hatten a[…]

laut

[illegible]ter Freude vergessen, daß auch die Fräuleins zum [illegible]itgenuß derselben gehörten. Gustav wollte jetzt [illegible]ost nach seinen Schwestern laufen, aber der Va[illegible]r, der ihn nicht einen Augenblick missen wollte, ge[illegible]ttete es nicht, und es war ihm nicht zu verden[illegible]n, daß er diesen so lange entbehrten Sohn nicht [illegible]n sich lassen wollte. Gustav war einer der liebens[illegible]ürdigsten jungen Männer. In der kurzen Zeit, die [illegible] nach seiner Entdeckung mit ihm zubrachte, lernt' [illegible] eine herrliche Seele und viel Verstand an ihm [illegible]nnen; sein herrschender Fehler war Leichtsinn und [illegible]ebereilung, da er jetzt in seinem 26sten Jahre war, [illegible] rückte die Zeit heran, welche die Flecken an ihm [illegible]uswischen sollte. Er war groß und gut gewachsen, [illegible]nd hatte eine sehr einnehmende Bildung. In der [illegible]eit, die wir zusammen in London zubrachten, und [illegible]uf der Reise, hatte die glückliche Wendung seines Schicksals so viel bewirkt, daß sein Gesicht ganz ver[illegible]ndert war: es schien nicht mehr als wenn Er und [illegible]er gefangene Tischlergeselle eine Person sey, daher [illegible]hndete seinem Vater nichts davon, daß er in einer so traurigen Lage gewesen war.

Der Empfang zwischen ihm und seinen Schwestern versprach uns neues Vergnügen. Er konnte

zwar

zwar nicht von beyden Seiten so interessant seyn, a
zwischen Vater und Sohn, da die Fräuleins n
sehr klein gewesen waren, als ihr Bruder Schwed
verließ, und ihn also kaum kannten; doch hatten
oft von ihm sprechen hören, und wünschten ihn w
der zu haben. Gustav aber konnte es kaum erw
ten, sie zu umarmen. Als er das leise Getrapp
dieser erwarteten Schwestern im Vorderzimmer h
te, sprang er auf, ihnen entgegen. Da er aber kau
hinausgetreten war, prallte er etliche Schritte zur
und — Gott! — Scheidemann! schallte in uns
Ohren. Ich stürzte hinaus, die Günthern lag oh
mächtig in einem Stuhl, und Gustav stund wie ve
steinert da. Der Vater und meine Sophie ware
gleichfalls aufgestanden, zu sehen, was vorgieng
Sophie lief zur Günthern, ihr beyzustehen, di
Fräuleins ergriffen ihre Hände und weinten. Wa
giebt es denn, sagte der Vater Oldenholm ganz b
stürzt, mein Sohn, was ist das? Nichts, sagte die
ser, sich erholend, lieber Vater; wie kommt abe
diese Person in ihr Haus? Kennst Du sie? versetzt
der Vater? — Ja, sagte die Günthern, die sich er
holt hatte, ja, Herr Baron, er kennt mich; er hat mi
vor dem Altare geschworen und mich verlassen. —

Der Vater. Was hör' ich?

Gu=

Gustav. Fräulein v. Wertheim! —

Luise. Hören Sie mich, wenn Sie noch ei-
ni Rechtschaffenheit besitzen —

Der Vater. Fräulein Wertheim und Deine
Frau?

Luise. Ja, mein Herr, das war ich, und itzt
ich Ihres Sohnes Gemahlinn; er will mich aber
nt dafür erkennen. Sie wollte fort; — ich, der
ber diese neue Entdeckung voll der größten Verwun-
derung und herzlicher Freude war, lief ihr nach und
fisperte ihr zu: Erinnern Sie sich, daß er noch im
Irrthum ist. Sie setzte sich wieder; denn ich durfte
r nicht merken lassen, daß ich in der Geschichte
son zu Hause war; da ich dem Vater nichts Aus-
führliches davon gesagt hatte: damit er also nicht
troffen seyn möchte, daß ich ihr diese etlichen Wor-
sagte, gieng ich zu ihm und sagte leise: daß sie
ir erzählt hätte: ihr Mann habe sie eines falschen
Verdachts wegen verlassen; ich habe ihr gerathen,
ch mit ihm zu erklären. Nun ja, sagte der Vater,
s herrscht ein Mißverständniß unter Euch, laßt hö-
ren, wer Recht hat. Ich sehe, daß ich eine Schwie-
gertochter im Hause hatte, ohne es zu wissen — ich
habe nichts wider sie, und das Zeugniß kann ich dei-
ner Frau, wenn sie es also ist, geben, daß sie in den

drey

drey Jahren, die sie in Stockholm ist, meine u
andrer Achtung verdient hat. Was vorher vor
gangen ist, müßt ihr Beyde am besten wissen.
Gustav, welcher die ganze Weile von Luisens Aufs
hen an, in heftiger Bewegung auf- und abgegang
war, antwortete seinem Vater: Ich weiß nur allz
viel; sie ist meine Gemahlinn, dies leugne ich nic
aber es ist nicht meine Schuld, daß wir uns getren
haben: wäre sie unschuldig, ich wollte vor Freud
weinen, wie ein Kind, wie kann ich aber das gla
ben? — Gern hätt' ich Luisen gesagt, daß sie d
Serini Brief holen sollte, aber es war nicht schic
lich, daß ich mir so viel von meiner Wissenscha
um diese Begebenheit sollte merken lassen; doch, si
hatte den Gedanken, den ich ihr wünschte, selbst, un
stund statt aller Antwort auf, darnach zu gehen
Ich werde gleich wieder hier seyn, sagte sie. Nein
versetzte der Vater, welcher glaubte, sie hätte kei
gutes Gewissen, bleiben Sie, Madam, und rechtfer
tigen Sie sich oder meinen Sohn. Dies will ic
eben, antwortete Luise: gehn Sie mit mir, Madam
Robers, damit man nicht glaubt, daß ich entlaufen
will. Unterdeß sie weg waren, fragte der Baron
seinen Sohn, um ihr Vergehen: sie will sich recht-
fertigen, antwortete dieser, erlauben Sie, daß ich

dies

... abwarte; wollte Gott, daß sie es könnte! Sie ... noch immer die liebenswürdige Luise, die sie sonst ...r. Ich fühle aufs neue, welche Gewalt sie über ...in Herz hat. Dies ist also der Mann, sagte der ...ater, der sie eines falschen Argwohns halber soll ...rlassen haben, hätten Sie das gedacht, Robers?

Ich. Wie könnte ich darauf fallen! —

Gustav. Hat sie also ihre Begebenheiten er...hlt? —

Der Vater. Indem er mich ansahe, als woll... er sagen, nicht geplaudert — Es ist ihr gegen ...obers einmal etwas davon entwischt, sonst aber ...ab sie sich für eine Kaufmannstochter aus, die un...glücklich im Heirathen gewesen wär, und that sehr ...eheimnißvoll mit ihrer Geschichte.

Luise kam zurück und gab Gustaven den Brief von der Serini. Freude und Zorn mußten, als er ihn las, in seinem Herzen abwechseln, man sah es in seinem Gesichte. Verfluchtes Geschöpf! schrie er, als er fertig war, warf den Zettel mit Heftigkeit auf den Boden, und sich seiner Gemahlinn zu Füßen: Können Sie mir vergeben, theuerste, liebste Gemahlinn? Sie kniete neben ihm hin: Theuerster, liebster Gemahl! Sind Sie nun mein?

Gustav.

Gustav. Auf ewig meine Luise! Sprech Sie den Segen, Vater! Der Vater war nahe ihnen getreten, die Thränen liefen ihm so wie m Uebrigen die Wangen herab, er hob sie auf, u legte ihre Hände in einander, sprechen konnte nicht. Wir waren lange stumme Zungen von d beglückten Paares unerschöpflichen Zärtlichkeit, d Vater rieth ihnen, das Uebrige zu verschieben, b sie allein seyn würden, und uns jetzt ein wen Licht von ihrer Bekanntschaft und ihrem Irrthu zu geben. Luise sahe mich an, als wollte sie sa gen: Sie haben es nicht nöthig. Beyde ware streitig, wer zuerst erzählen sollte, und Keins wa dazu aufgelegt. Nun, sagte der Vater, so viel weiß ich nun, daß meine Schwiegertochter aus gu tem Hause ist, und daß sie den falschen Verdacht, den Du von ihr gehägt, nicht verdient hat; das Uebri ge wird vermuthlich weitläuftig seyn, ich möchte es gern ausführlich hören, wie ich merke, habt Ihr aber Beyde vor der Hand nicht Lust, mich zu befriedi gen, also erlaß ichs Euch für heute, wir wollen diesen Abend vollends der Freude widmen — und nun, Herr Sohn, Er hat einen Vater und eine Gemahlinn wieder gefunden, hier sind aber auch zwey Schwestern, die Er noch nicht gegrüßt hat.

Die

Le armen Kinder hatten bald gelacht, bald geweint, waren von Einem zum Andern gegangen, kein Mensch aber hätte sich mit ihnen unterhalten. Jetzt umarmte sie ihr Bruder, und sagte ihnen so viel Zärtliches, daß die vorige Vernachläßigung dadurch völlig verbessert war. Von Oldenholm umarmte sie nun als Schwestern, die Kinder waren ungemein vergnügt, daß sie dieser lieben Hofmeisterinn nun diesen Namen geben durften. Die Domestiken waren schon auf das Geschrey von der Ankunft ihres jungen Herrn meist herbeygekommen, sie wurden über die Entdeckung, daß Luise, die sie alle liebten, seine Gemahlinn wäre, noch vergnügter; es waren der Glückwünsche kein Ende. Eine alte Ausgeberinn kam mit ihren Schlüsseln getrippelt, und fragte ihren Herrn heimlich, ob sie zwey Betten im Zimmer des jungen Herrn sollte fertig machen lassen; Ja freylich, antwortete der Vater laut, ums Himmelswillen zusammengebettet, und morgen werden wir Gäste haben, setzte er hinzu. Wir hielten auf alle diese frohen Vorfallenheiten eine vergnügte Abendmahlzeit, und wünschten sodann dem zärtlichen Paare, was eigentlich nicht zu wünschen nöthig war, eine gute Nacht. Den Tag darauf ward ein Fest im Oldenholmischen

Hause

Hause gehalten, welches statt der Hochzeit g
ten konnte. Ein Jeder war frölich, unter al
aber das wieder vereinigte Ehepaar am meist
Frau von Oldenholm hatte ihren Scheidema
und mit ihm ihren Stand wieder; ihr Gemahl fa
seine Luise tugendhaft und gut, und alle die Red
in seinem Vaterlande, die er verlohren geglau
hatte. Es wurden der Familie, dem Hofe und d
Stadt alle diese glücklichen Begebenheiten bekan
gemacht. Vater Oldenholm führte seine Schwieg
tochter auf, es setzte allenthalben Verwunderun
und die Freunde des Hauses legten mit der froh
sten Theilnehmung ihre Glückwünsche ab.

Gustav erzählte seine ausgestandenen Wide
wärtigkeiten, noch den Abend des Hochzeitmahl
als die Familie des Hauses wieder allein war; nu
Einige der vertrautesten Freunde waren noch zug
gen, worunter ich und Sophie mitgerechnet wu
den. Sobald ich nach Hause kam, setzte ich mic
hin, sie aufzuzeichnen, Sophie mußte sich zu mi
setzen, meinem Gedächtniß hier und da nachzuhe
fen, und so treu wir sie dem Papiere anvertrauten
theile ich sie, weil ich nach der Zeit des Baron
Erlaubniß dazu erhielt, meinen Lesern mit.

Begebenheiten Gustavs von Oldenholm.

Wenn ich Ihnen von allem, was mir begegnet ist, genaue Nachricht geben will, so erwarte ich, mein lieber Vater, das Sie mit meinen begangnen Fehlern Nachsicht haben und ihrem Sohn vergeben werden, und ich irre mich gewiß in dieser Hoffnung nicht, da Sie sehen werden, daß ich hinlänglich dafür gelitten habe.

Nachdem ich das Unglück gehabt hatte, meinem armen Vetter im Zweykampf das Leben zu nehmen, eilte ich mit dem alten ehrlichen Konrad, wie Sie wissen, davon; meine Angst war so groß, daß ich wenig an den Weg dachte, den ich nehmen sollte, und ich würde, ohne die Sorgfalt meines Bedienten, gewiß meinen Feinden in die Hände gerathen seyn, dieser aber war ruhiger als ich, bat mich, ihm zu folgen und ritt immer stark fort, bis wir an ein Dorf kamen, wo er mich an einer schlechten Hütte absteigen ließ. Der Bewohner desselben war ein Bekannter des guten Konrads und verbarg mich; Sie wissen, lieber Vater, wie ich diesen Mann noch einmal zu Ihnen schickte, und um Vermehrung meiner Baarschaft bat, und daß ich auch Ihnen zugleich schrieb, ich würde auch Ihnen sobald nichts von

mir hören lassen, damit die Nachricht nicht etw
in andere Hände kommen und Ihnen neuen K
mer veranlassen möchte. Ich konnte leicht
sehen, daß, da die Verwandten des Gebliebe
von seines Vaters Seite ohnehin Feinde uns
Hause waren, sie diesen Tod zweyfach räc
würden, und von Seiten seiner Mutter hätte ich
nen Theil meiner eignen Verwandten aufgebrac
daher war für mich, wie es schien, vor der Ha
und auch in langer Zeit wenig Hoffnung zur V
gebung. Nach Wiederkunft des Botens dan
ich Ihnen in Gedanken, mit innigster Empfi
dung für ihre Güte, und nahm mir vor, na
Rußland zu gehen. Konrad hatte ohne Zweifel d
hin keine Lust, er widerrieth es mir, und mach
eine so reitzende Beschreibung von Deutschlan
daß ich endlich seiner Vorstellung, über Norweg
und Dänemark nach Deutschland zu gehen, Geh
gab, indem ich mir zugleich vorsetzte, in Kayse
liche Dienste zu treten. Ich ritt mit meine
Konrad die Nacht weiter, doch eben wieder un
ter seiner Führung, denn er kannte den zu neh
menden Weg besser, als ich. Meine Betrübni
war noch immer groß, und mein Gewissen seh
unruhig. Es gab Augenblicke, wo ich bereit wa

umzu-

ukehren und mich selbst zur Bestrafung zu stel-
en. Der Gedanke, einem Menschen, einem Bluts-
eunde das Leben genommen zu haben! stand wie
in fürchterlicher Richter vor mir und forderte
che. Meine Reue war unaussprechlich! ob
hwol der geforderte Theil war, ob ich gleich
it gewünscht hatte, meinen Gegner einmal
verwunden, geschweige das Leben zu nehmen,
am ich mir doch als ein Mörder vor, der den
lichen und menschlichen Zorn verdiente. Ich
bereit ihn zu tragen, und als wir auf unserm
tlichen Ritt Pferde kommen hörten, auf
hen mich, nach unserer Meinung, meine Ver-
ler einholten, empfand ich nicht das geringste
hrecken darüber. Konrad entsetzte sich desto-
r, und als ich sagte, daß ich mir nichts daraus
hte, wenn man mich arretirte, so fuhr er mich
t wenig an, und konnte nicht begreifen, wie
auf diese Gleichgültigkeit käme; er erinnerte
an den Schrecken, den es Ihnen verursachen
de, und dies war eine Ermunterung für
, Konraden auf seine dringende Bitte ins
üsch nachzusprängen. Unsere Sorge war
ebens, so groß sie auch im Busch erst ward,
die Pferde uns in denselben nachkamen. Es
en Knechte, welche sich auf einen grünen

Platz mitten darinnen niedersetzten, ihre Pfe
weiden ließen und sich nicht um uns bekümmert
Indessen war Konrad wegen dieses Schreckens n
sorgfältiger geworden, als wir nach Anbruch
Tages in einem Dorfe anlangten, ließ er nicht
bis ich meine Pferde verkaufte, und unter ei
bäuerischen Tracht weiter gieng. Ich hatte a
nichts wider diesen Vorschlag, wir konnten um
ruhiger reisen, also befolgte ich ihn. Ein reic
Bauer kaufte die Pferde in der That ziemlich w
feil, und verhalf uns dafür für einen desto höh
Preis zu Bauerkleidern. Konrad schnitt mir u
sich die Haare ab, wir setzten die runden Hü
auf, und fuhren auf einem gedungenen Bauerr
gen bis in die nächste Stadt, von da giengen
mit der ordinairen Post weiter, und tief in N
wegen erlaubte Konrad erst, daß ich ein we
Athem holen durfte, denn er war mehr als Re
Marschall, er war mein Gebieter. Ich weiß ke
Ursach zu meiner Folgsamkeit anzugeben, als
ich gern bald in Deutschland seyn wollte, deswe
verweilte ich mich auch auf der ganzen Reise ni
viel. Da ich meine gehörige Bekleidung gern w
der anlegen wollte, ehe ich über den Sund gien
so ließ ich mir hierzu in Dänemark schon diesel

verf

..ertigen, und auch Konraden anders montiren.
..l ich meine Haare in Ordnung bringen wollte,
..eg michs an zu verdrüßen, daß sie verschnitten
..ren, und zankte mit Konraden, ich mußte aber
..chgeben, so viel Beweise hatte er, daß diese List
..meinem guten Fortkommen nöthig gewesen sey.
..r, sagte er, Sie hätten lieber Ihre Faust voll
..nge Haare behalten wollen, als sicher fortkom-
..n; freylich, hätte ichs doch zugegeben, daß Sie
..saumselig waren, und an nichts denken wollten;
..äßen Sie anjetzt, und es wüchse Ihnen, wenns
..st schon Zeit wäre, ein eben so langer Bart.
..chen Sie sich einen falschen Zopf, und seyn
..e froh, daß Sie meinem Rathe gefolgt haben.
..ser einer hat Erfahrung, ich weiß, wie es in
.. Welt hergeht, und habe mit Ihrem Herrn Va-
.. schon manches durchkrochen, der gute Herr!
..e er sich grämen wird. Aber das wird sein Trost
..n, daß er mich bey Ihnen weiß. Konrad, sag-
.. ich, Er thut, als ob ich nicht dreye zählen könnte,
..nn Er es mir nicht vorsagte; er meynte, ich hät-
.. wohl Verstand genug; aber die Ueberlegung
..lte mir: so übel ich dies damals auch nahm,
..ußte ich in der Folge finden, daß er nicht unrecht
..tte, es wäre wirklich ein Glück für mich gewe-

sen, wenn ich diesen ehrlichen Alten immer z
Führer behalten hätte.

In Hamburg gefiel es mir ausnehmend,
wollte mich, ehe ich die Reise nach Wien ant
einige Tage in dieser Stadt umsehen, weil ich a
geflissentlich darum hingegangen war. Ueber
Tod meines Vetters hatte ich mich zwar noch ni
völlig getröstet, allein jetzt war es mir doch li
daß man mich nicht eingeholt hatte. Daß
mein Vaterland hatte verlassen müssen, war r
in so weit schmerzlich, weil ich wie daraus v
bannt war, und weil ich wuste, wie traurig d
Ihnen, mein lieber Vater, seyn muste; ich ho
aber, es werde nicht auf immer seyn, und Deuts
land schien mir seine Arme zu einer guten Aufne
me zu bieten. Ich fand in Hamburg Leute vo
meinem Alter und Stande, mit denen ich B
kanntschaft machte, sie halfen mir den Aufentha
an diesem Orte sehr angenehm machen; wir b
suchten alle Orte, wo wir Vergnügen finden kon
ten, daher ward mein Vaterland, und sogar me
getödteter Vetter täglich mehr vergessen. I
hofte in Wien Dienste zu bekommen, um Ihn
von da aus gute Nachrichten von mir zu gebe
also war ich recht ruhig. Konrad brummte zwa

für den Aufenthalt in Hamburg, ich versprach ihm aber nur 14 Tage da zu bleiben, und befriedigte ihn damit einigermaßen; er meynte wol, ich würde hier Geld verthun, was ich bald nöthiger gebrauchen könnte, da ich ihn aber verhieß, nichts unnöthig auszugeben, und mich hernach nirgend mehr aufzuhalten, so bekam ich zu den 14 Tagen vollkommene Erlaubniß. Er meynte, daß ich schon von Hamburg aus an Sie schreiben sollte, und erbot sich, den Brief an einen seiner Verwandten einzuschliessen, welcher Ihnen solchen sicher einhändigen würde. Ich wollte aber lieber warten, bis ich Ihnen aus Wien etwas von meinen erreichten Absichten melden könnte.

Zu meinem Unglück sahe ich eines Abends in der Comödie eine Schauspielerinn, die meine Augen auf sich zog; blos um ihr einige Höflichkeiten zu sagen, gieng ich in die Garderobe, ich fand sie sehr artig, sogar sittsam, und sahe, daß sie wirklich schön war; ich ward verliebt, und beschloß, während meines Aufenthalts in Hamburg ihr die Cur zu machen: zu dem Ende bat ich sie um Erlaubniß, des folgenden Morgens zu ihr kommen zu dürfen. Serini bewilligte es nur halb, und that so zurückhaltend, daß ich mich verwunderte.

derte. Ich adonisirte mich, als die Zeit des B
suchs heranrückte, mit vielem Fleiß, und gieng
meiner Göttinn, welche ich in einem geschmackv
len, aber modesten Anzug fand. Sie war höfli
aber ernsthaft, beantwortete mir meine Schmeid
leyen entweder gar nicht, oder sehr kurz, oder th
als wenn sie mich nicht verstünde, und lenkte imm
das Gespräch auf gleichgültige Dinge: mit eine
Wort, sie machte die Rolle einer unbescholtene
rechtschaffenen Frau, die nicht geneigt wäre, ein
Liebeshandel einzugehen. Wie gefährlich ein so
ches Betragen ist, wissen wir Männer alle: me
ne Neigung für Serini und der Wunsch, von il
begünstiget zu werden, wurde dadurch größer, s
hatte mir aber so viel Achtung eingeflößt, da
ichs kaum wagte, es ihr zu gestehen. Sie sagt
mir, daß sie die Tochter des Direktors einer Schau
spielergesellschaft wäre, und an einen Balletmeiste
Namens Serini, verheyrathet gewesen sey, da
aber ihr Mann kurze Zeit nach der Heyrath gestor
ben wäre. Ich besuchte sie alle Tage, ward imme
mehr von ihr bezaubert, und durch ihr ernstes Be
tragen immer mehr zurückgehalten. Wenn sie in
Stück, was aufgeführt ward, zu thun hatte, so
war ich im Schauspiel, aber für sie allein; war

sie

Gesicht dabey, so passirte ich meinen Abend bey
Als die 14 Tage, die ich in Hamburg blei-
ben wollte, um waren, fragte Konrad: um wel-
che Stunde er morgen früh die Post bestellen sollte,
ich hätte ihn für diese Frage prügeln mögen! aus
Verdruß beantwortete ich sie gar nicht, sondern
gieng zur Serini. Konrad, der mich verschiedemal
zu ihr begleitet hatte, brummte, als ich die Thür
noch in der Hand hatte: da geht er wieder zu der
Hexe! ich rief ihm einen Schlingel hinein, und
setzte meinen Weg fort. Unterwegens faßte ich den
Entschluß: ihr meine Wünsche zu gestehen, und
nicht mehr so schüchtern zu seyn, es ist ja doch nur
alles Grimasse, dacht' ich, ich bin nur albern,
daß ich sie für Ernst halte — aber was habe ich
für Recht, Serini für eine versteckte Buhlschwester
zu halten, die weise, gesetzte Serini. Warum sollte
eine Schauspielerinn nicht auch tugendhaft seyn
können? Und warum will ich diese bereden, ihren
Grundsätzen untreu zu werden, da ich doch keine
ernsthafte Verbindung mit ihr eingehen will. Wärs
nicht besser, umzukehren, und Konrads Wink zu
folgen? So dacht' ich im währenden Gehen, und
gieng doch zur Serini, fand, da ich sie sahe, daß
es ohnmöglich war, abzugehen, ohne ihr meine
Liebe

Liebe umständlich erklärt zu haben, und daß ich
durchaus suchen müßte, die ihrige zu gewinn
Ich machte sofort den Eingang zu diesem wicht
Werke, sagte ihr: daß ich willens wäre, n
Wien zu gehen, und daß meine Abreise auf he
bestimmt gewesen sey, sie aber sey die Ursach, d
ich diesem Entschluß nicht gemäß handelte. Di
Beschuldigung lehnte sie so von sich ab, wie e
vierzehnjähriges Mädchen würde gethan haben, u
fragte ganz verlegen, was ich damit meynte? I
sprach weiter und deutlicher, sie schlug die Auge
nieder, und nach einer halben Stunde, in der i
ihr, wie ein Schulknabe, der seine Lection nic
kann, von Liebe, Flammen, Herzen, Schmerzen
abgebrochne Stücke vorgestottert hatte, war ic
so glücklich, zu entdecken, daß ich ihr nicht gan
gleichgültig war. — Aber, meinte sie, es sey am
besten, daß wir uns nicht wieder sähen, weil wir
ja doch nicht für einander geschaffen wären; sie be
kräftigte dies mit einem Seufzer, stund auf, nahm
ihre Handschuh und bat um Vergebung, daß sie
ausgehen müßte. Ich begleitete sie die Treppe her-
unter, weiter verbat sie es, und ich gieng verlieb-
ter als jemals, und voller Anschläge wie ich Seri-
nis Eigensinn gewinnen wollte, nach Hause. Als
ich

ald da anlangte, studirte ich auf eine Entschul-
gung, um noch in Hamburg bleiben zu können,
en ich fürchtete mich ordentlich vor den Konrad.
te sahe ihn nicht, als ich ins Zimmer trat, hörte
aber in der Kammer stöhnen, gieng hinein und
a ihn im Bette. Anfangs erschrack ich wirklich,
ich glaubte: es sey ihm etwa durch einen Fall
Unglück widerfahren, da er mir aber sagte:
er das Fieber hätte, so war ich so froh, als
r die beste Nachricht, die ich erhalten konnte,
n nun hatte ich einen Vorwand, nicht abzureisen,
aber dies Fieber gefährlich oder gar tödlich
n könnte, ließ ich mir nicht einfallen. Armer
nrad, sagte ich, wart Er, ich will gleich nach
em Doktor schicken, nun kann ich nicht fort,
er wieder gesund ist. Er meinte: wenn ich sonst
t wollte, so würde er aufstehen, wenn der Frost
rbey wäre, wir könnten ja doch noch ein Stück
eges machen, aber ich versicherte ihn, daß ich
nen so alten und treuen Diener nicht zumuthen
ürde, sich so krank er war auf eine Reise zu wa-
n, Er könnte ja wol unterwegens noch kränker
erden. Was ich Konraden sagte, war der Bil-
gkeit gemäß, wenn ich aber nicht meinen Wunsch
Hamburg zu bleiben, unter diesen Schmeiche-

leyen

leyen hätte verbergen wollen, so würde ich sie schwerlich gemacht haben, indessen brachten sie Vergnügen, er küßte mir die Hand dafür, ließ eine Thräne darauf fallen; es ist mir heute lieb, daß ich dem rechtschaffenen Alten d eine Freude gemacht habe. Er meinte: es w bald besser mit ihm werden, aber der gute M hofte zu viel, es fand sich heftige Hitze, Se stechen und Blutspeyen, er ward immer schlecht der Arzt, den ich ihm hatte holen lassen, gab sich meine Bitte alle Mühe, ihn herzustellen, ich bes te eine Wärterinn für ihn, und ließ es an nichts len, was erforderlich war, aber er starb den fünf Tag. Eine halbe Stunde ohngefähr vor seinem de kam ich nach Hause, er bezeugte ungemeine Fr de darüber: Gottlob, sagte er, indem er meine Ha an sein Herz drückte, daß Sie kommen, mein lie Gustav! ich dachte schon, daß ich nicht wü Abschied nehmen können; ich muß es ohnedem k machen, denn der Athem fehlt. Nun, ich will S Gott empfehlen, junger Herr, bedenken Sie Ih lieben Vater, und Gott; — und zuweilen auch Worte des alten Konrads: Sie sind gar zu flü tig — machen Sie sich fort, was sitzen Sie hie Sie müssen sehen unterzukommen — wie Sie sic

vo

..setzt haben. — Gott wird Ihnen wol wieder ..hr Vaterland helfen, aber betrüben Sie Ihren ..er nicht, sondern thun Sie immer, was recht.. ..ssen ist. — Ich hörte gewiß dies alles mit dem ..sten Vorsatze an, den guten Lehren des braven ..nrads zu folgen, und versprach es ihm; das ..z hätte mir zerspringen mögen, als er verschied. .. fiel auf seinen Leichnam, küßte ihn unter Thrä.. .., und gelobte nochmals, seinen Lehren zu folgen; .. begraben wollte ich ihn lassen, und einen andern ..dienten annehmen, alsdenn gleich abreisen. Es ..ete mich, daß ich während der Krankheit nicht ..hr Zeit bey ihm zugebracht hatte, dafür wollte .. nun, indem ich seinen Willen erfüllte, und dem ..mäß, sogleich von Hamburg abgienge, sein An.. ..nken ehren. Aber wo blieb Serini, werden Sie ..gen? — ganz aus meinem Herzen war sie in ..eser Stunde verbannt, ich dachte sogar mit Wi.. ..erwillen an sie. Konrad hatte Recht, da er sie ..ne Hexe nannte, ich wollte sie nicht mehr sehen. ..ies wird Sie wundern, weil Sie glauben, daß ..ch noch nichts als Tugend von ihr gesehen hatte, was ich Ihnen aber jetzt erzählen will, wird Ihnen beweisen, daß ich die Dame schon etwas genauer kannte als Konrad starb, und daß mir wenigstens

eine leise Stimme das zuflüsterte, was ich her[...] besser erfuhr. Den Morgen, nachdem Kon[...] sich gelegt hatte, besuchte ich sie wie gewöhnl[...] ich fand sie nicht, aber ihr Mädchen gab mir [...] Billet von ihr; der Inhalt desselben war, daß [...] mich um ihrer Ruhe willen bäte, sie zu vergesse[...] ich wär ein Edelmann, und sie die Tochter u[...] Wittwe zweyer Schauspieler. Dieser Abstand [...]stete ihr die traurige Gewähr, daß wir uns ni[...] dauerhaft verbinden könnten, und ein flüchtig[...] Engagement wäre sowol ihrer Ehre als ihrer De[...]kungsart zuwider. Sie gestünde mir, daß [...] nie einen Menschen so zärtlich, so feurig g[...]liebt hätte, als mich, sie wäre von der Zeit a[...] da sie mich kennen gelernt hätte, unglücklich; abe[...] sie wollte es seyn, wollte mich nie vergessen, [...] lange sie lebte nach mir schmachten, aber sie dürf[...]te mich nicht wieder sehen. Ich bat das Mädchen um Papier, Tinte und Feder, und beantwortete dieses Billet auf der Stelle. Der Ausdruck meiner wilden Leidenschaft, die ich itzt für tugendhafte Neigung hielt, lag so stark sie war in dieser Antwort. Ich klagte über ihre strenge Tugend, die zur Grausamkeit würde; schwur ihr, daß ich trotz aller Hindernisse, von denen sie träumte, sie besitzen müste, und bat mir auf diesen Abend die[...]

rlaubniß aus, mich weiter zu erklären. Ich
auf den Abend zu ihr, fand sie traurig und
ohne allen Zweck, wenigstens kann ich be-
eren, daß ich nie die Absicht hatte, sie zu heira-
bat ich, auf ihre Klagen, so viel, mich zu
n, daß sie mir endlich ein geneigtes Ohr gönn-
und nun erzählt' ich ihr, um mein Zutrauen zu
n, mein gehabtes Unglück, und jeden Umstand,
dazu gehörte. Etwas Absicht, sie zu bereden,
sie mit mir nach Wien gehen sollte, war hie-
wol auch, doch, ich sehe itzt, daß von dieser
lücklichen Plauderey mein ganzes Unglück her-
ommen ist. Was soll ich, sagte sie, als ich ge-
et hatte, aus alledem anders ersehen, als daß
einzige Mann, den ich auf Erden geliebt ha-
und lieben werde, unglücklich ist? Doch die
it und Ihres Vaters Bemühung wird alles wie-
r gut machen: Sie werden alsdenn in Ihr Va-
land zurück gehn, und in alle Ihre Rechte tre-
n: nur die unglückliche Serini, der Sie eine
idenschaft, welche sie noch nicht kannte, einge-
ßt haben, wird immer traurig seyn. Ich ver-
tzte: daß ich wenigstens auf lange Zeit für sie
ben könnte, und daß ich nicht einsähe, warum,
a wir uns liebten, es nicht natürlich wäre, die
reuden, die eine gegenseitige Neigung gewährte,

zu

zu geniessen, ohne uns um die Zukunft zu bek mern. Nach der Zeit bin ich über diesen Leich selbst erstaunt, und in der That, je mehr ich m eignen Begebenheiten überdenke, je mehr werde überzeugt, daß viele junge Leute blos aus Lei sinn nach und nach zu Verbrechern werden. weniger Zeit hatte ich das Unglück gehabt, ein Menschen das Leben zu nehmen, ich hätte es in ner ganzen Größe empfunden, aber itzt war d Andenken davon so verschwunden, daß ich v setzlich einen neuen Fehltritt begehen, und ei Frau, die ich für tugendhaft hielt, die vi leicht, wenn sie so gut war als ich sie glaub eine rechtliche Verbindung hätte treffen könne zum verbotenen Umgang verleiten wollte. Seri that, als wenn sie ein solches Vergehen veral scheuete, ich hatte einige Mühe, sie wieder zu b sänftigen, doch brachte ich es noch diesen Aben dahin, daß sie mir Beweise gab: sie beobachte di Ausübung ihrer strengen Grundsätze nicht so genau Bey der nächsten Zusammenkunft beklagte sie sich über mich und die Liebe, weil sie dadurch verführ worden wäre, den ersten Fehltritt in ihrem Leben zu begehen, und wollte sich diese Schwachheit nicht vergeben; doch meine Vorbitten und Tröstgründe

fanden

nd so viel Eingang, daß sie mit aller Nachsicht
die Wiederholung des gestrigen Fehlers nicht
erlaubte, sondern auch nun über nichts mehr
ge, als über unsre bevorstehende Trennung.
schlug ich ihr vor, mich zu begleiten; wir
nen, sagte ich, wo nicht immer an einem Ort,
wenigstens einander so nahe seyn, daß wir
oft sehen können, und ich verspreche, für ihre
uemlichkeit zu sorgen. Sie schlug mir es
haft ab, und stellte sich untröstlich, daß ich
en der Beweise, die sie mir von ihrer Leiden-
ft für mich gegeben hätte, sie nun für eine Un-
chämte hielt, welche ohne Bedenken einer jun-
Mannsperson in alle Welt nachlaufen würde.
r Handwerk, nach welchem ich sie vermuthlich
sehr leichtsinnig hielt, wäre ihr immer lieber als
e solche Lebensart, die öffentliche Schande nach
zöge, ich sollte nur glauben, daß Schauspiele-
nen eben so rechtschaffen seyn könnten als andere
auenzimmer; sie sähe aber wol, daß alles, was
für sie zu empfinden versichert hätte, weiter in
chts als in dem Affect bestünde, den wir Män-
er im Fall der Noth für die schlechtesten Weibs-
ute hätten: die Achtung aber, von der ich ihr
orgesprochen, sähe sie nicht; sie versicherte mich

aber, daß sie sich dieselbe zu verdienen bewußt
Sie fände sich leider betrogen in mir, daß sie
für wohldenkend gehalten hätte, welche Meyn
ihre Liebe vermehrt habe, diese Liebe, die nicht z
lassen, daß sie mir Gunstbezeugungen abschla
konnte, welche sie nie einem Andern als ihrem G
manne erwiesen hätte, nun sie dies aber geth
hielt ich sie für lasterhaft. Sie stellte sich bey
nach diesem Gewäsche ganz verzweifelt, heuch
die größte Reue, und wünschte sich den Tod.
verwendete alle meine Beredtsamkeit, um sie zu
sänftigen, und wegen meines beleidigenden Antra
Vergebung zu erhalten; versicherte, daß ich
unaufhörlich eben so hochschätzen als lieben würd
und nie sollte es mir wieder in den Sinn komme
Anträge zu thun, die sie nicht bewilligen könnt
Da mir mein Schicksal nicht verstattete, mi
länger hier aufzuhalten, so wollte ich mir Müh
geben, sie zu vergessen. Vergessen, Grausamer
schrie sie, und weinte bitterlich. Gehn Sie nur
nachdem Sie mich unglücklich gemacht haben, und
vergessen Sie mich! Aber, wie wollen Sie denn
daß es werden soll? versetzte ich, ich habe Ihnen
meine ganze Lage gezeigt, Sie sehen, daß ich fort
muß — Warum ist das nöthig, was fehlt Ihnen
hier?

bilden Sie sich doch nicht ein, daß man
hn in Schweden nicht vergeben wird, in einer
it von 6 Monaten kann alles abgemacht seyn,
wenn ists doch immer Ihrem Vater lieber, daß
als sein einziger Sohn, zu ihm zurückkommen:
n Sie aber engagirt sind, so können Sie das
, und er bleibt in einer größern Sorge, Sie
icht gar zu verlieren. Auf einer Seite konnte
ini Recht haben, ich dachte also nach, und
iebe unterstützte ihren Vorschlag. Bleiben Sie
, mein Bester, fuhr sie, als ich nichts ein-
ete, fort, bleiben Sie in Hamburg, widmen
die Zeit Ihrer Verbannung einer zärtlichen
undinn, wir werden uns täglich sehen und
en, und einige Zeit glücklich seyn, unter dieser
ingung bin ich die Ihrige, und so lange Sie
seyn müssen; und wenn denn die fürchterliche
unde unsrer Trennung kommt, werde ich mich
mit zu trösten suchen, daß alle Freuden dieser
lt aufhören, und daß wenigstens der glücklich
, den ich über alles in der Welt liebe. Ich
llte noch einige nichtsbedeutende Einwürfe ma-
en, sie ließ mich aber kaum recht zum Worte
mmen, und schlug alles, was ich sagte, mit vie-
scheinbaren Klugheit nieder. Den Tag vor

Konrads Tode hatte sie mich gefragt: ob Singl
noch lebte? den sie sehr gut kenne, weil er ihr
der Zeit, da ihres Vaters Gesellschaft und er
Mannheim gewesen, Stunden im Französisch
gegeben, und überhaupt ein guter Freund ihr
Hauses gewesen sey? Sie sagte mir auch: ihr Va
hätte kurz vor seinem Tode Briefe von ihm geha
wo er gemeldet hätte, es gienge ihm sehr wohl
Stockholm. Ich sagte ihr: daß Singlier mir zw
bekannt sey, ich wüßte auch, daß er noch leb
aber übrigens hätte ich wenig Umgang mit ihm g
habt, und nie bey ihm Lection genommen. Oh
Zweifel hatte sie viel Freude, daß sie einen B
kannten in Stockholm, der auch der meinige wa
anführen konnte, und daß meine Bekanntscha
mit ihm nicht allzuweit gieng, daß ich sei
Hand nicht kannte, war vermuthlich der zwei
angenehme Umstand für sie; hierauf nun wu
den, wie ich jetzt sehe, alle ihre Betrügerey
gegründet. Als ich ihren zauberischen Vorstellu
gen nachgegeben hatte, nahm sie die Miene a
als dächte sie nach, wissen Sie was? sagte s
denn, schreiben Sie an Ihren Herrn Vater, ic
werde den Brief in einen an Singlier einschließen
durch den also können wir die sichersten Nachrichten
ein

wehen; es ist ein sehr guter Umstand, daß Sing-
e nicht allzubekannt in Ihres Vaters Hause ist,
aber wird kein Mensch darauf verfallen, daß in
inen Briefen Nachrichten an diesen, von seinem
Sohn befindlich seyn würden; und seyn Sie ver-
sichert, daß Singlier ein ehrlicher Mann ist, der
als aufs Behutsamste hin und wieder bestellen
wird. Daß der Brief richtig und unerbrochen an
h gelangen möchte, versprach sie mir ebenfalls
rch gute Canäle zu besorgen; zugleich aber fügte
die Warnung bey, ich möchte in meinem Schrei-
n an Sie, lieber Vater, nichts von ihr einfließen
sen, weil die Väter argwöhnisch wären, und Sie
n nicht nöthig hätten, von unsrer Liebe etwas
ahnden. Auch sie wollte an Singlier nicht an-
s, als im Namen ihres Vaters schreiben, dies
ginge recht gut an, da er noch kein Wort von
nem Tode wisse, und ihm bekannt sey, daß sie
fast immer für den Vater habe schreiben müssen.
Es schien mir in der That nichts bequemer, als
diese Gelegenheit, Briefe von Ihnen zu erhalten,
wenigstens konnte ich die erste Nachricht dadurch
kommen. Was sollte ich Ihnen aber eigentlich
hreiben? die Serini beantwortete diese Frage:
Sie geben Ihrem Vater Nachricht, daß Sie ge-

 sund

sund in Hamburg angelangt sind, und — hat e
ausdrücklich von Ihnen verlangt, daß Sie au
wärtige Dienste nehmen sollen?

Ich. Nein, aber es versteht sich, daß ic
thun muß, er hats vermuthlich in der Eil vergesse
und wirds gewiß billigen, denn ein Edelmann kan
in meinem Fall nicht anders handeln.

Serini. Welche Einbildung! Sie meine
Ihr Vater würde Ihnen befohlen haben, fremd
Dienste zu nehmen; ich meyne es aber nicht: S
sind sein einziger Sohn, sind Sich Ihrer Famil
schuldig.

Ich. Es giebt mehr Oldenholms.

Serini. Aber keiner ist Ihres Vaters Soh
Nein, folgen Sie mir, und bleiben wenigste
vor der Hand hier. Schreiben Sie nur bald, Si
werden nirgends eine so sichre Gelegenheit finde
als ich Ihnen anbiete. Sie hören denn doch, wi
es zu Hause um Ihre Sache aussieht, und könne
Ihren Vater wegen österreichischer Dienste frage
wer weiß denn aber, ob nicht gar so gute Nach
richten einlaufen, nach denen Sie in Kurzem wie
der in Ihr Vaterland gehen können; ists seine Mei
nung auch, denn können Sie ja gleich abgehen.
Sie werden mir gestehen, daß diese glatten Worte

die

di so vernünftig schienen, mich überreden konnten, nigstens glaubte ich, Serini hätte vollkommen echt, und so entschloß ich mich, an Sie zu schreiben, und Ihre Antwort in Hamburg abzuwarten. Mit der Vernunft schien mir dies vollkommen zu nmen, und das Herz befand sich um so besser ben, weil es in dieser Zwischenzeit ohne strafbar seyn, bey der Serini glücklich war.

So also stand die Sache, als mein guter onrad starb, und mich vorher durch seine Warungen erschreckte; Sie begreifen also, warum ich einen ganzen Tag beynahe anders gestimmt ar, und einen Unwillen auf Serini empfand. ätt' ich keine strafbaren Absichten gehabt, länger Hamburg zu bleiben, so konnten Konrads letzte ehren meinen Entschluß nicht verändern, weil er doch auf wahrscheinlich guten Gründen beruhete, as Gewissen also blos wirkte diese Veränderung. Ich fühlte, indem ich die Wohlmeynung des guten Konrads erkennen mußte, daß ich, durch üble Absichten geleitet, in die Rathschläge der Serini verflochten war, und fand hierüber Verdruß auf mich selbst, welcher mit über den Verlust dieses redlichen Dieners verbunden war; in dieser Stimmung

mung schien mir Serini ihre Klugheit und di ganze Sache strafbar.

Spät des Abends von diesem Bustage tra Serini in mein Zimmer, ich erschrack vor ihr, da sich mein Innerstes erschütterte, und war unvermö gend, sie anzureden. Sie entschuldigte sich wege ihres Ueberfalls mit der Besorgniß um mich, in dem sie durch ihr Mädchen, welche eine Mag des Gasthofs kennt, erfahren hätte, daß mei Bedienter gestorben sey, ja, man hätte ihr soga gesagt, ich selbst wäre nicht wohl, deswegen hab sie kommen und sehen wollen, ob sie mir zu wa gut seyn könnte. Sie stellte sich erfreut, daß we nigstens die Nachricht von meiner Unpäßlichkei falsch wäre, beklagte meinen Verlust und redet mir zu, nicht so traurig zu seyn. Ihre Gegen wart söhnte mich schon ein wenig mit ihr aus, ich hatte nicht das Herz, ihr etwas von meinem Vor haben, gleich nach Konrads Begräbniß abzugehen zu sagen, indessen merkte sie aus dem, was wi von der Sache sprachen, etwas davon, aber si stellte sich gleichgültig dabey, wenn Sie, sagt diese Schlange, etwa doch noch fortwollen, s lassen Sie mir nur den Brief an Ihren Vater zu

rück

ück, im Fall Sie ihn mir noch anvertrauen wollen, und schreiben Sie mir immer, wo Sie zu finden sind, damit ich die Antwort nachschicken kann. Es war, als kränkte michs, daß ihr so wenig an mir gelegen war. Sie sollen mich los werden, sagte ich Unbesonnener halb zornig: haben Sie nur noch einen oder zwey Tage Geduld. Loswerden? versetzte sie, wie soll mans Euch Männern denn recht machen? Sie thun so gleichgültig gegen mich und so böse, als wenn ich Schuld wär, daß Ihr Bedienter gestorben ist, und als ob ich Ihnen den Rath, hier Nachricht aus Schweden abzuwarten, aus schlimmer Absicht gegeben hätte. Ich läugne zwar nicht, daß meine Freundschaft zu Ihnen auch einen kleinen Theil bey meinem Rath hatte, sobald Sie aber glauben, daß er Ihnen überhaupt schädlich ist, kann ich Ihnen nicht zumuthen, ihn zu befolgen. Machen Sie also, was Sie denken, ich dächte aus dem Anerbieten, daß ich Ihnen die Antwort Ihres Vaters, wohin Sie verlangen, nachschicken will; sollten Sie deutlich genug sehen, wie uneigennützig ich bin. Nachdem Sie nicht eher Ruhe hatten, bis Sie mein Herz gewonnen und mich dahin gebracht haben, wo ich nie durch eine Mannsperson hingebracht zu werden glaubte,

sind

sind Sie verdrüßlich und unentschlossen, ob S[illegible] gehen oder bleiben wollen, und ich bin stark genu[illegible] Ihnen in allen Fällen meine Dienste anzubieter[illegible] so ist aber der Unterschied zwischen Männer- ur[illegible] Weiberliebe. Sie stand bey diesen Worten au[illegible] und that als ob sie gehen wollte, und ich, de[illegible] während sie sprach, mich als einen albernen ur[illegible] unerkenntlichen Menschen verdammte, sie aber fi[illegible] wirklich beleidigt hielt, ergriff schnell ihre Han[illegible] und bat um Vergebung, und versicherte alles, wa[illegible] sie gern hörte. Nachdem unser Friede gemac[illegible] war, bewies sie mir, daß es unnütz wäre, ferne[illegible] an eine weitere Reise zu denken, bis Nachrichte[illegible] aus Schweden eingelaufen wären, weil ich ja doc[illegible] nicht recht wüßte, wohin, ohne eine gewisse Be[illegible] stimmung herumreiste, und Geld ausgäbe. Die[illegible] alles war nicht zu läugnen, ich fand, daß ich z[illegible] bedenklich gewesen war, und dachte, daß, wenn[illegible] Konrad den Rath der Serini gewußt hätte[illegible] welcher meinen Aufenthalt in Hamburg nur s[illegible] lange bestimmte, bis Nachrichten durch die Be[illegible] kanntschaft mit dem Singlier eingelaufen wä[illegible] ren, er gewiß nichts darwider gehabt hätte, daß ich noch so lange hier bliebe. Ich war nun wieder ganz in ihren Netzen, und ehe sie noch weg

gieng,

ng, völlig überzeugt, daß sie so klug als schön, so rechtschaffen als klug wär. Ich schrieb etwa ey Tage darauf an Sie, lieber Vater, und gab den Brief. — Ehe ich weiter gehe, muß ich nen noch eine Unbehutsamkeit erzählen, welche ne Zweifel mein Unglück am meisten bewirkte. en Abend, da ich der Serini meine Geschichte erlte, zeigte ich ihr auch das Billet, was mir der auer, in dessen Hütte ich verborgen war, zur ntwort von Ihnen brachte. Wie von ohngefähr, ckte sie dasselbe ein, und ich ließ es theils aus ichtsinn, theils weil ich es ihr nicht abfordern ollte, um ihr kein Mißtrauen zu zeigen, geschen. Ohne Zweifel konnte sie andre Hände nachhreiben, und wollte also die Ihrige aus diesem Briefe lernen, auch fehlte mir einmal, da sie mich esucht hatte, mein Petschaft, einige Tage nachher and ich es in einem Winkel des Zimmers liegen; ie zwar stellte sich selbst, da sie eben wieder bey mir war, als fände sie es, und gab mir einen Verweis dabey, daß man ein Petschaft nicht so müsse herumliegen lassen, weil sichs leicht Jemand zu falschen Wechseln bedienen könnte. Sie gab mirs vermuthlich wieder, weil nur ein Brief damit zu siegeln war, denn sie hatte beschlossen, daß ich

nur

nur einen von meinem Vater erhalten sollte.
kann jetzt dies alles beynahe gewiß wissen,
Händenachmahlen beweist der Brief, den mir
hann von meiner Gemahlinn bringen mußte,
deren Hand sie ohne Zweifel etwas zu erwisc
gesucht hatte, als wir noch in Regensburg war
das Uebrige läßt sich leicht hinzudenken, denn
sie wirklich an Singlier geschrieben, und di
die falschen Nachrichten geschmiedet haben so
ist doch nicht wahrscheinlich. Ich weiß wenig,
hier Herr von Oldenholm, der Vater, ein, von
ses Mannes Denkungsart, aber hier ist er leicht
rechtfertigen, da ich es durch Andere weiß, daß
um die nemliche Zeit, als Du aus dem La
giengst, gestorben ist. So ists also, fuhr Gus
fort, ausgemacht, daß meine Briefe an Sie nie
ihren Händen kommen sind. Einige Wochen, na
dem ich ihr den ersten gegeben, lief Antwort dar
ein: sie war betrübend; mein Prozeß, schrieben S
würde mit aller Schärfe geführt, und alles Unre
auf mich allein gebracht, ich sollte sobald nicht w
der in mein Vaterland zurückkommen, wenn ich m
nicht der schärfsten Ahndung aussetzen wollte. S
riethen mir sogar einen fremden Namen anzun
men, und im Verborgnen zu bleiben, am allern
nigst

ten sollte ich in kaiserliche Dienste gehn, wo wel-
von meinen Feinden mich leicht ausfinden könn-
und ich alsdann vermuthlich würde ausgelie-
werden. Sie riethen mir, den Kanal beyzube-
ten, durch den ich so gut Nachrichten von Ihnen
ben könnte, und hoften wol, daß sie nicht immer
schlimm seyn würden: vielmehr glaubten Sie, mei-
Feinde mit der Zeit zu besänftigen, und wollten
zu keine Mühe sparen. Sollte es mir am Gelde
len, bis meine Sache ausgemacht wäre, so könnte
Ihnen durch Einglier Nachricht davon geben. Hät-
ich ein wenig nachgedacht, so konnte mir manches
diesem Briefe unwahrscheinlich vorkommen, aber
sahe Ihr Siegel, Ihre Handschrift und war weit
von entfernt, den geringsten Verdacht auf Serini
setzen. Im Gegentheil banden mich die so wi-
rigen Nachrichten noch fester an ihre Rathschläge,
eil etwas dabey war, das sie vermuthet hatte; ich
ußte ihr also den Einfall, den sie gehabt, vor
llen Dingen an Sie zu schreiben, noch Dank wissen.
Jetzt hielt ich sie meiner Liebe und meines Zutrauens
noch werther; sie nahm auch von der Zeit eine
gewisse Herrschaft über mich an. Ich durfte nicht
lange nachsinnen, was für eine Art, verborgen zu le-
ben, ich erwählen sollte; Serini bewies mir durch

eine

eine Menge Gründe: das Beste sey, mir einen
gerlichen Namen zu geben, und mit ihr als Sch
spieler zu einer andern Gesellschaft zu gehen. A
prallte ich vor diesem Vorschlag zurück: allein,
Serini konnte zu allem überreden: alles von
schönsten Seite zeigen: sie hatte mein Herz auf i
Seite, und ihre Gabe zu überzeugen, wußte, w
sie wollte, auch die Vernunft einzunehmen. A
wird es Ihnen, sagte sie, schaden, daß Sie unter
nem fremden Namen bey einer Schauspielerge
schaft wären, wenn Sie einmal wieder als Ba
Oldenholm in ihr Vaterland zurückgehn und I
Güter antreten? Und sind Sie etwan so lange u
ter Spitzbuben gewesen? Ich denke nicht; Sie w
ren bey einer Gesellschaft, welche durch die Mor
die vom Theater so schön vorgestellt wird und du
das Reitzende, womit sie sich dem gemeinen We
so unentbehrlich macht, Achtung verdient und erhä
und wovon die Mitglieder tugendhaft seyn dürfe
so viel sie wollen. Daß es lüderliche Leute drun
giebt, darf ihnen den Stand selbst nicht verdächt
machen, es giebt dergleichen unter allen Stände
Wie ich sie jetzt hinlänglich kenne, sind sie nicht zu
Sparsamkeit geneigt. Ihr Herr Vater schreibt zwa
daß er, wenn's Ihnen mit der Zeit an Geld fehle

sollt

e, welches nachschicken wollte, aber das, was
haben, würde nicht lange dauern, wenn Sie in
llschaft geriethen, die Sie zum Spiel und zu
n Ausgaben verleiteten. Ihr Vater weiß aber,
er ihnen eine gute Börse gegeben hat, und daß
in einem verborgenen Zustande lange dauern
, so geschwind also glaube ich nicht, daß Sie
er frisch Geld verlangen können, und wenn Sie
er Fremde in Schulden geriethen, denn wären
gewiß sehr übel daran. Diese Vorstellungen
den von den größten Schmeicheleyen begleitet,
berwältigten mich, ich gesteh' es, aber gewiß
de es nicht geschehen seyn, wenn die Liebe, die
als noch so stark für Serini in mir herrschte, zu-
ßen hätte, daß ich mich widersetzen durfte. Sie
te einmal Gewalt über mich, das war der große
nkt, der alles entschied, und da ich zudem immer
e gewisse kindische Neigung für Theater-Rollen
abt hatte, so gewann ich nach dem klugen Rai-
nement der Serini, den Gedanken, während mei-
n Incognito ein Schauspieler zu seyn, ordentlich
b. Sie schrieb an den Director der Gesellschaft,
e damals in Regenspurg war, und engagirte uns
eyde auch unter dem Namen Scheidemann, denn
Hamburg, wo ich schon unter meinem eigenen

Namen

Namen bekannt war, ließ sich freylich kein sol
Engagement für mich treffen. Einige Zeit nac
giengen wir an zwey verschiednen Tagen ab, tr
aber Abrede, wo wir uns unterwegens wiederfin
wollten, und kamen zusammen in Regenspurg
Des Wohlstands wegen wollten wir nicht zusam
logiren; Serini war am meisten dawider, aber
überließ mir ihren Bedienten, den sie mir bisher
geliehen hatte, itzt völlig. Kurze Zeit n
unserer Ankunft schrieben wir nach Schwed
ich berichtete Ihnen, daß ich in Regensb
unbekannt lebte, mehr ließ mir doch mein
wissen nicht zu, obgleich Serini, um mir mei
neuen Stand desto achtbarer zu machen, me
te: ich würde Ihnen dadurch nicht mißfall
Es kam keine Antwort, aber Serini vermochte n
allen Kummer darüber zu benehmen: sie sor
für Zerstreuungen, Soupee, Tanz, und allerley
göttlichkeiten, in denen Geschmack und Empfindu
war. Da niemand wußte, wer ich eigentlich wa
so konnte michs auch nicht entehren, da selten
mand von gutem Stande dabey war; doch zuweil
hatte sie auch junge Leute von Ansehen zu Gäste
welches fast immer Liebhaber von ihr waren; d
sie aber ihre verstellte Zurückhaltung gegen sie a

nahm

..t, und mit mir vorzüglich freundschaftlich um..., so ward ich dadurch nur mehr an sie atta..., und war stolz darauf: daß meine liebe Se... auch Andern gefiel. Daß sie die nemliche ...stellung hier annehmen konnte, die sie anfangs ...n mich bewies, fiel mir nicht ein, weil ich ...ubte: es sey ihr Ernst gewesen, mir zu wider...en, und nur die Liebe hätte diesen Vorsatz über...den. Ich hielt sie also keiner Buhlerkünste fä..., dachte nicht daran, daß sie Andere neben mir ...ünstigen könnte, wie ich es nach der Zeit wol ...kte. Diese Einfalt war mir auch eben nicht zu ...denken, da ich noch nicht viel galante Frauen...mer kannte. Zu den erwähnten Festen mußte ... freylich oft Geld vorschießen, und da ich ihr ...nein Geschenke machte, so nahmen die 500 ...stolen, die ich durch Ihre Güte hatte, merklich ..., aber dies war meine Sorge nicht, wenn Serini ...was verlangte. Unter der Gesellschaft war ein ...wisser Werner, welcher vor ohngefähr einem ...ahre, ebenfalls aus Hamburg, hingekommen war, ... gehörte dort zu Hause, und hatte ganz ansehn...che Verwandten unter der Hamburger Bürger...haft. Dieser ward mein Freund, und ich bekam ...ertrauen zu ihm. Seine sittliche Aufführung, und

die

die Ehrlichkeit, die alle seine Handlungen begleit erwarb ihm Achtung bey der Troupe, so wie denen vom Publico, die ihn kannten. Er kan Serini genug, um ihr nicht sonderlich gewogen seyn. Da wir näher bekannt wurden, schien mir, als wollte er mich vor ihr warnen; er sa mir zuweilen ganz offenherzig, ob ich ihm gle von meiner Herkunft und Erziehung nichts sag wollte, so urtheilte er doch, daß ich nach beyd zu meiner jetzigen Lebensart nicht bestimmt wä und endlich erklärte er sich deutlich, daß es ihn v drösse, mich in den Netzen einer Frau, wie Seri wäre, zu wissen. Ich war damals noch nicht f hig, diesen Wink anzunehmen, sondern bezeigte ih vielmehr mein Mißfallen darüber, daß er sie m verdächtig machen wollte. Er zuckte die Achseln ur meinte, die Augen würden mir aufgehen. Na einiger Zeit führte er seinen längst gehabten Vo satz, das Theater zu verlassen, aus, und gien nach Hamburg zurück, wo er auch eine Wittn geheyrathet, und mit ihr ein Coffeehaus bekomme hat: er bat mich, ihm 500 Thaler vorzuschießen und versprach mir Sicherheit darüber zu verscha fen. Es war ohngefähr noch einmal so viel al diese Summa in meiner Casse, aber ich konnte e

nich

icht abschlagen, und wollte es auch einem so ehr-
lichen Manne, wie Werner war, nicht verweigern.
Wo ich künftig was hernehmen wollte, glaubte ich
zu wissen: ich durfte meiner Meynung nach nur
noch einmal an Sie, lieber Vater, schreiben; denn
daß ich noch keine Antwort erhalten hatte, schrieb
ich endlich einer guten Ursach zu, ich glaubte nem-
lich, Sie hätten Hoffnung, mir bald gute Nach-
richten geben zu können, und wollten dies noch
erwarten. In diesem Fall dürfte ich Sie nur noch
um etwas Reisegeld, oder wenn ich noch nicht kom-
men dürfte, um etwas Beystand bitten, und Ihnen
versprechen, daß ich künftig besser haushalten woll-
te; wenn es mir bis dahin fehlte, konnte ich, wie
mir dünkte, entweder von der Serini, der ich mei-
nen wöchentlichen Gehalt überließ, oder durch ihre
Vermittelung leicht Vorschuß erhalten. Also gab
ich Wernern ohne Bedenken das Verlangte: er bat
mich beym Abschied, ohne alle weitere Zurückhal-
tung die Ketten der Serini abzuwerfen, und ihm
nach Hamburg zu folgen. Sie haben allerhand
Fähigkeiten, sagte er: und können eine andre Le-
bensart erwählen. Etwas wären mir die Augen
schon geöfnet, da er mir dieses sagte: ich dachte
also der Sache nach. Er gab mir: um mich noch

mehr zu überzeugen, bey dieser Gelegenheit die
Beweise von der Serini Bemühung, Ränke und
der Gesellschaft zu machen, Händel und Eifersuc
anzurichten, und von ihrer Falschheit und Buhl
kunst. Ich hatte von alledem wol schon hin u
wieder etwas mit geheimen Mißfallen bemer
Werner aber machte ein sehr lebhaftes Gemähl
davon, da ich es hingegen noch immer für ein
leichten Schatten in ihrem Charakter gehalten hat
Ich versprach ihm, bald zu folgen, und hatte hi
zu besonders die Hoffnung im Sinn, von der
Ihnen jetzt eben gesagt habe; nur Briefe von Ihn
wollt' ich also noch abwarten. Nach einigen W
chen erschien ein Brief von Singlier, er meld
der Serini, daß Sie gefährlich krank wären, u
er also den Brief von mir noch nicht habe ab
ben können. Diese Nachricht verursachte mir v
Angst, Serini selbst stellte sich äußerst unruhig d
über, sie that wirklich fast bekümmerter als i
und gewann aufs neue mein Zutrauen. Ich sa
ihr: daß ich nicht wüßte, was ich machen sollte,
es mir schon an Gelde fehlte; warum, antwort
sie, haben Sie auch Wernern den Vorschuß
than? Wundern Sie sich nicht, daß ichs weiß,
selbst hat es jemanden von der Gesellschaft erzäh

un

nd dieser hat es mir gesagt; Sie hätten mich erst
in Rath fragen sollen, indessen nun ists geschehen,
h werde Ihnen etwas vorschiessen. Hoffentlich
ird sichs mit Ihrem Vater bessern, schreiben Sie
ur gleich wieder an ihn, und bitten um Geld;
Berichten Sie zugleich, daß Sie einen ehrlichen
Mann aus grosser Verlegenheit gerissen hätten, dies
ird er billigen, und auch sehen, daß Sie nicht
lles verthan haben; ich werde den Brief sogleich
bschicken, und den Singlier bitten, ihn sobald als
möglich abzugeben. Ich folgte diesem Vorschlag,
eß Ihnen wegen Ihrer Krankheit meine Bekümmerniß
sehen, und schrieb alles, was Serini mir
erathen hatte; auch bat ich zugleich, das Geld
urch den Singlier an einen Kaufmann in Regensburg,
mit dem sie's abzumachen versprach, durch
Wechsel zu übermachen; dieser sollte es an einen
gewissen Scheidemann zahlen. Alle diese Vorsicht
diktirte Serini freylich aus keiner andern Ursach,
als um mich desto besser zu hintergehen, ich hielt
sie aber aus ganz andern Gründen für nöthig. Es
kam Antwort von Singlier, aber gewiß die Betrübteste,
die ich zeitlebens erhalten hatte, und je
hoffentlich erhalten werde; er schrieb: daß Sie gestorben,
und Ihre Güter an einen andern Olden-

holm vergeben wären. Wie sehr mich dieses v
meinte doppelte Unglück niederschlug, darf ich I
nen nicht beschreiben, ich war ganz ohne Tr
und auf einige Wochen zu nichts fähig. Seri
welche mit mir klagte, und oft Thränen verg
verließ mich nicht; man war genöthigt, die Stü
in denen wir immer die Hauptrollen machten, v
gen meiner betrübten Gemüthsverfassung, die S
rini für eine Krankheit ausgegeben hatte, weg
lassen. Serinis öftere Gegenwart fieng mir
unerträglich zu werden; sie merkte es, und suc
alle Schmeicheley, alle Zärtlichkeit hervor, um m
wieder an sich zu ziehen. Im Grunde hatte
ihr, dem Anschein nach freylich nichts vorzuwerfe
aber der Gedanke, daß ich Werners Vorstellu
Gehör geben und das Theater verlassen sollte, v
ließ mich jetzt nicht mehr, ich sahe sie als eine V
hinderung dieses Vorsatzes an, und fürchtete m
vor ihren Einwendungen. Zudem hatte das, w
Werner mir hinterbrachte, einigermaßen Wur
geschlagen, da ich also mißmüthig war, suchte i
wieder hervor; ich wußte jetzt auch selbst, daß
verschiedene Besuche annahm, und große Geschen
bekam. Dies alles that sie, ich hingegen hatte n
mit einer andern sprechen dürfen, wenn ich ni

Ve

Vorwürfe von ihr haben wollte; änderte ich mein Betragen gegen diese Person nicht sobald, so ward ich verfolgt, und bey Gelegenheit die bitterste Rache an ihr genommen. Dies alles hatte nun Stärke genug, mein Herz bey ihren neuen Schmeicheleyen zu verhärten; um sie aber zu täuschen: stellte ich mich, als hätte ich noch alle Liebe und Zutrauen zu ihr wie sonst. Allein, sie trauete doch diesem Schein nicht: denn eine so listige Creatur wie sie mochte wol sehen, daß es nicht Ernst war, und verdoppelte ihre Bemühungen um mich, sie brachte mir unter andern 400 Thaler, weil ich, wie sie sagte: doch nicht alles einzeln von ihr fordern könnte, und meinte: da sie schon mehr als dies von mir empfangen hätte, so dürfte ichs ihr nicht wiedergeben. Dies mußte mir in der That wieder an ihr gefallen; ich war so konfus, daß ich selbst nicht wußte, was ich eigentlich von ihr denken sollte, beynahe bereuete ich, daß ich ihr Unrecht gethan hatte. Indessen, ich wollte fort, und das sollte sie nicht wissen, weil ich glaubte, sie würde mich davon abhalten, oder mitzugehen verlangen, folglich gewann sie mich doch durch diese Gefälligkeit nicht wieder; es verdroß mich sogar, daß ich sie von ihr annehmen mußte; aber ich brauchte Geld, und es

war

war auch gewiß, daß sie weit mehr, als dies, ve
mir erhalten hatte; zudem konnte ich sie, mein
Meynung nach, immer durch das, was ich be
Wernern stehen hatte, bezahlen. Weil ich nu
aber dieses Geld zu meiner Abreise anwenden wol
te, war ich sehr sparsam damit. Um diese ba
ungehindert antreten zu können, gab ich dem Ve
langen des Directeurs, wieder auf der Bühne z
erscheinen, nach; und stellte mich freundlich gege
Serini. Ich wollte sie durch beydes sicher mache
und denn auf einmal Abschied von ihr nehmen, die
sollte meiner Absicht nach nicht eher geschehen, al
wenn die Post schon angespannt wäre, mit der ic
fort wollte. Sie ward auch wirklich durch mei
Betragen sicher gemacht, wie sie denn auch bal
nachher ohne alle Zurückhaltung verlangte, daß ic
sie heyrathen, und nun, da ich in meinem Vater
lande nichts mehr zu verlieren hätte, mich ihr au
Lebenslang weihen sollte. Ich durfte ihr nicht so
antworten, als ich gewünscht hätte, weil ich ihr
allen Verdacht benehmen wollte, also lehnte ichs
nicht ganz ab, ohne jedoch was zu versprechen.
Sie bemerkte sehr wohl, daß ich meiner damaligen
Lebensart überdrüßig war, und sagte mir: wir
könnten, sobald ich wollte, das Theater verlassen,

nu sie selbst fienge an einen Ekel dagegen zu haben, , sie redete mir von einem großen Bekannten in nsterdam vor, der mir gewiß, wenn ich nur riegsdienste und meinen rechten Namen wieder nehmen wollte, mit Avantage anheifen würde. ch hatte nicht Lust diesen Vorschlag einzugehen, esonders da eine Verbindung mit ihr dazu nöthig ewesen wär: mein Wille war nach Hamburg, nd von da nach England zu reisen, wo ich entweder zu Lande, oder zur See Soldat werden wollte.

Unter diesen Beschäftigungen meiner Gedanken, erblickte ich eines Abends im Schauspiel meine uise, und von diesem Augenblick an gehörte ich ihr llein. Die Liebe macht listig! da sie sich des folgenden Abends mit ihrer Verwandtinn wieder in der aemlichen Loge befand; that ich, als wüste ichs nicht, und gieng hinein. Es gieng alles nach meinem Wunsch, die Musik schafte mir Eingang bey ihren Aeltern. Ich entdeckte zu meiner größten Freude: daß die Person, die mir itzt über alles in der Welt gieng, nicht gleichgültig gegen mich war, und dies erregte meine Wünsche, meine Hoffnung immer mehr. Welch ein Unterschied unter dem, was ich für Luisen em-

empfand, und für die Serini empfunden hatte! A
diese lockte mich Sinnlichkeit, und nur ihre Kün
waren an dem Eifer schuld, womit ich mich ihr e
gab; da aber derselbe am stärksten war, bliebs do
nur immer ein wilder Trieb. Luisens Schönheit ha
te zwar den ersten Eindruck auf mich gemacht;
bewirkte das Verlangen, sie näher kennen zu lerne
und ihren Beyfall zu erhalten; aber da ich sie n
einmal gesehen und mit ihr gesprochen hatte,
mischte sich die größte Hochachtung in meine Lieb
Ich ehrte ihre Tugend und Unschuld viel zu sehr, al
daß ich einen Wunsch, sie zu beleidigen, hätte thun sol
len: allein, ich wünschte sie zu besitzen, und glaubte
daß ich alsdenn der glücklichste Mensch seyn würde
Freylich konnt' ich, wenn auch Luise und ihre Aelter
mein Herkommen erführen, auf dieses Glück nich
rechnen, denn was hatte ich ihr anzubieten? Doch
meine Leidenschaft, und der Wahn, daß ich wieder
geliebt würde, ward bald so mächtig, daß ich alles
dies für kein Hinderniß mehr hielt. Ich wagte Luisen
zu schreiben, und ihr meine Liebe zu gestehen, da ich
sie, nachdem sie diesen Brief erhalten hatte, sahe, fand
ich nicht, daß er übel aufgenommen worden war.
Ich schrieb den zweyten, und gab ihr etwas von
meinem eigentlichen Stande zu verstehen. Gern
hätte

hätte ich mich deutlicher ausgedrückt: wenn sie aber den Schritt, den ich gethan hatte, ein Schauspieler zu werden, entschuldigen sollte, so muste ich ihr meine ganze Geschichte mittheilen, und dies wäre zu weitläuftig gewesen. Ihre Antwort entzückte mich, ich erfuhr aus selbiger, daß sie viel Neigung zu mir hatte, und dies öffentlich zu beweisen wünschte. Sie hatte einen reichen Freyer, den sie sichtbarlich haßte, aber ihre Aeltern bestunden darauf, daß sie ihn nehmen sollte. Sie wurden wirklich verlobt, und die Vermählung sollte bald seyn; dieser Umstand vermehrte mein Verlangen, Luisen zu entführen, und ich nahm mir vor, daß, wenn ich ihre Einwilligung erhalten könnte, wir uns in Hamburg einschiffen wollten, ich gienge denn mit ihr in einen andern Welttheil, und dort stellte ich mir lauter goldne Berge vor. Wenn ich denn ein großes Vermögen erworben hätte, wollte ich wieder mit ihr nach Europa, und vielleicht in mein Vaterland gehen. — Ein französischer Kaufmann, der sich damals in Regensburg aufhielt, hatte dort eine Liebe; das Mädchen, welches eine Kaufmannstochter war, stimmte zwar in seine Wünsche, die Aeltern aber wollten, da sie protestantisch waren, nichts von dieser Heirath hören. Ich weiß selbst nicht, woher es kam, daß dieser

Mensch

Mensch meine Freundschaft suchte, wir vertrauet ben mehrerer Bekanntschaft einander die Angelegeheiten unsrer Herzen, und ermunterten einer den andern, unsere Geliebten zu bereden, daß sie uns folten. In dieser Absicht schrieb ich Luisen, und er seinem Mädchen. Luisens Entschluß entsprach meinen Wünschen! ich hatte recht geurtheilt, daß die Ang einem Menschen, den sie haßte, übergeben zu werden ihn desto schneller bestimmen würde, und mein Lion scher Freund war mit seiner Geliebten eben so wei Ich brachte ihn leicht dahin, daß er mit mir den Weg nach Hamburg nahm, weil er selbst meynte daß dieser seine Flucht mit dem Mädchen desto besser verbergen werde. Sobald wir nun alles in Richtigkeit hatten, meldete ichs Luisen, und bestimmte, wo sie mich den folgenden Abend finden würde Serini hatte mich, ehe ich noch mit Luisen recht bekannt war, alle Augenblicke einmal von ihrem Plan, uns zu heirathen, und denn nach Holland zu gehen, unterhalten, und ich meynte, daß wir hierzu nur noch den Winter vorbeylassen wollten. Seit einigen Tagen aber that sie ungemein gleichgültig, wiewol sie höflich und auch noch freundschaftlich blieb; sie sagte mir etwas weniges über meine Bekanntschaft mit dem Fräulein Wertheim, da ich aber alles von mir ablehn-

lehnte, so stellte sie sich, als ob sie es glaubte, und
b sich besonders mit einem Acteur Müller ab. Ich
elt, weil sie nun nichts mehr von ihrem Anschlag
s Heirathens und der Reise nach Holland erwähn-
dieses damals für Ernst, und freuete mich darü-
r. Doch blos der Brief, den sie meiner Gemah-
in in Hamburg geschrieben hat, überzeugt mich itzt,
aß alles Verstellung, und daß der Kerl, den ich von
r hatte, ihr Spion war, welches ich, weil er oft
ber sie loszog, nie vermuthete. Um die Zeit,
a ich mit Luisen abgehen wollte, erfuhr ich, daß sie
rank wäre, dieser Umstand war mir ungemein lieb.
Die 400 Thaler, die sie mir gegeben hatte, lagen
mir lange auf dem Herzen, was ich noch davon hat-
te, brauchte ich zur Reise, auch behagte mir's nicht,
daß ich sie ihr von dem Gelde, was Werner hatte,
schicken sollte, da ich dieses gern mit zu Schiffe neh-
nen wollte. Um diese Sache zu berichtigen, ver-
kaufte ich einen Ring einen goldnen Stockknopf und
noch etliche Dinge von Werth. Ich löste mehr, als
diese Serinische Schuld betrug, und überbrachte ihr
das Geld, noch ehe sie krank zu werden für gut be-
fand. Sie wollte durchaus nichts nehmen, und
stellte sich neugierig, zu wissen, wo es her wäre?
Ich sagte: daß ichs im Spiele gewonnen hätte. —

Sie

Sie that, als ob sie's glaubte, und meynte, sie wä
also ein andermal wieder bereit zu dienen.

Luise ließ an dem bestimmten Abend nicht au sich warten; ich führte sie aus Posthaus, wo da zweite Paar schon im Wagen saß. Wir beyde Mä ner verliessen Regenspurg, ich in der Hofnung, da alles gut von Statten gehen würde, die Damen abe besonders Luise, waren in nicht schlechter Angst. — Unsre Reise gieng glücklich fort, wir ließen uns u terwegens durch die Hand des Priesters beyde Paar zusammengeben, und langten, ohne nur im minde sten beunruhigt worden zu seyn, zu Hamburg a Weil unsre Begleiter nicht wissen sollten, wer ich e gentlich wär, und auch Luise es nicht eher erfahre sollte, bis ich ihr's selbst umständlich erzählen könnte so schlug ich den Gasthof nicht vor, wo ich das erste mal in Hamburg logirt hatte, sondern ließ den Pe stillion nach einem ganz andern Theile der Sta fahren. Werner war schon benachrichtigt, daß ic ankommen würde; schickte daher, so bald ich konnte meinen Bedienten zu ihm, meine Ankunft wissen un anfragen zu lassen, um welche Zeit ich ihm gelege käme? — Das Lionische Paar trennte sich, sobal wir zusammen gespeist hatten, von uns, und mei

Wil

lle war, auch mit Luisen nicht lange in Hamburg verziehen. Sobald unsre Begleiter weg waren, ckte ich mich an, meiner Gemahlinn zu erzählen, r ich wäre, was mir begegnet sey, und was ich rhätte; indem ich aber anfangen wollte, kam mein hann und sagte mir: daß Werner auf mich war-e, und daß ich gleich kommen müste, wenn ich ihn rechen wollte, weil er auf einige Tage verreiste. a meine Absicht nicht war, diese einigen Tage in amburg abzuwarten, so gieng ich ungesäumt fort, ie Johann mich führte. Als wir eine Weile ge-angen waren, kam Serini aus einer Hausthüre her-us; ich erschrak vor ihr, daß mir fast die Sinne ergiengen. Sie affectirte ebenfalls ein großes Er-taunen: ums Himmelswillen! sagte sie, wo kommen Sie her? Ich war unwillig, antwortete ihr ganz urz, und suchte von ihr loszukommen; sie nahm mich aber bey der Hand, und sagte so treuherzig, als möglich: Sagen Sie mir, ist Fräulein Wert-heim mit hier, oder sind Sie allein? Ich sahe sie starr an, sie blieb in ihrer Fassung. Lieber Freund, fuhr sie fort, ich weiß alles, und ich tadle Sie gar nicht, Sie sind ein Edelmann, und haben Recht Ihres Gleichen zu wählen, und damit Sie es nur wissen, ich selbst bin anderweit verplämpert,

Sie

Sie werden wol gemerkt haben, daß ich mit M
lern gut Freund war, wir wollen uns heyrath
denn da ich sahe, daß Sie keine Lust hatten, m
Mann zu werden, so gab ich seinem Antrag G
hör. Ich bin dies Leben herzlich überdrüßig u
willens, mich mit Müllern in einer großen Stadt
setzen. Er ist ein Fechtmeister, und ich glaube, d
ich mich allenfalls dazu schicke, eine Kostschule f
junge Mädchens anzulegen. Sie wissen, ich spre
ziemlich gut französisch, und übrigens getraue i
mich, junge Geschöpfe ganz artig zu erziehen. I
wünschte zwar von hier wegzuseyn, da aber da
was ich hörte, nicht übel lautete, so ließ ich mir
gefallen, stehn zu bleiben und ihr zuzuhören; ohn
eine Antwort von mir zu erwarten, fuhr sie fort
ich bin aus dieser Ursach hergereist, man glaub
ich sey krank; mein Mädchen, die ich zurückgelasse
habe, wird, wenn sich Jemand nach mir erkundigt
sagen, daß ich sehr schlecht wär, und Niemander
sprechen wollte. Nun geh ich eben aus, um bey
einer vornehmen Frau von meiner Bekanntschaft um
Empfehlung zu bitten, damit ich junge Mädchens
von Condition in Pension bekomme; gelänge es
mir, und ich sehe in etlichen Tagen, daß derglei-
chen zu haben wären, so schriebe ich an Müllern,

damit

mit er herkäme. Ich gehe nicht wieder nach
gensburg, wo ich doch Niemanden was schul-
, und auch nicht gezwungen bin, zu bleiben, al-
, was ich thue, ist, daß ich an den Direktor
reibe und Abschied nehme. Finde ich hier nicht
ein Conto, so gehe ich nach Amsterdam, Müller
mmt mir auch dahin nach. Was Ihre Liebe
trift, so habe ich durch das Mädchen des Fräu-
ins alles erfahren. Bloße Neugierde, denn ich
ar schon entschlossen, Ihnen zu entsagen, trieb
ich an, wissen zu wollen, wie weit Sie mit ihr
mmen würden. Sie erzählten mir doch selbst,
aß Sie ihr Noten hingetragen hätten, und auf des
aters Verlangen ihr noch einigen Unterricht auf dem
lügel geben würden; dabey verriethen Sie sich mehr,
ls Sie glaubten, und eben dadurch brachten Sie
nich zum Nachdenken. Also blos zu wissen, wie weit
Ihre Intrigue gehen würde, machte ich mich mit
dem Kammermädchen bekannt; es gelang mir,
alles zu erfahren. Das Fräulein muß nicht behut-
sam gewesen seyn, oder ihr gar etwas vertraut ha-
ben, wie sie mir selbst sagte, nur aber wußte ich
nicht, daß Sie gesonnen wären, sobald wegzuge-
hen. Da Sie nun so verliebt sind, wie ichs weiß,
so sind Sie schwerlich allein hier, nicht wahr? Ich

nahm Anstand, es ihr zu gestehen, antwortete ich nichts, sondern wünschte ihr Glück zu ihrem V... haben; damit ich aber doch etwas Gefälliges m... ihr reden wollte, sagte ich: daß ich eigentlich b... über ihre Untreue seyn sollte. O, versetzte sie, d... ist Verstellung, denken Sie doch nicht, daß ic... für baar Geld aufnehme. Sie haben eine and... Liebe, dies hat nun freylich meine Rache ein w... nig gereizt, ich habe Müllern um so williger G... hör gegeben, dies gestehe ich, aber Ihnen ists g... wiß gleichgültig. Ueberdies können Sie es m... auch nicht verdenken, daß ich ein seriöses Engageme... suche, gern rechtlich und als eine ehrliche Fra... leben will, so wenig, als ichs Ihnen verarg... wenn Sie zu Ihrem eigentlichen Stande zurückke... ren wollen, Sie werden ja dazu Gelegenheit fi... den, es fehlt Ihnen weder an Gestalt noch an T... lenten, gewiß kommen Sie überall unter. Ob S... es mir vielleicht auch nicht zutrauen, so wollte ic... Ihnen doch selbst diese Gelegenheit verschaffe... Sie wissen, was ich Ihnen einmal schon wege... Amsterdam gesagt habe. Während diesem Geplau... der, wo ich kein Wort dazwischen aufbringen konn... te, hatte ich etlichemal die Meynung geändert un... Serini bald für falsch, bald für aufrichtig gehal...

ten

doch alles, was sie sagte, schien natürlich richtig zu seyn. An Verstand und Kenntniß Ehre fehlte es ihr nicht, sie hatte nur mich ꝛt betroffen, auch noch nicht die mindeste Gelegheit gegeben, sie für intriguant und zu Bosheiaufgelegt zu halten. Die Fehler, die ich an ihr ꝛerkt, und mich oft verdrossen hatten, waren meiMeynung nach nicht so wichtig, daß ich ihr des ꝛzen ganz schlimme Streiche zutrauen sollte. Auf ꝛderholtes Fragen gestand ich ihr endlich, daß Luise hier wäre, und daß ich mit ihr nach Ostindien ꝛen wollte, um da mein Glück zu suchen. Und ꝛ wollen, sagte sie, sich und Ihre Geliebte einem ꝛefahrvollen Schicksal aussetzen? Da dächte ich, ꝛs in Europa noch Mittel für einen Edelmann, ꝛerzukommen, darüber können wir, erwiederte ꝛ, jetzt nicht sprechen, ich muß zu Wernern, und ꝛs Geld holen, was wie Sie wissen, er mir ꝛuldig ist. Aber, versetzte Serini, so viel dächte ꝛ, wären Sie doch unsrer alten Freundschaft ꝛch schuldig, daß Sie ein Viertelstündchen mit mir ꝛaufkämen, ich logire hier. Werner wird Ihnen ꝛht entlaufen. Das ist es eben, Madam, versetzte ꝛ, er entläuft mir in der That, denn er ließ mir ꝛgen: daß er auf zwey Tage verreiste, ich glaube,

daß ich mich schon zu lange werde aufgehalten ha-
ben. — Denn sprechen Sie ihn in zwey Tag
erwiederte sie. Doch ich sagte ihr: daß ich g
fortwollte. Nein, Herr von Oldenholm, bega
die Listige mit weinendem, betrübtem Gesicht, S
haben die weiche Seele nicht, die ich in Ihn
suchte; ein Frauenzimmer, das sich für Sie a
geopfert hätte, das Ihnen wirklich Treue erwie
hat, von Gefälligkeit will ich nicht sagen, d
versagen Sie, nachdem Sie dieselbe hintergieng
und sie es Ihnen vergeben hatte, ein Paar Mi
ten Unterhaltung, die noch dazu zu Ihrem eigen
Wohl abzielt. Ich will Ihnen keine Vorwü
machen, aber Sie handeln unrecht, vielleicht l
sich das gute Mädchen, das Sie aus dem Scho
ihrer Aeltern, aus dem Schooße der Unschuld
rissen haben, nichts bessers zu versprechen; bed
ken Sie aber, daß Sie sich alsdenn eines w
größern Vergehens schuldig machen, als bey m
denn bey meinem Stande sehen Sie, daß ich w
der unterkomme. — Sie machen mir Vorwür
fiel ich ihr ein, und Sie haben doch den nemlich
Fehler begangen, denn Sie gestehen selbst, d
Sie einen Andern heyrathen wollen. Dies
wahr, versetzte sie, wenn aber beschloß ichs vi

lig

Erst nachdem ich merkte, daß Sie mich nicht
r liebten: daß Sie mir ganz untreu geworden
ren, allein, wenn Sie mir Gerechtigkeit wollen
erfahren lassen, so belieben Sie zu bedenken,
Serini blos deswegen einige Achtung verdient,
l Sie Ihre Intrigue mit dem Fräulein Wert-
n wußte, und, so sehr ihre Liebe dadurch ge-
nkt ward, doch nichts verrieth. Wahr, dachte
und fand, daß dies Verfahren wirklich Dank-
keit verdiente. Werner konnte auch über dem
spräch schon weggefahren seyn, ich gieng mit
hinauf und glaubte, es käme wol nicht
rauf an, zwey oder drey Tage zu warten. Sie
erhielt mich anfangs von Müllern, lobte seine
en Eigenschaften: denn fieng sie an, wieder in
s vorige Projekt, wegen holländischer Dienste
zuschlagen. In der That war alles, was sie
zte, so wahrscheinlich, so annehmlich, daß ich
glaubt hätte, Unrecht zu haben, wenn ich nicht
ücksicht darauf nähm. Vielleicht werden Sie mich
le für strafbar und äußerst schwach erklären,
enn ich Ihnen gestehe, was nun geschah; aber
erini war dazu auf die Welt gekommen, mich
bethören, sie war nicht nur die beste Schauspie-
rinn auf dem Theater, auch äusserdem spielte sie

jede Rolle, die sie machen wollte, meisterhaft. N
hatte ich, ich wiederhole es, nicht volle Geleg
heit gehabt, ihre Bosheit kennen zu lernen;
kannte ja diese noch nicht, mit der sie mich bet
gen hatte; sondern mußte vielmehr noch imn
glauben, daß sie rechtschaffen an mir gehand
hätte. Ihre Liebe zu mir, die Eifersucht, die sie n
oft sehen ließ, und den Wunsch, daß ich sie h
rathen möchte, konnte ich ihr ohnmöglich als
Verbrechen anrechnen, die erste hatte ich gesuc
das andere war natürlich. Jetzt zeigte sie sich nc
dazu in einem neuen Licht, ich glaubte nun au
Fähigkeit zu großmüthigen, uneigennützigen Han
lungen an ihr kennen gelernt zu haben: wie kon
ich also füglich Mißtrauen in sie setzen, da sie je
in einem ernsthaften gelassenen Tone von meine
eigenen guten Fortkommen mit mir sprach, u
mir noch dazu mitunter Moral predigte? Sie b
mich nochmals aufs treuherzigste, daß ich Luise
da ich sie einmal entführt hätte, doch sollte au
möglichste glücklich zu machen suchen: sie selb
hatte einen Andern erwählt, da sie sahe, daß i
nicht der Ihrige werden konnte, und sprach hie
über so vernünftig. Wars nun Wunder, daß i
ihren klugscheinenden Vorschlägen Gehör gab, da

e

mich sogar reuete, nicht aufrichtiger gegen sie gewesen zu seyn. Sie schlug mir also vor, mit in Gesellschaft nach Amsterdam zu gehen; ich habe große Lust hin, sagte sie, und ich mache mir nichts daraus, die Absicht, mich hier zu setzen, gar fahren zu lassen: sagen Sie zu Luisen, ich wäre Werners Schwester, da ich jetzt nicht angelegt und nicht so aufgesetzt bin, als wie sie mich auf dem Theater gesehen hat, so wird sie mich nicht mehr kennen. Aber zu Wernern müssen Sie nichts davon sagen, ihn auch nicht zu ihr bringen, damit er nicht hinter den Betrug kommt, er ist darum nöthig, weil Sie ihr doch wol etwas von mir werden gesagt, oder sie könnte gehört haben, daß wir gute Freunde waren, dies würde sie beunruhigen, darum ist es gut, wenn sie es nicht weiß, wer ich bin. In Amsterdam gebe ich Ihnen Addresse, Sie nehmen Dienste bey der Republik und versorgen Ihre Gemahlinn auf die Art anständig. Ich hatte ihr schon gesagt: daß ich mit ihr getraut wäre, ich aber finde dort gewiß das Unterkommen, das ich suche, zittire meine Müller und denn leben wir in Freundschaft. Ihre Luise ist sehr jung, Sie wissen, daß ich Erfahrung habe, ich denke, es wird nicht übel seyn, wenn sie zuweilen eine Rathgebe-

rinn

rinn an mir hat, und ich werde ihr nichts Uel
rathen, denn von jetzt an, hören alle Frivolitä
bey mir auf. — Ich fand das Alles vortreflich. n
ne Liebe zu Luisen war viel zu groß, als daß
hätte fürchten sollen, Serini würde mich verlei
eine Untreue an ihr zu begehen, sie schien mir ni
einmal mehr reitzend; ich ließ mich jetzt von ei
andern Seite von ihr bethören. Nachdem w
beynahe eine Stunde verplaudert hatten, sa
ich, daß ich zu Luisen gehn, ihr das alles sag
und sie allenfalls mit zu ihr bringen wollte. Se
ni wollte mich nicht fortlassen, ich versicherte, d
ich gleich wieder hier seyn wollte. Sie verderb
mir alle Freude, sagte sie, so will ichs Ihnen n
gestehen, daß ich heimlich einen Wagen nach i
geschickt, und ihr habe sagen lassen, Sie ließ
sie bitten, daß sie zu Werners Schwester komm
möchte Johann ist dabey, der wird sie hierh
bringen; dies war die Sache, um die ich vorh
hinausgieng, ich denke, sie muß gleich hier sey
Sie war, da sie mich schon völlig auf ihrer Se
hatte, wirklich eine kleine Weile auf dem Saal g
wesen, wo Johann stand. Ich hatte nichts geg
diesen guten Einfall, und wartete auf Luisen. Se
rini gieng alle Augenblicke ans Fenster, und w
a

alle Wagen böse, weil Luise nicht darinnen an-
ahren kam. Ich harrete eine halbe Stunde,
vieler Unruhe, nach Verlauf derselben wollte
selbst sehen, wo sie bliebe. Serini aber ließ
h noch eine Minute warten, weil sie wieder ein
ar Wagen hinter einander kommen sahe, es kam
rklich einer an unsere Thüre. Johann gieng ne-
n her, aber kein Mensch saß darinnen, nun lief
hurtig, um zu sehen, weswegen Luise nicht
ne. Johann kam mir aber mit einem Billet
tgegen. Warum kommt sie nicht, sagte ich, er
ichte mir das Billet mit einer kläglichen Miene,
d zog die Achseln. Was ists denn, Kerl, schrie
)! — Lesen Sie nur, sagte er. Ich riß es auf,
d las ohngefähr folgendes: „Verzeihen Sie, Herr
cheidemann, daß ich nicht so folgsam bin, und
dem geschickten Wagen komme, in der That, es
t ohnmöglich; ich habe hier in Hamburg einen
eben Jungen gefunden, den ich schon kannte, und
er mehr im Vermögen hat, als lumpige Hunderte:
r ist auch kein Komödiant. Indessen danke ich
ar schön, daß Sie mir Ihren Arm geliehen ha-
en, mich aus meiner Aeltern Hause, wo mir
lles unerträglicher Zwang war, zu führen, und
von einem alten Kerl zu retten, in dessen Umar-
mung

mung ich vor Ekel erstickt wäre. Freyheit! Fr
heit ist mein Leben, es muß aber was dabey zu e
seyn, und um dieses zu suchen, kann ich ohnm
lich in der ganzen Welt herumziehn. Mein jetzi
Freund hat Geld wie Heu, und ist so ein hübsch
liebenswürdiges Närrchen, wie Sie; in der Th
das sind Sie, demohnerachtet schickt es sich ni
anders, als daß ich Sie für den, der doch e
ältere Bekanntschaft ist, wieder laufen lasse.

Daß ich mit Ihnen getraut bin, thut g
nichts, wer weiß, wie sichs fügt, daß wir in d
Welt wieder einmal zusammen kommen, wenn S
denn in guter Verfassung sind, so bin ich imm
wieder ihre Frau. Für jetzt haben Sie nicht wei
nach mir zu fragen, wenn Sie aber gern Ihr H
entledigen, und mit mir hadern wollen, so will i
Ihnen zu diesem letzten Trost Gelegenheit gebe
schicken Sie nur den Brief zu Ihrem heutig
Wirth, ich werde ihn abholen lassen. Leben S
wohl. Luise."

Ich habe, so oft ich einen neuen Anfall v
Liebe zu der treulos vermeinten Luise verspürte, di
sen Zettel gelesen, um sie vergessen zu können, d
her ists kein Wunder, daß ich ihn so genau b

halte

ten habe. — Sehn Sie nun, meine liebe Gemah-
in, dies war der schaudernde Zettel, der Ihnen
e Antwort zuzog, welche Sie ohne Zweifel eben
wird erschreckt haben, wie dieser mich. Auch
cht ein Zug war in demselben, der mir Betrug
rrathen hätte, so vollkommen war ihre Hand
achgemacht, und konnte ich da zweifeln, daß er
cht von Ihnen seyn könnte? Freylich, sagte Frau
on Oldenholm, ich sehe jetzt deutlich, daß dieses
öse Weib eine Geissel war, die mich für meine
Vergehungen züchtigen sollte, denn so glücklich
uch jetzt der Schritt, den ich gethan habe, aus-
eschlagen ist, so kann ich mir doch nicht läugnen,
aß es höchst strafbar von mir war, ihn zu thun. —
Eine Geissel auch für mich, der zehnfach mehr als
Sie fehlte, erwiederte ihr Gemahl. Sie werden
aus der Folge meiner Erzählung sehen, wie schlimm
es mir noch gegangen ist. Ich las dies Billet
etlichemal hintereinander, in einer Art von Be-
täubung, ohne recht zu wissen, was ich las, und
starrte denn fast ohne Empfindung vor mich hin.
Serini gab Sie mir wieder, indem sie fragte: was
Sie mir denn da schrieben? Teufel! schrie ich, und
fuhr auf sie zu, ich habe alles Unglück dir zu dan-
ken, du giftige Schlange. Sie entfärbte sich,
und

und zitterte, setzte sich denn mit gefaltenen Händ
langsam auf einen Stuhl nieder, und sagte ha
leise: Um Gottes Willen, was habe ich denn gethan
mich hieher gelockt! versetzte ich, in der Zeit
Luise — Was ist ihr denn widerfahren? unterbra
sie mich — weg ist sie, weg auf ewig! — Un
schreibts Ihnen selbst? und da soll ich schuld seyn
Sind Sie meinetwegen ausgegangen? Wie komm
ich zu einer solchen Begegnung? das ist der Dan
ich meinte es so gut! — nun weinte sie, denn raf
te sie sich auf, lief zornig im Zimmer herum, un
machte mir Vorwürfe. Ich war, während sie sprach
stumm, und fast ausser mir, indessen fanden doch
Serinis Vorwürfe und Thränen so viel Eingang
daß es mir schien, ich hätte ihr Unrecht gethan
indem ich meine Wuth an ihr ausließ. Luise allein
war strafbar, ich hätte bey Wernern vielleicht auch
eine Stunde verweilt, und da hätte sich das Nehm
liche zugetragen Serini hatte gute Absichten, was
konnte sie für Luisens Leichtsinn, so hatte diese an
mir nicht gehandelt, im Gegentheil mir noch bis
jetzt Beweise von ihrer uneigennützigen Freundschaft
gegeben: dies alles fuhr schnell durch meinen Kopf,
Sie werden, wenn sie bedenken, daß ich ihre ver-
maledeite Kunst, Hände nachzumachen nicht kannte,

Alle

e gestehen, daß diese Ueberzeugungen natürlich
cen. Ihnen zufolge suchte ich sie wieder zu be-
ftigen; ich hatte freylich Unrecht, sagte ich: so
zen sie aufzufahren, aber es war der erste Aus-
ach des Zorns, der eigentlich Luisen treffen soll.
ich habe mich geirrt, da es mir schien, mein
erseyn wäre an dem schuld, was geschehen ist —
d was ist denn geschehen, fragte Serini in
nem verdrüßlichen Ton, lesen Sie, antwortete
, und gab ihr das Billet, sie nahm es langsam,
s wenn sie nicht viel darnach früge, was drinnen
inde, und als sie gelesen hatte, warf sie es mit
nem bittern und spöttischen Ton auf den Tisch,
nd sagte hernach: deshalb wurden mir solche
Schimpfreden angehängt. Gern wär ich fortge-
angen, zu sehen, ob ich nicht Luisen noch finden
önnte: allein, ich hielts für billig, mit Serini erst
Frieden zu machen, ich bat sie noch einmal, mir
u vergeben und zu bedenken, daß der unvermu-
hete Streich mich fast unsinnig gemacht hätte. Et-
vas besänftigt, versicherte sie mich, daß sie Luisens
Aufführung fast eben so verdrösse, wie mich selbst,
daß sie mir allenfalls vergeben wollte, obwol die
Beleidigung groß wäre, aber es ärgerte sie jetzt,
daß sie mich heraufgerufen hätte. Freylich sähe

sie,

sie, daß mich bey diesem entsetzlichen Streiche a
Fassung verlassen müßte, sie gestünde, daß sie si
so was freches von Luisen nicht hätte träumen la
sen; hätte sie das gewußt, so würde sie lieber i
Regensburg den Aeltern alles verrathen haben
So stellte sie sich bald verwundert bald betrül
über diese Aufführung, bald wollte sie es noc
nicht glauben. Sie hat wol auch nur gescherz
sagte sie, wiewol, das wäre ein sehr plumper Spaß
Wissen Sie denn gewiß, daß es ihre Hand ist? Ic
glaubte, es gewiß zu wissen. — Wie, sagte sie, wenn
Sie hingiengen und versuchten, sie zurückzuführen?
Ich nahm den Hut, kaum hatte ich zwey Schritte
gemacht, so fiel mir ein, daß es Luise nicht ver-
diente, und schnell darauf, daß ich dennoch gehen
und mich an meinem Nebenbuhler rächen müßte,
indem diese beyden Gedanken in mir abwechselten,
rieth Serini, den Johann hereinzurufen, und zu
fragen: ob er eine Mannsperson bey ihr gesehen
hätte? es geschahe, ja, sagte dieser, es war ein
junger sehr galanter Herr — ich wollte gehen,
Sie werden Beyde nicht mehr finden, sagte der
Bösewicht mit einer Schafsmiene: als sie mir
das Billet zugesteckt hatte, gab sie ihm den
Arm, er führte sie die Treppe herunter, hob sie
in

den Wagen, der da stand, und so fuhren sie
t einander davon. — Kerl! schrie ich, und er-
ff ihn bey der Brust, wie hast Du das alles
mit ansehen können? Hast Du es nicht verhin-
n? nachlaufen? mich rufen können? Sag, wo
d sie hingefahren? Bist Du nicht nachgegangen?
Er zitterte, und fieng an zu weinen, ich ward
ch grimmiger, sprich, Hund, sagte ich, oder —
denken Sie, unterbrach mich Serini, und zog
ich zurück, was Sie thun, machen Sie keinen
rmen, die Leute werden herauf kommen; was
nn denn der arme Mensch dafür, er wird Ihnen ja
ntworten, seyn Sie nur gelassen. Johann, weiß
nicht, wo sie hingefahren sind? Ja freylich,
ntwortete er schluchzend, bin ich ein ganz Stück
achgegangen, ich weiß die Gasse und das Haus,
o sie abgestiegen sind, ich gieng hinterdrein, und
abe mich ganz aus dem Athem gelaufen; so komm,
Johann, sagte ich ganz besänftigt, und führe mich
hin. — Serini. Und was wollen Sie bey ihr? —
Dem Kerl, der sie fortgeführt hat, Arm und Bein
entzweyschlagen — Und als ein Händelmacher be-
handelt werden? Er ist vielleicht hier schon sehr
bekannt, und Sie fremd; er hat Geld, und viel-
leicht Anhang, er wird Recht behalten. Zudem be-

denken

denken Sie, daß Luise strafbarer ist als er, ei
Mannsperson ists nicht so übel zu nehmen, we
sie anzukommen sucht, aber diese Unverschämth
von ihr, sich ihm sogleich in die Arme zu werfe
Liebe und Pflicht nicht einen Augenblick zu erw
gen, und noch so frech zu schreiben, alles di
wird man nicht so leicht finden. Sie schreibt,
wäre ein alter Bekannter von ihr, wo muß sie i
doch auch gleich gesehen haben, oder er sie? — J
hann! hat er das nicht erfahren können? — Jo
Als ich mit dem Wagen hinkam und die Treppe hi
aufgehen wollte, sagten mir die Mädchens i
Hause schon, daß ein anderer Herr oben bey meine
Frau wäre, es standen auch etliche Bedienten d
herum, ich hatte wol den Wagen stehen sehn, doc
ich dachte nicht, daß der sie was angienge. Ic
lief, ohne auf das Gerede der Mägde zu hören
fort, und richtete meinen Antrag aus; sie lachte
Beyde, nun, sagte der fremde Herr, es ist ei
Glück, daß er nicht selbst kommt. Nein, sagt
Madam, ich hätte ihn doch gern noch einmal ge-
sehen, er hätte gewiß Raison angenommen. — So
lassen Sie ihn kommen, erwiederte Jener. Da er
nicht schon da ist, antwortete die Madam, will
ich ihm nur ein Paar Zeilen schreiben, daß er doch
weiß,

iß, warum ich nicht komme, und will Abschied
… ihm nehmen, hierzu hieß sie mich warten.
…h gieng einsweilen herunter, meine Absicht war:
…gleich zu laufen, und Sie zu rufen; ich dachte
…er, sie würde länger schreiben, und fragte erst
…n Mädchen, aus dem Gasthofe, wie denn die
…adam zu der Bekanntschaft gekommen wäre? die-
…hielt mich mit ihrem Geplaudere auf, sie sagte:
…ß Ihre Liebste den fremden Herrn zum Fenster
…raus auf der Gasse hätte gehen sehen, sie wäre
…en oben bey ihr gewesen, da hätte sie ihr den
…errn gezeigt, und sie gebeten: daß sie nachlau-
…n, und ihn herauf bitten möchte; sie hätte viel
…ewußt, weswegen sie es haben wollte, und habe
…lso gethan, was ihr geheissen worden. Eine
…Weile, nachdem sie zusammen gewesen, hätte er den
…Hausknecht nach einem seiner Bedienten geschickt,
…und dieser hätte einen Wagen und noch mehr von
…seinen Leuten holen müssen; wie gesagt, dies er-
…zählte mir die Magd so umständlich, daß die Zeit
…vergieng, und da kamen sie darüber herunter, und
sie gab mir das Zettelchen. — Die Geduld vergieng
mir über dieser Erzählung zehnmal, ich wollte alles
hören, und wünschte auch, daß der Kerl fertig
wäre, damit ich doch mit ihm hingehen könnte,

wo

wo er sagte', daß sie anzutreffen wären. So kom
nur, sagte ich, da er ausgeredet hatte. Was, sag
Serini, Sie wollen doch hingehen? eine solc
Creatur verdients wol, eine solche Boshafte! d
vielen Bedienten zeigen Ihnen ja, daß man S
hat beschimpfen wollen, wenn Sie gekommen w
ren, und dieser Beschimpfung wollen Sie sich no
aussetzen? Ich zweifle nicht an Ihrer Bravu
aber wenn zwey, drey starke Trömmels über S
kommen, so werden Sie gewiß den Kürzern ziehe
und wenig Ehre von einem solchen Gefecht habe
Aus dem, was Johann gehört hat, schließ ich: da
Ihr Nebenbuhler seine Leute auf Sie hinbestel
hatte. Nein, Baron Oldenholm, machen Sie, wa
Sie wollen, aber wenn ich wie Sie wäre, ic
setzte mich keinen ärgern Unannehmlichkeiten aus
bedenken Sie nur, daß Luise es nicht einmal ve
dient, weiter nach ihr zu fragen. Ich gab de
Serini Recht, und beschloß, meine Frau ihren
Schicksale zu überlassen. Serini wünschte nur z
wissen, wo sie wäre, damit sie ihre Aeltern davo
benachrichtigen könnte. Aber sagte sie, da sie ein
mal Frau und nun entehrt ist, so würde sie doc
nichts Gutes stiften, wenn sie diese auch wieder z
sich nähmen; sie würde nach einer solchen Den

kungs

zsart doch nur wieder üble Streiche machen, und
Familie aufs neue beschimpfen, es ist also bes-
daß sie jetzt vergessen werde. Mit solchen
stellungen nahm mich Serini wider Luisen, und
gegen für sie ein, ich mußte auch finden, daß
vollkommen Recht hätte, da ich alles für wahr
t, und mir auf sie selbst kein Verdacht einkam;
s aber mein Herz, welches noch immer an der
neinten Treulosen hieng, dabey litte, kann ich
nen nicht beschreiben? Serini ließ mich voll-
mmenes Mitleid sehen, sie schalt auf Luisen, und
chuldigte den Theil, den sie dadurch, daß sie
h aufgehalten hätte, vielleicht dabey haben
nte, doch ließ sie mich gestehen, daß, wenn ich
Umstände zusammennähme, ich doch dieser
talität nicht entgangen wäre, wenn ich auch ge-
eswegs zu Wernern gieng, und mich kaum
e halbe Stunde bey ihm verweilte, Sie kamen
lleicht, sagte sie, in ein Handgemenge, welches
tehrend für Sie ausfiel, und Ihnen nichts half,
er Sie behielten ihre Frau bis zu der nächsten
dern Gelegenheit, nein, es ist mir herzlich lieb,
ß ich es verhindert und Sie länger aufgehalten
be, als Sie wollten; es hat so seyn sollen. Ich
ard immer mehr überzeugt, daß alles seine Rich-

 tigkeit

tigkeit hatte, was diese gefährliche Plauderinn s
te, ja, ich dachte dies alles selbst, sie half nur m
nen Gedanken nach, und dafür glaubte ich ihr D
schuldig zu seyn, weil ich sonst vielleicht ein
übereilten Streich würde gethan haben. Sie ko
te mir jetzt vorstellen, was sie wollte; entweder
hörte wenig darauf, denn ich war einem Unsinni
gleich, oder wenns mich aus meinem melanc
lischen Träumen erweckte, so fand ichs vor g
Nur, wenn es ihr plötzlich einfiel, stand sie, na
dem sie eine Weile wie in tiefen Gedanken gese
hatte, auf, und sagte: das Beste für Ihre R
he und für Ihren Ungestüm ist, daß wir m
gen mit dem früheſten von hier abgehen; ich
he wohl, man muß für Sie denken, Sie dau
mich, ob Sie gleich meine Freundschaft we
erkannt haben, und ziemlich falsch mit mir u
gegangen sind, so will ich doch ferner als e
Freundinn an Ihnen handeln. Allon, morg
mit dem Früheſten fort, in Holland erwartet I
he und Wohlstand Ihrer, oder ich müßte m
gewaltig irren: verlassen Sie sich auf mich, las
Sie Ihre Grillen fahren, Sie werden noch ei
sehen, daß Serini Ihnen gut gerathen hat. H
ben Sie etwas dawider, daß wir morgen früh a

geh

? Ich erwachte auf diese Frage, weil sie
dabey schüttelte, wie ein Schlafender, wirk-
aus meinen Träumen; sie mußte mir alles
einmal wiederholen, denn ob ichs gleich ge-
hatte, so sahe ich sie eben so an, als wüßte
ein Wort, was sie sagte. Nie bin ich in ei-
solchen Zustande gewesen; mein ganzes Un-
k war eben nach allen seinen Theilen, samt
nen Thorheiten mir durch die Gedanken gegan-
Was habe ich in Hamburg zu thun? war
ne Antwort, wenn Sie nun einmal für mich
ken, so beschliessen Sie, was Sie wollen, es
mir am Ende alles gleichviel. Johann mußte her-
kommen, sie bestellte alles zu meiner Abreise, und
aß auch nicht nach meinem Coffre zu schicken;
Kerl kam aber nach einer Weile mit der Nach-
t, daß der Wirth gesagt hätte: er wüßte nicht,
ihn die Madame mitgenommen hätte, oder wo
hin wäre: kurz, er hatte ihn selbst aufs Zimmer
führt, wo er nicht mehr gestanden; übrigens
tte er auf Serinis Ordre gefragt, ob was zu
zahlen sey? aber Madame hätte alles berichtiget.
ergern Sie sich nicht über den Coffre, sagte Se-
ni, etwan aufs neue, wir wollen schon andere
Sachen bekommen, und in Holland ziehn Sie ge-

wiß bald Montirung an. I, Sie haben ja
die 500 Thaler bey Wernern, und der ist
weit, die sollten wir freylich mitnehmen, Sie
den sie nöthig haben; doch es schadet nicht,
sind nicht ganz ohne Geld, und ich kann Ih
auch aushelfen; schreiben Sie Wernern, daß
es hier an einen Kaufmann zahlt, der es Ih
in Amsterdam wiederzahlen läßt, und bitten S
Ihnen mit der ersten Post die Anweisung nach
schicken, wir wollen den Brief noch diesen Ab
hinschicken, daß er ihn bey seiner Nachhausek
erhält. Ich thats, und, indem ich schrieb, fiel
mir ein, wenigstens Luisen meine Meinung in
nem Billet zu sagen. Serini billigte es, und
dem ich diese beyden Briefe schrieb, hatte sie
aus- und einzulaufen und zu bestellen. Sie
sorgte alles für mich, ließ eine Leinwandshän
lerinn rufen, kaufte fertige Wäsche, und ließ es
keiner nöthigen Sorgfalt fehlen. Ich war d
ganzen Abend im Traume, und ob ich gleich S
rini machen ließ, was ihr beliebte, doch noch i
mer unentschlossen, bald wollte ich mit ihr geh
bald zu Schiffe in einen andern Welttheil fahr
bald Luisen aufsuchen, bald sie auf ewig verg
sen. Der Serini aber sagte ich von allen dies

ve

nderten Vornehmen nichts, weil ich wußte, daß nur Eins billigen würde. Sie besorgte ein ndessen, wovon ich nichts genoß, weil ich dem noch heftige Kopfschmerzen hatte. Ich mir ein Zimmer geben, und legte mich krank Bett, doch auf Serinis Vorstellung nahm ich her etwas Medicin, und nachdem ich in der lle noch einmal hunderterley überdacht, nach- ich Serinis Verhalten gegen mich mit dem glich, was ich von Luisen erfuhr, fiel das Re- at dahin aus: daß die erste meine Freundschaft Dankbarkeit verdiente, und daß ich die letzte gessen müßte. Es schien mir nun wirklich der e Vorschlag, mit Serini nach Holland zu reisen, te es auch nicht wahr seyn, daß sie mich durch en prätendirten großen Bekannten anbrächte, so nte ich selbst wol unterzukommen suchen. Ich nte freylich in diesem Fall Werners Ankunft er- rten, alsdenn mein Geld nehmen, und allein sen, aber sie meynte es gut, und intereßirte sich mich. Ein Rest von Liebe, dacht' ich, mag l dabey seyn, sie ist deshalb nicht strafbar, und nn das ist, so wartet sie doch auf mich, wenn auch noch einige Tage verziehe, also ists besser, die kleine Freude zu machen. Hat sie doch

Müllern

Müllern, in ihre Netze wird sie mich also
wieder ziehn wollen. Vom Heirathen wird sie
nichts mehr vorschlagen, und das dürfte sie ja
nicht einmal, da ich schon verheirathet bin. N
sie hat itzt gute Absichten, man muß erkenn
seyn. In diesem Vorsatz schlief ich ein, erwa
des Morgens früher als Serini, um mich
Reise fertig zu machen, und gieng als Baron
denholm wirklich mit Serini von Hamburg
Kaum war ich in Amsterdam angekommen,
mir ein neues Unglück zustieß. Ich wollte
Abends in der Serini Zimmer gehen, denn
logirten in einem Gasthofe zusammen, und glau
den Weg ohne Licht zu finden, verfehlte ihn a
fiel eine Seitentreppe hinunter, und brach
Arm. Meine Cur dauerte länger, als ichs ge
hatte. Serini war so geschäftig dabey, daß
nicht an ihr lag, solche leicht zu machen, denn
ließ es an der besten Pflege nicht fehlen, und h
sich nach einem geschickten Chirurgus, als
noch krank dazu ward, auch nach dem berühr
sten Arzt umgethan, die sie beyde durch ihre A
keit und gute Bezahlung bewog, allen Fleiß a
wenden. Diese Herren sowol, als die Leute
Gasthof hielten Serini für, ich weiß selbst ni

ß; ich glaube aber, sie hatte sie beredet, ich
: ihr Gemahl, denn sie sprachen oft auf eine
he Art mit ihr; da ich nun willens war, sobald
meine Gesundheit wieder erlangt hätte, mich
ein Unterkommen zu bekümmern, und mich von
zu scheiden, und da es mir vorkam, als ob
ser Irrthum der Serini, die mir so viel Gefällig-
: that, schmeichelte, so benahm ich ihr keinen
n allen. Ich hörte nicht ein Wort von Müllern
echen, als ich wieder etwas besser war, fragte
sie eines Tages, ob sie ihm geschrieben, oder
h schon nach Gelegenheit umgethan hätte, sich
er zu setzen? Sie ward ganz roth über diese Fra-
, wo habe ich denn, antwortete sie, ausgehen
nnen? ich habe ja immer um Sie zu thun ge-
abt, und wie soll ich Müllern schreiben, da ich
och nicht weiß, was? Ihr Erröthen befremdete
nich, und erweckte verschiedene Ahndungen in mir,
ätte ich das überzeugende Billet von Luisen nicht
ehabt, ich würde da etwas errathen haben, da ich
ber an dieses dachte, so ließ ich wieder allen Arg-
wohn fahren, hingegen glaubte ich, daß sie, weil
ch nun wieder frey wäre, Müllern vergessen wollte,
und einen neuen Anschlag auf mich gemacht habe.
Ich hätte während der Krankheit lieber gesehen,

daß

daß sie nicht so besorgt um mich, nicht so viel bey mir gewesen wäre; denn ob ich gleich glaubte, ihrer Freundschaft für mich etwas schuldig zu seyn, so war doch nichts von meiner ehemaligen Neigung zurückgekehrt, vielmehr war immer etwas in meinem Herzen, das mir sie widerlich machte. Da sie nun also sagte: sie hätte meinetwegen noch an nichts denken können, und ich den vorhin gedachten Argwohn haßte, erwiederte ich: vielleicht sichtbar verdrüßlich, sie hätte sich nicht dürfen abhalten lassen. Dies nahm sie übel, sprach von Undankbarkeit und schlechter Gemüthsart; es entstand ein Zank unter uns, in welchem sie mir alles vorwarf, was sie an mir gethan hätte, und auch, daß ich ietzt noch in ihrer Schuld wäre. Hier verwies ich sie auf das Wernersche Geld, was doch nun bald kommen müßte. Sie meinte: was ich denn hätte, mich in Ordnung zu setzen, sie würde ja ohnehin noch das Beste thun müssen. Ich mußte wieder nachgeben, denn noch hatte ich doch keinen Bekannten in Amsterdam als sie, und da sie wirklich eine gute Börse, und ich Credit bey ihr hatte, so glaubte ich, es sey der Klugheit gemäß, Friede mit ihr zu behalten: ich konnte alsdenn auch den Vortheil genießen, daß ich ihr, was sie vorgeschossen, nach

und

und nach abzahlte. Bey alledem ward sie mir immer verhaßter und immer verdächtiger. Nachdem ich meine Gesundheit völlig wieder erhalten, beschloß ich eines Morgens auszugehen, und gieng vorher zu ihr. Nun, sagte ich, Madam, wer ist denn der große Freund, der mir Empfehlung verschaffen soll? nennen Sie ihn mir, ich will zu ihm gehen, und ein Compliment von Ihnen bringen; ist er nicht verheyrathet, daß Sie einen Besuch ablegen könnten? Oder würde er nicht zu Ihnen kommen, wenn Sie ihn bitten ließen? Ich habe, versetzte sie, Ihnen ja schon gesagt, wie er heißt; sie hatte mir wirklich einst einen Namen genannt, aber ich hab mich erkundigt, er ist eben nicht zu Hause.

Ich. Sie hätten schon längst zu ihm schikken sollen.

Serini. Was halfs denn, Sie waren ja krank.

Ich. So sagen Sie mir nur noch einmal seinen Namen, ich will mich denn erkundigen, wenn er wiederkommt, überhaupt werde ich jetzt auf ein Caffeehaus gehen, um Bekanntschaften zu machen.

Serini. Auf dem Caffeehause werden die Leute nicht seyn, die zu Ihrem Unterkom beytragen können.

Ich. Aber doch werden werden solche seyn, welche mir Anweisung geben können.

Serini. Sie sind auch sehr eilig.

Ich. Eilig? Ich dächte, es wäre hohe daß ich anfienge, als ein Mensch zu leben.

Serini. Hören Sie mich an, ich weiß sehr Gutes, was Herrliches für Sie, aber erfahrens nicht eher, bis Sie mir nach den setzen Ihre Hand gegeben haben.

Ich. Sind Sie klug?

Serini. O ja, ich bins recht sehr, und mit Sie es nur wissen, da die Umstände mit Ih jetzt so sind, habe ichs Müllern jetzt wieder ab schrieben; ich habe Recht auf Sie, ich verdi auf vielfältige Art, Ihre Frau zu seyn, Sie hal mich verführt — O! verführt, sagte ich, das w man besser, — Was wissen Sie, fuhr Sie a wer hat Ihnen was Nachtheiliges von mir gesag was haben Sie gesehen? haben Sie sich nicht d erstemal in Hamburg die äußerste Mühe um m gegeben, oder bin ich Ihnen nachgelaufen?

Ich. Ich gestehe, daß ich ehemals Leidenschaft für Sie hatte, indessen weiß ich auch, daß ich weder der Erste noch der Letzte war, den Sie begünstigt haben; was geschehen ist, kann hier nichts mehr gelten; Sie wollen mich dazu zwingen, Sie zu heyrathen. Dies habe ich lange gemerkt, warum ward nicht an Müllern geschrieben, wenn Sie aber rechtschaffen wären, so würden Sie bedenken, daß ich schon eine Frau habe, wie kann ich die zweyte nehmen?

Serini. O! diese verdient Ihre Treue nicht, sie hat sich selbst geschieden, es ist wohl ein Vergleich zwischen mir und dieser Leichtsinnigen, nicht wahr? Aber Sie sind ein Undankbarer, Sie verdienen ein Herz, wie das meinige, nicht. O warum habe ich Sie denn kennen lernen! Sie weinte — Madam Serini, sagte ich, Sie zwingen mich weder durch Vorwürfe noch durch Thränen; ich danke vor Ihre Freundschaft, und erkenne sie, soweit sie ächt war, aber Liebe fühle ich nicht mehr für Sie. Die Unwürdige, wenn sie diesen Namen auch verdient, besitzt noch immer meine ganze Neigung. Sie würden nur unglücklich mit mir seyn, Müller ist Ihnen gut, der wird ein besserer Ehemann für

Sie

Sie werden. — Nein, versetzte sie, ich werde nicht glücklich mit Ihnen sein, ich verlange nichts als zu besitzen, und sage Ihnen noch einmal, die gl lichste Nachricht, die Sie sich wünschen könn hängt von unserer Verbindung ab.

Ich. Wenn Sie meine uneigennützige Fre dinn sind, wie Sie immer gesagt haben, so gel Sie mir diese Nachricht jetzt, im Fall ich sie ni auch von Andern erfahren kann, und sehen S alsdenn, was vielleicht die Dankbarkeit bey n thun würde.

Serini. So? Damit Sie glücklich wäre und ich mit trocknem Munde zusehen müßte? nei so fängt man Narren, nicht die Serini, seyn S versichert, daß Ihnen die Nachricht, von der i rede, so leicht niemand geben wird, als ich.

Ich. Daß Sie es nur wissen, und wen Sie mir alle gute Nachrichten von der Welt gäben und diese sämmtlich für mich wären, so nähme ich Sie doch nicht zur Frau. Ich habe in vielen Stük ken leichtsinnig gehandelt, das ist wahr, Sie sind mit Schuld. Ihr Rath, daß ich ein Schauspieler werden sollte, hat mein Verderben zuwege gebracht, hätte ich ihn nicht angenommen, ich wür-

de

längst kaiserlicher Offizier seyn, also habe ich Verführung zu sprechen, ja, Sie haben mich führt.

Serini. Warum haben Sie denn meinen th befolgt, als weil Sie glaubten, daß er gut r.

Ich. Das glaubte ich, jetzt sehe ichs aber ders ein; ich begreife auch, warum ich mit Ihn nach Amsterdam mußte, nicht wahr? damit Sie zur Frau nehmen sollte? Sie sollten sich ämen, einen verheyratheten Mann solche Anträ zu thun. Sie überzeugen mich, was ich von hnen zu halten habe, leben Sie wohl, Madam! — erini schlug ein lautes Gelächter auf, und rief ir nach: geh, armer Betrogener, Geblendeter. ch hörte vor Zorn kaum auf diese Worte, gehweige, daß ich über den Sinn derselben hätte nachenken sollen, eilte auf mein Zimmer, rief den Johann, und suchte selbst geschwind meine Sachen usammen, die ich in ein Felleisen stopfen half, beahl dem Johann, es vollends einzupacken, und mir achzutragen, schrieb auf den Tisch: daß Serini die 500 Thaler von Wernern hinnehmen sollte, und ief die Treppe hinunter. Wohin? rief Serini, die an ihrer Thüre stand, mir zu, ich gehe, sagte

ich,

ich, wo keine Serini ist, und suche Glück oder Unglück, der Himmel wird mir aber beystehen. — So hören Sie mich zu Ihrem eigenen Besten wenigstens an, erwiederte sie. Nichts, schrie ich, und eilte fort. Ihre Herrschaft über mich hatte auf einmal ihr Ende erreicht, und ich würde nicht wieder umgekehrt seyn, wenn sie mir ein Königreich hätte antragen können. Sie rief mir noch etwas nach, was ich nicht verstehen konnte, und mit einem schallenden Gelächter begleitet war. Als ich eine Gasse lang gegangen war, sah' ich mich nach dem Johann um, er kam nicht, ich wartete einige Augenblicke, und da ich nichts von ihm sahe, kehrte ich wieder um, zu sehen, wo er bliebe. Serini ward mich am Fenster gewahr, sie klopfte in die Hände, und kam heraus, mir entgegen, gelt, liebes Leben, sagte sie, Sie könnens nicht übers Herz bringen, Ihre arme Freundinn zu verlassen. — Freun Sie sich nicht, Madam, antwortete ich, ich will nur sehen wo Johann bleibt. Er ist Ihnen ja nachgefolgt, sagte sie. Aber, Herr, wollen Sie nicht so gut seyn, und im Gasthof Richtigkeit machen? Lesen Sie, was in meinem Zimmer auf dem Tisch geschrieben ist, versetzte ich im Fortgehn. Ich wartete noch eine Weile in einer andern Gasse, ob sich Jo-

hann

nicht wo würde sehen lassen, und suchte ihn nach allenthalben, fand ihn aber nirgends. Nun fand mein ganzes Vermögen etwa in 30 Thalern, dem Anzug, den ich trug. Ich gieng mit sehr kümmerten Herzen auf ein Kaffeehaus, fand aber wenig Trost; alles war so steif, so abschreckend, höflich, daß ich gar keine Bekanntschaft machen nnte. Doch erfuhr ich von ohngefähr, daß des enden Tages ein Schiff nach Neu-Holland abge, sogleich war mein Entschluß gefaßt, ich hte nicht mehr hin und her, sondern gieng, fte etwas fertige Wäsche, erkundigte mich, wo sie kaufte, nach allem genau, und ließ mich un dem Namen Thomas van der Mengt einschrei. Nachdem ich gekauft und meinen Platz im chiff bezahlt hatte, waren kaum 10 Thaler mehr meiner Börse.

Wir giengen des Morgens ab, wie es nun er werden sollte, und was ich in Neu-Holland ifangen wollte, wußte ich nicht. Ich machte ich mit dem Handlungsbedienten des Kaufmanns, em dies Schiff gehörte, bekannt, und erwarb mir ine Freundschaft. Es war nöthig, eine Geschichte erfinnen, damit er wußte, für was er mich

nehmen

nehmen sollte, ich nannte ihm eine Stadt in Kayserlichen Niederlanden, wo mein Vater glücklich im Handel war, und bankrot gestorben w ich selbst, weil ich zu etwas anders bestimmt wesen, hätte zwar die Handlung nicht gelernt, a ich empfände: ohnerachtet daß mein Vater so glücklich dabey gewesen, Lust dazu, besonders h ich immer darnach getrachtet, mich in einem dern Welttheile umzusehen, und da mein Glück versuchen, er machte mir hierzu noch mehr Mu versprach mich im Comtoir seines Herrn anzubr gen, wo ich die Handlung lernen könnte, wenn denn etwas unter der Zeit verdient, und sel einen kleinen Handel anlegen könnte, so würde gewiß was vor mich bringen. Der Mann mac mir nächstdem Beyspiele von ganz armen Leut bekannt, welche da reich geworden wären, u feuerte meine Einbildung so sehr an, daß ich m kaum 15 Jahr setzte, nach welchen ich als e steinreicher Mann in mein Vaterland zurückgehe dort mich aufs neue nach meinem Stande einric ten, und meine Schwestern wiedersehen wollte. J solchen süßen Träumen wiegte ich mich fast die gan ze Reise durch, und war ziemlich heiter. Oft dach ich zwar mit Schmerz an Luisen, und stellte mi

, wie doppelt froh ich seyn würde, wenn sie mit aller Liebe, die sie mir zeigte, bey mir diesem Schiffe wäre, allein, ich muß gestehen, ich mir Mühe gab, diese Gedanken, so viel ich nte, zu verscheuchen, zugleich nahm ich mir vor, ein weibliches Geschöpf mehr zu lieben. Der ndlungsbediente erzeigte mir ausnehmend viel fälligkeit, ich mußte auch fast immer sein Gast , dies war auch ein Glück, denn mein Geld sonst bald ausgegeben gewesen.

Unsre Fahrt gieng anfänglich glücklich von ten, wir konnten hoffen, in einigen Tagen zu den, aber nun wandte sich das Blatt, es fiel heftiger Sturm ein, wir hatten 8 Tage lang ntrairen Wind dabey. Der Sturm trieb uns f der See herum, und das Schiff den 9ten g auf eine Sandbank. Es hatte schon von den tigen Stößen zuviel gelitten, folglich zerriß es, man sich Mühe gab, es abzutreiben, und da en ein neuer Sturm dazukam, so war keine Rettung. Nun, lieber Vater, dankte ichs Ihnen, daß ie mich hatten lassen schwimmen lernen, zwar ein Leben schien nicht von sonderlichem Werth, er, entweder es war die blosse natürliche Liebe

dazu, oder Ahndung, daß ich einst noch alles, w
mir theuer war, wiederfinden würde, was mi
antrieb, auf Rettung zu sinnen, ich schwamm ne
etlichen andern glücklich ans Ufer; mein gu
Freund aber ward nebst allen übrigen eine Spe
der Fische, worüber ich nicht wenig Schmerz e
pfand. Wir blieben über Nacht in den bekümme
sten Zustande von der Welt, der Sturm legte si
eben als hätte er nun sein Werk vollendet, w
suchten ein Feuer zu machen, um unsre Kleider
trocknen, und überließen uns nun unserm Schicks
Keiner von uns wußte, wo wir waren, wir wo
ten des folgenden Morgens recognosciren. M
Aufgang der Sonne erblickten wir zu unsrer Freu
ein Schiff, welches dem Sturm glücklich entga
gen war, wir machten, als es näher kam, ve
schiedene Zeichen, daß sie uns aufnehmen sollte
sie schickten einen Kahn nach uns, und wir trat
denn ein. Es war ein Schiff, welches von Ne
york kam, und nach England zurückgieng. Nu
also erfuhren wir erst, wo wir waren, und ich muß
wider meinen Willen nach England, wo wir glü
lich anlandeten. Mein Zustand war erschrecklic
ich war völlig ein Bettler, denn sogar meine U
war im Schiffe, wo ich sie vergessen hatte, zu mi

stecken, geblieben. Was sollte oder konnte ich anfangen? Als ein Edelmann erscheinen, war dieser Situation nicht möglich, ich hatte weder d, noch Bekannte, noch Empfehlung. Wieder Schiffe gehen, war das Einzige, was mir übrig b, ich hatte die Hoffnungen, die mein verun- ckter Freund mir gab, noch immer nicht ver- en, aber für dies Jahr gieng keins mehr unter egel, es war schon tief im October, also mußte bis auf künftiges Frühjahr bleiben. Es fiel mir ein, solange als ein Tischlergesell meinen Un- halt zu suchen, ich behielt meinen holländischen men, bat meinen Wirth, einen ehrlichen Bier- uer, um Empfehlung, und kam durch ihn bey em sehr geschickten Meister an. Wäre ich wirklich Tischlergesell gewesen, so konnte mirs bey sem recht gut gefallen, denn Meister Johns war ehrlicher Mann, dessen Gunst ich bald genug warb. Er hatte eine Witwe geheyrathet, die 1 15 Jahr älter als er war, dafür aber, daß sie entausend Pfund Sterling zu ihm gebracht hatte, herrschte sie ihn nach Herzenslust. Sie kannte ne Neigung zum lockern Leben an ihm, deswegen hrte sie die Kasse, und er mußte ihr sogar seinen erdienst berechnen. Ihre Tochter Jenni, aus der

ersten Ehe, warf die Augen auf mich, und
Freundschaft, die sie für mich hatte, machte n
auch die Mutter ziemlich geneigt, ich hatte a
große Vorzüge vor meinen Mitgesellen, ja sog
vor Meister Johnsen selbst, der alle die gute Lau
die er besaß, nöthig hatte: um das Gebrum
seiner Frau zu ertragen, doch er hoffte, daß
bald sterben sollte, und fand sich darein. Er we
unter andern von einer besondern Leidenschaft
herrscht, alles zu thun, was er von vornehm
Leuten sah, es war nichts, worauf eine Wette
setzt werden sollte, wo er nicht auch entrit
wenn ers erfuhr, weswegen er auch schon manc
Händel mit seiner Frau gehabt hatte, und es w
zuweilen nöthig gewesen, sie mit seinem Verdien
zu betrügen, um die Schulden, die er bey solch
Gelegenheiten machte, zu bezahlen. Einmal
ein Pferde-Rennen vor, er parirte auf Herrn H
les Pferd, und ein andrer Bürger auf das d
Baronets Willmuth, sie setzten hundert Pfun
Meister Johns verlohr die Wette, sollte bezahl
und wollte es als ein Mann von Ehrliebe au
thun. Es war ganz ohnmöglich, es seiner Frau
sagen, sie hätte sich lieber morden lassen, als di
Summe herzugeben, also wendete er sich an ein

kannten, und suchte es zu bekommen. Damit nicht herauskommen möchte, daß er Geld aufnehme, forderte er die 100 Pfund für mich, machte dem Gläubiger eine Erzählung von dem Vermögen, welches ich noch in Holland zu bekommen hätte, versicherte, daß ich seine Jenni heyrathen würde, und daß ichs zu einem gewissen einträglichen Handel, in den ich mich eingelassen, brauchte; zu mehrerer Sicherheit wollte er sich aber als Bürge unterschreiben. Der Mann wußte, daß Meister Johns Vermögen hatte, oder vielmehr nach dem Tode seiner Frau welches bekommen müsse, denn ein jeder glaubte, daß sie eher sterben werde; er hielt überdies die Geschichte, die er ihm von mir erzählte, für richtig, und da der Meister viel Ruhmes von mir machte, ich auch die Tochter bekommen sollte, so machte er keine Schwierigkeit, bekam auch keinen Verdacht, als ihn Meister Johns bat, daß ers seiner Frau jetzt noch nicht sagen sollte. Sobald dieser mit dem Debitor richtig war, trug er mir des Abends die Sache vor, und hatte deswegen unter dem Vorwand, daß ich ihm noch aus einem Buche vorlesen sollte, verlangt: eine Stunde mit mir allein hinzubringen; dies geschah, nachdem alles Uebrige zu Bette war. Thoms, fieng

er

er an, ich bin gestern unglücklich gewesen, w
meint ihr, hättet ihr nicht auch auf den kastani
braunen Hengst des Herrn Halles parirt.

Ich. Er weiß, Meister, sagte ich, daß
weder das Pferd noch das Wettreiten gesehen ha

Johns. Es ist wahr, nun so will ichs Eu
erzählen: Der Kastanienbraune, wie ich Euch
ge, ist recht zum Laufen gemacht, er ist bey Lei
und doch nicht zu dick, hat guten Athem, und
so leicht auf den Füßen, wie ein Hirsch. Ich set
100 Pfund gegen Meister Sterne, den Sattl
daß er die Mähre des Baronets überlaufen würd
ich hätte meine Nase und meine beyde Ohren no
dazu setzen wollen, daß der Gaul nicht zweymal d
Stube lang mit ihm aushielt, denn er hatte ke
Loth Fleisch auf den Knochen, und keuchte w
meine Frau, wenn sie zwölf Schritte gewackelt i
Ich will Hufeisen aus mir schlagen lassen, wen
es nicht so steif auf den Knochen war, als hätt
Schemmelbeine unter dem Leibe. Sir Halle
Brauner zog los, daß uns Hören und Sehen ve
gieng, ich bin ein Spürhund, wenn Meister Ste
ne nicht schon blaß war wie die Wand, daß er d
hundert Pfund würde zahlen müssen, aber ich sterb
darauf, daß der Lindwurm von Baronet eine

Bun

Und mit dem Bösen hat, denn der fuhr, ehe ichs mich versahe, in die alte Mähre, und siehe da.

Ich. Genug, Meister, Er hat die Wette verloren, nicht wahr, so ists?

Johns. Wie denn sonst, ich soll nun bezahlen, und ein Mann von meiner Autorität muß sich auch nicht schimpfen lassen, aber eher lasse ich mich hängen, als ich meiner Frau ein Wort davon sage. Ich will ein Zigeuner werden, wenn die Mauer von St. Jacobs Münster nicht eher in einem Löschwasser aufzuweichen ist, daß man sie aufs Brodt schmieren kann, als ihr Herz durch gute Worte; ich glaube der jüngste Tag käm' eher, als sie blos über die Zumuthung zu brummen aufhörte.

Ich. Wo wird er also das Geld hernehmen?

Johns. Ich habs schon, Thoms, ein guter Freund von mir wills vorschießen.

Ich. Nun, denn ists ja gut.

Johns. Ja, aber, lieber Thoms, Ihr müßt mir einen Gefallen dabey thun; seht, es schickt sich nicht, wenn ein Mann von Renomee, der ich bin, Geld aufnimmt, man würde sagen, was? Meister Johns kann keine lumpige hundert Pfund bezahlen, ohne daß er sie erst borgen muß. Ihr

wißt,

wißt, wies geht, zehn Pfund Eisen will ich zu Frühstück essen, wenn nicht ganz London spräch ich wäre bankrot, und kann ichs denn eben sage daß meine Frau nichts hergeben will? Ich ha also gesagt, daß Ihr dies Geld braucht, und ha bey der Gelegenheit eine Beschreibung von Eu gemacht, daß der Mann denkt, Ihr habt me im Vermögen, als der dicke Apfelweinschenke, un Nachbar, und seyd klüger und besser als alle Tischl gesellen in England. Ich sagte ihm, daß Ihr u sre Jenni heyrathen würdet, und ich bin eine Kna wurst, wenn ich gelogen habe, denn Jenni schmu zelt nach Euch, wie ihre Mutter um mich, da i Gesell bey ihrem ersten Mann war. Der gu Freund will Euch also die hundert Pfund auf Eu Obligation leihen, und ich soll als Bürge unte schreiben.

Ich. Aber, Meister, wenn der Mann ni bezahlt seyn will, wo soll ichs hernehmen?

Johns. Schneidet Schuhsolen aus mi wenn Euch Jemand deswegen ein Wort sage wird, ich habe Credit, so lange ich lebe, sollt Ih für nichts stehen.

Ich. Aber wenn Er stürbe?

Johns

Johns. So gut ich noch bey Leibe bin, ...e ich, meine Frau zu überleben, seht Ihr denn ...t, daß sie alle Tage schwächern Athem bekommt? ..., daß ich ein Straßenräuber bin, wenn sie noch ... Monate lebt, sie hat alle Umstände, wie des ...d Walters alte Bettmeisterinn, der wir vor 4 ...ochen den Sarg gemacht haben, wenn sie noch ... halbes Jahr lebt, so schlagt mich so dünne, wie ...en blechernen Teller.

Ich. Er weiß aber, Meister, daß ich in ei...n halben Jahre schon weg seyn werde.

Johns. Ich denke, Jenni wird Euch halten, ...er wenn Ihr auch weggiengt, ich will mich leben...; rädern lassen, wenn wegen dieses Geldes Jemand ...au zu Euch sagen würde. Nein, dafür bin ich ...ann, und ehe ichs Euch bezahlen ließ, sagt' ichs ...einer Frau, glaubt Ihr nicht, daß ich meine männ...che Autorität sehen lassen könnte, wenn ich wollte, ...enn sie im Fall der Noth nicht bezahlte. Ich stampf... sie zu Grütze, ehe ichs zuließ, daß Ihr Verdruß ...ättet, wenn sie alsdenn nicht herausrücken sollte, ... will ich ein Lausekamm seyn. Ich konnte Mei...ter Johnsen nicht widerstehen, seine närrische Art ...u betheuern, und zu überreden, bewegte mich zum ...achen, und zeugte mir zugleich, daß es sein vol-

ler

ler Ernst war, mich nicht stecken zu lassen. war wirklich ein ehrlicher Mann, zudem w nicht unwahrscheinlich, daß seine Frau wenigst vor ihm stürbe, obgleich ihre Umstände so schlim nicht waren, als er sichs einbildete; sollte ja Schuldner bezahlt seyn wollen, wenn ich weggien so verdiente der Meister immer so viel, daß er län diese Summa zu dem Vermögen seiner Frau hin gethan hatte, und sie also fordern konnte, und nic war gewisser, als daß er lieber alles gewagt hät als mich dafür haften zu lassen; meine Abreise konn also in keinem Falle verhindern. Ich erfüllte sei Bitte, und erwarb dadurch seine Freundschaft no mehr. Als das Frühjahr da war, wollte ich me Vorhaben ausführen, und mit einem Schiffe na den englischen Colonien gehen; ich hatte hier schon Anstalt gemacht, und hinterbrachte es de Meister. Er erschrack darüber, und um mich d von abzubringen, brachte er Jenni aufs Tape seht Ihrs denn nicht, sagte er, daß sie alle Ta mehr in Euch verliebt wird? Aber Ihr seyd so ha wie ein Mühlstein, das arme Mädchen wird sic wenn Ihr Abschied von uns nehmt, zu einer Leich grämen, nehmt sie doch, sie ist die einzige Tochter sprecht, daß ich kein christliches Mutterkind bin

wenn

n ich wieder eine Frau heyrathe, wenn ihre
tter stirbt, und ihr nicht auch den Theil, der
der Erbschaft auf mich kommt, einmal verma-
; ich wollte antworten, als Jenni hereintrat.
ni! schrie er, weißt Du, daß Thoms uns ver-
en will? Und Du hast ihn so lieb, flugs komm
und sage, daß Du seine Frau werden willst,
sehen, ob er Dirs abschlagen wird. Jenni
ßte selbst nicht, was sie sagen sollte, vielleicht
ubte sie: ich habe ihrem Vater gesagt, daß ich
ter dieser Bedingung bey ihm bleiben wollte, ich
ıks wenigstens so, weil sie ziemlich freundlich und
bischen verschämt sagte: sie habe nichts dawi-
r, und hätte lange schon viel von mir gehalten.
un wollte der Vater, daß wir uns die Hände
ben sollten, die Mutter muß, wie Du willst, Jen-
, sagte er, flugs schlag ein. Jenni fand in mei-
em Gesicht und Zaudern nicht, was sie vermuthet
atte, und stand betroffen da; nun, sagte Meister
sohns, Thoms, was meynt Ihr? Meister ant-
ortete ich, das Glück, sein Schwiegersohn zu wer-
en, kann ich nicht haben, weil ich schon verhey-
athet bin, er stutzte — wo ist denn Eure Frau?
n Holland — nach einigem Besinnen, nun wenn
das ist, Jenni, so kann er freylich nicht dein Mann

wer-

werden, Jenni sahe aus, als hielt sie's für Scht
del, machte ein schnipsch Gesicht, und rennte
Thür hinaus. Der Meister fragte mich jetzt,
ich die Wahrheit gesagt hätte, ich versicherte
ihm, obsgleich, setzte ich hinzu, eine ist, die m
Treue nicht verdient, so bin ich doch nicht von
geschieden, und kann also keine Andere nehm
Er fand sich darein, und bat nun wenigstens n
um einen Monat Aufschub, weil er mit sein
Gläubiger reden und ihm sagen wollte, daß ich
den Herbst zurückkäme, und daß er für die
Pfund stünde, bis dahin hofte er, daß der
ihm den Gefallen thun würde, seine Frau zu
len. Sobald ichs wünschte, konnte er mit unse
Schuldmann nicht sprechen, weil er abwesend w
und da jetzt verschiedene Schiffe nach einander
gehen sollten, so ließ ich mir den Aufschub gefalle
Es gieng anders, als mein armer Meister Joh
vermuthet hatte, er war bey einem Gelag gewese
wo es etwas lustig hergieng, hatte zu viel getru
ken, sich gebalgt, erhitzt, erkältet, und dies all
zog ihm eine Krankheit zu, daran er starb.
bekannte eine halbe Stunde vor seinem Tode, da
er die hundert Pfund auf meinen Namen gebor
und wozu er sie gebraucht hätte, bat seine Frau
die

Geld zu bezahlen, und nahm einen andern
llen zum Zeugen. Sie antwortete gar nicht
auf. Der gute Johns starb in der Ungewißheit,
sie seine Bitte erfüllen würde, und sie war
nicht willens, es zu thun. Der Gläubiger war
zurück gekommen, er meldete sich sogleich;
u Johns erklärte, daß sie nichts bezahlen könnte.
itdem ich der Jenni den Verdruß einer abschläg-
en Antwort gemacht hatte, war sie meine Fein-
n, und hatte die Mutter wider mich aufgehetzt,
rächte man sich obenein an mir. Ich hatte
eigentlicher Schuldner unterschrieben, mein
rge war tod, und seine Witwe konnte zu nichts
wungen werden, man hielt sich also an mich,
d da ich nichts zu bezahlen hatte, mußte ich ins
efängniß spazieren, aus welchem mich also erst
ch zwey Jahren Herr Robers, indem er das
eld für mich entrichtete, befreyt hat. Als man
ich fortführte, bat Jenni die Gerichtsdiener, einen
ugenblick zu verziehen, rief mich auf die Seite
nd sagte, wenn ich sie heyrathen wollte, so wür-
e sie schon machen, daß alles bezahlt und ich nicht
ingeführt würde. Wenn ich auch frey gewesen
äre, und keinen andern Plan im Kopfe gehabt
ätte, so war Jenni so häßlich, und überdem so

ganz

ganz wie ihre Mutter, daß es immer besser w
ins Gefängniß zu gehen, als ihr Mann zu werd
Da ichs also ausschlug, gab sie mir aus Grin
einen derben Stoß, und hieß mich reisen. A
Herr Robers mich auslößte, und mir sagte: d
er ein Fremder wär, machte ich sogleich den A
schlag, London in seiner Gesellschaft zu verlass
ein angesehener Mann, wie er schien, der überd
so edel an mir handelte, konnte mir meines A
dünkens, wenn ich ihm meine Herkunft und mei
Begebenheiten erzählte, in seinem Vaterlande,
es auch seyn möchte, zu verschiedenen Absicht
beförderlich seyn; die Lust, zu Schiffe zu gehen, w
mir gänzlich vergangen, ich glaubte, daß me
Schicksal selbst dawider wäre. Mit meinem B
freyer zu gehen, hielt ich für das Beste, ich konn
auch in diesem Fall noch immer Hofnung behalte
ihn einmal zu bezahlen, denn daß ich beständig u
glücklich seyn, nie wieder in einigen Wohlstan
kommen würde, schien mir nicht glaublich. Da i
erfuhr, daß sich Herr Robers in Schweden au
hielt, erschrack ich, was sollte ich in diesem elend
Zustande da machen? Meine Feinde, wenn ja il
Zorn noch glimmte, würden sich nur darüber freue
und meiner Freunde Gnade wünschte ich nicht zu l

ber

ich wollte mich ihnen nicht zeigen, bis ich et-
wieder einigermaßen in Aufnahme gekommen
e; es war nicht wahrscheinlich, daß man mir
mals vergeben würde, da ich noch dazu schon
raft zu seyn glaubte, und daß ich nicht Dienste
meinem Vaterlande finden sollte. Stolz und
ensinn ließen aber den Gedanken, jetzt dahin
zehen, nicht zu. Ich gieng also, da ich frey war,
in der Absicht, dem Herrn Robers zu danken,
um seine Addresse zu bitten, zu ihm, meine
schichte sollte er aber nicht erfahren, es konnte
nichts helfen. Da ich zu ihm ins Zimmer trat,
te er ein Billet von Ihnen, lieber Vater, in
Hand, ich erkannte die werthen Züge sogleich,
, was diesen Augenblick in mir vorgieng, kann
nicht schildern; ich riß das Billet Herrn
obers aus der Hand, vermuthlich, bester
eund, haben Sie geglaubt, ich sey toll, jetzt
he ich, daß ich mich nicht geirrt hatte, es war
hre Handschrift, mein liebster Vater, und Ihr
ame unterzeichnet, ich bedachte, ob dies Bil-
auch etwan vor Ihrem Tode geschrieben
yn könnte, aber war's möglich, daß Robers
hon so lange in London wäre? Meine Fragen
nd seine Antworten klärten endlich die Sache auf,

und ich war nun auf einmal getröstet, erf
glücklich; kaum konnte ichs tragen. Obwol
nicht wußte, daß ich alles Verlorne zusammen
finden würde.

Das neunte Kapitel.

Enthält Briefe und vermischte Nachrichten.

Der Vater Oldenholm hatte die Geschic
seines Sohnes mit ausnehmender Gelassenheit
gehört, und als sie vollendet war, gab er uns
Ursach davon zu erkennen. Du hast, sagte er: v
Ungemach erfahren; mein Sohn, ich würde D
beklagen, wenn ich Dich weniger liebte, aber we
ich bedenke, was für Thorheiten Du begangen ha
so muß ich die Wege der göttlichen Weisheit
wundern, die Dich durch Strafen auf ihr
Pfad zurückführen wollte, und zugleich die Mitt
wieder glücklich zu werden, in den Weg Dein
traurigscheinenden Schicksals legte. Die göttlic
Güte, welche zwar den Menschen nie aus der Ac
läßt, und selbst alsdenn vorsehend über ihn walte
wenn er mitten im Labyrinth selbst bereiteten Kum
mers ist, überläßt ihn doch den natürlichen Vo

fäller

ı kann nicht eigentlich sagen, daß Gott die
schen für ihre Verbrechen oder Thorheiten
e. Die Züchtigungen dafür liegen in den
gen, so daraus entstehen. Welcher fähig ist,
Tugend zurück geführt zu werden, bereut, in
er büßt, seine Vergehungen und wird wei
das Mittel, wodurch er endlich wieder glück
wird, aber hat die Güte Gottes eben so in
Kette seiner Begebenheiten eingeschlossen.
Bösewicht, bey welchem das härteste Schick
keine Besserung bewirkt, traf auch diese Mit
auf seinem Wege oft an, es ist seine eigene
uld, wenn er sie nicht benutzt, sondern immer
er ins Unglück verfällt.

Frau von Oldenholm machte keine so mora
hen Betrachtungen, sie hatte zu viel Mitleid mit
ausgestandnen Leiden ihres Gemahls, be
nte selbige und verdoppelte ihre Liebkosungen,
ihm eine Art von Entschädigung zu geben.
ch hatte sie ihm von ihren eigenen Begebenhei
nur wenig gesagt, ihr Schwiegervater und
übrige wollten sie hören, nur ihr Gemahl
te gewünscht, lieber nicht weiter davon unter
htet zu seyn, indessen mußte er doch diese trau

rige Erzählung vernehmen, ich aber hörte si
Gunsten meines Gedächtnisses zum zweitenmal

Frau von Oldenholm säumte nicht, so
an ihre Eltern zu schreiben, um ihre Verzeih
zu bitten, und die glückliche Wendung il
Schicksals zu berichten. Herr Bieder be
gleiche Nachricht, und auch Werner ward n
übergangen. Die Antworten der beiden letz
bewiesen die freudigste Theilnehmung, nur
Herr von Wertheim konnte sich nicht entschlie
seiner Tochter so gütig zu schreiben, wie sie
wir alle vermutheten, wie zärtlich demüthig
überzeugend auch ihr an ihn gerichtetes Schrei
war, wie dies der Leser selbst wird gestehn müs

Die Baronin Oldenholm an ihre Eltern.

Wenn ich selbst, theuerste Eltern, we
eines unverhoften Glücks um nichts mehr I
Verzeihung verdiene, als ehemals, so darf
doch wegen der Familie, der ich jetzt anzugehö
das Glück habe, darum bitten. Das Verbrech
heimlich von Ihnen weggegangen, mit ein
Menschen, wie es mein Gemahl damals schi
entwichen zu seyn, ist viel zu groß. Ich gesteh'
als daß ein glücklicher Zufall, den ich nicht e

n I

verdiene, es verringern könnte, aber edle
en können vergeben, zumal wenn ein reuiges
fleht. Ich habe, seit ich von Ihnen weg
ungemein gelitten. Werner aus Hamburg
Ihnen, theuerster Vater, nur einen Theil da=
berichtet; ich beklage mich nicht darüber,
ich es verdient hatte. Auch die erschreckliche
vort, die Sie Wernern, mich betreffend, zu=
kten, hatte ich verdient; nach ihr wagte ichs
t, Ihren Befehl zu übertreten und Gnade
Ihnen zu suchen. Eine Bekannte aus Ihrer
hbarschaft, an die ich mich wandte, gab mir
eilen Nachricht von meinen lieben Eltern und
chwister Wohlseyn, und dies war jedesmal
st für mein Herz. Die Beschreibung meiner
en würde zu lang seyn, und dennoch vielleicht
ne zärtlichen Eltern betrüben, ich will sie also
ht machen.

Seit 3 Jahren bin ich, so viel es der Zu=
nd meines Herzens erlaubte, glücklich gewe=
. Ein redlicher und angesehener Mann aus
mburg, Namens Bieder, der mich in Armuth
d Verachtung fand, nahm sich meiner an, sorgte
e ein Vater für mich, und schickte mich, mit al=
n Benöthigten versehn, hierher nach Stockholm

zu einer Kaufmannsfrau, seiner Verwandte. I
empfahl mich dem Baron von Oldenholm,
Hofmeisterinn für seine Kinder, bey diesem wa
sehr gut versorgt. Ich kam unter einem an
Namen hierher, und habe mich des Ihrigen
bedient. Doch ich sollte wieder ganz glüc
werden. Der Sohn dieses Herrn, welcher
6 Jahren das Unglück gehabt hat, wegen e
übel abgelaufnen Zweykampfs, sein Vaterl
verlassen zu müssen, ist seit etlichen Tagen zu
und dieser Sohn ist mein Gemahl. Er h
mich in Hamburg, weil er durch ein boßha
Weib getäuscht war, sitzen lassen. Mit unaussp
licher Freude fand er, als alles sich entwick
mich unschuldig, und nun sind wir auf e
vereinigt. –

Glauben Sie, liebste Eltern, nicht,
mein Gemahl ein Unwürdiger ist, weil Sie
sen, in welcher Lage er war, als ich mit ihm
wich, weil er mich verließ, ohne die Gründe d
untersucht zu haben, und weil er so lange au
seinem Vaterlande herumschweifte; ein wenig
gendlicher Leichtsinn ist alles, was er zu sei
bisherigen Begebenheiten beygetragen hat, d

Ueb

ige setzte Verblendung und Unglück hinzu. Um en dieses genauer zu zeigen, füge ich die Er- ung seiner Geschichte hier bey, von der Zeit da er Schweden verließ, bis jetzt. Er hat meine Bitte sie aufgesetzt, ich verlangte es ihm, um den Gemahl, den ich so sehr liebe, meine ganze Liebe auch verdient, vor meinen bten Eltern einigermaßen zu rechtfertigen. elbst fügt ein eignes Schreiben bey, und ver- gt seine Bitte mit der meinigen, um Ihre gebung und um Ihren Segen. Die Hofnung Ihre Güte sagt uns, daß es keine Fehlbitten werden. Selbst mein Schwiegervater, für chen jeder, der ihn kennt, die vollkommenste tung hat, begleitet diese Briefe von Ihren er- enen und zärtlichen Kindern mit seiner Vor- che; geben sie Ihm Gehör, geliebte Eltern! , der so gern, so uneigennützig mich zur Toch- aufnahm, so bald er hörte, daß ich die Ge- hlinn seines Sohnes war. Das Vermögen, was Sohn von ihm bekommt, ist zwar groß ge- g, um eine Frau ohne Mitgift gehörig zu un- halten, es ist aber doch Großmuth an ihm, ß er auch nicht einen Gedanken äusserte, wel- r mir beßre Glücksumstände gewünscht hätte.

Wir sahen nichts als Freude über unsre Wi
vereinigung und herzliche Vaterliebe.

Dürfte ich mich nun mit einer gütigen
wort schmeicheln? so wäre mein Glück voll
men. Ja, mein Herz sagt mir, daß meine
erste Eltern mir diese Bitte nicht abschlagen
den.

Frau von Oldenholm an Herrn Bieder

Es ist einem Manne, wie Sie, geliebter
ter, Freude und Belohnung, wenn die ei
Handlungen, die er begeht, diejenigen, welche
geniessen, auf mehr als eine Art beglücken.
die Sie aus der Tiefe, wo Sie mich liegen sa
so großmüthig empor hoben, so väterlich versc
ten, bin die Beglückte, welche Ihnen dieses Verg
gen, diese Belohnung darreicht. Wie süß ists mein
Herzen zu wissen, daß dies einige Vergeltung für
ist, die einzige freilich, da ich nicht hoffen ka
Ihnen jemals eine andere anbieten zu dürf
indem Sie nicht einmal ein wenig armen, tro
nen Dank hinnehmen wollten. Sie wissen m
ne ganze Geschichte, wie glücklich hat sie sich
wendet. Madam Groß, zu der mich Ihre Gü
wie einem Engel führte, hat, wie Sie schon w

se

mich in des Baron Oldenholms Hause an-
acht. Da, wo ich nur Versorgung und Sicher-
suchte, sollte ich auch meinen Gemahl oder
mehr er mich wieder finden. Bester Vater,
Sohn meines bisherigen Patrons ist dieser
nahl, ein übelgerathner Zweykampf trieb ihn
seinem Vaterlande, er war lange abwesend,
rrt und unglücklich; eine Menge Betrügereien
einer schlechten Person, von der Serini, brach-
seine Vergehungen, sein Unglück zuwege.
e wissen, seit welcher Zeit sie auch die
höpferinn des Meinigen war. Sie hat durch
en Brief, in welchem sie vollkommen meine
ind nachgeschrieben, ihm glaubend gemacht,
ß ich es selbst verlangte, ihn nicht wieder zu
n, und hat in meinem Namen so frech geschrie-
n, daß mein Oldenholm nicht anders handeln
nnte, als er gethan hat. Seine Freude, mich,
achdem wir uns wiedersahn, auch lieben zu kön-
en, geht über alle Beschreibung, und ist nun der mei-
gen gleich, daß ich ihn wieder habe. Er schreibt
Ihnen selbst, weil er ohnmöglich dem Triebe wi-
erstehn kann, Ihnen wenigstens zu sagen, er
eisse, wie viel er Ihnen schuldig ist; vergönnen
Sie uns Beiden das Glück, daß wir Sie wäh-

rend

rend unsers Lebens, als einen Vater mit Da
barkeit und innigster Achtung lieben.

Herr von Wertheim, an seine Tochter.

Madam! ich gratulire Ihnen zu dem
ten Ausgange ihrer Abentheuer, und noch m
zu dem Erkenntniß, daß ihr Verbrechen dar
nicht geringer wird, noch Vergebung verdie
Um Ihres Schwiegervaters willen, habe ich m
entschlossen, Ihnen zu antworten, denn der
keine Schuld bey der Sache, und muß immer se
gütig seyn, daß er seinen Sohn wieder auf-, u
seine bisherige Kinderwärterinn zur Tochter a
nahm. Ich bedaure den guten Mann und wü
sche, daß Sie beiderseits ihm nicht neue Schan
machen, daß Sie nicht noch einmal in der Welt h
um zu ziehn belieben mögen. Sie habens ganz rec
gemacht, daß Sie mir die Geschichte von ihr
ausgestandenen Trübsalen nicht erzählten, nich
daß michs gekränket hätte; sondern, weil Sie do
einmal meine Tochter sind, und wol viel Erniedr
gendes mit unter mag paßirt seyn, so hätte die
meine Ehrliebe gekränkt. Die Begebenheite
von Ihrem Herrn Gemahl überzeugen mich, da
Sie sehr gut zusammen passen. Das lassen Si
sic

immer lieb seyn, daß Ihr Herr Schwieger-
er keine Aussteuer verlangt, da Sie Ihren
nen zu sehr beleidiget haben, als daß er Ihnen
Rechte eines Kindes kann widerfahren lassen.
ine Frau grüßt, es geht uns und unsern Kin-
n recht wohl.

Siegesmund von Wertheim.

Diese unfreundliche und stolze Antwort ver-
achte der Baronin Oldenholm nicht wenig Krän-
g, sie konnte sich lange nicht fassen. Es ent-
nd in uns allen, die wir dieselbe lasen, ein in-
ster Widerwille gegen den Mann, der nicht
mal die Fehler eines Kindes vergeben wollte,
lches so viel dafür gelitten, mitten im Leiden
ne Fehltritte zu verbessern gesucht, und sich,
chdem es wieder im Wohlstand war, so zärt-
h, so demüthig an ihn wandte. Die Vorsicht
bst hatte dafür gesorgt, alles wieder gut zu ma-
en, aber er ließ dennoch sich nicht erweichen,
ine väterliche Liebe wieder zu schenken; welche
ärte des Gemüths zeigte eine solche Gesinnung
cht. Er machte seiner Tochter die bittersten
orwürfe, nicht in der Hitze des Zorns, sondern
nit einer Kälte und Verachtung, die nur ein
eind zeigen kann; er kränkte sie mit der Versiche-
rung,

rung, daß ihre Leiden ihm nicht würden zu H
zen gegangen seyn, als sofern sie seinen Stolz
leidigt hätten, welche barbarische Sprache! er b
te also für nichts, als für seinen Stolz Gefü
Auch über den Entschluß seiner Tochter, wä
rend ihres verlaßnen Zustandes einer Konditi
vorzustehn, spöttelt er auf eine beissende Art,
er ihr darüber seinen Beyfall sollte bezeigt hab
Alles, auch ihr Gemahl, wird im verächtlich
mißtrauischen Tone behandelt, kaum noch, daß i
Vater einigermaßen gütlich davonkommt.
konnte vermuthen, daß der letzte empfindlich d
rüber werde, und, wenn er ihn nach sich beu
theilte, wie dies doch gemeiniglich zu geschehe
pflegt, gar fürchte, daß ers seiner Tochter en
gelten ließe, doch dies kümmert ihn nicht. Se
Stolz wollte sich das Ansehn geben, als ob
seiner Tochter Vermögen geben könnte, also stellte
sich, als ob er sie wegen ihrer Aufführung ente
ben wollte; da er doch vermuthen konnte, da
sie ihrem Schwiegervater und Gemahl seine Ve
fassung werde bekannt gemacht haben, ja, er konn
es aus ihrem Schreiben schliessen; dies bewie
mir, daß der Herr von Wertheim nicht so vi
Verstand haben müsse, als er vielleicht glaubt
den

denn man muß in der That dessen nicht viel besitzen, wenn man meint, ein Jeder müsse glauben, was uns beliebt, ihm aufzuhängen, wenn gleich Beweise da sind, die ihn eines Andern überführen könnten; aber ein sklavischer, unedler Stolz und eine harte menschenfeindliche Gemüthsart sind selten oder gar nicht mit einem einsichtvollen Geist verbunden. Seine Antworten an die beiden Barons, verriethen ebenfalls viel Hochmuth, alles zielte dahin, daß sie nicht glauben sollten, er halte seine Tochter für gut angebracht. Der Jüngere bekam Pillen zu verschlucken, die eben nicht verguldet waren, beide aber lachten dazu, und trösteten Louisen, welche sich nun desto fester an die Geliebten band, mit denen sie jetzt vereinigt war. Einige Zeit nachher erhielt sie einen Brief von ihrer Mutter, welche ohne Wissen ihres Gemahls geschrieben hatte; sie bezeigte Freude über ihrer Tochter glückliche Veränderung und versicherte, daß ihr Gemahl es nicht zugelassen habe, ihr mit ihm zugleich zu antworten. Zugleich gab sie zu verstehn, daß er mit ihrem Wohlstande sehr zufrieden wär, und allenthalben das gute Etablissement seiner Tochter ausschweifend rühmte, nur sie sollte sich über seinen Beyfall an ihrem Glücke

nicht

nicht freuen. Auch bat die Frau von Werthe ihre Tochter, daß sie ihr zuweilen durch i gute Freundin, welche vorher mit ihr correspo dirt hätte, Nachrichten von sich geben sollte, u versprach ihr dagegen die von ihrer Seite dur den nemlichen Weg; dies war nun wieder ei Freude für die Baronin Oldenholm. Diejenig welche Bieder über ihr Glück bezeigte, rührte und uns alle, und machte uns den edeln Mar aufs neue schätzbar.

Herr Bieder, an die Baronin Oldenholm.

Freude, Freude über Freude! das ist brav daß Sie Ihren Eheherrn wieder haben, wer hätt' so zu sagen gedacht, daß Sie ihn in Stockholm wieder finden sollten, gücken Sie. Es ist mi auch lieb, daß Sie Ihren Stand nicht verlore haben, gücken Sie, ich pflege immer zu sagen jeder bleib, wer er ist. Ja, was Gott nicht thu kann, es heißt wol recht, er ist aller Thoren Vormund, gücken Sie. Aber, was wollen Sie denn mit Ihrem ewigen Dank sagen? was denn? Ich kann ihn ja so zu sagen, hol mich der Tod, nicht annehmen, ich hab's thun müssen, gücken Sie, wissen Sie nicht, was dort steht: wenn ihr alles

ge-

than habt, was ihr zu thun schuldig seyd, so sprecht, wir sind so zu sagen, unnütze Knechte gewesen, und wies da weiter kommt, gücken Sie, das heißt so viel, als: ihr Narren, ich hätte euch nicht nöthig und könnte alles ohne euch vollbringen, gückt, wenn ich aber befehle, daß ihr Mitsspersonen so zu sagen seyn sollt, meine Absichten auszuführen, so thut ihr nichts als eure verdammte Schuldigkeit, gückt, und könnet sie ohne meinen Willen gar nicht einmal thun, also seid ihr so zu sagen unnütze. Danken Sie also Gott, das ist ihre Pflicht, liebe Frau Tochter, gücken Sie. Aber ihr Brief hat mir tausend Freude gemacht; wieder aufs Vorige zu kommen, das hätte ich so zu sagen doch nicht geglaubt, gücken Sie. Nun, ich werde wol gar einmal selbst hinkommen, warum nicht? mein Weg hat mich schon oft nach Stockholm geführt, gücken Sie, es verlangt mich so zu sagen selbst, Sie mit Ihrem Eheherrn zusammen zu sehn; wenn Sie einander brav lieb haben, gücken Sie, und dem Herrn Papa Freude machen, soll mirs angenehm seyn. Sorgen Sie für was Junges, daß ichs finde, wenn ich etwa in einem Jahre hinkomme, gücken Sie, und indessen leben Sie wohl.

Der-

Derselbe, an Baron Gustav von Oldenhol

Ich sollte wol um Verzeihung bitten, d ich nach meiner einfältigen Art, so zu sagen, a worte, da ich nicht die Ehre habe, Sie zu ke nen. Aber, gücken Sie, Herr Baron, ich b kein Gelehrter, was ich aber sage und schrei geht mir so zu sagen aus dem Herzen. Der Fr Gemahlinn habe ich schon geschrieben, wie i mich erfreue, daß Sie einander gesund wied haben, Gott sey's gedankt, daß Sie endlich, zu sagen, vom Herumschwärmen zurückgekomm sind, gücken Sie, und daß Sie der Papa wied daheim hat. Ja, ja, so gehts, Jugend hat nic Tugend, und ist so zu sagen vielen unterwo fen. Es mag Ihnen vermuthlich auch so gega gen seyn, wie Ihrer Frau Liebste, nemlich, d Sie manche Trübsal haben ausstehen müßen aber, mit Schaden heißt's wird man klug gück Sie; ich denke immer, nun können Sie ihre Ki der beide zusammen, so zu sagen, warnen, wen welche kommen, gücken Sie, nun wissen Si wies in der Welt hergeht. Lieber Gott, ich hal auch einen Jungen, der ein lockerer Zeisig i weiß nicht, wo er sich herumtreiben mag, gücke Sie, das eine ist mein Trost, daß er ein brave

ehr

hiches Herz hat, und ich habe ihm was lernen
en, da wird er doch, so zu sagen, nicht in Schan-
e und Laster verfallen; laß ihn austoben,
ken Sie, ich denke, er wird wol auch wieder
n Vater kommen, Gott gebs bald. Haben
Sie die Gewogenheit, Ihren Herrn Vater meiner
ßen Hochachtung zu versichern, und leben sie
e vergnügt beysammen.

Ihr gehorsamer Diener

Johann Bieder.

Ich küßte diese Briefe in einer Art von
chwärmerey, so innigst war mein Gefühl für
esen unverdorbenen Sohn der Natur, der ohne
le Bildung ein so großes Herz hatte, und sei-
n Namen so ganz mit Recht führte. Ich
ünschte sehnlich, daß ihn sein Weg bald nach
Stockholm führen möchte, damit ich die Freude
ätte, ihn selbst zu umarmen. Ein Jahr nachher war
h wirklich so glücklich, und ich zähle ihn unter die
hätzbarsten meiner Freunde. Er hatte seinen
lüchtling wieder gefunden, welcher während sei-
es Aussenseyns, in Frankreich ein artiger Herr,
n England ein Klopffechter, in Italien ein Mu-
icus, in Genua ein Republikaner u. s. w. ge-
vesen, und jetzt wieder zu seinem Vater gekom-
men

men war, um so, wie er, ein ehrlicher Deutsch
zu seyn, und eine Handlung anzulegen.
warf seine Augen, während er mit dem Vater
Stockholm war, auf eine Verwandte, die S
phie bey sich hatte. Sie war eine Waise und be
kein Vermögen, indessen wagte es der junge Bie
doch, seinen Vater zu bitten, daß er ihm die Di
zum Weibe geben möchte. Nimm sie, sagte d
meinethalben in Gottesnamen, du hast mehr G
schwister, keine Reichthümer kann ich dir also
zu sagen, nicht geben, aber ihr sollt auch ni
Hunger leiden, setz dich mit ihr hier, gücke, und
will ich dir alles übergeben, was hier mein i
s'ist genug derweil, gück, muß nicht groß geth
seyn, ihr könnt leben, und auch den Armen ein
Bissen mittheilen. Wenn ihr wirthschaften wol
wirds so zu sagen alles gehn, und wenn ihr Brod
würmer bekommt, auch die werden einmal genug h
ben, gückt. Gott verläßt so zu sagen keinen Me
schen, beschert er ein Häschen, so beschert
auch das Gräschen, gückt. Da er nun also sein
Segen zu dieser Vereinigung gegeben, und de
junge Paar ausgestattet hatte, ward die Hochze
vollzogen. Der Baron von Oldenholm such
bey dieser Gelegenheit, Herrn Bieders Schwi

ge

gtochter durch Geschenke wieder zu ersetzen, as dieser für seine Gemahlinn gethan hatte, agegen er nichts einzuwenden hatte. Merks, ſte er, so zu sagen, wol, wohin das zielt, aer, wenn sie meiner Schwiegertochter einen ausrath kaufen wollen, gücken Sie, was kann ich wider haben, gehört ja nicht mir, es geht so der Welt, eine Hand wäscht die andere, und muß man auch denken. Wenn ich spräche, ärgert mich, daß Sie mir und meinen Kindern erkenntliches Herz bey einer so schicklichen Ge- enheit zeigen, so müst ich's lügen; das wäre n wieder, wenn Sie es nicht thäten, von Ihnen en so wenig hübsch, als es von mir gewesen ir, wenn ich die Frau Baronin bey der Mänd- n hätte sitzen lassen, oder wenn ich hernach, sie eine reiche Frau ward, gedacht hätte, nun, ird sie mir nicht mein Geld wieder geben? Das äre filzig gewesen, gücken Sie, was man gethan it, weil mans, so zu sagen, thun muste, dafür uß man weder Dank noch Wiedererstattung ver- ngen, gücken Sie, es wäre aber auch einfältig on mir, wenn ich verlangte, daß Sie wie die Bettler oder wie die Geitzhälse handeln, und ch nicht wieder zeigen sollten. Gücken Sie, so

 denkt

denkt Bieder; Sie machten mir immer Gesicht
als wenn Sie, so zu sagen, ausforschen wollten,
ich's auch merkte, warum meines Sohns Br
so beschenkt würde, ich sollt so ein Trömmel se
gücken Sie, und sollte an nichts denken, ja, g
ßen Dank, Bieder ist so dumm nicht, aber
wissen Sie meine Meinung, nein, so neidisch
ich nicht, leben und leben lassen, ich gebe ge
andre Leute wollen das Vergnügen auch hab
gücken Sie. Gebt, so zu sagen, wem ihr wo
und so viel ihr wollt, wenn ihr's habt, nur
nicht, ich habe genug, weil ich lebe, gücken S
auch meine Kinder werde ich alle versorgen kö
nen, und ich denke, unser Herr Gott wird, so
sagen, noch oft sprechen, gück, Bieder, da hat
mand Noth, gleich geh hin und hilf ihm.

Es ist ein Problem, ob Bieders Seele,
so gerade, so rein von Falschheit, von Stolz u
Geitz, so willig jede Pflicht zu vollbringen w
und die Seele eines Herrn von Wertheims,
nes Knausers, Wesen gleicher Gattung sind, w
nigstens ist diese ächtes Gold, aber jene ist m
unedlen Metallen vermischt, und einander se
unähnlich worden. Ich war stolz darauf, einig
maßen in Verwandtschaft mit dem lieben Ma

ommen; sein Sohn war eben so rechtschaffen
er, und ich hatte jetzt in Schweden eine ähn-
Anzahl theurer Menschen, als ich in
tschland zurückließ. Meine Liebe war unter
zetheilt, es schien mir fast so unangenehm,
n ich daran dachte, daß ich diese verlassen soll-
als mir die Entfernung von jenen war.

Das zehente Kapitel.

Nicht immer blühen Rosen.

Demnach führte ich in Stockholm verschie-
Jahre ein frohes Leben; meine Familie
e sich noch durch einen Sohn und eine Tochter
mehrt, keine Krankheit, die mich oder die
inigen betroffen hätte, kein Verlust oder sonst
nd ein Kummer störte meine Ruhe, ich be-
noch dazu einen größern Posten, mit einem
rt, es fehlte mir an nichts. Aber die Zeit
da, wo wir von der Unbeständigkeit mensch-
er Glückseligkeit überzeugt werden sollten.
r erste Fall, welcher uns Betrübniß verursachte,
af den Oberförster Steinbach, Sophiens
le, seine Ausschweifungen hatten ihm schon

 seit

seit lange, bittre Früchte zu kosten gegeben, [...]
zwey Jahren litt er heftig an Gicht und S[...]
schmerzen, er wollte Anfangs dennoch nicht [...]
geben, und änderte wenig in seiner Leben[...]
daher seine Beschwerden zunahmen, und [...]
so stark wurden, daß sie ihn zu einem einge[...]
nen Leben nöthigten, und zugleich zu allen [...]
richtungen unfähig machten. Seit beynahe e[...]
Jahre war er nun ganz an sein Lager gebun[...]
und konnte ohne Hülfe keine Hand regen, [...]
besuchten ihn oft, und sahen an seinem geläh[...]
Körper, einen stummen Prediger der klägli[...]
Folgen seiner Ausschweifungen, vor uns. [...]
selbst bezeugte deshalb seine Reue, und wa[...]
sich zu Ernst und Tugend. Wir waren en[...]
Zeugen von einem schmerzhaften Ende, da[...]
an Steinschmerzen nahm, und konnten l[...]
Zeit das traurige Andenken und die Qualen [...]
vergessen, welche ein, vieler guten Eigenscha[...]
wegen, schätzbarer Mann, bis beynahe auf [...]
letzten Augenblick vor seinem Tode, dulden m[...]

Doch dies war nur die Vorbereitung zu [...]
serm Gram, wir sollten geprüft werden, die [...]
sehung hatte beschlossen, uns an dem empfind[...]
sten Theil des Herzens anzugreifen. Es ent[...]

epidemische Krankheit, die vornemlich Kinder
raffte, die unsrigen wurden ebenfalls davon
llen, und keine Sorgfalt konnte verhindern,
ie uns nicht dadurch alle drey entrissen wurden.
hie war unermüdet bey ihrer Pflege, und
e nicht auf, um ihrer Kinder Besserung zu be-
sie glaubte, die Vorsehung werde dieses Ge-
ohnfehlbar erhören, und ihr Glaube war so
, daß sie den Gedanken ihres Verlusts nicht
Augenblick stattfinden ließ, so viel ich sie
daran zu gewöhnen suchte, desto trostloser
diese zärtliche Mutter, da die traurige Bege-
heit erfolgt war. Die Kinder starben wenige
e hintereinander; Carl, der uns alle Hoffnung
ftiger Freude gab, machte den Beschluß. In-
noch ein Paar lebten, und denn Eins noch zu
gen war, theilte Sophie die Betrübniß mit der
rge, dieses wenigstens zu erhalten, aber da sie
alle dahin waren: verfiel sie in einen schreck-
hen Zustand. Meine erste Bewegung, nachdem
rl verschieden, war: daß ich sie, die unbe-
glich bey dem Leichnam saß, und mit star-
Augen vor sich hin blickte, in meine Ar-
schloß. Sophie, liebste Gattinn, sagte ich;
e ist Dir? sieh mich an — sie thats — wie
ist

ist Dir, Liebe? — Mir? wie so, warum fr
Du? mir ist wohl. (diese Gelassenheit machte n
zittern, sie war ihrem lebhaften Geist unähnli
Wohl, meine Sophie? das kann nicht seyn
Warum nicht? soll ich krank seyn? meinst D
aber gewiß, mir ist wohl — Sophie, diese Sp
che ist nicht natürlich, Dein Herz leidet,
Schmerz preßt es zusammen; schütte es aus,
uns weinen, laß uns beten — Ich will nicht bet
sagte sie heftig — Nicht beten, mein Kind? me
Sophie wollte mit Gott zürnen — nach einer Pa
sagte sie — Laß mich, Lieber! bete Du, wenn D
kannst! aber was willst Du denn, ich bin ja r
hig — Nein, Du bist es nicht, Du sollst auch ni
ruhig seyn, dieser schreckende Blick, diese bla
Farbe, selbst diese anscheinende Ruhe ist fürcht
licher wie der stärkste Ausbruch des Schmerze
Es waren einige Freundinnen, unter andern M
dam Bieder, bey ihr; sie suchten ihr Trost einz
sprechen, ich zog Madam Bieder auf die Seit
und bat sie, lieber in laute Klagen auszubreche
ob vielleicht meine Frau dadurch bewogen würd
mitzuklagen, und zu weinen. Es geschah, ih
Verwandte vergoß noch dazu häufige Thräne
welche von den Andern begleitet wurden; Soph
sa

sie an: und lächelte, dies war mir schrecklich, es konnte sie in diesem fürchterlichen Gleichsinn n. Es lag vielfältige Last auf mir, mein Karl, Liebling, der 6 Jahr lang mich glauben ließ, erde einst die Freude meines Alters seyn, war in, jene, mir fast eben so theuer, waren schon aus, da lag Carl, seine heitere sanfte Miene elte mir die Wahrheit zu: daß irdische Hofnun- nichtig sind; und nun meine Gattinn in einem ande, der mir Tod oder Verrückung des Ver- des befürchten ließ. Ich eilte im Drange der igsten Empfindung hinaus, ein kurzes, aber ges Gespräch mit dem, der mir diese Leiden eschickt hatte, gab mir nach einigem Kampf, neue aft. Ich gieng zurück, man schickte sich eben , den geliebten Leichnam in ein nahe am Zim- r befindliches Cabinet zu tragen, Sophie fuhr f, wohin? schrie sie, mit meinem Karl, und riß n weg. laßt ihn mir, sagte sie, er lebt, mein ber Carl ist nicht tod, mit einer Stärke, zu : sie nie fähig war, trug sie ihn bis an den tuhl, wo sie gesessen hatte, setzte sich nieder, hm ihn auf ihren Schoos, und liebkoste ihn. lles Bitten, alles Zureden half nicht; ich versuch- endlich ein Mittel, was mir viel Zwang kostete,

ich

ich ließ sie hart an: ist dies das Betragen ei
vernünftigen Frau, sagte ich; er ist tod, gieb
weg — Tod! Barbar, versetzte sie ganz langs
so hast Du ihn umgebracht. Diese Antwort fi
mich mit Entsetzen, ich ließ so geschwind als m
lich den Arzt rufen, nun glaubte ich wirklich,
sie ihre Vernunft verloren hätte, alle erschra
und fürchteten das Nemliche, nur die hochre
Farbe, die sie jetzt hatte, ließ uns einige Hoffn
übrig, daß es lieber Phantasie seyn könnte. A
nahmen ihr das Kind halb mit Gewalt, und h
durch Zureden weg, indem wir ihr sagten, er schlie
und sie möchte sich nur auch legen, so wollten n
ihr ihn ins Bette bringen. Auf diese Vorstellu
ließ sie sich bereden. Der Arzt kam, und ließ i
weil es keinen Verzug litt, selbst zur Ader, er
klärte, das stärkste Fieber sey vorhanden. Die
Fieber konnte Sophiens Tod bewirken, so schme
haft mir der Gedanke war, so zog ich ihn do
der Furcht vor, daß sie ihren Verstand ganz v
lohren hätte. Man suchte sie von dem Gedanke
Carln bey sich zu haben, abzubringen, sie verg
ihn bald selbst, indem sie in andre Schwärmerey
verfiel, ihre Kinder aber lebten in allen dies
Ideen, sie hörte sie weinen, lachen, sie theil

ihne

hn etwas aus, zôg sie an, und zerriß durch e traurige Phantasien mein Herz unaussprechl. Carl ward in der Stille weggebracht, ich e vorher noch auf einen Augenblick zu ihm, schlaf ohl, du Geliebter, sagte ich, küßte ihn, gab ihm ch einige väterliche Zähren mit in sein Grab, d gieng wieder zu seiner Mutter. Der Arzt sagte ir, daß er für ihr Leben nicht stehen könnte, aber ch noch Hoffnung dazu hätte; sie war nicht vergeens, wir fanden sie den 9ten Tag weit gelassener, schlief die Nacht ein wenig, und war des folnden Morgens vernünftig. Ich hatte diesen Aunblick gewünscht, und gefürchtet, wenn mit der Wiederkehr ihrer Vernunft die Erinnerung an ihren erlust zugleich kam, so konnte ein Rückfall mögh seyn, und sie schien mir alsdenn verloren. ls es Tag war, und ich an ihr Bett trat, fand h sie wachend, sie reichte mir die Hand und prach mit schwacher Stimme: mein liebster Mann, was hast Du ausgestanden, mit welcher Stärke hast Du Deiner Kinder Tod ertragen! und welche Leiden habe ich Dir gemacht! Ich bat sie, deswegen ruhig zu seyn, und fragte: wie sie diese Nacht geruhet hätte, ich habe, versetzte sie, solche meist im Gebet zugebracht, und Gott angerufen, daß er

mir

mir Stärke geben möge, mich in seinen Willen finden. Diese Fassung, dieser verbesserte Zusta entlockte mir Freudenthränen, und Sophie beglei te sie. Sie vergoß deren sehr viel, und klagte b terlich über ihren Verlust, ich half ihr klagen, u suchte nach und nach ihr wieder Trost zuzusprech Nun ward sie täglich besser, ihre Gesundheit fa sich wirklich wieder ein, aber eine unzerstörba Schwermuth bemächtigte sich ihres Herzens. S nahm die Glückwünsche wegen ihrer Besserung m Unwillen an, und sagte uns, daß sie eine besse Hofnung hätte, als die elende Aussicht, diese G sundheit lange zu behalten. Meine Fragen, ob si mich so willig verlassen und nicht lieber um eine zärtlichen Gatten willen zu leben wünschte, bean wortete sie mit der Vorstellung, daß sie mir nu keine Freude mehr machen könnte, warum nicht? versetzte ich.

Sophie. Du, der sein Unglück so muthi erträgt, mußt es nur mit Verdruß sehn, daß ich nie gewohnt werde.

Ich. Du wolltest also niemals die Wege der Vorsehung verehren lernen?

Sophie. Ich verehre sie, aber ich kann das schreckliche Gericht nicht ertragen.

Ich.

Ich. Die Zeit und die Religion wirds dich lehren.

Sophie. Aber wars nicht hart? Warum alle drey?

Ich. Weils vermuthlich so für alle drey das Beste war.

Sophie. Und fast auf einmal.

Ich. Da sie alle in der Kindheit zu sterben bestimmt waren, so wär es, wenn wir sie nach und nach verloren hätten, jedesmal neuer Schmerz gewesen.

Sophie. Aber ich hatte doch denn immer noch eins, das mich trösten konnte.

Ich. Und was hattest Du beym Letzten? Nichts, als daß der Verlust der beyden Erstern noch einmal neu ward.

Sophie. Warum mußte ich sie aber verlieren.

Ich. Das hast Du schon vorhin gefragt, weils für sie und uns gewiß so das Beste war.

Sophie. Darum möchte ich eben gern bald hingehen, wo ich dieses Beste einsehen lerne.

Ich. Du weißt nicht, welche Bestimmung Du noch hast, wir beleidigen Gott, wenn wir das Leben hassen, sobald uns ein bitterer Kelch gereicht

wird,

wird, oft ists Arzeney, deren Wirkung wir na und nach empfinden, wir müssen nur nicht eige sinnig darauf beharren, daß für uns weiter kei Freude anzutreffen wäre, sobald wir um die bi herige gekommen sind, glaube es, die Güte G tes hat auch für uns noch andere aufgehoben, d Ergebung in seinen Willen, und der Gebrauch d Vernunft wird Dein Herz wieder beruhigen, un denn wirst Du einst finden, daß ich Recht hatt

Sophie. Nein, für mich giebts keine Freu den mehr in dieser Welt.

Ich. Du bist eigensinnig.

Sophie. Zürne nicht, Bester! ich will mi Mühe geben, hierüber anders zu denken, ich wil an Deinem Beyspiel lernen, aber habe Gedul mit Deiner armen Sophie.

Ich hatte oft solche Gespräche mit ihr, es waren auch Stunden, wo der Schmerz über un sern Verlust sich auch meiner Seele bemeisterte, ich klagte dann mit ihr. Sobald es der Wohlstand und ihre Gesundheit zuließ, sorgte ich für kleine Zerstreuungen, und da es mir schien, als wenn sie sich wirklich bey solchen Gelegenheiten ermunterte, aber denn, wenn wir wieder einsam waren, ihr Tiefsinn verdoppelt wieder kam, so beschloß ich

eine

ne Reise. Da eben die Jahreszeit angenehm
war, und ich auf etliche Monate Erlaubniß er-
hielt, beredete ich Sophien, mit mir nach Däne-
mark zu gehen, ich hatte längst dahin getrachtet,
und stellte mir für uns Beyde in der Veränderung
und den neuen Gegenständen, die uns dort erwar-
teten, eine Erholung vor. Meine Gattinn gab
mehr aus Gefälligkeit als aus eignem Wunsch mei-
ner Einladung nach, und wir traten unsre Reise
an; Sophie ward auf derselben munterer als sie
es selbst geglaubt hatte, demohnerachtet aber war
alle vorige Lebhaftigkeit, alle gute Laune, die ihr
sonst eigen war, weg. Irgend auffallende oder
angenehme Gegenstände konnten auf Augenblicke
ihren Gedanken eine ganz andere Richtung geben,
kannten ihr Vergnügen machen, allein, ein Kind,
das sie erblickte, ein andrer Umstand, der sie an
ihre Kleinen erinnerte, durfte nur dazwischen kom-
men, so wars eben, als wenn ihr vor der kürzlich
beliebten Sache ekelte, als ob sie es für Unrecht
hielt, sich dabey aufzuhalten. Ich ließ es an
keiner Bemühung fehlen, ihr die Reise so angenehm
als möglich zu machen, und ihr beständige Zer-
streuungen zu verschaffen. Da es ihr in Koppen-
hagen gefiel, und sie da verschiedene Bekanntschaf-

ten machte, so blieb ich länger in dieser Sta[illegible]
als ich es mir vorgenommen hatte. Sophie [illegible]
suchte zuweilen mit mir die Gärten und die Gege[illegible]
stände meiner Neugierde, zuweilen blieb sie wä[illegible]
rend meiner Wanderung bey einer von ihren [illegible]
haltenen Bekannten; diese begann ich meist in Gese[illegible]
schaft eines gefälligen Geistlichen, der mein Cic[illegible]
rone seyn wollte.

Eines Tages hätte meine Sophie keine Lu[illegible]
zum Herumlaufen, ich hingegen wollte gern di[illegible]
Waisenhäuser und Spitäler, von deren guten Ein[illegible]
richtung man mir viel gerühmt hatte, durchgehen
ich brachte also Sophien zu der Gemahlinn meines
Freundes, und er begleitete mich zu diesem Zweck
Ich fand, was ich überall gefunden hatte, daß di[illegible]
Absicht und die Anstalt vortreflich, die Besorgung
derselben aber nach Aussage Verschiedener, mittelmäßig war, vermuthlich weil die Leute, die sie verwalteten, nicht gewissenhafter waren, als tausend andere ihrer Brüder, welche das anvertraute Amt um ihrentwillen bekommen zu haben meynen. Oft ist hierüber ein geheimer Unwille in mir entstanden, aber eben so oft habe ich jene rechtschaffene Männer von meiner Bekanntschaft gesegnet, welche ihren Vortheil nicht weiter kannten, als es die strengste

Pflicht erlaubte. In einem der Krankenspitäler, die Kinder der Armuth und des Elendes ihre e traurige Zuflucht finden, gieng ich mit bangen rachtungen über den kläglichen Anblick so vieler nachtenden Kranken einen Gang zwischen zwey hen von Betten durch, um ihnen etwas auszu- len, und that eben dieses in einem andern Zim- , wo Weiber waren. Eine von ihnen sahe mir, em ich ihr etwas reichte, starr in die Augen und m die Gabe mit einer Art von Beschämung . Mein Begleiter, welcher etwas furchtsam r Krankheiten war, blieb, als ich hineingieng, der Thüre stehen, er wollte mir ein Zeichen ge- , das Schnupftuch vorzuhalten, und rief mich o bey meinem Namen, als ich eben wieder von weggieng. Da ich den Gang wieder herun- kam, bat sie mich, einen Augenblick zu verweilen. h höre, sagte sie, daß Sie Robers heißen, und es überzeugt mich, daß ich mich nicht irrte, als Sie zu kennen glaubte, da ich sehr bald Phy- gnomien merken kann, so ist mir die Ihrige ich im Gedächtniß geblieben, ob ich Sie gleich ur einige Stunden gesehen habe. Ich verwunderte ich, daß eine Kranke im Spital zu Koppenhagen ich kennen wollte, mir schien weder ihr abgezehr-

tes

tes Gesicht, noch ihre Stimme bekannt, aber
ihrer Sprache schloß ich, daß sie nicht von ge
nem Schlage seyn müsse. Ich antwortete, daß
fast ohnmöglich ihre Bekanntschaft haben kön
da ich ein Fremder wäre; auch ich bin frem
diesem Lande, versetzte sie, wir haben uns in S
sen gesehen. Nun betrachtete ich sie genauer,
schien mir, als erinnerten mich ihre Züge an
Person, die ich flüchtig gesehen hätte, wer d
Person aber war, konnte ich nicht finden.
hieß sie kurz seyn, und mir sagen, wo unsre
kanntschaft her sey, und wer sie wär. Ja, ja, a
wortete sie, es ist beschlossen, Sie sollens wiss
so sauer mir auch das Bekenntniß wird: Ich
die unglückliche, die unwürdige Schwester der Fr
von Hohenkreutz. Hier fuhr ich einige Schri
zurück, so entsetzte ich mich, Gott! fuhr sie
Thränen fort, können Sie so edel seyn, und v
dem Elend einer Person, die auch Sie einmal i
Unglück stürzen wollte, erschrecken? Aber eben
denkt meine Schwester, sie wird gewiß Mitle
mit mir haben, schreiben Sie ihr, wie herabgef
len, vernichtet ich bin, aber auch, daß Gott mi
zur Erkenntniß gebracht hätte; ersuchen Sie d
liebe Seele in meinem Namen, mir Alles zu ve

gebe

ein, jetzt geht dieses Ansuchen aus aufrichtigem
zen; schreiben Sie ihr das. Ich würde ihr
äst meine empfangene Strafe und meine Reue
iftlich bekannt gemacht haben, ach, sie war da
willig mir zu vergeben, als ich noch eine Bos-
te, ein Ungeheuer war, wie viel weniger würde
mirs jetzt versagt haben, da Gottes Gerechtig-
sie an mir gerächt hat, da ich ihr meinen na-
Tod melden könnte; aber ich kann nicht mehr
eiben, sehn Sie diese Hände, sie waren durch
ämpfungen verzogen. — Sobald ichs glaubte,
ich recht gesehen hätte, als ich Sie erblickte,
hm ich mir vor, Ihnen den Auftrag an meine
hwester zu thun; haben Sie die Güte, ihn aus-
ichten, und vergeben auch Sie mir. Ich ver-
herte sie, daß ich an nichts mehr gedächte, und daß
ch ihre Schwester bey der Nachricht, die ich ihr
gleich von ihrem Unglück und ihren Gesinnungen
ben wollte, gewiß nicht nur völlig ausgesöhnt
yn, sondern auch das innigste Mitleid mit ihr
npfinden würde, und erzählte ihr, daß sie in
ipzig den Obersten ersucht hätte, ihr zu verzeihen,
er nichts als ihre Verblendung geweint, und
ch bey der Nachricht, daß sie den Sekretair geeh-
cht und sich mit ihm davon gemacht hätte, unge-

mein bekümmert habe. Sie war über diese S
ihrer Schwester sehr gerührt, und freuete
über ihren und der Ihrigen jetzigen Wo
stand aufrichtig. Mein Begleiter hatte mir w
rend dieser Unterhaltung ohne Aufhören zugeruf
daß ich kommen möchte, ich wollte aber gern
was mehr von den Fatalitäten der Fr. v. Zeilma
wissen, und bat ihn, vorauszugehen. Es fiel m
zugleich ein, daß sie eine Verbesserung ihres Z
standes bedürfte, und daß ich ihr die als ein B
kannter schuldig sey. Sie war die Schwester d
Frau von Hohenkreutz, hatte schon viel gelitte
womit ihre Verbrechen bereits gestraft wurden, ur
war nun unglücklich deshalb hatte sie ein Rec
auf meine Hülfe; ihre Reue mußte überdem ern
haft seyn, da sie so nahe am Tode keine Absich
sich zu verstellen, haben konnte, und da sie um nich
als Vergebung bat. Also bot ich ihr meine Dien
an, und versprach: ihr zuförderst ein anderes Zin
mer zu verschaffen, und bessere Pflege zu besorgen
Sie verbats, und dankte mir für die Gefälligkeit
Lassen Sie mich hier sterben, sagte sie, warum
wollen Sie meine Schuld durch Ihre Güte ve
mehren, es kann mit mir nicht mehr lange werden
lassen Sie mich ausbüßen. Hierdurch bewog si

mich

nur noch mehr, ihr Erleichterung und bessere
uemlichkeit zu verschaffen. Ich verließ sie mit
Versprechen, gleich wieder bey ihr zu seyn, und
rredete mich mit dem Vorsteher des Hauses
wegen. Nach einigen Weitläuftigkeiten erhielt
für gute Bezahlung ein Stübchen von seinem
en Gelaß und ein besseres Bett für sie, sie
d hingebracht, fand sich aber durch den Trans-
so geschwächt, daß ich für diesen Tag nicht,
ich wünschte, ausführlich mit ihr sprechen konn-
Ich besorgte also nur eine Wärterinn, und
das Benöthigte zu ihren Bedürfnissen zurück.
ich sie des folgenden Tages wieder besuchte,
ich sie etwas gestärkt, sie ließ mir wahre und
ekünstelte Dankbarkeit für die Erquickung, die
ihr verschaft hatte, sehn. Nach einigen Fra-
, wie sie in einen so elenden Zustand gekommen
e; versetzte sie, ich bin Ihnen als einem Wohl-
ter Dank schuldig, wie kann ich ihn aber leisten?
mit sie nun sehen, daß ich Ihrer Güte wenig-
s jetzt nicht ganz unwürdig bin, so will ich Ih-
ein aufrichtiges Geständniß meiner Fehltritte
ihrer Folgen machen, ich habe dabey noch die
sicht, Sie zu bitten, daß Sie meine Geschichte
Welt bekannt machen, es ist der einzige geringe

Abtrag gegen Gott und die Menschen, w
ich durch dieses Geständiß vielleicht andre, die e
so verkehrte Neigungen besitzen, dahin bringe,
che, weil es noch Zeit ist, zu besiegen.

Geschichte der Frau von Zeilmann.

Sie wissen schon viel von meinen Handl
gen und ohne Zweifel, da Sie mit der Geschi
meiner Schwester und des Grafen Güldenstern
kannt sind, alles; ich läugnete es nicht, Eins al
fuhr sie fort, muß ich noch von weitem nachho
was keins von Ihnen weiß. Der Mensch,
meinem seligen Schwager, dem Hohenkreutz, j
große Summe entwandte, und ihn dadurch
glücklich machte, war der Bursche, durch den
das Billet von meiner Schwester an ihren nach
ligen Mann erhielt, um es dem Grafen zu ül
schicken. Er war der Sohn eines Bedienten
meinem Vater, und damals als ein Bursche von
Jahren bey Hohenkreutzen, der ihn unterrich
ließ, und zu einem brauchbaren Menschen mach
Da er oft zu seinem Vater kam, suchte ich ihn du
Bestechung auf meine Seite zu bringen, denn
wollte, als ich des Hohenkreutz Antwort an me
Schwester fand, gern ihr Billet an ihn auch hab

dadurch die Heyrath, die ich mir selbst wünsch-
e, rückgängig zu machen. Als der General B. in
D' stand, logirte er meiner Wohnung gegenüber,
s mußte sich, vermuthlich zu meiner Bestrafung,
wilder Beyfall für einen seiner Leute in mir
en, ich konnte ihn nie aus- und eingehen sehen,
e zu wünschen, daß ich ihn näher möchte ken-
lernen. Schon gewohnt, keine meiner Be-
den zu unterdrücken, erkundigte ich mich näher
h ihm, und erfuhr, daß er des Generals Se-
air war. Das Weib, welches jenes verstellte
bitten an meine Schwester nach Z. brachte, war
on lange meine Vertraute, ihr trug ichs auf,
mir zu locken. Wir wurden also bekannt, oder
lmehr, wir warens längst gewesen, denn es fand
, daß es eben der Bursche war, durch den ich
iner Schwester Billet an Hohenkreutz erhielt,
d durch den hernach die guten Leute so bestohlen
urden. Ich war nicht willens, ihn zu verrathen,
ich schon zu viel Schwachheit für ihn gehabt
tte, als ich dies erfuhr. Er gestand mir, daß
mit dem Gelde nach Augsburg gegangen, da
nige Zeit eine ansehnliche Figur gemacht hätte,
lsdenn unglücklich im Spiel gewesen, und um al-
s gekommen wäre; zuletzt hätte er sich zu einer

desperaten Stunde von den Oestreichern antwer
lassen; und wär endlich so glücklich gewesen, v
General vorgezogen und hernach Sekretair
ihm zu werden. Sie errathen nun von selbst,
ers war, der mir den falschen Paß verschafte. S
bald die Staffette von Leipzig einlief, durch
der General wegen diesem Paß gefragt ward, ma
te sich Scharf aus dem Staube; wir hatten v
muthet, daß es alsdenn eine scharfe Untersuchu
für ihn geben würde; ich redete Scharfen zu,
diesem Falle sogleich unsichtbar zu werden, u
mir von dem Orte seines Aufenthalts Nachricht
geben; versprach ihm nicht nur Unterstützung, g
ihm eine volle Börse auf den Weg, und gelob
ihn auch zum Manne zu nehmen, sobald Zeilma
der zusehends schlechter ward, tod seyn würde. A
diese Hofnung wagte Scharf alles, denn er wuß
daß ich Geld hatte, und daran war ihm nur
legen. Alles dies war schon abgeredet, ehe
Paß ankam, folglich waren die Maasregeln geno
men, und Scharf entkam ohne Schwierigk
Sobald der erwartete Todesfall sich zugetrag
hatte, gab ich ihm durch meine gewöhnliche B
schafterinn Nachricht davon, er kam einige Woch
darnach in Z. wieder an, welches er leicht wag

konn

te, weil rings herum Preußen standen. Es
ẞ mich an zu reuen, daß ich Scharfen die Ehe
procheu hatte, mein Ehrgeitz sträubte sich lange
vider, aber wie weit ich mit ihm gegangen
, und wie viel er von mir wußte, wars ohn-
glich, mein Wort zu brechen, da er mit Eifer
auf drang. Ich heyrathete ihn also wirklich,
nahm den Vorschlag, wieder mit ihm nach Augs-
g zu gehn, um so williger an, da ich wünschte,
dieser Gegend wegzukommen, weil ich meinen
and so nachtheilig verändert hatte. Scharf ver-
erte mich, daß er sich in Augsburg immer als
Mann von Ehre aufgeführt, und sich von De-
genannt, daß er auch dort sich nicht habe an-
rben lassen, sondern noch vor seinem gänzlichen
rfall abgegangen sey. Ich verkaufte also mein
aus, veräußerte nach und nach die Meubels,
ndigte meine Gelder auf, und lebte, bis alles in
rdnung gebracht war, ganz still mit meinem
nmehrigen Mann; sobald als es seyn konnte,
achten wir uns in der Stille weg, und kamen
ücklich in Augsburg an. Dort war er wirklich
hon als Herr von Delitz bekannt. Verschiedene
iner ehemaligen Bekanntschaften nahmen ihn wohl
uf, ich wurde in gute Häuser eingeführt, und
war

war mit meinem Zustande zufrieden. Wir brach
ein schönes Vermögen mit, womit wir unser
sehen unterhalten konnten; meine erste Sorge
aber, die Gelder unterzubringen. Scharf gab
Wort dazu, und meinte, es wäre am besten,
in Banco zu geben, ich hingegen wünschte sie
placiren, wo er sie nicht so geschwind heben kön
denn ich ward seine Neigung zum Verschwen
sehr bald gewahr, doch, ich durfte nichts einw
den, denn er hatte sich auf den Fuß gesetzt, zu
fehlen, und mir beym geringsten Anlaß hart zu
gegnen. Die Zeit näherte sich mit schnellem Schr
wo meine Verbrechen bestraft werden sollten, m
ne Plagen nahmen bald ihren Anfang. Scha
Neigung zum Spiel nahm wieder überhand,
spielte meist unglücklich, eine Summa nach der a
dern gieng darauf. Ueberdem bat er oft Gäs
und alles mußte denn im Ueberfluß seyn, er tra
tirte auch ausser dem Hause, und unterhielt ve
schiedene Weibspersonen. Meine Einwendung
und Vorstellungen halfen nichts, er wurde ein W
terich, wenn ich nicht alles bewilligen wollte, wa
ihm behagte, bemächtigte sich bald völlig des Me
nigen, hob die Gelder, ohne mich darum zu fr
gen, und wenn ich Miene machte, als wollte i

ein

andere Einrichtung machen, so traktirte er
ch auf die niederträchtigste Art, machte mir Vor-
fe, die ich zwar verdiente, aber wozu er nun
n kein Recht hatte, und drohte mir oft gar mit
n Degen oder Dolch, denn er trug immer einen
sich, und sagte, daß dies der Sicherheit halber
e Gewohnheit schon lange gewesen wäre, er hat-
mich durch alles dies so eingeschränkt, daß ich in
em nachgab. Wir kamen auf diese Art bald auf
Neige, es kam an Möbels und Schmuck, weil
nur einmal bat, doch wenigstens dieses Letzte mir
lassen, so widerfuhr mir eine so barbarische Be-
ndlung, daß die Leute, so noch im Hause wohn-
n, auf mein Geschrey zuliefen. Die unsinnige Liebe
diesem Menschen war schon längst verschwunden,
 hatte ihn, wie Sie schon gehört haben, sogar nur
zwungen geheyrathet, da ich mich nun nächstdem,
aß ich mich an einen Verworfenen gebunden, noch
azu gemißhandelt, und jetzt durch ihn in Armuth ge-
ürzt sahe, so war mein Jammer undenklich groß.
Mein Gewissen erwachte schon ziemlich, die Reue war
reylich noch nicht ächt, ich wünschte nur alles, was
ch gethan hatte, ungeschehen zu machen, damit
ch nicht darunter leiden dürfte. Die Noth wurde
mit jedem Tage größer, es war bald gar nichts
mehr

mehr vorhanden, vielmehr hatte Scharf übe
Schulden, welche bald anfiengen, dringend zu w
den. Eines Abends kam er nach Hause, und
bald unsre noch wenigen Domestiquen uns verl
sen hatten, meldete er mir, daß er sich in Au
burg nicht mehr sicher glaubte, und daß wir such
müßten, heimlich fortzukommen, noch hätten w
einen Tag Zeit, er hätte die Leute, denen er sch
dig wäre, beredet, daß er auf den dritten Tag
alle befriedigen wollte. Sie werden sich wunder
daß ein Mensch von seiner Denkungsart noch s
viel Anhänglichkeit an mich hatte, mich mitnehme
zu wollen, und nicht lieber allein entwich, allein, er
gab Ursachen dazu. Er hatte mir, um die Leut
zu verblenden, noch einige Kostbarkeiten gelassen
ich hatte sie verwahrt, würde er sie mir mit Gewal
genommen haben, oder ich hätte sie auf sein Ver-
langen nicht sogleich hergegeben, so konnte ein
Streit unter uns entstehen, welches wieder die
Hausbewohner oder unsere Leute aufmerksam mach-
te, zudem brauchte er mich noch zu dem Plan, den
er sich nun gemacht hatte. Ich weiß selbst nicht,
was mich hielt, einen Mann nicht zu verrathen,
den ich hassen mußte, da ich seine Schulden nicht
machen helfen, und nicht unterschrieben hatte, so

konnte

hte ich immer hoffen, daß man mich frey durch-
en und sich an ihn allein halten würde; ich
rlegte die ganze Nacht, was ich thun sollte. Es
mir sogar ein, daß meine Schwester, welche
schon in guter Verfassung wußte, sich nicht wei-
n würde, mich für mein künftiges Leben zu un-
stützen; doch ein Ueberrest von Neid, Stolz und
schämung verbannete diese Gedanken bald wieder.
er Stolz war auch Schuld, daß ich Scharfen,
er nun einmal mein Mann war, nicht in die
ände seiner Gläubiger liefern wollte; ich erwähl-
also seinen Vorschlag, mit ihm zu entweichen.
Wir kamen glücklich durch, und trieben uns im
ande herum. Sobald wir weit genug von Augs-
urg weg waren, um uns ein wenig aufhalten zu
önnen, ließ Scharf in einer kleinen Stadt Puppen
verfertigen, er selbst war in vielen Stücken geschickt,
also half er daran, ich mußte von meinen Kleidern,
die ich listigerweise noch mitweggebracht hatte, her-
geben, um sie zu bekleiden, nun ward ein kleiner
Wagen und ein Pferd gekauft, ein Kerl angenom-
men, und der Kasten mit unsern Waaren nebst
mir fortgebracht, ich mußte aber wechselsweise mit
ihm gehn, weil für uns Beyde und den Kasten
das Pferd zu schwach war. Zu Anschaffung dieser

Kostbar-

Kostbarkeiten war der Schmuck, und was ich
Werth noch übrig hatte, veräußert worden, so l
ge noch etwas davon übrig war, lebte Sch
herrlich und in Freuden, und verließ sich nun
sein Puppenspiel, für das er kleine französi
und deutsche Stücke anschafte. Nun reisten
damit in Dörfern und kleinen Städten herum; we
wir nur geringe Zuschauer hatten, ward ein de
sches Stück aufgeführt, traf sichs aber, daß
vor Leuten von Stande spielten, kam ein franzö
sches daran, ich mußte alsdenn hinter dem Vorhan
alle Rollen machen. Wir gewannen, wen
unsre Beköstigung, die Bezahlung des Kerls un
das Futter für das Pferd bestritten werden sollte
immer sehr wenig, ich mußte aber auch zusehen
daß sich Scharf hin und wieder mit Spitzbuben
streichen half. Meine Kleidung fieng an schlech
zu werden, denn nachdem die Garderobe unserer
Puppen daraus verfertigt war, blieb mir nicht viel
übrig, Scharf gab wenig oder nichts dazu her, um
wieder was anzuschaffen. Ich verabscheuete meinen Zustand so, daß ich mich oft entleibt hätte, wenn nicht die Erinnerung des Gewissens mir zugeflüstert hätte, daß ich ohnehin schon Sünden genug auf mir hätte, ich wäre gern

Scharfen weg und in Dienste gegangen, [illegible]e meine Gesundheit war durch Gram und un[illegible]wohnte Fatique, wozu noch die öftere barbarische [illegible]handlung meines Bösewichts kam, so zernichtet, [illegible] meine Kräfte so ganz weg, daß ich keinem [illegible]enst hätte vorstehen können. Wir wären ohne [illegible]eifel Zeitlebens so herum gezogen, aber ohnweit [illegible]beck, wo wir endlich hingekommen waren, hatte [illegible]ser Knecht, weil ein Gewitter aufzog, und mit [illegible]egen drohete, den Wagen mit dem Kasten in eine [illegible]cheune geschoben. Es schlug ein, und weil dies [illegible] der Nacht geschah, da niemand so gleich sah, [illegible]o es eigentlich war, so brannte die Scheune [illegible]hon, ehe noch jemand den Wagen herausziehen [illegible]nnte; der Kerl sprang zwar sogleich zu, holte [illegible]n auch heraus, aber brennendes Getraide, was [illegible]on oben herunter in eine Spalte gefallen war, [illegible]ntzündete das darinnen befindliche Geräthe, und [illegible]er ganze Plunder verbrannte. Nachdem mein Mann den Knecht halb tod geschlagen, und von diesem wieder Prügel erhalten hatte, entschloß er sich, das Pferd zu verkaufen, und nach Lübeck zu gehen, in der Absicht, da in eine Condition zu treten. Er ließ seine Kleidung verbessern, machte sich falsche Attestate, die er mit verschiedenen Wappen,

so er bey sich trug, besiegelte; und bat nun m
einer verstellten Ehrbarkeit etliche Gastwirthe u
Empfehlung als Sekretair oder Kammerdien
Er hatte nicht vergessen, sich ein großes Lob in d
Attesten beyzulegen, das letzte war von den Erb
seines Herrn, der gestorben war. Ein Graf Pe
dar, der als Gesandter nach Dänemark geh
sollte, war auf einige Tage in Lübeck, sein Kam
merdiener war vor kurzem gestorben und er such
einen andern. Scharf ward ihm vorgeschlagen,
wie er die Miene eines ehrlichen Mannes anneh
men und wie gut er sprechen konnte, gefiel er den
Grafen, er bekam also den Dienst. Ich war fro
über diese gute Veränderung, und bat Scharfen
sich so aufzuführen, daß dieser Zustand von Daue
seyn könnte. Doch alle dergleichen Vorstellungen
nahm er übel auf, weil er mich jetzt, da ich ihm
nur zur Last war, tödlich haßte; ich glaube: er
würde mich in Lübeck zurückgelassen haben, wenn
er nicht fürchten mußte, bey seinem Herrn, der er-
fahren hatte, er sey verheyrathet, Verdacht zu er-
wecken. Es war mir schmerzhaft genug, einen Mann
gefunden zu haben, der bey Leuten, die ehemals
mir gleich gewesen, dienen mußte, indessen, wo
sollte ich in dem Elend, in welches ich verfallen war,

hin?

ich mußte nun schon meinen Unterhalt mit zugleich suchen, und gegen unsre vorige Lebart war diese sehr ehrwürdig. Es gieng ohngefähr acht Monat gut; nach Verlauf derselben e Scharf schon wieder eine Menge Schulden, wuchsen immer mehr an, er hatte sogar auf den nen des Grafen Geld und Waaren aufgenom, und man wollte sich bey diesem melden, da mußte Scharf auf seine Retirade bedacht seyn; er wollte nicht leer gehen, und machte daher letzten verruchten Streich, der sein längst ergenes Unglück verursachte. Ich war gewohnt, er immer spät zu Hause kam, und mußte alsn ihm das Haus öfnen. Unser Wirth, der durch harfen Verschiedenes beym Gesandten verdiente, te daher Nachsicht, und gab mir einen eignen hlüssel. Es befremdete mich also nicht, als er es Abends nach 12 Uhr noch nicht zu Hause war, er aber eine halbe Stunde später hin, stark und derholt pochte, entsetzte ich mich, wie von einer chterlichen Ahndung erschreckt, und eilte, ihn einzulassen. Er war mit einer Chatulle und noch em Kästchen beladen, sahe verwirrt und ängstlich s, beschwor mich, schnell zuzumachen, mit ihm kommen, und ihn zu verbergen. Ich erschrak

unaus-

unaussprechlich, und eilte ihm die Treppe hi
nach; was, um Gotteswillen, sagte ich, ist's d
wo bringst Du das her? Verbirgs, erwiedert
hastig, wo Du zauderst, erwürg ich Dich!
zitterte, und stieß beydes unters Bette; er n
sich hinein, und ich mußte ihn völlig bedecken, d
hieß er mich das Licht auslöschen, und mich gle
falls legen. Ich war in Höllenangst, und w
nicht, was ich thun sollte. Nicht eine Minute
gieng, und es ward wieder stark gepocht;
pochen, murmelte er unter den Betten hervor, u
leg' Dich, ich folgte allem, was er mir hieß, a
Furcht, daß er mir das Leben nehmen würde. D
Anklopfen ward wiederholt, der Hauswirth mac
endlich auf, und es kamen Verschiedene die Trep
herauf; es waren Leute vom Gesandten, und zw
Wächter. Alle Verstellung half nicht, sie war übe
haupt viel zu plump, und zeugte von der Verw
rung eines geängsteten Bösewichts, wir wurden au
den Betten herausgezogen, die Kästchens gefunde
und denn für diese Nacht beide bewacht, aus den
was gesprochen ward, erfuhr ich folgendes. Scha
hatte die Baarschaft und Kostbarkeiten des G
sandten entwenden wollen, im Davoneilen wa
etwas davon entfallen, ein Bedienter, der auf den

Saa

hl schlief, war darüber erwacht, und aus dem
te gesprungen, zu sehn, was es gäbe. Scharf,
er getroffen, hatte um diesen loszuseyn, ihm
Dolch, den er im Busen trug, in die Brust
ossen, und war entsprungen. Der Sterbende
e geröchelt, und als man zu ihm kam, noch
arfs Namen genannt, also ward bald Lerm.
arf, der dies vermuthen konnte, weil er im
n den Verwundeten schreien hörte, hätte,
verborgen zu bleiben, jeden andern Ort in der
adt eher dazu erwählen können; aber die
unde, wo die Strafe über ihn ausbrechen
te, war vorhanden, er muste wider alle Ver-
ft handeln, und nach Hause laufen. Er hatte
ie mich durchgehn wollen, er bekannte selbst,
s es gar nicht sein Wille gewesen sey, noch
mal zu mir zu kommen, vielmehr hätte er sich
Nacht durch an einem entlegnen Orte auf-
lten, seine Kleider mit andern, für die schon
sorgt war, verwechseln, und so durchwischen
llen. Demohnerachtet ward ich sowol als
in Verhaft genommen, bis die Sache sich mehr
fgeklärt hatte. Die Gläubiger meldeten sich,
r Diebstahl war offenbar, und der Verwunde-
gestorben, es hätte also keines langweiligen

Prozesses bedurft wir lagen aber eine geraume Z
in dem elenden Gefängniße, man hielt Verh
in Menge, und alle Aussagen des Scharfs,
ich unschuldig bey der Sache sey, konnten n
bewirken, daß man mich auf freyen Fuß l
Als endlich alles entschieden war, fiel Sch
Urtheil dahin aus, daß er den Kopf verli
sollte, und mich ließ man frey; doch kam
nicht eher aus dem Gefängniß, bis man ihn
Tode führte. Dies sollte die Strafe dafür s
daß ich so gut, wie er, verborgen war, als n
uns jenen unglücklichen Abend überfiel. Zu
hatte Scharf mir vorgeworfen, daß ich we
vorhergegangener Streiche Züchtigung verdie
Dieser Vorwurf zog eben die Sache auf, den
wurde neues Verhör deswegen veranstaltet, da
aber nichts von ihm erfuhren, als daß ich in Deut
land gegen die Meinigen treulos gehandelt hätte
glaubte man nicht berechtigt zu seyn, mich d
wegen weiter zur Rechenschaft zu stellen, inde
zog es mir doch allgemeine Verachtung zu.
war schon vorher sehr kränklich, und es in d
elenden Loche noch mehr geworden, hatte Kräm
ungen bekommen, und fieng an zu schwellen. D
Gram nagte an meinem Herzen, und die Kra

h

e an meinem Körper. Ich konnte kaum gehn, l ich herausgelassen ward, kein Mensch aber olte mir Obdach geben, also befand ich mich n vollkommensten Elend, ohne Geld, ohne Woh- ng, und das noch dazu bey der schmerzhaf- en Krankheit. Ich hatte nicht einmal ein tt, die Gläubiger nahmen gleich, nachdem n uns eingeführt hatte, alles, was wir noch ten, in Beschlag. Endlich erhielt ich, durch die mühung meiner gewesenen Wirthinn, die ohlthat, in dieses Krankenspital aufgenom- n zu werden. Schon im Gefängniß bekam die stärkste Ueberzeugung, daß ich alles rdient hätte, und diese wirkte denn aufrich- e Reue. Ich bekannte dem Allwissenden meine rbrechen, und flehte um Vergebung und Er- rmen. Die Aufnahme in dieses Haus nahm schon als einen Beweis an, daß er diese itte erhört hätte; so armselig dies Unterkom- en, in Ansehung meines ehemaligen Zustandes ich war, muste ich es doch mit Dank anneh- en. Hier also habe ich seit 5 Monaten un- r Schmerzen und Bußübungen zugebracht, h hoffe, Gott werde mir verziehen haben, und achdem durch diese Erzählung mein Herz er-

leichtert ist, nachdem ich Sie gebeten, mi
vergeben, und Gleiches von Andern, die ich
leidigt, für mich zu suchen, habe ich keinen
lichern Wunsch, als bald zu sterben. Ich h
es, denn von Tage zu Tage werde ich schwä
das Ziel meines unglücklichen Lebens wird n
mehr fern seyn.

Diese merkwürdige Erzählung schrieb
der Kranken Wort vor Wort aus dem Mun
da sie sehr langsam sprach, und sich oft daz
schen erholen muste, gings auch sehr gut an,
weil sie selbst wünschte, daß ich sie der Welt m
theilen sollte, konnte ich's ohne Bedenken th
Ich wollte sie einem eignen Arzt empfehlen, all
sie verbat es, aus der Ursache, mit der sie i
Geschichte beschlossen hatte; hingegen aber
sie mich um einige Bücher, und, daß ich dem S
sorger dieses Spitals ihrenthalben einen B
such machen und ihn bereden möchte, sie, so lan
sie noch lebte, täglich zu besuchen, weil sie in d
That schrecklich fremd in der Religion wäre.

Ich konnte ihr Ende nicht abwarten, de
es war Zeit, meine Rückreise anzutreten, e
pfahl sie aber unsern Freunden, und ließ ihr alle
was, so lang sie noch lebte, und auch im F

ihr

s Begräbnisses erforderlich seyn konnte. Kur- zeit nach meiner Ankunft in Schweden er- ich ihren Tod, und freute mich als ihr mehriger Freund darüber.

Das eilfte Kapitel.

Enthält Nachrichten aus Deutschland.

Frau von Hohenkreutz, der ich die Aufträge er Schwester und ihrer traurigen Begeben- ten mittheilte, sobald ich zugleich ihren erfolg- Tod melden konnte, war über ihre Unglücks- e herzlich betrübt; doch tröstete sie sich damit, ß sie selbige zur Erkenntniß geführt hätten, und ß sie in einer guten Fassung aus der Welt gangen wär. Sie fand des Dankens für die geleistete Hülfe kein Ende. Ich hatte ihr von geschrieben, damit sie den Trost hätte, zu issen, ihre arme Schwester habe noch vor ihrem nde einige Erleichterung bekommen. Wir strit- n in verschiedenen Briefen ums Ersetzen, ich innerte mich an Biedern, und verwies die Frau on Hohenkreutz an meine Nachkommen, von elchen ich nicht wüßte, ob sie nicht, wenn ich noch

noch Ersatz meiner Verstorbenen bekäme, e
ihre oder der Ihrigen Hülfe brauchen könn
und ich selbst behielt mir vor, mich in ei
Nothfall an sie zu wenden. Sie berichtete
übrigens, daß Fritz von Zeilsdorf ihre Ama
und ihr ältester Sohn das Fräulein Käthe
von Breitenstein geheirathet hatte, dieser le
sie bey seiner Schwester Hochzeit kenn
Ihr Karl war bereits Offizier, und so sahe d
einst so geprüfte Frau, hinfort nichts, als fr
Begebenheiten. Meine übrigen Bekannten u
Verwandten hatten mir ebenfalls lauter g
Nachrichten zu geben. Philippy schrieb, daß
mit seiner Antoinette, noch eben so glücklich s
als am Tage der Hochzeit, und daß sie etli
liebenswürdige Kinder erzögen; die Tante in
war gestorben, und hatte auf stetes Zureden d
ehrlichen Rößlers, der sie auch in Frankfurt b
suchte, der Madam Philippy alles, was ei
ihrer Mutter entzogen war, vermacht, und Rö
ler brachte es dahin, daß mans verabfolgen lie
Freundeln und seiner Familie gings wohl; vo
Hofrath Kaß ward mir folgendes berichtet: G
war in Verfall gerathen, man hatte angefange
ihn zu hassen, und es fanden sich keine Kliente

mei

...r, dazu waren eine Menge Schulden gekom- ...n, und er ward so elend, daß er beständig ...lägrig war, er starb in der traurigsten Ver- ...ung, und konnte nur kaum begraben werden. ...ine Frau war glücklicherweise einige Jahre ...her schon gestorben, Madam Reboth blieb also ...ein übrig, da sie nichts hatte, und allerwegen ...el angesehen war, so führte sie ein elendes Le- ...n, legte sich aufs Schachern, und war das ...ährchen der ganzen Stadt, deswegen sie selbige ...ließ, und mit einem ehemaligen Schreiber ...es Schwagers, den sie heirathete, fortgieng.

Alles dies war, wie es seyn sollte, nur der ...rief vom Vater Zeilsdorf verursachte mir Trau- ...gkeit; er schrieb mir, daß er an der Auszeh- ...ng siechte, und daß die Zeit nahe sey, wo er ...it seinem Carl, an dessen Andenken sein Herz ...eständig gehangen hatte, wieder vereinigt wer- ...en sollte. Es schmerzte mich tief in der Seele, ...aß ich nun alle Hofnung verlor, diesen väter- ...chen Freund je wieder zu sehen, daß ich nicht ...enigstens bey seinem Todbette seyn, ihm die ster- ...ende Hand noch einmal küssen, und die Fülle ...einer Dankbarkeit, meiner Kindesliebe aus- ...rücken sollte. Doch gefiel es der Vorsehung,

mir

mir alles dies zu versagen, ich erhielt die Na richt von seinem erfolgten Tode zwey Mon nachher. Auch Madam Hoppe war in Wohnungen des Friedens gegangen; Hofr Reusler berichtete es mir, auf ihr eigenes V langen, nebst einem Lebewohl von ihr; er schr mir zugleich, daß Keul als Feldwebel angeko men wäre, daß er seine Familie abgeholt, und gutes Zeugniß von seinen Obern mitgebracht h be; dieses Zeugniß hatte er sich darum ausgeb ten, damit der Hofrath sehen sollte, was für Mann er geworden wäre. Ich übermachte de letzten gegen diese Nachricht, jene von der Ze mann.

Im Oldenholmischen Hause erfuhr ich, d der Herr von Wertheim eine sehr wichtige Er schaft gethan hätte. Ein junger Edelmann, w cher mit dieser Familie verwandt war, üb brachte der Baroninn Oldenholm diese Nachric Der Zweck seiner Reise war, durch seine Lou oder vielmehr ihre jetzigen Verwandten, Schw dische Dienste zu erhalten. Er erzählte mir, d der Herr von Wertheim nun einen mächtig Staat führe, und kaum mehr glaube, daß And ihm auch Menschen wären, gab mir auch verschied

neue Beweise von seiner Bösartigkeit; er
e z. B. einer armen Wittwe aus der Fami-
die verschiedene Kinder erziehen mußte, ein
at abgestritten, welches bey dieser Erbschaft
sie gefallen war, und alle Bediente, die sein
tter vor seinem Tode versorgt hatte, ausser
odt gesetzt, um daß er die Ehre haben könnte,
er Stellen wegen von andern gebeten zu wer-
n. Vorher schon hielt er verschiedene Maitres-
, jetzt hatte er sie auf seinen neuen Gütern etab-
t, seine Gemahlinn hingegen ward von ihm
herabgewürdiget, daß sie fast gar nicht in sein
immer kommen durfte, und sich mit dem behel-
n mußte, was eine seiner Favoriten ihr zutheil-
. Er hatte bereits zwey andre Töchter, beide
ach seiner Phantasie, an Leute seines Gelichters
erheirathet, und sie unglücklich gemacht. – Ich
wünschte eben nicht, dieses Mannes Bekanntschaft
zu machen.

Nun lebte ich abermals verschiedene Jahre ruhig, und ward, zwey Jahre nach der Dänischen Reise, Geheimdefinanzrath. Die erweiterte Gewalt des Hofes gab zugleich seinen Dienern ein erhöhtes Ansehen, und dieses fiel auch mit auf mich. Baron Greifenklau, der in ein gros-

ses Haus geheirathet hatte und eine glänzen Rolle spielte, hatte in der That, zu meiner imm weitern Erhöhung, schon in Anfange mein Laufbahn das Meiste beygetragen; er wußte und da er mich als sein Geschöpf ansahe, ha er alle seine Freude an mir, doch zuweilen fa er's für gut, Gelegenheiten aufzusuchen, wo es nicht konnte fühlen lassen, daß mein Glück v ihm herkäme. So sehr ich auch überzeugt wa daß ich ihm Dank dafür schuldig war, so ge ich ihm denselben leistete, so vermieth ich doch ge den Anlaß, mit ihm zusammen zu seyn, weil m sein hohes Betragen, sein Schutz mir einigerma sen unangenehm war, vielleicht war hierbey a meiner Seite ebenfalls eine gute Portion Sto schuld. Ich schätzte indessen diesen Mann, we gen seiner Talente und sonstigen Eigenschafte dennoch hoch, auch kam ich eben nicht oft in seinen Weg und wenn es geschah, wenn mir seine Steifheit bey solchen Gelegenheiten einen kleinen Widerwillen durch den Kopf jagte, so war dieser doch leicht zu überwinden, besonders da ich außserdem viele Annehmlichkeiten hatte.

Meine Sophie behielt zwar ihren Ernst bey n trug ihr Leben blos als eine Bürde, die sie t ablegen dürfte, da sie aber gesund und ge- en war, so hielt ichs für gänzliche Veränderung es Sinnes, und liebte sie, so wie sie war. e Amtsräthinn starb um die Zeit meiner Erhö- ng, da man aber gewohnt ist, den Tod alter te als nahe anzusehn, so waren wir weniger urig, als um den Vater Oldenholm, welcher schiedene Jahre jünger, und immer gesund vesen war. Wir rechneten also noch auf ein lan- s Leben für ihn, er starb aber an einem Schlag- ß, in den Armen seines Sohns, mitten in der ersammlung seiner Kinder. Doch, er hatte noch e Freude erlebt, zwey Enkel von seinem Sohn sehn, und verließ die Welt, in der nahen Hof- ung, daß die älteste seiner Töchter bald glück- ch werde vermählet werden.

Beygefügtes Schreiben vom Pastor Ru- recht wird meine Leser intereßiren; vielleicht ha- en sie längst gewünscht, einige Nachricht von ihm u erhalten.

Pastor Ruprecht, an Heinrich Robers.

Hochwohlgeborner

Hochachtbarer

Insonders Hochzuverehrender Herr Gehein

Finanzrath;

Vornehmer Gönner!

Mit dem unaussprechlichsten Entzücken u Danksagung gegen Gott, habe ich aus der H zeitung, Hochderselben Erhebung zu dem vo nehmen Posten eines Königlichen Geheimdenfina raths ersehen, und wünsche Ew. Hochwohlge hierzu, nebst meiner Gattinn, unterthänigst u demüthigst Glück und Heil. Der Allerhöchste erhal Hochdieselben noch eine lange Reihe von Jahre in dem ersprießlichsten hohen Wohlergehn, ja, e lasse Ew. Gnaden steigen von einer Stufe mensc licher Hoheit zu der andern, er setze Sie auf de Gipfel derselben, zum Trost und Schutze viel Armen und Bedrängten!!

Da es dem großen Gott gefallen, mein wertheste Hausehre vor einigen Jahren aber mals mit einem gesunden und wohlgestalten Söhn lein zu erfreun, so erkieste ich Hochdieselben an wahrer Devotion und Ergebenheit, zum hohen Taufzeugen dieses meines armen Kindes, und ließ

o Stelle bey der Taufe durch einen meiner digen Freunde vertreten, auch dem Kinde Ew. hwohlgeb. werthen Namen ertheilen. So bitte nun unterthänigst, mein Hochgebietender Herr eimdefinanzrath wollen geruhen, sich dieses würdigen Pathchens in Gnaden anzunehmen, ihm hinkünftig Hochdero viel vermögenden hutz gnädigst angedeihen lassen. Ew. Hoch-hlgeb. werden die Dreistigkeit, die ich mir runter genommen, nicht in Ungnaden vermer-, und mir auch zu vergeben geruhen, daß ich, hmung am Arm halber, dieses arme Kind nicht er als Dero Pathen habe zu Füssen legen kön-n.

Ich bin wol eingedenk, wie Hochdieselben s wir die schätzbare Ehre hatten, Hochdieselben unsrer schlechten Wohnung zu bedienen, uns as gnädige Versprechen thaten, ein hoher Gön-er von uns zu bleiben. Freylich haben Hochdie-lben bey Dero vielen Beschäftigungen, einen nwürdigen verborgnen Diener des Worts, fast, er weiland die hohe Ehre hatte, Deroselben eif-iger Lehrer zu seyn, vergessen müssen, ich lebe aber er zuversichtlichen Hofnung, Ew. Gnaden wer-en noch zur rechten und gelegenen Zeit, mir ar-

men

men Mann, Dero vielgeltende Fürsprache einer bessern Versorgung angedeihen lassen. Ach, die Zeiten werden immer schlechter, und habe die Ehre, Hochdenenselben zu klagen, daß mit den Meinigen in sehr bedrängten Umstän leben muß, indem das Einkommen so gering, die Hartherzigkeit der Pfarrkinder, gegen ih Seelsorger, immer größer wird. Man vergr auch seine Gaben, unter einer solchen wi spenstigen und unverständigen Gemeinde, recht ter dem Schweißtuch; und ich kann mit Wa heit sagen, daß ich zuweilen lieber mit Jona das wilde Meer entfliehn wollte, als einer so v stockten Gemeinde noch länger predigen.

Ich supplicire daher an Ew. Gnaden Demuth, Sie wollen geruhen, Dero hohes A sehen für mich Elenden gnädigst zu verwende damit ich, weil annoch meine Kräfte vorhand sind, aus dieser Armuth und Dunkelheit hervo gezogen, und an ein helleres Licht, welches z gleich meine armen Kinder bescheinen würde, g stellt werde!

In der Zuversicht, Ew. Hochwohlgeb. werde meine demüthige Bitte nicht unerfüllt lassen, un mir Gelegenheit zu ertheilen geruhen, daß ich per

sön

ich meinen schuldigsten, unterthänigsten Dank abstatten und an Tag geben kann, verbleibe nach Abstattung eines gehorsamsten Respekts von den Meinigen mit gebührender Devotion,

Ew. Hochwohlgeb. Gnaden

Meines Großachtbaren und Hochzuverehrenden Herrn Gemeindenfinanzraths und vornehmen Gönners,

unterthänigst demüthigster zu Gebet und Vorbitte verbundener Diener

Samuel Ruprecht, Pastor.

So viel Lächerliches dieser Brief auch enthielt, so reizte er mich doch weniger zum Lachen, als zum herzlichen Unwillen über diese Ruprechtsche Denkungsart. Er betitelte mich auf eine Art, von der er wußte, daß sie mir nicht zukam, denn er konnte ohnmöglich in der Hofzeitung gelesen haben, daß ich zum Edelmann gemacht worden wäre, weil dieses der Fall nicht war; wie kriechend muste also seine eigene Denkungsart seyn, da er die meinige so niedrig glaubte, und mir mit etwas, das mir nicht zukam zu schmeicheln vermeinte. Er sprach so viel

von meiner Großmuth, von deren Daseyn er
keinen Beweis hatte, da er mich nur als K
gekannt hatte, mit dessen Gesinnung bekann
werden, ihm nicht der Mühe werth schien; n
her sahe er mich ein einziges Mahl, und nur
ein Paar Stunden, wo er, außer einem jugen
chen Streich, der ihn in mancher Absicht
schämen mußte, nicht das Mindeste von mir ges
hatte, woraus er mich beurtheilen könnte, e
so wenig konnte er gehört haben; welche un
schämte Schmeicheley war also sein Lob ni
Der Eingang seines Briefes war eine Finte,
wollte das Ansehn haben, als hätte er bestän
besondere Achtung für mich gehabt, also mu
ein gelähmter Arm herhalten, um mir weiß
machen, daß er mich vor einigen Jahren z
Gevatter erwählt hätte, welches er mir aber
Arms wegen, nicht so gleich berichten konn
doch war er so gut, mich lange hernach noch d
ser Ehre zu würdigen. Ich erfuhr nach der Ze
daß ein anderer Pathe des Kindes just Heinr
hieß, dem zu Ehren es also diesen Namen b
kam, aber Ruprechts und seiner Frau Lieb
Politik hätte ohne Zweifel diesen glücklich
Zufall nicht missen wollen. Der ganze Inha

es Briefs, bestätigte mich in dem, was ich
n wuste, nemlich, daß der Verfasser einen
ehrten Verstand und ein stockfinsteres Herz
te. Ich hatte Mitleiden mit ihm, und da ich
der Vermögen, noch den Willen besas, ihm
ie Vocation zu einem bessern Pfarrdienst zu
schaffen, doch aber etwas thun wollte, so über-
ckte ich meinem sogenannten Pathen ein Ge-
enk, und antwortete seinem Vater, daß es
vor der Hand gänzlich an Gelegenheit fehlte,
ie Bitte zu erfüllen, wiewol ich, unangesehn
mich, durch die allzu große Ehre, die er mir
seinem Schreiben anthäte, nicht wenig be-
ämt hätte, allezeit bereit wäre, ihm zu dienen.
es war nun freilich ganz in der Art eines
eltmannes, der doch etwas sagen will, um der
schläglichen Antwort das Herbe zu benehmen,
schrieben, ich meinte es aber nicht in diesem
inn, denn ich hielts unwidersprechlich für
licht, Pastor Ruprechten in allen Fällen, wo
mein Gewissen und meine Kräfte zuliessen,
dienen. Fast um die nemliche Zeit erhielt ich
nen Brief vom Pastor Weis, welcher als ein
ontrast des vorigen ihm folgen mag.

Pastor Weis an Heinrich Röbers.

Ich nahm, als ich Ihren Brief l
allen den Antheil an Ihrer abermaligen Erhöhu
welchen die väterliche Liebe an dem vorzüglic
Glück eines Kindes zu nehmen pflegt. Mein V
gnügen darüber war so groß, daß ich nöthig ha
mir darüber eine derbe Moral zu lesen, und e
nachdem ich mir in selbiger den vorübergehen
Werth menschlicher Ehren und die Gefahr, so
mit verknüpft ist, durchgedacht hatte, betrach
ich die Sache von der rechten Seite. In dies
Licht schränken sich meine Wünsche jetzt dahin e
daß es Ihnen nie an Weisheit, nie an Selbst
kenntniß mangeln möge, um in allen Fällen dau
haft, glücklich und ruhig seyn zu können. D
ser Wunsch würde einen Andern vielleicht belei
gen, weil er aussieht, als enthielte er Lehre o
gar Zweifel, die erste scheinen Sie nicht m
nöthig zu haben, und jenen lassen die Proben I
res bishergeführten Lebens nicht zu; allein, m
Heinrich nimmt die ernste aufrichtige Sprache ei
Freundes niemals übel. Sie stehn jetzt in den mä
lichen Jahren, ich trete ins Alter, folglich bleibt do
immer das vorige Verhältniß zwischen uns. We
der Jüngling dem unerfahrnen Knaben, der g

setz

Mann dem raschen Jüngling Lehren geben
, so darf der Alte den muntern Mann, des-
Feuer oft noch brennt, wenn es nicht soll,
l warnen. Ich selbst bin bereit, den Greis,
Erfahrung aus jedem Alter vor sich liegen
zum Wächter über meine Handlungen zu
n. Vorzüglich haben wir alsdenn dergleichen
ig, wenn uns das Glück anlächelt, seine glän-
en Blicke sind nur allzugeschickt, die Auf-
samkeit auf uns selbst zu blenden. Nehmen
aber nicht als fortgesetzte Lehre an, was
Entschuldigung meiner aufrichtigen Sprache
und seyn Sie versichert, daß ich von Ihnen
nie etwas erwartet habe, worüber ich seuf-
müßte. Sie sagen mir, daß Sie sich oft
einem einfachen ruhigen Leben sehnten, aber
wußten, indem Sie mir dies schrieben, nicht,
che Freude Sie mir damit machten würden,
n dieses überzeugt mich, daß ihre Denkungs-
noch so richtig ist, wie ich Sie immer kannte;
sind also nicht in Ihre Würde, in das Ge-
sch einer großen Stadt, woran Sie einen
envollen Antheil nehmen, bis zur Bezaube-
ng verliebt, sondern empfinden einen geheimen
g nach heiliger Stille? Gut für Ihre künfti-

ge Ruhe, daß Ihr Herz solche Wünsche liebt,
lassen Sie auch diese Liebe nicht bis zur Sch
merey anwachsen. Der Stand, in den uns
Vorsicht rief, muß unsre Neigung vorzüglic
stimmen, ein jeder hat seine Eigenheiten und
ihnen sich zu richten, gehört mit zur Pflichte
lung, zu sehnliches Streben nach einer der unsr
nicht zu gehörigen Lebensart, macht uns ver
sen, ihm gemäß zu handeln. Gehorsam den
ken der Vorsehung müssen wir da dulden, da
beiten, und einärndten, wo sie uns hinstellte.
halte ichs und verrichte in diesem festen Sinn
mein Tagewerk. Ihre partheyische Güte wollte
lieber einen Generalsuperintendenten aus mir
chen, aber so sehr ich Ihnen dafür danke, b
ne ich aufrichtig, daß mein eigenes Verla
dem Ihrigen in diesem Stücke nicht entspricht,
Sie werden es natürlich finden, wenn Sie m
Gründe gelten lassen. Wer läßt wohl gern
angefangenes Stück Arbeit liegen, wenn er
zumal bey der Vollendung desselben Freude
spricht. Eben so ungern würde ich meine
meinde verlassen, die mir theuer ist, die mir
Liebe und ihr Zutrauen geschenkt hat, wo
schon so manches Gute gestiftet habe – sollte

Hoffnung, den Acker, zu dessen Bearbeitung Gott Segen giebt, immer fruchtbarer zu machen, mit dem Rücken ansehn? Und zu welchem Zweck. Vielleicht blos, um mehr Ansehn, mehr Einnahme zu bekommen. Sagen Sie nicht, um mehr Gutes zu stiften – einmal, wissen Sie nicht, ob meine Kräfte so alles umfassend sind, als es ein so wichtiges Amt erfordern würde, und ich alsdann zu haben wünschte, um nicht nur Würde und gute Einkünfte, sondern den Trost zu haben, daß ich ganz geleistet hätte, was alsdann mir obläge. Zweitens, kenne ich allgemeinen Menschenwerth zu sehr, als daß ich glauben sollte, es wäre mit mehr Ehre verknüpft, den vornehmen Einwohnern einer großen Stadt den Weg zur Ruhe des Herzens zu zeigen, als den geringern Dorfbewohnern. Ich will nicht bestimmen, bey welcher von beiden Klassen die meisten Irrwege zu verzäunen sind, weil die Menschen überall einerley Neigung haben, sich Nebenpfade zu machen, ich sehe aber nicht, warum ein Arbeiter darum mehr Ansehn haben sollte, weil er an dieser und nicht vielmehr an jener Stelle des Weinberges sein Tagewerk verrichtete, zumal wenn dem Eigenthümer desselben der ganze Weinberg gleich angelegen ist;

mir

mir dünkt, er könne Belohnung und Ruhm nu
warten, nachdem er treu und fleißig war. I
es hat alles über und unter der Sonne seine O
nung und seine Grade, darum verehre ich
die höher Angestellten von meinen Amtsbrüd
wie ich soll, nur ich, der nicht nach Rang g
wünsche mir Vorzugsweise keinen erhabnern
sten.

Der Tod unsers Herrn von Zeilsdorf
mein Herz freylich verwundet, es ist uns M
schen natürlich, daß wir nicht gern hergeben w
len, was uns ans Herz gewachsen ist, wir
darinn wie die Kinder, welche klagen, wenn e
von ihren lieben Gespielen vom gemeinschaftli
Spiel abgerufen wird, ob ihn schon die Ael
vielleicht eine Wohlthat zu empfangen holen
sen. Ich war bey seinem Entschlafen, so s
wünsche ich auch hinüber zu gleiten.

Das zwölfte Kapitel.

Neue und herbe Leiden.

Pastor Weis wußte, als er den Wun
that, daß ich Weisheit besitzen möchte, in al

...en zufrieden zu seyn, nicht, wie bald ich die ...füllung desselben nöthig haben würde; ich war ...t davon entfernt, zu glauben, daß ich wieder ...was von dem, was mein Glück machte, würde ...geben müssen, vielmehr war Sophie nahe da..., wieder Mutter zu werden. Die Stunde er...en, es war aber eine der traurigsten meines ...ens für mich, denn diese liebenswürdige, zärt...le Gattinn verschied wenige Stunden nach der ...burt eines toden Sohns. Sie sagte mir, ehe ... starb: siehst Du jetzt, daß Gott meine Wün...e erfüllt, und mich mit meinen Kindern wieder ...einigt? Auch dieses nehme ich mit, Du dauerst ...ch in der That, mein guter Mann, daß Du ...r nichts behältst, aber Du hast die Gabe, Dich ... die Wege der Vorsehung zu finden, übe sie ...zt; meine letzte Bitte an Gott ist, daß er Dich ... zu unterstützen wolle. Nimm Dir eine andre ...rau, und werde der Vater andrer Kinder – ich ...hme alle Liebe für Dich mit ins Grab, die ich ...hlte, da Du mich zum Altare führtest. Die Vor...hung vergelte Dir Deine Zärtlichkeit, Deine ...reue für mich!

Sophiens Rath, mich gelassen in die We...e der Vorsehung zu finden, ward, als sie nun

tod

tod war, gar nicht von mir befolgt. Die erste Em-
pfindung nach diesem abermaligen doppelten Ver-
lust würde ohnfehlbar meinen Schöpfer er-
zürnt haben, wenn er nicht die Zusammensetzu
des menschlichen Herzens kennte, und daher Na
sicht mit ihm hätte. Das Meinige empörte si
widersprach allem Einfluß der Vernunft und d
Religion, der dahin abzielende Zuspruch mei
Freunde war mir eckel, ich wünschte, daß
mich allein ließen, um die Anlagen rebellisch
Gedanken ausbilden zu können. Zu diesem En
übertrug ich dem Amtsrath, und Madam Bie
alle Sorge des Begräbnisses, und bat me
im mürrischen, als traurigen Ton, daß ich
meinem Zimmer ungestört möchte gelassen w
den. Man that mir den Willen, nur die v
sichtige Geschäftigkeit des Herrn Steinbachs w
mir dann und wann lästig, ich suchte immer ih
sobald als möglich los zu werden. Aber eb
diese Stille, die ich nicht in der gebührendst
Absicht verlangte, führte mich zu meiner Pfli
zurück. Nachdem ich vielleicht zwey Stund
in mehr als kindischem Trotze, in einen Stuhl hi
geworfen, zugebracht, eine Menge von Beschw
den, Trugschlüssen, Ungereimtheiten und Ve

au

setzungen, welche alle die Vorsicht anzuklagen
zu tadeln schienen, formirt hatte, folgte eine
wisse Leere, in welcher man gemeiniglich gar
nts denkt. Nach ihr stellten sich mildere Ideen
in, sie wurden immer richtiger, und verwandel-
te sich in schmerzliche Bereuung meiner Ver-
essenheit. Es schien mir, als ob von Karl
n Zeilsdorf an, bis auf meine Sophie, alle,
mir der Tod entrissen hatte, in ungemein
rlichem Ansehen vor mir übergiengen, und ihren
Mißfallen an meinem Verbrechen zeigten, ich
nd, daß ich ihn verdiente. Meine erste Ver-
htung nach der Wiederkehr der Vernunft war,
ß ich mich mit meinem Schöpfer wieder aus-
hnte, und mir männliche oder vielmehr christ-
che Fassung erbat, aber meine Sophie! sie, die
ich ans Grab begleiten sollte – und warum
llte sie das? weil ichs so für gut befand? die
Vorsehung sollte also das festgesetzte Ziel ihres Le-
ens, weil mirs gefiel, weiter hinaus setzen?
ollte andere, mit ihrem Tod verknüpfte Folgen,
ie ich noch nicht sehen, aber doch vermuthen konn-
e, an der Kette der menschlichen Begebenheiten
verschieben, um daß ich nicht betrübt würde?
Wie thöricht waren diese Forderungen! Es ist
aber

aber natürlich, daß Menschen im Drange d
Leiden sie machen, weil sie nur menschlich d
ken. Der letzte Brief des Pastor Weis fiel n
in die Hände, das, was er mir über den T
des Herrn von Zeilsdorf schrieb, ließ mir je
noch mehr Gründe, mich zu beruhigen, bemerke
Ich sahe den Amtsrath nicht mehr mit Widerw
len kommen, sogar gieng ich mit ihm zu den üb
gen, die Besuche meiner Freunde waren m
nicht mehr unangenehm. Meine erblaßte Soph
besuchte ich oft, so lange sie noch im Hause wa
die Thränen, die für sie flossen, schienen mir ei
billiges Opfer zu seyn, was meine Liebe ihr brach
te, sie wurden von einer Wehmuth herbeygezogen
die nichts Widerstrebendes an sich hatte; sie wa
ren wohlthuend. Solchergestalt ertrug ich mein
Schmerzen ziemlich standhaft, aber es bemeistert
sich ein trauriger Ernst meiner Seele, der alle
um mich her in dunkle Farben kleidete; sie be
wirkte einen Ueberdruß an allem, was auch sons
viel Gefälliges für mich gehabt hatte, nirgen
war ich ruhiger als ganz allein, denn hieng ic
der Schwermuth mit einer Art von Wollust nach
und um Stof genug dazu zu haben, mahlte ich mi
alle traurige Szenen, die ich je belebt hatte, s

rüh

...rend ich konnte. Bey einer solchen Stim-
...ung war's natürlich, daß mir bald alles ver-
...ßt ward, und daß die längst gehegte Neigung
... Einsamkeit aufs neue stark in mir erwachte.
... sehnte mich nach einem ruhigen Winkel,
...chte daran, meinen Dienst zu verlassen, und in
...ein Vaterland zurück zu gehn. Meine Freunde
...dersetzten sich diesem Vorsatz aus allen Kräf-
..., ihr wohlmeinender Eifer für die Wiederher-
...llung meiner Ruhe ließ mir nicht länger zu,
...ß ich der Traurigkeit nachhing, sie sorgten für
...erstreuungen, ich war ihrer redlichen Meinung
...huldig, mich denselben nicht eigensinnig zu wi-
...ersetzen, und kämpfte mit mir selbst. Pastor
...Weis, dem ich meine Absicht bekannt gemacht
...atte, tadelte sie nicht ganz, er rieth mir aber,
...och zu warten, ob, wenn die Zeit mich wieder
...rheitert haben würde, nicht vielleicht auch wieder
...ie Zufriedenheit mit meiner Verfassung sich fin-
...den könnte; ich gab also meinen Freunden und
noch mehr der Vorstellung des Pastor Weis nach.
Noch war ich nach Verlauf von zehn Monaten
nicht anders gesinnet, aber mit meiner Laune, die
bald gelassen, bald mürrisch war, auf so einem
Fuß, daß ich meinen Willen gar nicht nach ihr
rich-

richtete, ich wußte selbst nicht, was ich woll
Doch bald ward's mir klar, es kam ein neu
Sturm, und dieser führte mich nach Deutschlan

Vor ohngefähr zwey Jahren, hatte ich mi der Angelegenheiten einer Familie in Stockhol auf ihre Bitte unterzogen, sie waren äusserst ve worren, ich gab mir Mühe, sie in Ordnung z bringen, und widmete dieser Verrichtung manch Stunde, die ich von meinen Geschäften übri hatte, und die ich angenehmer in Sophiens ode meiner Freunde Gesellschaft hätte zubringen kön nen. Doch auch dies gab mir Vergnügen, we ich eine Pflicht gegen Nebenmenschen dadurch aus übte. Meine Bemühung war gesegnet, da Haus kam in Aufnahme, und eine Menge Ver drüßlichkeiten, die sie gehabt hatten, fielen weg Es lief einst ein verlohren geglaubtes Kapital ein wozu ich verschiedene schwere Entwickelungen nö thig gehabt hatte, ich ward gebeten, es unterzu bringen, und ich thats nach der reiflichsten Ueber legung. Jetzt ward dies Haus, wo es stand, wo von ein jeder gewettet hätte, daß es nie nur in Mittelstand kommen würde, weil es im allgemei nen Ansehn stand, bankrot; viele, die eben auch ihr Vermögen gut untergebracht zu haben glaubten,

ver-

loren es; folglich gieng auch dies darauf. Es ward endlich mit den Gläubigern gehandelt und sie liessen sichs gefallen, Etwas zu bekommen. Seine Freunde brachten ihre Documente ebenfals bey, aber die Kinder des Verstorbenen, nach dessen Tode der Bankerot ausbrach, wußten nichts darum. Sturm hatte die Commißion des Vergleichs, er war immer mein Feind gewesen, und es durch meine Aufnahme noch mehr geworden, er erklärte, daß, da die Erben von dieser Schuld nichts wüsten, sich der Gläubiger an den halten müßte, der es angebracht zu haben vorgäbe. Ich ward also verklagt, und nach einer Menge Verdruß, den ich gehabt hatte, angewiesen, das Kapital zu ersetzen. Meine Beweise, daß ich nicht ohne die Genehmigung der Eigenthümer gehandelt, daß die Documente vollkommene Gültigkeit hätten, halfen nichts, der einige Fehler, der von meiner Seite dabey konnte vorgegangen seyn, war, daß ich, nach ihrer eignen Bitte, dies Geld in ihrer Abwesenheit unterbrachte, und ihre Bewilligung zwar vorher einholte, aber denn nicht darauf drang, daß sie selbst mit ihrem Schuldner sprechen möchten, sie nahmen aber die Sicherheit darüber von meinen Händen hin, und dachten so wenig

nig als ich daran, sich hierüber mit diesem Mann zu besprechen. Sie hatten verschiedne mal Zinsen durch mich erhalten, worüber die Quittungen unter den Papieren des Verstorbnen seyn mußten, aber auch die waren nicht zu finden. Da ich gerechte Sache hatte, suchte ich sie Anfangs durchzusetzen, es war mir von Sophien ein ansehnliches Vermögen zugefallen, welches noch, da sie lebte, durch eine Erbschaft sehr vermehrt ward. Ich hatte keinen Hang zum Geitz, und schätzte von den Gütern dieser Welt nur immer so viel von denen, als man nicht entbehren kann, daher wars nicht sowol der Verdruß über die Einbusse einer starken Summe, als das Bewußtseyn meiner richtigen Sache, welches sich der Bezahlung widersetzte, ich thats aber endlich im innigsten Abscheu vor längern Weitläuftigkeiten. Der Undank dieser Familie, die durch meine Bemühung jetzt in sehr guter Verfassung war, gieng mir mehr als alles zu Herzen, es ist eine Schwachheit, wenn wir für unsre Dienste große Danksagungen und Belohnungen erwarten, aber gegen Ergebenheit und Diensteifer üble Behandlung einzuärndten, dringt tief in die Seele, und es würde dem ersten unter den Menschen, einem Engel, schmerzen, wenn wir ihm, zum Dank für seine

Treue, ungescheut die offenbarsten Kränkun-
n erwiesen. Es war nicht das Schlimmste, daß
) zahlen mußte, das zweydeutige Ansehn, welches
ese Sache meinem ehrlichen Namen gab, enthielt
ne größere Kränkung; Menschen, die auch nicht
nz wie Bieder, sondern gewöhnlich redlich dach-
n, würden vielleicht in einem solchen Fall den
reund, von dem sie Beweise der Rechtschaffenheit
nd des Diensteifers hatten, blos deswegen un-
ngetastet lassen, damit man nicht nachtheilig von
m denken könne. Sie hatten nur dies Einzige
ı ihrer Entschuldigung für sich, wenn dies eine
ır sie hätte seyn können: daß diese ungerechte Zah-
ıng nicht einen Mann traf, der dadurch vielleicht
einer eignen Bedürfnisse beraubt ward. Ich will
icht glauben, daß diese Leute geflißentlich unrecht
andelten, aber der Verdruß über ihren Verlust
ieß sie nichts in Betrachtung ziehen, als die ver-
neinte Nothwendigkeit, nichts von dem Ihrigen zu
erlieren, und jene Umstände, die für mich keine
öllige Rechtfertigung zuließen, eben diese Umstände
hatten sie überredet, daß alle Dienstleistungen, die
ich ihnen erwiesen hatte, meinen eignen Vortheil
zum Zweck gehabt hätten, und dies hob, nach ihrer
Meynung, die Verbindlichkeiten auf, die sie mir
schul-

schuldig waren. — Die Menschen handeln fast a
gemein so, sie sehen ihren Wohlstand, ihren Vo
theil, und die Beobachtung desselben als die ers
Pflicht an, und opfern ihr alle übrigen auf, es si
nur wenige, welche durch eine richtige Vernun
durch vernünftige und wahre Ausübung der Me
schenpflichten ihre Gesinnungen veredelten, u
nach derselben die Obliegenheiten der Bruderlie
und der Billigkeit jener vorziehen, wenn ihm au
dadurch hin und wieder einiger Nachtheil zuwachs
könnte. So dachte ich über diese mir zugestoß
Unannehmlichkeit, als ich sie wieder ganz kaltblüt
ansahe, da sie aber noch der Vorwurf einer Men
Verdrusses für mich war, rufte sie die üble Lau
und den Ekel an den Begebenheiten, die sich unt
der Sonne zutragen, und einem, ehe man meir
in den Wurf kommen, schnell zurück; ja, sie ve
mehrte beydes. Die Welt und ihr Wesen kam
mir in dieser Stimmung unerträglich vor, ich fa
nichts als Mißtöne in der ganzen Zusammensetzun
menschlicher Handlungen, nichts als Unglück übera
das Schicksal meiner Abgeschiedenen schien m
allein wünschenswerth, ich schmachtete darnac
doch wenn ichs nicht, sobald ichs wünschte, erhalte
könnte, wars wenigstens nöthig, sich eins zu bere

te

n, das von aller weitern Verbindung abzöge. Dem zufolge fragte ich weder meine Freunde, noch Pastor Weisen um Rath, sondern hielt um meinen Abschied an.

Sobald ich ihn erhalten hatte, war mein Muth zu leben wieder da. Zufriedenheit und Ruhe kamen, da ich mich ungehindert sah, in mein Vaterland zu gehen, und dort heilige Stille zu suchen, in meine Seele zurück. Meine Freunde beschwerten sich über die Freude, die ich äußerte, sie verlassen zu können, ich versöhnte sie durch die Versicherung, daß diese Trennung mir bey alledem schwer genug auf dem Herzen läge, und daß ich untröstlich seyn würde, wenn nicht Tinte, Feder und Papier auf der Welt wär, wodurch wir unsern Umgang einigermaßen fortsetzen könnten. Ihre Vorschläge, mich bey Ihnen anzukaufen, wurden kaum gehört, so fest verstopfte ich mein Gefühl vor allem, was nicht mein liebes Vaterland zum Zweck hatte. Die Gegend, wo wir geboren sind, hat unendliche Reitze für unsere Einbildung, wir lebten dort die ungekränkten Tage der Kindheit, wo uns alles Freude darbietet, alles im rosenfarbenen Gewand erscheint. Der Eindruck dieser lieblichen Bilder verlöscht nie, und weil die Zeit uns ernsthafter

 macht,

macht, weil wir auf der Reise des Lebens manch Widerwärtigkeiten antreffen, nachdem wir das väte liche Nest verließen, so glauben wir Freude un Ruhe sonst nirgends zu finden, daher ist auf de Welt keine Provinz, wo wir glücklicher zu sey glauben, als in der geliebten Heimath. Ich ga das Abzugsgeld für mein Vermögen sehr willi denn ich hielts für eine Summa, mit der ich m die Erlaubniß erkaufte, heimkehren zu dürfen, un trat nicht ohne dankbare Empfindungen gegen ei Land, wo ich mein Glück gemacht, und so vie frohe Tage genossen hatte, beynahe zwey Jah nach Sophiens Tode, meine Reise an, nachdem ic vollkommen 16 Jahr in Schweden zugebrac hatte.

Einige Tage vor meiner Reise traf ich i Oldenholmischen Hause eine Neuigkeit an, die ic als die Berichtigung zu den sich auf dasselbe b ziehenden Geschichten hier beyfüge. Der Baro Oldenholm war des Tages vorher ausgeritte und begegnete dem Commando, welches eine Trupp Spitzbuben, die sich in den Wäldern au gehalten, und nun aufgefangen worden waren nach Stockholm führte. Er hielt still, sahe sie vor beygehen, da erblickte er mit nicht geringer Ver

wunde

underung seinen und der Serini ehemaligen Die-
er, den ehrlichen Johann unter ihnen. Der Kerl
kannte seinen vorigen Herrn sogleich, und bezeig-
e eine wahre Freude darüber. Ohne zu bedenken,
vie viel er dazu beygetragen hatte, dem Baron
ble Streiche zu machen, wendete er sich an sein
Mitleiden, und bat: ihm durchzuhelfen — Dir
urchhelfen? sagte der Baron, und wenn ich auch
lle Schelmstreiche, die Du an mir verübt, ver-
essen wollte, wie könnte ich für Dich sprechen,
a Du unter dieser schönen Gesellschaft bist, und
ermuthlich viel auf Deiner Rechnung hast. Jo-
ann versicherte, daß er ohne sein Wissen unter sie
erathen, und nur einen Tag mit ihnen in Gesell-
chaft gewesen sey, als in welcher Zeit er nichts
bels von ihnen gesehen hätte, er rufte einen von
en Kerls zum Zeugen, dieser war ehrlich genug,
u bestätigen, was Johann aussagte. Aber, sagte
der Baron, wie kommst Du denn nach Schweden?
— ich wollte zu Ihnen gehen, gnädiger Herr,
antwortete er, und ich habe auch einen Brief, der
dies beweist — wußtest Du denn, daß ich wieder
hier bin? fragte der Baron, ja, versetzte Johann,
ich erfuhrs in meiner Heimath von einem Stock-
holmer, da ich nun ein armer verlaßner Mensch

 bin,

bin, dacht' ich, mich an Sie zu wenden, daß Sie mir Brodt verschaften. Der Baron mußte über das dreiste Vertrauen dieses Burschen lachen, welcher, indem er immer neben ihm herlief, fortfuhr, zu versichern, daß er gewiß eine Versorgung von ihm bekommen würde. Ich will Ihnen, sagte er recht viel von der Bestie erzählen, Sie wissen schon, wen ich meyne, und wenn Sie hören werden, wie mirs gegangen ist, so werden Sie gewiß Mitleiden mit mir haben — aber, Johann, sagte der Baron, besinne Dich doch, ob Du mein Mitleiden auch verdienst? Ach, versetzte er, was geschehen ist, ist geschehen, was kann ich dafür, daß der Scorpion mich verführt hat, sie konnte wol andre Leute bereden, zu was sie wollte. Dies war ein Stich für den Baron, er mußte in dem Augenblicke einsehen, daß Johann eine sehr bündige Entschuldigung für sich beygebracht hatte, indessen sagte er doch: aber zu Betrügereyen hätte sie doch die andern Leute, die Du meinst, nicht bereden können, — bin ich so gelehrt erzogen, wie Sie? platzte Johann raus, unser einer weiß viel, man denkt, man muß sich in der Welt durchhelfen, sie that ja immer, als wenns nicht unrecht wäre, was sie einem eingab, aber ich habe sie nach der

zeit besser kennen lernen, freylich wollt ich, ich hätte manches nicht gethan, nun aber, es ist einmal geschehen, es hat Ihnen ja doch nichts geschadet, Sie sind nun wieder, was Sie waren, und Ihre gnädige Frau haben Sie, hör ich, auch wieder, sehen Sie — dafür können Sie auch einen armen Schlucker, der Ihnen niemals was gestohlen hat, versorgen. Ob er nicht eben thut, sagte der Baron, im vollen Lachen, als wenn er mir nach Hause geholfen, und meine Gemahlinn wiedergegeben hätte, was das Stehlen betrift, kann ich Dir nun wol nichts nachsagen — nicht wahr, sagte Johann, o, ich bin immer ein ehrlicher Kerl gewesen, nun, das weiß ich wohl, daß ich Sie und die gnädige Frau nicht zusammen hierher gebracht habe, aber, Sie mögens glauben oder nicht, manchmal war ich im Begriff, Ihnen alles zu sagen, — hättest Du es lieber gethan, versetzte der Baron — mein Gott, rief Johann, es ist ja alles wieder gut; ich bitte, gnädiger Herr, nehmen Sie sich eines Unschuldigen an, ich bin ja expreß zu Ihnen gekommen. Der Baron versprach: zu thun, was er könnte, und wofern er wirklich nicht gravirt wäre, würde er auch ohnehin loskommen, indessen, aus Verlangen etwas von der Serini zu erfahren, ließ er

den

den folgenden Tag bitten, ihm den Johann auf ein Paar Stunden abfolgen zu lassen, und stand gut für ihn, er ward also in des Baron Oldenholms Haus gebracht, und dieser ließ mich auf seine Erzählung einladen, ich werde sie, um nichts zu vergessen, in seiner Sprachart erzählen.

Serinis Geschichte.

Sehn Sie nur, gnädiger Herr, fieng Johann an, die ganze Sache, warum Serini die Briefe aus Schweden schmiedete, und die ganze Lüge, daß Ihr Herr Papa tod wär, daß man Ihre Güter vergeben hätte, war die, daß sie haben wollte, Sie sollten Sie zur Frau nehmen, und wenn das geschehen wäre, da wollte sie es Ihnen sagen, daß Alles erlogen sey, und daß Sie noch dazu Pardon hätten. Sehn Sie, das wars, darum beredete sie Sie, ein Comödiant zu werden, damit Sie nicht etwan in andere Länder mit Ihres Gleichen giengen, und ihre Lügen herauskämen, und damit sie Ihnen immer am Bändchen hatte, o, ich wußte alles, sie hat mir alles, was sie dachte, vertraut, denn sie mußte doch einen Menschen haben, den sie zu ihren Schwänken gebrauchen konnte. Das ist wahr, spendabel war sie, ich hatte immer

Geld

Geld genug, und konnte gut leben. Also das wars, sie wollte Frau Baronin von Oldenholm werden, manchmal stellte ich ihr nun wol vor, daß, wenn Sie ihr Gemahl seyn und sie Ihnen sagen würde, wie sehr Sie von ihr hintergangen wåren, so würde es keine gute Ehe setzen, sie sagte aber, ach, Narr, dafür laß er mich sorgen, er ist mir sehr gut, das wird sich alles geben, wenn ich ihn erst habe, ich bringe ihn ja nicht um seine Güter, ich berede ihn nur derweil so was, desto grösser wird die Freude seyn, wenn ers anders erfährt. Nun, dacht ich, gut ist er ihr, sie ihm auch, eine hübsche Frau ists, er ein hübscher Herr, daß sie ihn gern zum Mann haben möchte, kann ich ihr nicht verdenken, und freylich, wenn er weiß, daß sein Papa noch lebt, und daß er zurück in sein Vaterland gehn und sich dort ein Fräulein aussuchen kann, wo er will, so wird ers schwerlich thun. Mir versprach sie immer, daß ich auf Zeitlebens gut versorgt werden und wer weiß was alles kriegen sollte, wenn die Sache zu Stande käm, sehn Sie, da war mirs doch auch nicht zu verdenken, daß ich mit darauf hielt. Sie sind wol ein guter Herr, aber wer weiß, hätten Sie mich mitgenommen, Sie hätten mich wol wieder laufen lassen, denn

An-

Anfangs war ich ja nur geborgt. Sie können mirs also gar nicht übel nehmen, daß ich die Serini nicht verrieth, ich dachts nicht, daß Ihnen dadurch ein Schaden zuwüchse. Hernach in Regensburg, wie's mit der gnädigen Frau da angieng, nun da merkte es Serini bald, o, da hat sie gegen mich gelamentirt, daß Sie ihr untreu wären, daß michs erbarmet hat, und schenkte mir, ich weiß nicht, was alles, daß ich ihr die Briefe bringen, und von allem Nachricht geben sollte, was vorgieng. Ich dachte, die Fräulein kennst Du weiter nicht, und mit jener ist er schon eingelassen, die hat doch eine ältere Prätention, und da that ichs, und sie war immer auch mit um mich. Wie sie voraus nach Hamburg reisen wollte, da instruirte sie mich in allem: wo sie logiren würde, wie ichs anfangen sollte, Sie zu ihr zu bringen, das wußte sie doch, daß Sie zu Wernern gehen würden, oder sonst an einen Ort, und da hieß sie mir, sobald ich abkommen könnte, sollte ich zu ihr hinkommen und sagen, wie es stünde. Ich sagte wol zu ihr, es wäre besser, daß aller der Lerm nicht wäre, sie sollts lieber der Fräulein ihren Aeltern sagen, da würde ja so nichts daraus, und da bekäm sie Ihnen wieder, aber sie meinte, wenn Sie Ihren Stand

ent-

ntdeckten, würden sie Ihnen das Fräulein nicht ver-
sagen, und hälfen Ihnen darnach schon gut an; zwar
wollte sie ein andrer Cavalier haben, aber weil sie
den nicht leiden könnte, so würde es doch den Ael-
tern lieber seyn, wenn sich eben einer fände, dem
sie gut wäre, also wollte sie Beyde zusammen ab-
gehen lassen, und dem andern Herrn käms nicht
auf so eine Reise an, den wollte sie bereden, daß
er auch nach Hamburg käm, und seine Braut ab-
holte, denn wären wieder beyde Paare zusammen,
wie es sich gehörte. Unterwegens kratzte ich mich
wol ein wenig hinterm Ohr, da Sie sich trauen
ließen, und dachte: nun kann die Serini nichts
mehr machen, da ichs ihr aber sagte, hieß sie mich
einen Einfaltspinsel, und versicherte mich, daß es
gar nichts thäte, denn die Trauung wider der Ael-
tern Willen wär nicht gültig, sie wären ja auch
nicht öffentlich aufgeboten, und nichts. Das war,
wie Sie mich zum Herrn Werner schickten, da gieng
ich zu ihr, und berichtete ihr das. Nun also be-
nahm sie mir die Scrupel wieder, und sagte noch
dazu: der Herr von Gemmingen, oder wie er da
hieß, wäre schon auf dem Wege; und wenn der
käme, die Fräulein abzuholen, würde alles besser
und diese auch sehr gut versorgt seyn. Darauf re-

dete

dete sie mit mir ab, daß ich Sie, vor ihrem Hause vorbey, den Weg zu Werner weisen sollte, und daß ich sagen sollte, Sie müßten gleich kommen, denn Herr Werner reiste weg. Nun instruirte sie mich in Allen, sie hatte Briefchen von aller Art schon parat geschrieben, denn sie konnte alle Hände nachschreiben, mir nichts, dir nichts, da gab sie mir das, was ich Ihnen von der gnädigen Frau bringen sollte, und sagte mir: wenns Zeit seyn würde, wollte sie mirs schon sagen, denn sollte ich einen Lohnwagen nehmen, und sollte thun, als ob ich sie abholen wollte, aber ich sollte an den Gasthof zwar anfahren lassen und hineinschlüpfen, daß es niemand merkte, in einer kleinen Weile aber wieder herauskommen, und zum Kutscher sagen: die Dame käme nicht, und denn sollte ich die Kutsche mit hinbringen, als wenn der Mann bezahlt seyn wollte, und Ihnen das Briefchen geben; da hatte sie sich auf alle Fälle gesattelt. Vors erste sollten Sie sehen, daß ich wirklich einen Wagen hinbrachte, vors zweyte: wenn Sie ja den Kutscher frügen, daß der doch sagen müßte: ich wäre drinnen gewesen. Sie sagte mir den Inhalt des Briefs, nemlich, daß sie geschrieben hätte, als gäbe Ihnen Ihre gnädige Madam selbst den Abschied, weil sie

einen

inen andern Bekannten, der reicher wär, in Hamburg angetroffen hätte; denn sie meinte: wenn sie nicht machte, daß der Herr Baron böse auf die Fräulein würden, so könnte aus ihrem ganzen Anschlag nichts werden. Nun unterrichtete sie mich, und kaute mir ein, was ich da, was ich dort sagen sollte; genug alles, drum blieb ich auch ein bischen lange außen. Sie wieß mir einen Beutel mit Dukaten, und sagte: wenn ich meine Sache gut machte, sollte ich ihn haben, also die Dukaten, und daß sie alles so gut vorzustellen wußte, verführten mich, daß ich alles that, was sie mir befahl. Da Sie aber so grausam außer sich waren, und mich so hart anließen, da erschrak ich, und sie dauerten mich auch, daß ich sagte, ich wüßte, wo sie wär. Das kam nicht von der Serini her, sondern ich sagt's wirklich, weil ich dachte, Sie würden hurtig mit mir laufen, und wenn wir nur erst weg wären, so wollte ich Ihnen alles gestehen, es war aber dumm von mir, denn ich konnts wol denken, daß sie wieder was vorbringen würde, um es zu verhindern. Wie sie Sie also aufhielt, wars schade, daß sie nicht auf den Blick merkten, den sie mir gab, ich verlohr so alle Lust, Ihnen die Sache zu entdecken, daß michs reute, was ich gesagt hatte,

te, da Sie nun wieder auf sie hörten, sattelte ich auch um, ich wußte mir gut herauszuhelfen, nun, man ist eben nicht so dumm, wenns nun einmal gelogen seyn soll. Serini gab mir auf den Abend zwar einen Verweis über das unüberlegte Zeug, was ich vorgebracht hatte, sie lobte mich aber doch, daß ichs wieder gut gemacht hätte. Nun, sehn Sie, in Amsterdam, wie sie den Streit mit einander gehabt hatten, und Sie fortgiengen, wars mein ganzer Ernst, daß ich mitgehen und Ihnen alles sagen wollte, was ich wußte; denn ich hatte gehorcht, und da sie nun durchaus die Serini nicht heyrathen wollten, so dacht' ich, du willst mit ihm gehen, vielleicht kriegt er sein Fräulein wieder, wenn du ihm alles offenbarst, und denn, wenn ers durch mich erfährt, daß ihn die Serini wegen Schweden auch betrogen hat, nimmt er mich vor Freuden mit, und da wirst du es so gut haben, als wenn sie dabey wär. Aber ließ sie mich denn? sie sagte: bleib bey mir, Johann, laß ihn reisen, er kann und wird Dir das nicht geben, was ich Dir zugedacht habe, bleibe mir nur treu, es wird sich schon ein Anderer finden, es ist Dir bisher nichts bey mir abgegangen, und soll auch künftighin nicht geschehen, da hast

Du

Du wieder was. Sie gab mir ein Paar Dukaten und beschwatzte mich wieder so, ich dachte aber, wart, ich will mich schon noch wegschlüpfen, und dem Herrn nachlaufen. Wie Sie zurückkamen, ließ sie mich in die Kammer, und da Sie weg waren, gab sie mir Wein, und goß mir selbst so viel ein, daß ich betrunken war, in meine Kammer taumelte, und einschlief, also wußt ich nicht, was indessen vorgieng. Ihr Mädchen mußte auf mich Achtung geben, bis den andern Morgen, denn sie hatte ihr weißgemacht, der Herr wollte mich nicht mitnehmen, ich wollte aber im Trunk ihm nachlaufen, er — nemlich Sie würden einen andern Bedienten annehmen, und mit ihm verreisen, ich aber sollte bey ihr bleiben. Des Morgens schickte sie das Mädchen weg, und sagte zu mir: sieh, Johann, ich habe Geld genug, und Du sollst glücklich seyn, aber Du mußt mir ferner treu bleiben; von jetzt an werde ich eine ganz andre Rolle spielen, und Du wirst sehen, daß ich mein Glück noch mache, sprich also hier, daß mein Gemahl wegen einer Erbschaft verreist sey, und daß ich so lange, bis er wieder käme, hier bleiben wollte; nemlich sie hatte mirs geheißen, daß ich überall sagen mußte, wer Sie wären, und daß sie Ihre

Frau

Frau sey. Das Mädchen glaubte ein Gleiches. Denn weil sie sie nur durch den Tag ein Paar Stunden zur Bedienung bey sich hatte, und sie wohl dafür sorgte, daß sie nie dabey war, wenn Sie zusammensprachen, so konnts das Mensch leicht glauben. Jetzt nahm sie aber eine Kammerjungfer ordentlich in Dienste, und lebte eine Weile recht anständig, nahm sich auch ein eigen Quartier. Ihre Hauswirthinn, der sie alles, was ich Ihnen gesagt habe, erzählte, war eine rechtliche Frau. Sie gieng mit ihr in die Kirche und auf die Promenade; also wurde sie bekannt, da fieng sie an ihre Netze wieder auszustellen, und bekam auch etliche Liebhaber, aber sie that als wenn sie eine Heilige wär. Unter andern war ein gewisser Herr Hansen, ein blutjunger Kaufmann, der verliebte sich in sie, wie aber sie die ehrbare Frau vorzustellen wußte, hatte er so viel Respect vor ihr, daß man hätte denken sollen, sie wäre die heilige Marzepilla. Und als Frau Baronesse schickte sichs auch nicht, so frey mit ihm umzugehen, indessen ließ sie ihn doch so merken, daß es ihr lieb seyn würde, wenn ein so artiger Mensch sie besuchte, und sie muß ihm wol auch erlaubt haben, daß er ihr hat flattiren dürfen, weil es die Folge zeigte. Wie es Zeit war, schrieb

sie

sie Briefe an sich, und ich mußte sie bringen, da just Herr Hansen da war. Sie hatten viel Verdrüßlichkeiten gehabt, und in der Hitze waren Sie in Händel gerathen, der Andere hatte Sie tod gestochen, und die Erbschaft blieb in den andern Händen. Sie ward ohnmächtig, der arme Herr Hansen hatte alle Hände voll zu thun, sie wieder lebendig machen zu helfen, er sprach ihr Trost zu, aber er mußte für diesen Tag fort, weil sie krank war, und sich zu Bett legen wollte, unterdessen ward die Trauer fertig, die ihr sehr gut stand, sie nahm Trauerbesuche an, und Herr Hansen kam auch wieder. Nun war sie eine arme Witwe, ihr Liebhaber bot ihr Geld als einen Vorschuß an, sie dankte aber, bald wollte sie hinreisen, wo Sie todgestochen waren, und Prozeß anfangen, bald wollte sie alles hingehen lassen, und in ihre Heimath zu den Ihrigen zurückkehren, sie gab sich aus, daß sie eine Fräulein Wertheim von Hause wäre. Herr Hansen redete ihr immer zu, sich nicht zu ärgern, sich in keinen Prozeß einzulassen, und auch nicht nach Hause zu reisen, er sagte, daß wenn sich nur ein gewisser unterthäniger Sclave unterstehen dürfte, so sollte es ihr an nichts fehlen. Herr Hansen war ein gutherziger und artiger Mensch,

und

und hätte in andern Ländern die Höflichkeit gegen Damen recht gut gelernt. Sie hörte alles, was er ihr vorsagte, so an, daß er nicht wußte, ob sie wollte oder nicht, und zog ihn auf, bis die Trauer vorbey war, da ließ sie sich erbitten, ihn zu heyrathen. Da sie nun die reiche Madam Hansen war, denn er hatte ein stupentes Vermögen, brauchte sie mich nicht mehr, und dachte auch wol, ich möchte mich einmal mit was verschnappen, also sagte sie: Johann, hör Er nur, der Herr Hansen will mir jemand von seinen Leuten zum Bedienten geben; ich muß ihm schon den Willen thun, hier hat Er hundert Thaler, such Er sich einen andern Dienst, und wenn Ihm wieder was fehlt, so komm Er zu mir. Ich ließ es wol bleiben, daß ich mich um eine Condition umthat, zwar hatte ich ausser den hundert Thalern nichts, denn weil mir die Serini, wenn sie mich bestechen wollte, immer viel Geld gab, so wurde ich locker und verdominirte alles wieder, aber sie hatte gesagt, daß ich wieder kommen sollte, wenn ich was brauchte, darauf rechnete ich; was ich alles von ihr wußte, konnte mir immer statt baaren Geldes seyn. Ich wollte also wie ein Herr leben, ließ mir hübsche Kleider machen, und miethete mir ein Stübchen, die hun-

dert

ert Thaler waren bald weg, und ich holte mir
ft frisch Geld. Es war der Frau Hansen wol
uwider, was wollte sie aber machen, ich sagte
inmal, da sie meynte, ich käme zu oft, sie könn-
e mirs wol immer bezahlen, daß ich verschwiegen
wär. Nun war ein Graf in Amsterdam, Hautcourt
ieß er, er war aus Brüssel, der wurde wieder
hr Liebhaber, da kam sie heimlich mit ihm zusam-
nen, der Herr Hansen aber dachte immer, daß er
ine sehr ehrliche Frau hätte, und that sehr schön
nit ihr. Einmal des Morgens kam ich hin, da
agte sie, Johann, geh Er einmal in die und die
Apotheke, und hole Er mir das Pülverchen, was
ch da aufgeschrieben habe, es soll zum Silber und
Schmuckputzen; wenn man wissen will, für wen
Ers holt, so sprech Er nur, es wär für einen Arzt,
neine Leute will ich nicht gern schicken, denn es
giebt böse Menschen, die gar die Leute mit verge-
ben, so möcht es Aufsehen machen, wiewol auch
von mir nicht leicht Jemand was übels denken wird.
Ich holte das Pulver, und man gab mirs ohne
anzufragen, wozu. Zwey Tage darauf war der
gute Herr Hansen an einer Colique gestorben, sie
heulte und tobte, wie wenn sie unsinnig wär, die
ganze Stadt beklagte den hübschen jungen Mann,

aber kein Mensch dachte an etwas Arges. Mir fiel aber das Pülverchen ein, und da mich der Mann reuete, so gieng ich hin, es ihr vorzuhalten. Sie fuhr mich darüber an, und gestand nichts, aber doch besänftigte sie sich wieder, und sagte, weil sie es doch immer gut mit mir gemeint hätte, wollte sie mich in ihr Haus nehmen, mir ein Zimmer einˌgeben, ich sollte von ihrem Tisch essen, und von ihrem Wein trinken, und alle Monat 30 Thaler haben. Das alles hätte sie wol nicht gethan, aber sie glaubte doch, es möchte durch mich was herauskommen. Nun, gewiß wußte ichs nicht, einmal wars geschehen, man soll auch seinen Nächsten nicht verrathen, also hielt ich mein Maul, und zog zu ihr. Sie war jetzt eine reiche Witwe, denn der selige Herr Hansen hatte ihr allen seinen Reichthum schon lange verschreiben müssen, der brüsselsche Graf brauchte Geld, also da die Trauerzeit um war, nahm er sie. Nun brauchte sie mich vollends gar nicht mehr. Es war zu gefährlich, einen Menschen um sich zu haben, der so viel von der Frau Gräfinn wußte. Ueberdies hatte auch der Graf sie gefragt, was ich vorstellte, und sich über mich aufgehalten, also mußte ich weg

und

und weit weg, daß ich nicht immer wieder kommen und Geld fordern sollte.

Eines Morgens kam sie und sagte: Johann, ich werde jetzt sehen, die Handlung loszuwerden, denn ich gehe mit meinem Gemahl nach Brüssel, da soll Er unser Haushofmeister seyn. Wie sie mir das aufgebunden hatte, gab sie mir ein Briefchen und hieß michs zu einem Kaufmann tragen. Da ich hinkam, sagte der Kaufmann, wenn ers selbst war, ich sollte mit ihm kommen, hier könnte er mir die Antwort nicht geben. Ich dummer Teufel gieng mit, da gieng er mit mir in den Hafen, wo sie sich meiner bemeisterten, und mich in ein Schiff schleppten. Mein Lamentiren half nichts. Das Schiff gieng zwey Stunden darauf fort, in welcher Zeit man mich mit einigen Stricken angebunden hatte. Ich sagte jetzt, daß ich verrathen wär, und daß man mich mit fortschickte, damit ich nicht aussagen sollte, was ich wüßte. Ich wollts erzählen, aber sie sagten, das gienge sie nichts an, da mirs nun einfiel, daß sie mich noch dazu für einen Mörder halten könnten, wenn ich spräche, ich hätte das Pulver geholt, oder könnten denken, ich sagts jetzt nur aus Rache, da könnten sie mir, dacht ich her-

nach noch übler begegnen, schwieg ich lieber. Ich ward wohin gebracht, in Neu-Holland, wo ich brav arbeiten mußte, und wenig bekam, das stand mir nun gar nicht an, ich war der Arbeit nicht gewohnt, hingegen hat' ich immer gut gelebt, da hab ich erschrecklich ausstehen müssen, und habe oft Prügel bekommen. Hundertmal dacht' ich an Sie, und wünschte, daß ich mich von der gottlosen Teufelsbrut nicht hätte sollen aufhalten lassen, sondern mit Ihnen gehen, wo ichs würde gut gehabt haben. Ich wünschte nun wieder nach Amsterdam oder nach Brüssel zu kommen, um daß ich die Canaille angeben könnte, da war aber keine Erlösung; ich weiß nicht, was sie dem Herrn der Kolonie mußte weiß gemacht haben, denn es war Befehl gegeben, mich dort zu behalten, und mich gut anzustrengen, daß mirs Plaudern vergienge. Selbst schreiben konnte ich nicht, und keiner wollte mir den Gefallen thun, wenn ich sagte: er sollte mir einen Brief nach Brüssel oder Amsterdam schreiben, daß ich ihn mit einem Schiffe fortbringen könnte. Da sie mich ins Schiff nahmen, hatte ich wol noch was Geld, auch eine Uhr und hübsche Kleidung an, aber um mir manchmal eine Erleichterung zu erkaufen, gieng alles drauf, der feine Rock mit Tressen schickte sich

nicht

nicht zu meiner Arbeit, ich verkaufte ihn, und nachher auch die Uhr, damit ich ein bischen besser leben, und meine Kameraden bewegen möchte, daß sie mich überhüben. Nach langer Zeit echapirte ich doch, und da ich hinkam, wo ich hinwollte, nahm ich das, was ich noch an Gelde hatte, und kaufte mich in ein Schiff nach Rotterdam, ein. Wie ich dahinkam, gieng ich stehendes Fußes meiner Straße nach Brüssel, ich bettelte mich durch, als ich aber hinkam, wars nichts als daß ich die Freyheit hatte, dort zu betteln, denn die Serini oder die Gräfinn war schon vor zwey Jahren tod. Weg war alle Hofnung, mich an ihr zu rächen, sie lag und faulte. Der Graf war auf seinen Gütern, wenn er aber auch da gewesen wär, was halfs, daß ichs ihm sagte, wenn er ein rechtschafner Herr wär, so ärgerte er sich nur darüber, oder wer weiß, glaubte er mirs. Nun war ich also ein elender Kerl, ich wollte nicht ewig betteln, und fiel darauf, in mein Vaterland zu gehn, ob etwan noch Jemand von meiner Freundschaft lebte, und sich meiner annehmen wollte. Ach, wie schmerzte michs, wenn ich an das schöne Geld dachte, das ich verlüdert hatte, nun aber, wer kann helfen. Als ich nach Hamburg kam, lebte niemand von denen mehr, auf die ich

hätte

hätte rechnen können, etliche wollten mir nicht helfen, doch fand ich da noch so ein bischen Brodt.

Eines Tages machte ich Bekanntschaft mit einem Handwerksburschen, welcher ein Schustergesell hier aus Stockholm ist; wir kamen auf vielerley zu reden, auch auf Ihre Familie, er sagte mir: daß Sie wieder bey Ihrem Herr Papa angekommen wären, und erzählte mir alles. Nun ließ ich mich nicht mehr halten, ich gieng, bey Ihnen mein Brodt zu suchen. Unter die Spitzbuben kam ich unversehens, ich dachte, es wären ehrliche Leute, sie redeten mir zu, mit Ihnen zu gehen, weil sie auch meines Weges wollten, da ich aber nur einen Tag mit ihnen im Walde herumgelaufen war, wurden wir eingefangen, und es wies sich aus, was sie für Leute waren. Der Schustergesell heißt Bergmann, und sagte: sein Vater hätte Ihre Arbeit, er gab mir auch einen Brief an ihn mit, ich bat ihn, hinein zu schreiben, daß ich mir gleich vorgenommen hätte, zu Ihnen zu reisen, als ich von ihm gehört hätte, Sie wären wieder, Gott sey Dank, gesund zu Hause, und daß ich vor Freuden gesungen und gesprungen, da ichs vernahm, sein Vater sollts Ihnen sagen, und das

darum,

darum, damit Sie es glauben möchten, mein lieber, gnädiger Herr, daß ich alle meine Zuflucht auf Sie gesetzt habe.

Nun ists doch, Gottlob, überstanden, ich habe viel erfahren, zu Wasser und zu Lande, aber ist mirs doch lieb, daß ich weiß, Sie werden mir mein Brodt geben, ich bin jetzt schon ein ziemlich alter Kerl, und will mich zur Ruhe setzen. Mit dem Loskommen wirds wol keine Noth haben, denn des Meister Bergmann sein Brief vom Sohne, den sie mir genommen haben, beweist ja alles Gute, und die Kerls müssens alle sagen, daß ich nicht unter sie gehöre, darnach, wenn ich los bin, komm ich gleich wieder her, wenn sie mich ja noch lange aufhalten wollten, werden Sie wol sagen, daß ich ein ehrlicher Mann bin. Wir mußten über die naive Sprache und über die zuverlässige Hofnung des Menschen auf seinen ehemaligen Herrn herzlich lachen, er glaubte so gerecht als möglich zu seyn, glaubte, der Baron würde ihm herzlich gern ein recht gutes Gehalt geben. Ich soll also, sagte dieser, sprechen, daß Du ein ehrlicher Mann bist? Nun, da werde ich wol ein wenig lügen müssen, doch ich muß es wol glauben, weil Du ein so gutes Gewissen zu haben meynst, zum wenigsten

hab'

hab' ich aus Deiner Erzählung gesehen, daß Du allenfalls kein Schurke gewesen wärest, wenn Dich die Serini nicht dazu gemacht hätte. — Das ist die Sache, da haben Sie's getroffen, nun, sie hats zu verantworten, wenn ich was nicht recht gemacht habe, es ist vorbey, bin ich doch jetzt wieder bey Ihnen, und werde es mit Ihnen halten, denn des Brodt ich esse, des Lied ich singe.

Der Baron. Also meinst Du doch, daß nichts gewissers ist, als daß ich Dich versorgen werde?

Johann. mein gnädiger Herr Baron, was sollte ich sonst hier suchen?

Der Baron. Weil Du es denn nun so für gut befindest, so muß ichs wol thun, ich werde Dich auf dem Lande unterbringen, wo Du, so lange Du lebst, Dein Auskommen bey einem kleinen Amte haben sollst, wenn Du ehrlich und kein Schwindelmacher bist, fallen aber Serinische Streiche vor, denn räche ich die vorigen alle zugleich. Ach, sagte Johann, und fuhr dazu den Baron an, was soll denn vorfallen, die ist ja tod, sie wird Ihnen und mir nichts mehr einreden. Aber, sagte die Frau von Oldenholm, Johann! es war doch grausam von ihm, daß er mich so da in einem ver-

verzweifelten Zustande sah, und sich nicht bewegen ließ, mir sogleich die Betrügerey zu entdecken. Ja, sehn Sie, gnädige Frau, antwortete er, der Teufel von Weibe sagte, der andre Baron wäre schon unterwegens, der würde sie zu einer reichen Dame machen. Freylich erbarmte michs, drum lief ich lieber gar fort, daß ich nicht zu weichherzig werden und die Serini verrathen möchte. So hatte Johann, seiner Meynung nach, in allem Recht, und erhielt Verzeihung nebst dem Brodte, was er beym Baron gesucht hatte. Die Frau Baronin konnte nicht begreifen, warum die Serini, bey aller Bosheit, dennoch ein besseres Loos gehabt hätte, als die Zeilmann, da sie doch noch größere Verbrechen begangen hätte, und es ihr immer in selbigen gelungen wär. Dieser Satz führte uns in ein Gespräch, dessen Resultat war, daß die Zeilmann nur durch Leidenschaften zu ihren Vergehungen sey gebracht worden, jene aber von Herzensgrunde böse gewesen seyn müsse, daher die Vorsehung, indem sie sahe, daß keine Besserung an ihr stattfand, auch alle Mittel dazu als vergebens ansahe, und nicht verhinderte, daß sie die Früchte ihrer Bubenstücke während ihres Lebens ruhig genoß. Zwar können wir bey unserer Kurzsichtigkeit hierüber nicht

ent-

entscheiden, der oben erwähnte Schluß aber scheint in der Erkenntniß, die wir von den Wegen Gottes haben, sowol als in der Natur gegründet zu seyn, so daß wir eine Ungerechtigkeit und viele Widersprüche voraussetzen müßten, wenn wir in solchen Fällen anders urtheilten, und nicht einen zweiten Zeitpunkt der Belohnung oder Bestrafung zum Augenmerk hätten.

Das dreyzehnte Kapitel.

Rückkehr ins Vaterland, und dort Freude und Ruhe.

Ich kam in meinem Vaterlande glücklich an, und wie schlug mein Herz dem werthen Zeilsdorf entgegen, als ich es nun vor mir liegen sah, aber wie blutete es zugleich, daß kein Karl, kein Vater Zeilsdorf dort zu finden war, daß ich nicht meine theure Gattinn und meine Kinder mit in meinen Geburtsort brachte. Meine Aeltern lebten beyde noch, sie wohnten in einem reinlichen Häuschen, welches sie sich erbauet hatten, um ihr Alter ruhig hinzubringen, und lebten bequem von dem, was ihres Herrn Fürsorge für sie veranstaltet, und meine Kindespflicht dann und wann hinzugethan hatte. — Wie der frohe Greis mit funkelnden Augen mir entgegen wankte, und seine Gattinn unwillig war,

daß

daß sie ihm den Vorzug bey der Umarmung lassen mußte. Sie waren auf meine Ankunft vorbereitet, hatten aber kaum diesen frohen Tag erwarten können, denn da mein Vater schon ziemlich betagt war, als ich Deutschland verließ, hatten wir auf das Glück, uns wiederzusehen, nicht gerechnet, desto süßer wars. Mein Bruder und meine Schwestern hatten sich bey den Aeltern versammelt, es war ein Familienfest unter uns; der erste Abend ward der Freude und dem Dank, den wir der Vorsehung schuldig waren, gewidmet, die folgenden dem Bericht von unsern allerseitigen Begebenheiten. Meine jüngste Schwester hatte erst vor einigen Jahren geheyrathet, bis dahin war sie bey der ältesten Tochter des Zeilsdorfischen Hauses, der Gräfinn Bendheim, gewesen; beyde Schwestern hatten gute Erziehung genoßen. Diese jüngere war an einen Geistlichen verheyrathet, und die junge Frau von Zeilsdorf hatte, auf Rechnung ihrer Mutter, welche gern einen Abtrag für das, was ich wegen ihrer Schwester ausgegeben hatte, thun wollte, sie recht artig ausgestattet, doch hatte die Frau von Hohenkreutz ausdrücklich verboten, mir nichts davon zu melden, ich erfuhrs also erst jetzt, und freute mich darüber. Sobald ich an diese würdige Frau schrieb,

erinnerte ich sie an das, was ich ihr schon ehemal
bekannt gemacht hatte, dies waren die Worte mei
nes Freundes Bieder ans Oldenholmische Haus
da ich nun eben der Meynung wäre, so könnte si
glauben, daß ich ihren guten Einfall, mein
Schwester auszustatten, recht sehr billigte; nu
fände ich dennoch Ursach, ihr etwas Dank heraus
zugeben, da sie mehr für meine Schwester gethan
als ich für die Scharfen.

Es konnte nicht fehlen, daß die Meinige
unendlich viel mehr zu fragen, als zu erzählen hat
ten. Das Andenken an Sophien und meine Kinde
ward mir wieder ganz neu, denn sie hatten ein
Menge Umstände von ihnen zu erforschen, daß ich
einen Tag lang davon sprechen mußte. Meine Mut
ter beweinte sie, mein Vater aber meinte: sie wäre
besser daran, wie wir alle, laß sie ruhen, sagte er
unser Heinrich wird eine andre Frau nehmen, andr
Kinder bekommen, es thut mir zwar Leid um sie
aber ich denke immer, wenn sie noch lebten, würd
er nicht zu uns gekommen seyn. Dies gestand ich
meinem Vater, was aber die andre Frau betraf
gab ich ihm nicht viel zu hoffen. Er gieng mit mi
zur Gruft; hier seitwärts, sagte er: steht der Sar
meines lieben Herrn, Deines zweyten Vaters, Du

hättest

ttest ihn sollen sterben sehn, ich war noch bey
m; Ulrich, sagte er, und reichte mir die Hand,
muß mich schon voraus lassen; aber laß ers gut
yn, es wird auch an ihn kommen. Ich wollte
m für seine Wohlthaten danken, und besonders
einetwegen, er mochts nicht hören. Dank Ihm,
gte er: für Seine treuen Dienste. — Ja, Hein-
ch, wer hätt's gedacht, er war viel jünger als
h — nun, weine nicht; er ist bey seinem Karl, und
h sollte noch die Freude haben, Dich zu sehen. —

Herr von Zeilsdorf und seine Gemahlinn
npfingen mich ebenfalls mit einer Freude, die
iich nicht wenig rührte, sie hatten nicht erwarten
önnen, daß ich zu ihnen zuerst käme, sondern
ichten mich den ersten Abend, so bald sie von
ieiner Ankunft gehört, bey meinen Aeltern auf,
uch die Mutter Zeilsdorf, die noch sehr munter
var, gab mir Beweise ihres Vergnügens und
venn sie gleich zuweilen etwas hinwarf, das heis-
en sollte, Sie wären nicht, was Sie sind, wenn
vir Sie nicht hätten erziehn lassen, so zeigte sie
och, daß ihr mein Wohlstand wahre Freude ver-
ırsachte.

Ich fand in der Gegend ein schön gelegnes
Freygut zu verkaufen, mehr verlangte ich nicht,

ich kaufte es und gieng nach Frankfurt, mein dortigen Freunde zu sehn, meine Gelder auf d Wechsel dahin zu erheben, und die, welch ich zu meinem Kaufe nicht brauchte, Phillippy vor der Hand in der Handlung zu lassen. E wußte da noch kein Mensch von meiner Ankunft, d ich meine Entlassung erhalten hatte, fielen mi so viele Beschäftigungen zu, daß ich kaum Ze hatte, an meine Aeltern und das wenig Tage nac meiner Abreise, zu schreiben, daher wußte ic auch seit einiger Zeit nichts von ihnen. Be meinem Freund Phillippy zuerst anzusprechen war nun freylich mein Vorsatz, da er mir, s lange ich in Frankfurt war, Obdach geben sollte allein, mein Postillon führte mich vor Freundel Thüre vorbey und dieser trat eben heraus. Ic grüßte Ihn, er erkannte mich einen Augenblic später, denn aber schrie er so laut auf den Postil lon, er möchte halten, daß dieser, der mein Zurufen nicht gehört hatte, zusammen fuhr un schnell anhielt, er glaubte vermuthlich, daß er ei nen Menschen führe, auf den man in Frankfur lange gewartet hätte, um ihn zu rädern, und er mußte darinnen noch mehr bestärkt werden, weil, auf Freundels Geschrey, alle Fenster auf der

Gasse

Gasse sich öfneten, alle Hausthüren besetzt wurden und alles, was schon auf der Gasse war, zusammen lief. Freundels herzliche Umarmung überzeugte endlich den erschrocknen Kerl, daß man mich auf eine andre Art gern sähe, und da nun auch von meinen Bekannten unter den Zuschauern waren, die herzu liefen, mich zu begrüssen, so dachte er wieder, ich wäre ein großer Wohlthäter oder gar ein Schutzpatron dieser Stadt, und verdoppelte seine Höflichkeit. Freundel ließ nicht nach, ich mußte eine Viertelstunde wenigstens bey ihm ansprechen, wenn ich nicht Quartier bey ihm nehmen wollte. Schwager Hans mußte also ausspannen, er empfing sein Trinkgeld mit einer großen Ehrfurcht und wünschte, daß er wieder einmal die Ehre haben möchte, mich zu fahren. Daß Freundel und seine Familie in Trauer war, befremdete mich nicht, weil der Gastwirth in der vorletzten Station, der ein Frankfurter war, und mir Nachrichten von da geben mußte, mir erzählt hatte, daß die alte Frau Freundeln gestorben wäre. Als ich ins Zimmer trat, fand ich nebst der Familie meines Freundes die Madam Seltner, jene Julie, welche mich zuerst Regungen der Liebe hatte empfinden lernen, ich weiß nicht,

warum

warum diese mir zuerst ins Auge fiel, sie ward hochroth im Gesicht, als Freundel mich mit den Worten, hier bringe ich unsern lieben Robers, einführte. Eben so kann ichs nicht erklären, welche Erschütterung in mir vorgieng, als ich sie sah, es war eine widrige Empfindung, die ich los zu werden wünschte. Ihr schien's eben so zu gehn, und diese gegenseitige Mißmüthigkeit verursachte eine Spannung unter uns, die einige Zeit dauerte. Ihr stilles halb verdrüßliches Betragen stach gegen das fröliche Geplauder ihrer Schwester so sehr ab, daß mir's auffiel, es war als ob ichs anders wünschte, und doch sollt's mich nichts angehn. Ich fragte: ob die Kinder, die ich sahe, alle Freundeln gehörten, zwey nur gehören meine, sagt' er, die andern meiner Schwägerinn, welche das – die Höflichkeit, da von ihr die Rede war, erforderte doch nun, daß ich etwas zu ihr sprach, ich ließ also Freundeln nicht ausreden, und fragte nach ihrem und ihres Mannes Befinden. Dieser befindet sich im Grabe, sagte sie etwas kurz. Er ist tod, erwiederte ich – und indem sie mir das sagte und ich dies fragte, rauschte ein Gedanke durch meinen Kopf, welcher lispelte: weißt du nun, weswegen dir Frau und Kinder starben. Aber

ich

ch hätte ihn prügeln mögen, so verdroß es mich,
s schien mir, er beleidigte meine Sophie. Ich
heuchte, so gut ich konnte, diese Ideen weg, be-
lagte Madam Seltner über ihren Verlust und
vir fiengen ein kaltes Gespräch mit einander an, ich
rfuhr in selbigem, daß ihr Mann beinahe ein Jahr
od wär. Freundel begleitete mich zu Philippyn
nd erzählte mir unterwegens', daß seine Schwä-
erinn in schlechter Verfassung sey, und ausser sei-
er Unterstützung nichts als ihre Arbeiten, sie ihre
Kinder ernährten, auch dies gab mir einen Wink,
er mir halb verdrüßlich war. Das Vergnügen,
as ich mir im Philippischen Hause eingebildet
atte, ward durch die Unruhe, die dies in meinen
Sinn brachte, geschwächt, es kreutzten sich so viele
Ideen durch mein Gehirn, daß ich zerstreut war,
nd eine Umpäßlichkeit vorschützen mußte, um
Philippyn und seine Frau nichts anders urtheilen
u lassen. Noch ehe ich ihnen gute Nacht gab,
nterhielten sie mich von Madam Seltner, als
ätten sie es mir noch besser zu bedenken mitgeben
wollen, was ich nun thun müßte. Sie ward
erühmt und beklagt, man sagte, daß Freundel
nehr für sie thun würde, wenn ihre Schwester
s nicht selbst verhinderte. Jedermann wüßte über-

all, welche Vorwürfe ihr diese über die Erleichte rungen, die sie erhielt, immer machte. Dies Nachricht war fähig, mich noch mehr zu beunru higen, denn ich kenne auf der ganzen Welt kein größere Unannehmlichkeit, als: von Wohlthaten die uns durch Vorwürfe oder Verachtung verbit tert werden, zu leben. Ich konnte, so müde ic war, nicht einschlafen. Die beiden Gegner, welch sich in meinem Kopfe zankten, waren einer s mächtig wie der andre. Der Vorsatz, nicht wiede zu heirathen, sondern, so lange ich lebte, dem An denken meiner Sophie treu zu bleiben, war einer der zweite, die Betrachtung, daß ich bestimmt sey diese Witwe und diese Kinder zu versorgen. De letzte hatte noch einen Beystand, ob ich gleich ih nicht bemerken wollte, wer hinderte mich, Julie ein ansehnliches Jahrgeld auszusetzen, und ihr Söhne zu erziehn? Warum mußte ich sie ebe heirathen? bey dieser andern Art von Pflichter füllung konnte ich ja auch mein Vornehmen, nich wieder zu heirathen, ausführen. Vielleicht war die zurückgekommene Neigung zu Julien, die mic darauf bestehen machte, ich müßte meine Fra aus ihr machen, wenn ich mich ihrer annehme wollte; sie hatte mir wirklich liebenswürdig ge

schie

schienen – mein Herr, ich sah es Ihnen an, daß Sie alles das dachten, also wollte ich Ihren weisen Anmerkungen zuvorkommen, es kann also seyn, daß Sie recht haben, wär's doch kein Verbrechen, wenn dies einige Schuld gehabt hätte, mich so unentschlossen zu machen. – Ich schlief ein. Sophie und Julie hatten meine Einbildung wachend beschäftiget, folglich ließ sie auch diese Bilder im Traume nicht fahren. Ich brachte die ganze Nacht damit zu, und erwachte einigemal darüber. So oft der Schlaf wieder kam, brachte er das Vorige, immer Sophie, die mir Julien an der Hand zuführte. So sey's denn, dachte ich, als ich das letztemal aus diesen Träumereien erwachte, gut, Sophie, und wenn du auch im Traum mir befiehlst, so will ich folgen. Eben fielen mir ihre letzten Worte ein: nimm Dir eine andre Frau, und sey andrer Kinder Vater. Nun war's ausgemacht, diese Worte schienen in dem Augenblicke mir prophetisch – lachen Sie nicht, mein Herr, ich gebe Ihnen nicht Unrecht, wenn Sie etwa meynen, daß mir's herzlich lieb war, Sie für eine Weissagung, die ich gern erfüllen wollte, anzunehmen, wenigstens gestehe ich Ihnen, daß mein Herz ein wenig heuchelte, wenns that, als

 ob's

ob's an allem, was nun geschähe, den wenigsten Theil hätte, sondern blos dem Verlangen, eine gute Behandlung zu begehen, folgte. Aber mein Herz machte es hier nicht anders, als tausend andre Herzen. Glauben Sie mir, viel Löbliches, viel Nützliches und Edles würde unterbleiben, wenn die Menschen nicht irgend eine geheime Neigung dazu antriebe, daß sie dies aber weder andern noch sich selbst gestehn, macht, weil man nun einmal dafür gelten will, alles aus Großmuth gethan zu haben. – Ich war also entschlossen, Madam Seltner zu heirathen, und am Morgen ruhig, weil keinem Menschen daran gelegen seyn kann, zu wissen, wenn und wie ich ihr dies gesagt, und ob sie sich anfangs ein wenig geweigert, wenn sie mir das Jawort gab, wenn die Hochzeit war, und denn so will ich's alles ins Kurze zusammenziehn und dem Leser melden, daß Julie in Zeit von zwey Monaten mein Weib war und daß ich sie, nebst ihren fünf Kindern, auf mein Gütchen führte. Wir hatten unser Bündniß unter dem Beyfall unserer Freunde, und gewiß unter dem Beyfall Gottes voll guter Aussichten für die Zukunft vollzogen.

Vergnügt mit meiner gefälligen Gattinn, zufrieden mit dem Segen, welchen die Vorsicht auf die Erziehung unserer Kinder gelegt hat, leben wir nun hier am eignen Heerde schon zwölf Jahr froh und ruhig: Ich habe oft Nachricht, zuweilen Besuch von meinen Freunden, und nenne gern jeden willkommen, der es auch nicht im genauesten Verstande ist. Einige von denen, die mit meinem Herzen im Bunde stehen, und die der Leser bis jetzt noch am Leben glaubte, sind voraus dahin gegangen, wo wir alle hin müssen, ich bin zufrieden, wenn Freund Hain mich auch abholt. Ich habe die Welt von allen Seiten kennen lernen, und denke hier im Winkel oft über Verschiedenes, was ich sah und hörte, und was mich selbst traf, nach, da find ich, daß ich zuweilen, wie ein Kind, zuweilen wie ein Thor, und selten so klug dachte als ich sollte. Ich denke ferner oft daran, daß wirklich viel Elend und Verdruß unter der Sonne ist, aber am Ende ist doch alles Ordnung, Uebereinstimmung; was gut war, wird oft schlimm, aber es wird auch wieder gut. Alles, was geschieht, können wir nicht übersehn, das macht, es hängt ein großer Vorhang zwischen unsern Augen und den Absichten der Vorsehung; also bleibt viel,

viel, worüber wir uns wundern. Ich sahe Edle, theils wurden sie belohnt, theils nahmen sie die Thränen über ihr Leiden mit ins Grab, ich sahe Bößartige, die gestraft wurden, und andere tanzten von nemlichem Schlage, beym vollen Genuß ihres Glücks, in die Gruft. Wundert euch das? Es wird eine Zeit kommen, wo ihr lächeln werdet, daß ihr euch gewundert habt. Glaubt, Freunde, es ist alles gut und recht, nichts ganz schlimm als der Teufel und die Hölle, wenn ja so was jenseits da ist. Ich lernte Fehltritte verzeihn, und Schwachheiten tragen, ich bemerkte im Ganzen mehr Gutes als Böses in der Zusammensetzung des Menschenteigs, und lernte alle meine Mitgeschöpfe herzlich lieben, sie sind schwach wie ich. Ich habe ferner einsehen lernen, daß Glück und Unglück, dem wir zusehn, lange nicht das Geschrey verdienen, was wir Menschen darüber anheben. Beides rauscht in beständiger Abwechslung vor unserer Bemerkung über, wie unaufhaltsame Wellen, denen andere eben so schnell folgen, eben so wenig bedeutend ists, was uns selbst betrift. Die Reise dieses Lebens geht zuweilen auf ebenen, zuweilen auf schlimmen Wegen. Es giebt welche unter uns, die immer auf den letztern

fern wandern, und nur selten auf einen ebenen oder grünen Platz kommen – wenn ihr aber am Ziel seyd, kümmert euch das ausgestandene Ungemach nicht länger, vielleicht findet ihr gar alsdann, daß es so zu eurer Genesung diente, vielleicht auch, daß eure Einbildung oder euer Eigensinn manches krumm darstellte, was meist gerade und eben war, oder ihr erwähltet selbst einen Seitenweg, wo es Löcher gab, in die ihr nicht gerathen wärt, wenn ihr auf der rechten Straße bliebt. Meine Begebenheiten zeigen, daß ich mehr ebene als rauhe Wege gieng, nur zuweilen traf ich auf Dornen, die mich bis aufs Blut ritzten, wer kennt aber die Abgründe, auf die ich noch stossen konnte, wenn ich nicht in meinen Winkel kroch. Ich kroch aber nicht sowol hinein, um ihnen auszuweichen, als weil das Herz hinein verlangte, und weil vielleicht die Vorsehung selbst mir hineinwinkte und mir Ruhe geben wollte. Ich weiß nicht, wie lange ich diese frohe Ruhe geniessen werde, und ob nicht irgend ein Leiden in der Zukunft auf mich lauert, ich muß es erwarten. Vielleicht ist es bald Abend, es scheint, als ob mein Tagewerk vollbracht sey, meine Kinder sind erzogen und etliche davon versorgt.

Da ich des Pastor Ruprechts Tod erfuhr, ließ ich mir meinen sogenannten Pathen holen, und unterrichtete ihn eine Weile mit meinen übrigen Kindern, ich wollte sehn, ob ein Zweig vom wilden Baum fruchtfähig sey, wenn er in gutes

Erd-

Erdreich verpflanzt würde; darum schickte ich den Knaben, als er noch nicht völlig erwachsen war, meinem Freund und Vater Weis, der hat einen braven guten Jüngling aus ihm gemacht und ich freue mich seiner. So mancher andre Endzweck ist erfüllt. Ich habe meinen Aeltern die Augen zugedrückt, meinen Freunden denken und handeln helfen, wo sie es verlangten, es ist wirklich viel ins Reine gebracht. Meine Gattinn und meine noch übrigen Kinder behalten Brodt zu essen, und es bleibt ihnen auch für unsere bisherigen Gäste, die Kinder der Armuth, übrig, was könnte ich also noch hier verrichten? Doch ich bin noch nicht müde, meine Kräfte sind noch alle da, und mein Wille zu leben, ist tausend mal besser als er in jüngern Jahren war, zuweilen nur kömmt so ein Wunsch, zu erfahren, was ich noch nicht weiß. — Ist also noch ein Stück Arbeit übrig oder mehrere, die ich verrichten soll, gut — so mag Gottes Sonne noch lange jeden Morgen über mir aufgehn, so laßt mich alt werden, ich will denn thun, was ich soll und was ich kann, wenns mir auch nicht immer behagte. Auch im spätesten Alter will ich einst nicht müßig seyn, wenn was zu verrichten mir vorkömmt, ich werd's denn machen wie ein lustiger Tagelöhner, der scherzend und singend sein Geschäft vollbringt, aber doch zuweilen einen sehnlichen Blick nach der Sonne schickt, ob sie nicht bald untergeht.

Ende des dritten und letzten Theils.

Am [illegible] 980 [illegible]
[illegible] Neu Holland [illegible]





